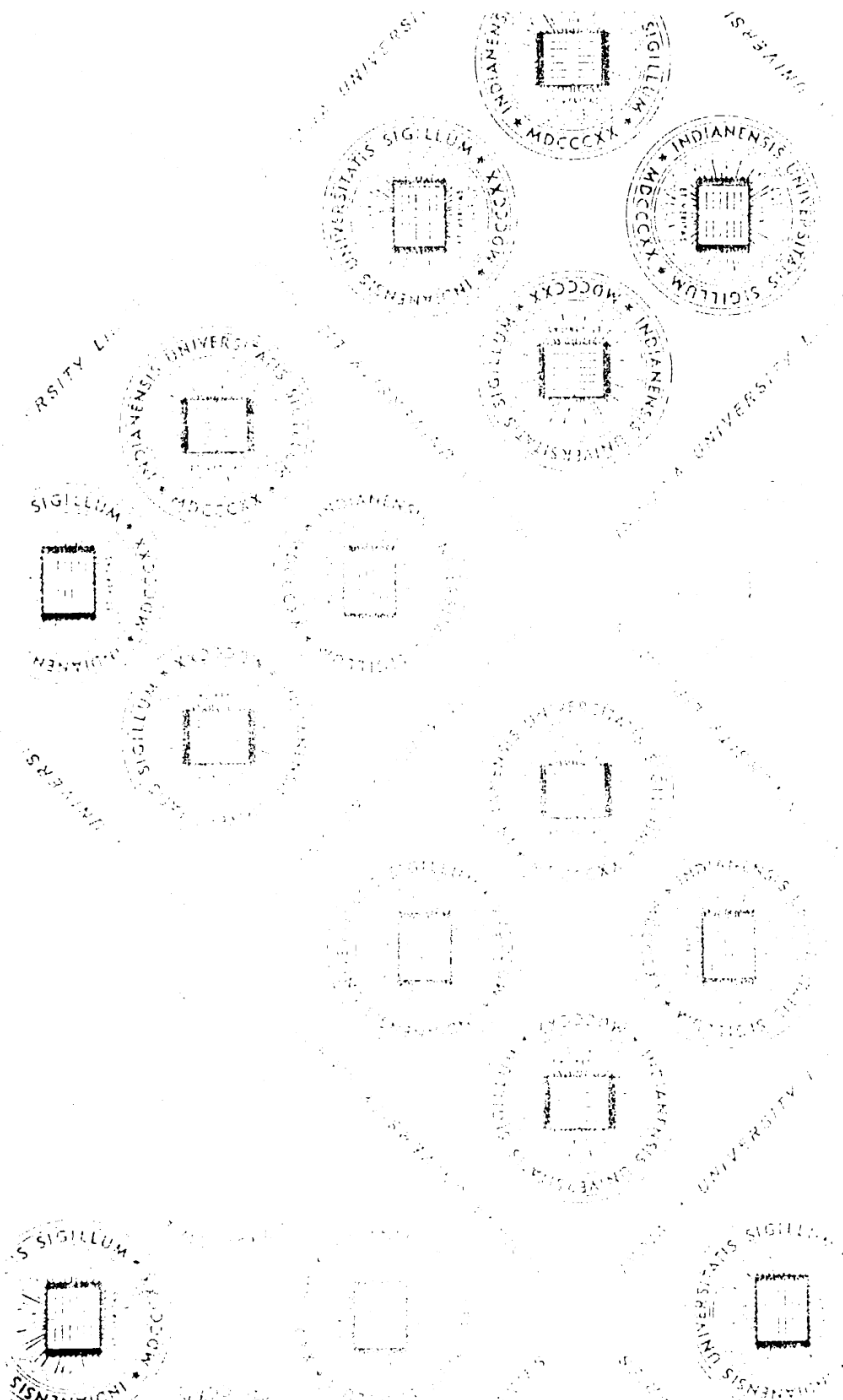





INDIANENSIS UNIVERSITATIS SIGILLUM MDCCCXX

Zeitschrift

für

französische Sprache und Litteratur

begründet von

Dr. G. Kœrting
Professor a. d. Universität z. Kiel

und

Dr. E. Koschwitz
weil. Professor a. d. Univers. z. Königsberg i. Pr.

herausgegeben

von

Dr. D. Behrens,
Professor an der Universität zu Giessen.

Band XXXVIII.

Chemnitz und Leipzig.
Verlag von Wilhelm Gronau.

Zeitschrift

für

französische Sprache und Litteratur

begründet von

Dr. G. Kœrting und **Dr. E. Koschwitz**
Professor a. d. Universität z. Kiel — weil. Professor a. d. Univers. z. Königsberg i. Pr.

herausgegeben

von

Dr. D. Behrens,
Professor an der Universität zu Giessen.

Band XXXVIII.
Abhandlungen.

Chemnitz und Leipzig.
Verlag von Wilhelm Gronau.

INHALT.

Abhandlungen.

Miszellen.

La Lettre à Lamartine von Alfred de Musset.

Analyse und literarische Studie.

Bevor wir in die Analyse des Werkes eintreten, müssen wir einen Blick auf die Zeit werfen, welche der Konzeption jenes Gedichtes vorausging, das als eines der wundervollsten poetischen Denkmäler französischer Literatur zu gelten hat. Es wird sich zunächst darum handeln, die Ereignisse und Stimmungen im Leben Mussets in aller Kürze vor Augen zu führen, die damals ihren Einfluß geltend machten, und die auch unser Gedicht durchklingen.

Die *Lettre à Lamartine* wurde im Februar 1836 geschrieben, das heißt, sie folgte der Dezembernacht und ging der Augustnacht voran. Im April 1834 war Alfred de Musset aus Italien zurückgekehrt. Die unglückselige Leidenschaft für George Sand hatte bei ihm deutliche Spuren an Körper und Seele hinterlassen, aber das Maß seines Kummers war noch nicht voll: *Après avoir souffert, il faut souffrir encore.*[1])

George Sand kam am Ende des Jahres wieder nach Paris, die Beziehungen wurden wieder aufgenommen; aber im Frühling 1835 trat dann der definitive Bruch ein. Diesmal ergriff ihn keine Krankheit wie nach der ersten Trennung, doch war er während der ersten vier Monate des Jahres unfähig, irgend etwas zu arbeiten.[2]) Dann raffte er sich auf und betäubte seinen Schmerz in fast übermenschlicher Anstrengung. Nie in seinem Leben hat Musset so intensiv und so erfolgreich gearbeitet, wie damals. Die *Nuit de mai* ist der Beginn dieser Tätigkeit, die einige Jahre anhielt und die herrlichsten Werke des Dichters erzeugte. Pessimistisch ist natürlich der Grundzug der ganzen Epoche, und die Dezembernacht ist der stärkste Ausdruck jener Stimmung.

Von da an bereitet sich eine Änderung in der Seele Mussets vor. Der Pessimismus verliert allmählich die Herrschaft, ein leises Gottvertrauen dämmert auf, und der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele wird lebendig in ihm. Das vollzieht sich

---

[1]) *Nuit d'août*, *Œuvres* t. II p. 144.
[2]) *Biographie* p. 143.

nicht ohne heftige innere Kämpfe, und die schwankenden Gefühle der *Nuit d'août* sind dafür beredte Zeugen. Neben Versen wie:

Toujours mêmes acteurs et même comédie,
Et, quoi qu'ait inventé l'humaine hypocrisie,
Rien de vrai là-dessous que le squelette humain

finden sich dort die Worte

A qui perd tout, Dieu reste encore,
Dieu là-haut, l'espoir ici-bas.

Warum diese seltsame Wandlung? — Ich glaube, daß Foss[3]) die wahre Ursache gefunden hat, indem er vermutet, daß eine neue Liebe den Dichter beeinflußt habe, und daß der Gegenstand dieser Neigung die Emmeline der Novelle sei. Er bezieht sich dabei besonders auf folgende Verse der Epistel:

J'ai cru pendant longtemps que j'étais las du monde;
J'ai dit, que je niais, croyant avoir douté,
Et j'ai pris, devant moi, pour une nuit profonde
Mon ombre qui passait pleine de vanité.
Poète, je t'écris pour te dire que j'aime,
Qu'un rayon du soleil est tombé jusqu'à moi.

Obgleich diese Annahme der Behauptung Paul de Mussets widerspricht, daß die Liebschaft mit Emmeline schon vor der Abfassung der Epistel an Lamartine zu Ende war,[4]) wird man doch daran festhalten müssen. Zweifellos ist die ungetreue Geliebte der *Nuit de décembre* George Sand. Sie ist nicht Emmeline,[5]) und erst die *Lettre à Lamartine* bezeichnet den Beginn dieser neuen Liebe. Foss argumentiert richtig: Wenn Emmeline die Frau gewesen wäre, welche ihn verriet, wer ließ dann den Sonnenstrahl in das Herz des Unglücklichen fallen? Paul de Musset schweigt. Die „*froide et cruelle amie*" ist dieselbe Person wie die „*orgeilleuse insensée*" der Dezembernacht, d. h. George Sand.[6]) Aber Foss hat meiner Ansicht nach völlig Unrecht, wenn er mit Barine sagt, daß die Gestalt dieser Geliebten, welche ihn zum erstenmal das Gefühl des Schmerzes lehrte, ein Abbild von mehreren Frauen sei.[7]) Das ist Goethes Art, die Züge von drei oder vier Personen der Wirklichkeit in einer poetischen Figur zu vereinigen. Nicht so Musset. Er faßt stets ganz bestimmte Personen, wenn möglich in einer ganz bestimmten Situation ins Auge, umgibt sie mit dem Zauber seiner Poesie und gewinnt dadurch jenen Konflikt von Leben und Träumerei, der ihm immer etwas Romantisches gab, auch nachdem er längst den

---

[3]) Foss, *Die Nuits von Alfred de Musset.* Berliner Beitr. 1902 S. 126.

[4]) Vgl. *Biographie* p. 164.

[5]) Vgl. Foss, p. 112 fg.

[6]) Paul de Musset bestreitet auch das, indem er sagt, daß die, welche sich über den Gegenstand der Dezembernacht getäuscht hätten, demselben Irrtum in bezug auf die *Lettre à Lamartine* verfallen wären.

[7]) Foss, p. 127.

Romantikern entwachsen war. Aber warum auch diese künstliche Konstruktion? Gibt es einen einzigen Zug, der nicht auf George Sand paßt? Nur der Schauplatz hat sich geändert, nicht die Personen. Der Schauplatz ist Paris an Stelle von Venedig, die Personen sind Musset und Sand.

Um noch einmal auf die Gestalt der Emmeline zurückzukommen, so hat schon Foss den Unterschied zwischen ihr und der Frau betont, an die sich der Dichter Zeit seines Lebens mit Schmerz und mit Wehmut erinnerte: Treue und Liebe bei der einen; Untreue, Lüge und Stolz bei der anderen.

Wenn wir den Dichter und sein Werk nach der *Lettre à Lamartine* betrachten, d. h. die Stimmungen der Augustnacht uns vergegenwärtigen, so finden wir das bestätigt. Ich sage d i e Stimmungen, denn ich glaube, es gibt kein Gedicht Mussets, wo so viele Gegensätze sich befehden. Es würde mich zu weit führen, auf dieses Werk noch näher einzugehen. Man muß es lesen und die Analyse von Foss zu Rate ziehen, der auch einen Kommentar gibt.

Fassen wir das Ganze nochmals zusammen. Wir sahen, daß die *Nuit de décembre* der vollkommenste Ausdruck des Pessimismus war, und die *Lettre* der Beginn von Glaube und Hoffnung, die aus einer neuen Liebe flossen. Diese Liebe war schon zu Ende, als die Augustnacht geschrieben wurde. Aber sie hatte ihren Einfluß auf die Poesie zurückgelassen.

Trotzdem kann man nicht sagen, daß in der *Lettre à Lamartine* der Pessimismus fast verwischt sei,[8]) aber es ist charakteristisch, daß über dem ganzen Gedicht etwas schwebt, was den Dichter schließlich zu der Erkenntnis treibt, daß die Seele unsterblich sei, und daß die Tränen einst versiegen.

Die Ausführung der Epistel schritt rasch vorwärts. Wenn einmal die Muse den Dichter geküßt hatte, dann flossen die Verse ihm vom Munde wie die Prosa. Seine Art zu schaffen war dann die, welche er in „*Le Fils de Titien*" geschildert hat. Eine geniale Trägheit hält ihn lange in Banden, dann kommt die poetische Trunkenheit, es wühlt und arbeitet in ihm, und alles wird Poesie. Auf die *Lettre à Lamartine* hatte Musset seinen ganzen Fleiß geworfen. „*L'auteur*," sagt sein Bruder, „*avait mis un soin particulier dans l'exécution de son épître. Il avait voulu qu'elle fût irréprochable.*"[9])

Man fühlt, daß die Verse von außerordentlicher Schönheit sind, aber diese Schönheit ist doch mehr klassisch als romantisch. Die Reime sind vernachlässigt, und das ist charakteristisch für Musset, der sich dadurch in Gegensatz zur romantischen Schule bringen wollte und brachte. „*La ballade à la lune*" war der

---

[8]) Foss, p. 131.

[9]) *Biographie*, p. 167.

erste Angriff gegen — doch das ist zu viel gesagt — das erste Lächeln über Victor Hugo und seine Freunde. Und dieses Lächeln war so leise, so vornehm, daß viele es überhaupt nicht merkten. Einige Zeit später macht er sich lustig über die „*école rimeuse*" in einem Briefe an seinen Onkel Desherbes[10]) und spricht seine eigene Ansicht über Kunst und Künstler aus in einem Brief an seinen Bruder, wo er sagt:

Chacun de nous a dans le ventre un certain son, qu'il peut rendre, comme un violon ou une clarinette. Tous les raisonnements du monde ne pourraient faire sortir du gosier d'un merle la chanson du sansonnet. Ce qu'il faut à l'artiste ou au poète, c'est l'émotion. Quand j'éprouve, en faisant un vers, un certain battement de cœur que je connais, je suis sûr que mon vers est de la meilleure qualité que je puisse pondre.[11])

Ihm kommt es besonders darauf an, daß die Poesie aus der Seele dringe, daß sie erlebt und gefühlt sei, das gilt ihm mehr als reiche Reime von 5 oder 6 Buchstaben.[12]) Diese Verachtung der Form war die Ursache seines Bruches mit Victor Hugo, der, nebenbei bemerkt, Musset niemals ernst genommen hat.[13])

In wenigen Tagen war die Epistel beendet, obgleich der Dichter, nachdem er erst den siebenten Teil fertig hatte, zögerte sie fortzusetzen, „*craignant que la prétention d'intéresser Lamartine par le récit de ses souffrances ne parût trop ambitieuse.*"[14])

Das ist wohl zu glauben, denn wir wissen, daß Alfred de Musset sein Leben lang ein bescheidener Mensch war, und daß zu der Zeit seine Verehrung für Lamartine der eines Kindes zu seinem Vater glich.

Am 1. März 1836 erschien die *Lettre à Lamartine* in der *Revue des deux mondes*, und wir werden sehen, welches die Wirkung auf den Dichter war, an den sie sich richtete.

Analyse.

Die Analyse eines Mussetschen Gedichtes hat häufig etwas Entmutigendes. Die Sprache des Dichters ist oft so einfach, so prosaisch — wenn der Ausdruck in diesem edlen Sinne erlaubt ist —, daß es schwer ist, diese Poesie mit anderen Worten darzulegen, als mit den seinigen. Wie läßt sich anders die wunderbare Stelle der *Nuit de décembre* wiedergeben, welche beginnt:

Ce soir encor je t'ai vu m'apparaître,
C'était par une triste nuit.

---

10) Brief vom Jan. 1830. *Œuvres posth.*, p. 274. *Corresp.* (Séché), p. 23.

11) Brief vom 4. Aug. 1831. *Œuvres posth.*, p. 277. *Corresp.* (Séché), p. 27.

12) Vgl. *Dédicace de la coupe et les lèvres, Œuvres* t. I p. 244.

13) Legouvé: *Soixante ans de souvenirs* t. II p. 384.

14) *Biographie*, p. 165.

L'aile des vents battait à ma fenêtre,
J'étais seul, courbé sur mon lit.
....
....
t. II p. 123.

Es ist unmöglich. Man könnte die Reime vermeiden, die Verse zerstören. Die Worte bleiben immer dieselben. Es ist fast eine Erzählung in Prosa, aber ist sie weniger poetisch als die rhetorischen Verse Victor Hugos? Für Musset hat der Reim nur einen sekundären Wert. Er träumte seine Verse, er reimte sie nicht. Das Charakteristikum aller seiner Poesie ist die Sprache des Herzens. Jeder, der die *Lettre à Lamartine* lesen würde, ohne zuvor etwas anderes von Musset gelesen zu haben, würde erstaunt sein über die Tiefe des Gefühls, mit dem sich ein großer Dichter an seinen Landsmann wendet, dessen Poesie er bewunderte. Er würde zweifellos glauben, daß die Beziehungen zwischen den beiden Dichtern sehr eng gewesen seien, und daß die Freundschaft die Poesie des einen wie des anderen befruchtete. Es wird meine Aufgabe sein zu zeigen, daß das ein Irrtum wäre, da Lamartine leider die wunderbaren Verse Mussets nicht verstand und nicht darauf antwortete. Aber noch eins dürfte bei der Lektüre Staunen und Bewunderung im Leser erwecken. Es fehlt jede Schmeichelei und Lobhudelei. Wenig Kenntnis der Literatur gehört dazu, um zu sehen, daß selbst die größten Dichter aller Nationen nicht frei sind von dem Vorwurf, ihre Adressate häufig in den Himmel gehoben zu haben; oft gerade die, welche es am wenigsten verdienten. Nichts von alledem bei Musset. Was er sagt, ist wahr und gefühlt und kommt vom Herzen. Mehr sagt er nicht.

Im Mittelpunkt der ersten Teile der *Lettre à Lamartine* steht die Gestalt Lord Byrons. Musset stellt sich vor, daß sich der englische Dichter in Ravenna befindet, und daß schon der Gedanke in ihm lebt, teilzunehmen am Freiheitskampf der Griechen. Nur seine Geliebte, die Gräfin Guiccioli, hält ihn noch in Italien zurück. Eines Abends — so ist die poetische Fiktion —, als er in ihrer Wohnung ist, zeigt sie ihm einige Seiten eines Buches, die ihm gewidmet sind. Wenn man diese wenigen Eingangsverse aufmerksam liest, dann könnte man glauben, der Dichter habe die Szene auf einem Gemälde von Delacroix oder Horace Vernet gesehen; so unmittelbar aus dem Motivkreis romantischer Malerei ist sie geschöpft.

Und nun wendet sich Musset an Lamartine, indem er ihn fragt, ob er sich der Zeit erinnere, wo er diese Verse an den edlen Lord geschrieben habe, der sein Vaterland wie ein Geächteter verließ. In seiner Jugend hatte Lamartine diesen kühnen Schritt gewagt. Noch nie hatte er seine Laute erklingen lassen, jetzt hatte sich ihm die Muse wie eine schüchterne Jungfrau genähert.

Kannte er Byron, als er sich erlaubte ihn zu beklagen? Keineswegs. Alles, was er bis dahin von Byron gelesen hatte, waren die poetischen Erzählungen „Lara“, „Der Korsar“ und das Drama „Manfred“. Und dennoch redete er ihn an. Vielleicht hatte er schon damals das Gefühl, daß der Tag nicht fern sei, wo er mit ihm um den Lorbeer stritt, und dieses Gefühl ließ ihn diese Verse schreiben „*dans une seule haleine*, *les yeux pleins de larmes*.“ Wie ein Wesen von Himmel oder Hölle hatten die Dichtungen Byrons seine Seele berührt. Der arme Mensch, sagte er sich, wieviel Schmerzen mag er erduldet haben, bevor er solche verzweifelte Gesänge schrieb. Und er beschloß diesem Unglücklichen Mut zu machen, ihn wieder an die Welt zu ketten. Er erschien ihm nicht zu groß, sein Freund zu sein. Durchdrungen von diesen genialen Poesien, sprangen die Verse von seinen Lippen, „*comme le torrent dans la verte vallée*.“

Hörte aber Byron diese Verse eines Unbekannten? Ahnte er, daß das Echo seines Genies aus Frankreich kam, wo sein beklagenswertes Los einen jungen Dichter schmerzlich bewegte? Musset glaubt, daß er die Verse günstig aufnahm, welche die Gräfin Guiccioli ihm vorlas. Damals war er schon der große Byron und übertönte mit seinem Gesange das Rasseln der Waffen Europas. Die Melancholie war sein Gebiet und „mit seiner Einsamkeit füllte er das Universum.“ Er hatte die englische Gesellschaft gemieden, hatte verzichtet auf eine hohe politische Stellung, und da er den Neid der Menschen verabscheute, sich entschlossen, für eine große und edle Idee zu sterben. Als ihn die Verse Lamartines entzückten, bereitete er sich auf sein letztes Exil vor.

Bis hierher der erste Teil der Epistel. Sie beschreibt, um es nochmals zu wiederholen, die Wirkung der Poesie Byrons auf Lamartine. Dieser verfaßt eine Ode an Byron, die von dem englischen Dichter wohl aufgenommen wird.

Die folgenden Zeilen beschäftigen sich von neuem mit Lamartine. Dem hat die Muse die Unsterblichkeit gegeben, wegen seiner keuschen Liebe, und hat ihm die Stirn mit blühenden Verbenen gekrönt. Musset bittet ihn, seine Gabe zu empfangen, wie der große Byron seine eignen Verse angenommen hätte. Doch seine Bescheidenheit verbietet ihm, mit dem berühmten Dichter in Wettbewerb zu treten:

„*Ce que tu tiens du ciel, nul ne me l'a promis*“, ruft er aus. Etwas zu viel Bescheidenheit beinahe. Hatte nicht Musset soeben die „*Nuit de mai*“ veröffentlicht, die „*Nuit de décembre*“, „*Lorenzaccio*“, die „*Confession d'un enfant du siècle*“? Sollte er wirklich nicht gemerkt haben, daß die „Nächte“ der Poesie Lamartines ebenbürtig waren; er, der so stolz war ein Dichter zu sein? Doch, er wußte es. Der Abgrund, der sie trennte, ist nicht der Unterschied ihres Genies, nur das Schicksal scheidet

sie, das den einen erhoben, den anderen zu Boden geschlagen hat, und zum erstenmal spricht sich der Glaube an Gott aus in der Hoffnung, daß er es ist, der sie zu Freunden machen wird.

In der Tat würde die Freundschaft zwischen den beiden Dichtern der schönste Erfolg der Epistel gewesen sein, nicht nur für Alfred de Musset, sondern für die Welt. Niemals hat Musset geglaubt, daß man die Verse wörtlich nehmen könnte, die er aus reiner Höflichkeit geschrieben hatte:

Et je ne songe point que tu me répondras;
Pour être proposés, ces illustres échanges
Veulent être signés d'un nom que je n'ai pas.

Wir werden sehen, daß die Freundschaft zwischen ihnen nur ein Traum des einen war. Aber der Traum war schön und erzeugte die *Lettre*. Die acht nächsten Alexandriner geben in Kürze den Inhalt der folgenden Partien. Lange Zeit hindurch hat der Dichter geglaubt, daß die Welt ihm nichts mehr bieten könne; ein vollkommener Pessimismus hat ihn ergriffen. Er ist dem Selbstmord nahe, als ein Sonnenstrahl ihn aus seiner Trauer weckt. Er liebt, er hofft, er glaubt an Gott. Und die Tränen, die er in seinem Schmerz vergossen hat, haben ihn an die Jugend Lamartines denken lassen. Wenn niemand ihn verstünde, der Dichter, welcher die schönsten Verse vom Glück der Liebenden gesungen hatte, mußte ihn verstehen. Eines Abends an den Ufern eines Sees hatte Lamartine diesen Gesang verfaßt, den alle jungen Leute auswendig wußten. Besonders die wunderbaren Verse, die die Geliebte des Dichters spricht, hatten die Menschen jener Zeit mit Trauer erfüllt. Jeder hatte diese Schluchzer gelesen; aber jeder, der geliebt hatte, hatte auch genug gelebt, um sie in seiner eignen Brust zu fühlen. Immer läßt eine wahre vergangene Liebe eine Wunde zurück, die sich wohl für einige Zeit schließen kann, die sich aber in dem Augenblick wieder öffnet, wo man daran rührt. Je größer die Liebe war, desto tiefer ist die Wunde.

Nach diesem mehr oder weniger allgemeinen Übergang bereitet Musset den Dichter auf die Geschichte des Leidens vor, das er selbst erduldet hat, und das nicht weniger schwer war als das Unglück Lamartines. In wenigen Worten malt er ihm zunächst das Glück seines Herzens, als seine Arme „das Leben und die Hoffnung wiegten", als er „eingeschlafen war in dem Frieden des Glücks." Wie die Stimme eines Engels klangen ihm die süßen Worte der Geliebten, und es schien ihm, als ob die Zeit den Schlag seines Herzens zum Stillstand zwinge. Aber das Glück war nur ein Traum, zu kurz, um lange darüber zu sprechen. Sein Leiden will er Lamartine berichten, und er erinnert sich eines Abends, wo er vergebens auf die Stimme der Geliebten lauschte. So blieb er allein mit seinem Schmerz, der an ihm nagte und ihn verzehrte, und war erstaunt über die Kraft

der menschlichen Natur, die so viel Qual und Elend zu dulden vermag, ohne vom Unglück vernichtet zu werden. Und es kommt ihm der Zweifel, ob er fähig ist, seine traurige Liebesgeschichte zu erzählen; er fragt sich, ob er es in Versen noch wagen dürfe, nachdem Lamartine seine ergreifende Klage gesungen. Doch die Sprache unglücklicher Liebe ist unerschöpflich, drum hofft er es zu können und gedenkt, die Qual eines Tages zu schildern, wo sich die Narbe seines verwundeten Herzens neu geöffnet hat. Nicht künstliche Gesänge will er schaffen, sondern Tränen und Seufzer sollen der einzige Ausdruck dessen sein, was Gott zu ihm sprach.

Der dritte Teil des Gedichtes, in welchem Musset die Geschichte seiner unglücklichen Liebe erzählt, wird eingeleitet durch einen wundervollen Vergleich. Ein Landmann kehrt am Abend vom Felde an seinen Herd zurück. Frau und Kinder pflegen ihn am Tore zu erwarten, und er freut sich im voraus auf die Stunden, die er im Kreise der Seinigen verbringen kann. Als er in der Nähe seines Hauses ist, bleibt er plötzlich wie angewurzelt stehen. Er glaubt zu träumen. Quer durch die Nacht leuchten die brennenden Überreste seines kleinen Besitztums, welches der Blitz getroffen hat. Seine ganze Ernte ist vernichtet, Hab und Gut zerstört, und seine Kinder eilen halbnackt herbei, um ihm zu sagen, daß ihre geliebte Mutter in den Flammen umgekommen sei. Das Schweigen des Abends umgibt ihn, er hört, was seine Söhne ihm sagen: sein Ruin ist vollständig. Keine Träne fließt über seine Wangen, er umarmt seine Kinder, ohne ein Wort zu sagen. Vom Schicksal zerschmettert setzt er sich auf einen Stein, seine Augen heften sich auf die Trümmer seines Gutes, und gedankenlos starrt er in die düsteren Rauchwolken, die seinem eingeäscherten Hause entsteigen. Die Qual ist zu groß, er verfällt in Wahnsinn.

Ganz ähnlich Musset, als ihn seine Geliebte verraten hatte, als er das bittere Leiden der ersten verlorenen Liebe schmeckte. Allein saß er damals auf dem Eckstein irgend einer verlassenen Straße. Die Nacht umgab ihn, er weinte. Durch nichts war der Ort geeignet ihn zu trösten. In Anspielung auf Lamartine sagt Musset ausdrücklich, daß

Ce n'était pas au bord d'un lac au flot limpide,
Ni sur l'herbe fleurie au penchant des coteaux.

Im zweiten Teil der Arbeit werden wir sehen, worauf sich diese Alexandriner beziehen.

Die nächsten Verse beschreiben einen Karneval, oder besser gesagt, das nächtliche Leben in den Straßen während dieser Zeit. Die Szene ist Paris, die ungeheure Kloake, wie es der Dichter pessimistisch nennt. Man möchte glauben, daß Musset uns einen Karneval in Venedig schildern will, aber ich habe gute Gründe an Paris festzuhalten.

Wir haben den Dichter in irgend einem düsteren Viertel zurückgelassen. Ein regnerischer Himmel bedeckt die Stadt. Es ist schmutzig in den Straßen. Um ihn schreien und singen Männer und Frauen. Alle freuen sich, während e r weint. „Die bleichen Laternen" erscheinen ihm noch trauriger als die Nacht, und ihr Licht verleiht den vom Ball zurückkehrenden Masken das Aussehen von Phantomen. Welches Bild! Die einen, die sich noch nie begegnet sind, vereinigen sich plötzlich bei einem anstößigen Liede, die anderen werden beim ersten Anblick handgemein, schmähen und beschimpfen sich. Niemand kümmert sich um den armen Dichter mit dem zerrissenen Herzen. Die Wagen, welche vor ihm vorbeirollen,[15]) sind mit Fackeln besteckt und vollgestopft von jungen Leuten, die irgend einen gemeinen Refrain johlen. Inmitten dieser betrunkenen Masken sieht er Frauen, Greise und selbst Kinder, die, mit Schmutz bedeckt, die Wirtshäuser verlassen. Nichts fehlt als die Dirnen. Hier und da sieht man sie promenieren, um irgend einen Lüstling zu suchen, der sein Geld auf ihrem unreinen Altar opfert. Dieses ganze Leben hat das Aussehen von einem jener wüsten Abende, welche die Römer in den Schleier eines religiösen Kultus einzuhüllen liebten,

Où des temples secrets la Vénus impudique
Sortait échevelée, une torche à la main.

Was waren die flüchtigen Genüsse einer solchen Nacht! Wieviel keuscher war seine Liebe, aber schreckliche Schmerzen waren ihm davon geblieben. Und überwältigt von der Erinnerung an den verhängnisvollen Tag, wo das geliebte Weib ihn verließ, bricht er in Klagen aus, die wahre Schmerzensschreie sind. Sie, die ihm am Abend geschworen, ihm ewig treu zu sein, hat ihn am Morgen betrogen. Trotzdem liebt er sie. In tiefer Nacht drängt es ihn, seine Wohnung zu verlassen, ziellos irrt er in den Straßen umher, bis er endlich vor ihrem Hause anlangt. Wie ein Toller, blickt er starr nach ihren erleuchteten Fenstern und wartet, daß ihr Schatten da oben vorübergeht, daß der Vorhang sich bewegt.

In der *Confession d'un enfant du siècle* findet sich eine Stelle, die den Versen der *Lettre* genau entspricht: „...... *J'avais écrit à ma maîtresse que je ne voulais plus la revoir; je tenais en effet ma parole, mais je passais les nuits sous ses croisées, assis sur un banc à sa porte; je voyais ses fenêtres éclairées, j'entendais le bruit de son piano; parfois je l'apercevais comme une ombre derrière ses rideaux entr'ouverts.*"[16])

Wilde Verzweiflung erfaßt ihn, er fühlt sein Herz bluten von einer Liebe, die er vergebens zu unterdrücken sucht. Wie

[15]) Vgl. auch *Confession*, *Œuvres* t. VIII p. 275.
[16]) *Œuvres* t. VIII p. 78.

er diese Leute haßt, die sich über sein Leid lustig machen, indem sie ihn an seine glücklichen Tage erinnern! Er ist dieser Welt müde, er kann nicht ohne seine Geliebte leben und will es nicht. Warum sollte er kein Ende machen mit diesem elenden Leben! Und er erhebt den Dolch, er setzt ihn an die Brust, ein einziger Schritt bleibt zu tun. Er tut ihn nicht. Es gibt etwas, was ihn hindert, und was ihm den Stahl aus der Hand nimmt. Eine sanfte Erinnerung lebt in seiner Seele. Die Gesänge Lamartines klingen darin nach. Wenn es erlaubt ist, sich in diesem Falle auf die *Confession* zurückzubeziehen, so erinnert er sich an das „Crucifix",[17]) an das kleine Kreuz von Ebenholz, welches er zwischen den weißen Brüsten Brigittens bemerkt hatte.[18]) Lamartine hatte dasselbe Leiden wie er erduldet. Auch er war während der Nacht quer durch Paris gelaufen ohne ein anderes Ziel, als die Fenster seiner Geliebten zu betrachten; auch er war allein geblieben in dieser Welt, da ihm der Tod die genommen, die ihm vor allem teuer war. Zwischen ihm und seiner Elvire gab es niemals Streit, nicht Eifersucht noch Vorwürfe. Deshalb fragt ihn Musset:

Comprends-tu que l'on parte et qu'on se dise adieu?
Comprends-tu que ce mot la main puisse l'écrire,
Et le cœur le signer, et les lèvres le dire,
Les lèvres, qu'un baiser vient d'unir devant Dieu?

Dann folgt ein wunderbarer Hymnus, der die Tiefe des Gefühls enthüllt, das diese wahre und einzige Liebe des Dichters durchdrang. Es ist ein Lobgesang auf eine Liebe, die immer keusch und rein blieb trotz des Sinnengenusses, weil sie eine Verbindung zweier kongenialer Menschen war, die nicht nur körperlich, sondern auch seelisch ineinander aufgingen. So war die Liebe Lamartines, so war die Liebe Mussets. Offenbar um die Tatsachen zu verschleiern, oder um die poetische Wirkung zu steigern, sagt Musset, daß dieses Band 10 Jahre sie verbunden habe, während in Wahrheit diese Verbindung mit George Sand erst im Jahre 1833 stattfand. Im Jahre 1835 trennten sich die beiden Liebenden definitiv, alle beide erschreckt, daß ihr Glück schon vorüber war.

Nachdem der Dichter so sein persönliches Unglück geschildert hat — mit andern Worten die Enttäuschung, die ihm seine Liebesleidenschaft brachte —, betrachtet er die menschliche Seele im allgemeinen; aber er betrachtet sie in seiner düsteren und traurigen Weise, die seinem Pessimismus entspringt.

Für ihn sind Sterben und Tod nicht das Ende der Qualen der Seele, sie sind der Mittelpunkt davon. Jeden Tag erneuert sich das Elend der Welt. Kaum hat ein Spalt in den Wolken dem

---

[17]) 22. *Meditation* der *Nouvelles Méditations.* Lamartine, *Œuvres compl.* t. III p. 397.

[18]) Vgl. *Œuvres* t. VIII p. 372.

Auge die Sonne gezeigt, als ein schwerer Nebel sie wieder verschleiert. Er strebt, er jauchzt, er hängt an einer kleinen Freude, einen Tag genießt er sein Glück, dann kommt die Nacht und nimmt ihm alles, was ihn vor wenigen Stunden noch entzückte. Die Verzweiflung bemächtigt sich seiner, vielleicht erhebt er sich auch wieder, um sich von neuem zu freudigem Schaffen und Genießen emporzuringen und schließlich in gleicher Weise zu enden. Das ist das „*mourir plus d'une fois*". Und das Resultat dieser dauernden Unterdrückung? — Der Mensch strebt nicht mehr nach dem Besitz eines Wertes, er begnügt sich, ihn zu begehren. Er hört auf zu hoffen, da er überzeugt ist, daß er nie zu seinem Ziele gelangt, oder daß er den Preis seines Strebens in dem Augenblicke verlieren wird, wo er ihn empfängt. Stündlich ändert er seine Meinung. Er schließt sich der Partei irgend jemandes an, ohne sich über seinen Schritt Rechenschaft geben zu können. Jeden Anspruch, in dieser Welt oder in jener glücklich zu sein, hat er begraben, eine ungeheure Leere umgibt ihn, alles, was ihm schön und heilig erschien, ist ausgelöscht und verschwunden. Das ist es, was der Dichter kurz in den Vers zusammenfaßt:

Quel tombeau que le cœur, et quelle solitude!

Nach Musset hat der Mensch die Neigung, sein Leben zu vergeuden, eine Tendenz, der der Dichter selbst nicht immer widerstehen konnte. In diesem Zustand der Trägheit verliert der Mensch die ganze treibende Gewalt seines Lebens. Die Vorstellungen von Begehren, Furcht, Zorn, Unruhe, Langeweile, die die Kraft hätten ihn vorwärts zu bringen, sind ihm ganz entfernte Phantome geworden. Der Ruin von Körper und Seele ist die Folge dieses Zustandes. Um den Tod und um das, was nach dem Tode kommt, sorgt er sich nicht. Ein schwaches und gebrechliches Wesen, das er ist, verursacht ihm jeder Kummer eine unsagbare Pein, die ihm die Qualen des Todes vorempfinden läßt. „*Marchant à la mort, il meurt à chaque pas*", sagt der Dichter.

Wenn ein Mensch, der uns teuer ist, diese Welt verläßt, so sterben wir, wenn wir in einer Hoffnung getäuscht sind, so sterben wir, nichts ist beständig. Man muß eben vergessen, und vergessen ist sterben. Nein, es ist mehr als sterben, es ist „sich selbst überleben." Und Musset spielt auf sein eignes Leiden an, auf die Schmerzen seiner Liebe, indem er sagt, daß „die Seele zum Himmel aufsteigt, wenn man verliert, was man liebt." Was hier unten bleibt, ist ein Körper, erfüllt von Traurigkeit und Verzweiflung, der die Last seines Lebens mit Mühe trägt, um am Ende in das Nichts zu sinken.

Die folgenden Verse bilden den Übergang zu dem letzten Teil des Werkes. Der Dichter beginnt die menschliche Natur in weniger düsteren Farben anzusehen. Er läßt die Frage offen,

ob die Seele von Natur gut oder schlecht sei, aber er sucht den Grund des menschlichen Wesens zu erkennen und findet, daß das Seufzen die wahre Natur des Menschen darstellt. Lamartine ist ihm dafür die Verkörperung. Er vor allem weiß, was es heißt Mensch zu sein. Das süßeste Glück und die tiefsten Schmerzen hat er erfahren und daraus seine Lieder gemacht. Aber hat er jemals an der Weisheit und Güte Gottes gezweifelt, als ihn das Unglück auf die Probe stellte? Nie, Lamartine war treu seinem Glauben, der ihn leiden lehrte ohne die Hoffnung aufzugeben, daß ihm in einem künftigen Leben das Übel vergolten würde, das er im Diesseits gelitten. Die Vorsehung war ihm erhaben über alles. Die *Méditations poétiques* drückten am besten aus, daß Lamartine seine Wurzel in der Religion hatte, und mußte nicht Musset, der diese Sammlung von Gedichten wie wenige andere schätzte, besonders diesen Charakterzug Lamartines verehren, als das Unglück ihn wie diesen auf die Probe stellte! Das drängt ihn, sich zu demselben Gott zu bekennen wie sein großer Landsmann. Er fragt nicht nach seinem Namen: „*Quel qu'il soit, c'est le mien*; *il n'est pas deux croyances*", ruft er in der *Lettre* aus.

Während der Nacht hat der Dichter den Himmel betrachtet, Tausende von Welten sind vor seinen Augen aufgeblitzt und haben ihm die Überzeugung wachgerufen, daß dieser unendliche Raum seinen Schöpfer haben muß, und daß dieser der einzige Herr jener unendlichen Welten ist. Auch noch auf einem anderen Wege ist er zu Gott gekommen, durch einen Blick in seine Seele. In seiner Jugend, d. h. in diesem Falle vor drei Jahren, hatte auch er einen Frühling der Liebe gesehen, hatte auch er versucht glücklich zu sein[19]) und zu lieben, aber er wurde bitter enttäuscht. Diese selbe Erde, wo er sich der Wonne hingeben wollte, trank wie ein gieriges Tier das Blut seines Herzens. Wie viel Liebe hatte er gesät, hatte er etwas anderes als Leiden geerntet?

Und dennoch hat der Himmel auf dieser Erde eine Frucht für ihn reifen lassen: das Gefühl von der Existenz Gottes und von der Unsterblichkeit der Seele, das in seiner Brust schlief, ist erwacht, denn die Engel der Schmerzen haben in seine Seele einen Gesang gegraben, der ihn die Augen gen Himmel richten ließ, und der in dem Verse gipfelt:

„*Ton âme est immortelle, et tes pleurs vont tarir.*"

Literarische Studie.

Um 1830 gab es zwei Salons, wo sich die Hauptvertreter der Romantik versammelten, den von Viktor Hugo und den von Charles Nodier. Die eine der Abendgesellschaften nannte

[19]) *Nuit d'octobre*, *Œuvres* t. II p. 163.

man *Cénacle*, die andere *Arsenal*, nach dem Wohnort Nodiers. Alfred de Musset zählte kaum 18 Jahre, als ihn sein Freund Paul Foucher bei Viktor Hugo einführte, und fast zu derselben Zeit erschien er im Arsenal. Es kann nicht meine Aufgabe sein, mich über die Beziehungen Alfred de Mussets zu der Familie Nodier zu verbreiten. Ich will auch nicht von der Neigung sprechen, welche den Dichter zu der Tochter des Hauses zog und sie zu ihm. Wenn man sich die glänzende literarische Gesellschaft vorstellen will, welche sich bei Nodier versammelte, so muß man Mussets ausgezeichnete Verse der *Réponse à Nodier* lesen.

Man findet dort alle die Genies der *grande boutique romantique*, die soeben die Regeln der Klassiker gebrochen hatten. Viktor Hugo ist an der Spitze. Aber einer der wichtigsten findet sich dort nicht, das ist Alphonse de Lamartine. Es ist wahr, daß Lamartine sich außerhalb der neuen Schule zu halten liebte, obgleich der Erfolg der *Méditations poétiques* den Verfasser zum Führer der literarischen Bewegung hätte machen können. Doch war er der Freund Nodiers[20]), und Musset würde sicher seiner gedacht haben, wenn er im Jahre 1843 nicht guten Grund gehabt hätte, ihn nicht aufzuführen. Die Beziehungen zwischen den beiden Dichtern werden es uns verstehen lehren. Es war also im Jahre 1828, als der junge Alfred de Musset sein Talent als Tänzer zum erstenmal im Salon Nodiers zeigte, wo man nicht weniger gut zu tanzen als zu reimen wußte.[21]) Er war noch kein Dichter, aber er hatte seine ersten poetischen Versuche gemacht,[22]) und die Genies des Arsenals hatten sie gut aufgenommen. Damals schon machte er die flüchtige Bekanntschaft Lamartines, der in jener Zeit wie wenige Dichter gefeiert wurde, denn den Meditationen waren die „*Nouvelles Méditations*“, „*La Mort de Socrate*“, „*Le chant du sacre*“ etc. gefolgt. Konnte nun Lamartine, der große Dichter, von seiner Höhe den Knaben bemerken, der stumm und bescheiden auf jedes Wort lauschte, das er sprach? Doch, Lamartine gewahrte wie jedermann die hohe Gestalt und das edle Gesicht des jungen Mannes, der einer der schönsten von Paris war. Er erzählt uns den Eindruck, den er von ihm hatte, in seinem „*Cours familier de littérature* von 1857, indem er sagt:

Nous l'aperçûmes à cette époque une ou deux fois nonchalamment étendu dans l'ombre, le coude sur un coussin, la tête sup-

---

20) Vgl. Lamartine, *Cours fam. de litt.* t. III p. 439 und *Œuvres compl.* t. III p. 158.

21) Vgl. Alex. Dumas, *Mémoires cinquième série*, p. 116—130. . . . . . *deux heures étaient invariablement consacrées — de huit à dix heures — à la causerie, de dix heures à une heure du matin on dansait* . . . . Vgl. auch Werner, *Kleine Beiträge zur Würdigung Alfred de Mussets*, p. 131.

22) Das erste Gedicht Alfred de Mussets, betitelt „*Un Rêve*“, wurde am 31. Aug. 1828 im „*Provincial*“ zu Dijon veröffentlicht.

portée par sa main sur un divan du salon obsur de Nodier. C'était un beau jeune homme aux cheveux huilés et flottants sur le cou, le visage régulièrement encadré dans un ovale un peu allongé et déjà aussi un peu pâli par les insomnies de la muse. Un front distrait plutôt que pensif, des yeux rêveurs plutôt qu'éclatants (deux étoiles plutôt que deux flammes), une bouche très-fine, indécise entre le sourire et la tristesse, une taille élevée et souple qui semblait porter, en fléchissant déjà le poids encore si leger de sa jeunesse; un silence modeste et habituel au milieu du tumulte confus d'une société jaseuse de femmes et de poëtes complétaient sa figure."[23])

Die Jahre vergingen. Lamartine veröffentlichte seine *Harmonies religieuses*, die Alfred de Vigny zu Tränen rührten[24]) und Musset den Ausruf entlockten: „*Tout cela ne vaut pas Faublas.*"[25])

Dann begann der Verfasser der *Méditations* und der *Harmonies* sich mit Politik zu beschäftigen. Er verfaßte seine erste derartige Schrift[26]) und machte seine Reise nach dem Orient. Die Verse Victor Hugos, de Vignys, der beiden Deschamps waren seine Lektüre,[27]) aber er hatte weder Zeit noch Lust, einige Zeilen von dem jungen Mann zu lesen, der ihn bei Nodier so ehrfurchtsvoll betrachtet hatte. Was hatte sich seit dieser Zeit zugetragen? Alfred de Musset war Dichter geworden, er war berühmt. Dennoch hatte er immer seine Zuneigung für Alphonse de Lamartine bewahrt, denn man darf auf keinen Fall diese Kritik der Harmonien ernst nehmen, welche nur ein in der Unterhaltung entschlüpfter Scherz war.

Aber es gibt noch einen schwereren Irrtum. Überall, wo man von *La coupe et les lèvres* spricht, ausgenommen bei Sainte-Beuve, begegnet man dem Vorwurf, daß Musset eine Anklage gegen Lamartine geschleudert habe in den Versen:

Moi, je hais les pleurards, les rêveurs à nacelles,
Les amants de la nuit, des lacs, des cascatelles.

---

[23]) *Cours fam. de litt. Entretien* 18. t. III p. 440/41.

[24]) Alfred de Vigny schreibt in seinem *Journal d'un poète* von 1832: *Je n'ai jamais lu deux Harmonies ou Méditations de Lamartine sans sentir des larmes dans mes yeux. Quand je lis tout haut, les larmes coulent sur ma joue. — Heureux quand je vois d'autres yeux plus humides encore que les miens! Larmes saintes! larmes bien heureuses d'adoration, d'admiration et d'amour. Œuvres* t. VIII p. 66.

[25]) Der berühmte Roman der „*Amours du chevalier de Faublas*" par Louvey de Couvray erschien in 19 Teilen von 1787 bis 1790. Die schlechten Sitten des 18. Jahrh. bilden den Hintergrund der Dichtung, deren Held Faublas ist. Dieser ist ein hübscher Bursche von 16 Jahren, geistreich, galant, kühn, liebt aber drei Frauen zu gleicher Zeit. Schier endlos ist die Zahl der daraus entstehenden Verwicklungen, bis schließlich alles gut endet durch die Heirat Faublas' mit einem jungen Mädchen, das die Vertreterin der reinen und keuschen Liebe ist.

[26]) *La politique rationelle* vom Jahre 1831.

[27]) Lamartine, *Cours fam. de litt. Entretien* 19 t. IV p. 61/62.

Ich glaube, man tut unrecht ihn zu tadeln. Man hat die Verse aus ihrem Zusammenhang gerissen. Wenn man weiter gelesen hätte, so würde man gesehen haben, daß der Dichter fortfährt:

Cette engeance sans nom, qui ne peut faire un pas,
Sans s'inonder de vers, de pleurs et d'agendas.
La nature, sans doute, est comme on veut la prendre,
Mais eux, certainement, je ne les comprends pas.[28])

Nicht Lamartine greift er an, sondern die „*engeance sans nom*", die schlechten Nachahmer. Die *Méditations poétiques* riefen, wie jedes erfolgreiche Buch, zahlreiche Plagiate hervor, die nichts mit Lamartine gemein hatten, es sei denn das, was von ihm gestohlen war.

Lamartines Poesie war Musset heilig. Mit stets wachsender Begeisterung las er immer wieder die *Méditations poétiques*, und diese Lektüre machte ihm solche Freude, daß er beschloß, eine Epistel an den Dichter zu richten, dem er so hohen Genuß verdankte. So schrieb er die wunderbaren Alexandriner, die in der Tat zu dem schönsten gehören, was er geschaffen hat. Als sein Bruder die Biographie des Dichters verfaßte, hatte er ein Recht zu sagen: *Je renoncerais à écrire la vie de mon frère, s'il m'était interdit de jeter un peu de lumière sur les plus belles pages de ses poésies, où je retrouve à chaque mot les plus purs battements de son coeur.*"[29])

Ja, man hört das Schlagen seines Herzens. Jede Zeile atmet Leben, man sieht in die innerste Seele des Dichters, man sieht seine Freuden und seine Leiden, seine Verzweiflung und seine Hoffnung, und zum ersten Male durchbricht er seine religiösen Zweifel, indem er an die Unsterblichkeit der Seele glaubt.

Als das Gedicht in der *Revue des deux mondes* erschien, wo der Dichter schon zwei seiner reifsten Werke, die *Nuit de mai* und die *Nuit de décembre* veröffentlicht hatte, war ganz Paris entzückt. Lamartine allein entschuldigt sich, nichts von alledem gemerkt zu haben,[30]) er, an den die Lettre gerichtet war. Ist das möglich? Man würde es nicht glauben, selbst wenn wir keine gegenteiligen Beweise hätten. Lamartine sagt richtig, daß er damals oft gereist sei, aber zu der Zeit, wo die Epistel erschien, war er in Paris. Die Briefe vom Januar bis Juni (1836) beweisen, daß er während der ersten Hälfte des Jahres dort weilte. Eine andere Entschuldigung Lamartines ist nicht weniger zu bestreiten. Er verteidigt sich damit, daß er politisch stark beschäftigt gewesen sei, jedoch widerspricht dem der Briefwechsel jener Tage. Ich betrachte einen Brief an seinen Freund, den Grafen von Fontenay, französischer Gesandter in Stuttgart, und finde folgende Stelle:

---

[28]) *Œuvres* t. I p. 243.
[29]) *Biographie*, p. 169.
[30]) *Cours fam. de litt. Entretien* 19 t. IV p. 61.

„....... *En politique nous ne faisons rien et nous n'avons rien à faire, tout va tout seul et merveilleusement bien.*“[31])

Und einige Tage vorher schreibt er:

..... *Je m'ennuie de cette Chambre où tous les partis font honte et se prostituent à qui mieux mieux. Tous mes amis sont déjà partis. Je suis seul sur mon banc.*[32])

In der 18. Unterhaltung des „*Cours familier de littérature*“ erzählt Lamartine, daß er nach diesem Abend im Arsenal Alfred de Musset nicht begegnet sei bis zu dessen Aufnahme in die Akademie im Jahre 1852, aber wir wissen durch den Bruder des Dichters, daß selbst nach der Komposition der *Lettre* noch Beziehungen zwischen ihm und Lamartine bestanden. Was die Innigkeit dieses Verhältnisses betrifft, so dürfen wir wohl Léon Séché beistimmen, welcher sagt:

„*Que ces rapports aient été plus ou moins éspacés et n'aient eu aucun caractère intime, cela n'aurait rien d'étonnant, étant donné que Lamartine avait vingt ans de plus que l'auteur de Rolla; mais il est certain, qu'ils se connaissaient pour s'être rencontrés à l'Arsenal d'abord, chez Victor Hugo ensuite, et même un peu plus tard dans le propre salon du poète des Harmonies, précisément à l'occasion de la Lettre, objet de toute cette glose.*[33])

Und es geschah in Lamartines eigenem Hause, daß dieser dem Dichter der *Lettre* das Versprechen gab, auf das geniale Werk antworten zu wollen. Aber er vergaß die Epistel, den Dichter und auch die Antwort.

Alfred de Musset grämte sich tief, als er sah, daß die Verse, die er mit seinem Herzblut geschrieben hatte, kein Echo fanden; aber er erboste sich nicht, er blieb immer der bescheidene junge Mann trotz seiner Erfolge. Immer hegte er dieselbe Verehrung für Lamartine, sei es, daß er seine Verse las, sei es, daß er das Pastel der Poesie von Carlo Dolci betrachtete, das er wegen der Ähnlichkeit mit den Zügen Lamartines gekauft hatte. Er liebte seinen Lamartine, obgleich dieser niemals völlig den Eindruck überwand, den er durch die Ballade an den Mond und die leichten Schöpfungen der ersten Sammlung von vornherein von der Dichtung Mussets gewonnen hatte. Wenn man sieht, daß Lamartine im Begriff war seine Harmonien zu veröffentlichen, als Musset in die Literatur eintrat, so wird man verstehen können, daß er nicht von einem Werke angezogen wurde, dessen Poesie gänzlich verschieden war von der seinigen. Wenn man aber sagen muß, daß ein Lamartine nicht von den *Nuits*, von der *Lettre* etc. ergriffen wurde, so kann man im günstigsten Falle den Kopf schütteln. Im Jahre 1857 erzählte Lamartine eine lange Geschichte, daß er ein einziges Mal ein Gedicht von Alfred de Musset zu Ende

[31]) *Corresp.* t. V p. 142, Brief vom 22. März 1836.
[32]) *Corresp.* t. V p. 139, Brief vom 18. März 1836.
[33]) Léon Séché, *Alfred de Musset*, t. I p. 267.

gelesen hätte, weil es politisch gewesen wäre, und weil er selbst eine patriotische Ode über denselben Gegenstand gesungen hätte. Er sagt, daß er durch diese Lektüre außerordentlich abgestoßen worden wäre. Jenes Lied Mussets war „*Le Rhin allemand*," der auf das Lied von Becker antwortete: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien, deutschen Rhein". Lamartine schrieb als Antwort auf die Strophen des Deutschen die „*Marseillaise de la paix*". „*Quelques années après*" .... fährt Lamartine fort, „*un petit berger qui me cherchait dans les bois, pour m'apporter le courrier de Paris, me remit dans la main un numéro de Revue littéraire. Ce numéro contenait l'épître de Musset à Lamartine. Je la lus non-seulement avec ravissement, mais avec tendresse; je pris un crayon dans ma poche, j'écrivis, sans quitter l'ombre du chêne, les premiers vers de la réponse que je comptais adresser à cet aimable et sensible interlocuteur.*"[34])

Die Verwirrung ist vollständig, wenn man sich folgender Tatsachen erinnert. Die *Lettre à Lamartine* wurde im Jahre 1836 geschrieben, *Le Rhin allemand* ist von 1841, und die Verse Lamartines an Musset sind vom Jahre 1840.

Natürlich gibt es verschiedene Möglichkeiten, diesen Irrtum zu berichtigen. Ich glaube mich der Wahrheit zu nähern, wenn ich vermute, daß Lamartine schon im Jahre 1836 eine Antwort begonnen hatte, daß er jedoch durch irgend welchen unvorhergesehenen Umstand an der Fortsetzung gehindert wurde. Er legte diese Verse in sein Schreibpult, um sie am nächsten Tage zu vollenden. Sie wurden aber vergessen. Fünf oder sechs Jahre später, als Lamartine den *Rhin allemand* von Alfred de Musset gelesen hatte, der ihm mißfiel, öffnete er eines Tages sein Pult und las den Anfang der Antwort. Da er indessen noch mißgestimmt war, durch den Verdruß dieser Lektüre, legte er sie beiseite und vollendete sie nie. Im Jahre 1850 veröffentlichte Lamartine dieses Fragment einer Meditation. Das scheint mir die einfachste Interpretation zu sein, denn man braucht nicht mit Séché anzunehmen, daß Lamartine den *Rhin allemand* mit irgend einer Kleinigkeit der *Contes d'Espagne et d'Italie* verwechselt habe.[35]) Wie dem auch sei, die Tatsache steht fest, daß etwa 15 Jahre verflossen, ohne daß der Dichter der *Lettre* eine Antwort auf dieses prächtige Werk und dieses freimütige Bekenntnis erhalten hätte. Und welcher Art war die Antwort, als sie dann wirklich eintraf? Sie war unwürdig Lamartines ebenso wie Mussets. Er, der seine Seele vor seinem berühmten Landsmann ausgebreitet hatte, hatte weder Vorwürfe noch die Behandlung eines Kindes verdient. Der Sänger des Leidens (*chantre de la souffrance*) hatte den Dichter, der am meisten

---

[34]) Lamartine, *Cours fam. de litt. Entretien* 19 t. IV p. 66.
[35]) Vgl. Léon Séché, *Alfred de Musset*, t. I p. 266.

litt, überhaupt nicht verstanden. Natürlich war Alfred de Musset grausam enttäuscht, denn niemals hatte er erwartet, daß man sich an ihn und seine großen Schmerzen mit solchen Worten wenden könne:

Enfant aux blonds cheveux, jeune homme au cœur de cire,
Dont la lèvre a le pli des larmes ou du rire,
Selon que la beauté qui règne sur tes yeux
Eut un regard hier sévère ou gracieux;
Poétique jouet de molle poésie,
Qui prends pour passion ta vague fantaisie,
Bulle d'air coloré dans une bulle d'eau
Que l'enfant fait jaillir du bout d'un chalumeau,
Que la beauté rieuse avec sa folle haleine
Élève vers le ciel, y suspend, y promène,
Pour y voir un moment son image flotter,
Et qui, lorsqu'en vapeur elle vient d'éclater,
Ne sait pas si cette eau, dont elle est arrosée,
Est le sang de ton cœur ou l'eau de la rosée.[36])

Und weiter unten die Stelle, die selbst einen Menschen beleidigen mußte, der weniger von dem heiligen Berufe des Dichters überzeugt war, als Musset:

Honte à qui croit ainsi jouer avec sa lyre,
La vie est un mystère, et non pas un délire.[37])

Im Grunde des Herzens verwundet und voll Bitterkeit, schreibt Musset einige Zeit später im *Sonnet au lecteur* den Vers:

„*Lamartine vieilli, qui me traite en enfant*“

und fährt in der ersten Version des Gedichtes mit den Strophen fort, die Léon Séché mitteilt:

„*Honte à qui croit, dit-il, jouer avec sa lyre!*
Honte, dis-je, à qui joue en toute occasion
Avec sa conscience et son opinion!“

J'ai fait mon chant du sacre et n'ai plus rien à dire.
S'il faut changer d'avis, s'il faut rayer un nom,
J'aime encor mieux flotter de Ninette à Ninon.[38])

Verglichen mit dieser Version, ist die Stelle des gedruckten Sonetts sehr abgeschwächt, und die persönliche Satire gegen Lamartine ist ganz verblaßt. Das ist nicht schwer zu begreifen. Musset bereute am Morgen die Verse, die er am Abend gegen seinen Lieblingsdichter geschrieben hatte.

Doch auch Lamartine erinnerte sich noch einmal vor 1857 an den, welcher die *Lettre à Lamartine* geschrieben hatte. Als Alfred de Musset sich im Jahre 1850 um einen Sitz in der Akademie

---

[36]) Lamartine, *Œuvres compl.* t. III p. 441.
[37]) *ibid.* p. 442.
[38]) Léon Séché, *Alfred de Musset*, t. I p. 266 n.

bewarb, war Lamartine einer von den wenigen, die ihre Stimme für ihn abgaben.[39]) Die Wahl fand indessen erst im Jahre 1852 statt.

Seit dieser Zeit sahen sich die beiden Dichter öfters, allein sie wechselten nur wenige unbedeutende Worte. Lamartine bemerkte aber „*la même figure, mais allanguie par la souffrance et un peu assombrie par les années; elles comptent doubles pour les hommes de plaisir. Le trait marquant de cette physionomie alors était la bonté: on se sentait porté à l'aimer involontairement. S'il avait eu quelques défaillances de nerfs et non de cœur, elles n'avaient jamais fait tort qu'à lui-même. Il était innocent de tout ce qui diffame une vie; il n'avait pas besoin de pardon, il n'avait besoin que d'amitié; on aurait été heureux de la lui offrir. Voilà le sentiment que sa physionomie inspirait.*“[40])

Hätte doch der Dichter der *Méditations* ihm diese Freundschaft angeboten, die er mehr brauchte als Verzeihung. Musset verlangte ja kein großes Opfer! Kam er doch heiter und fröhlich nach Hause, als er einst Lamartine die Hand gedrückt hatte.[41]) Leider hielt Lamartine diese Hand nicht fest, die Musset ihm entgegenstreckte. Als Lamartine im Jahre 1857 seinen *Cours familier de littérature* veröffentlichte, behandelte das Ende des dritten Bandes Alfred de Musset; aber der Autor war immer bei seinem ersten Eindruck stehen geblieben, obgleich er damals die *Lettre*, die *Stances à la Malibran* und einige andere Werke des Dichters gelesen hatte. Er tut dort seinem unglücklichen Zeitgenossen bitter Unrecht, indem er ihn auf das gleiche Niveau mit Saint-Evremond stellt, indem er ihm vorwirft, daß er sein Genie gemißbraucht habe, um sich zu bereichern, und indem er sich beklagt, daß Musset weder Religion noch Patriotismus gehabt habe. Das sind lauter Eindrücke, die aus den ersten Veröffentlichungen des Dichters stammen. Er hatte nicht gemerkt, daß der Musset, der aus Italien zurückkam, nicht derselbe war, der Frankreich im Jahre 1834 verließ, daß George Sand einen Mann aus dem Kinde gemacht hatte.[42]) Deshalb verteidigte Paul de Musset seinen Bruder, indem er an den Verfasser einen Brief schrieb, dessen Ton nicht weniger höflich als entschieden war. Lamartine sah bald, daß er ungerecht gegen Alfred de Musset gewesen war. Er widmete ihm eine andere *Entretien*, die den Tadel der vorhergehenden gut zu machen suchte. Man fühlt, daß Lamartine endlich von dieser Poesie ergriffen wurde, weil

[39]) Außer Lamartine nennt Léon Séché nur 4 Namen: Victor Hugo, Alfred de Vigny, Empis und Victor Cousin. (*Alfr. de Musset* t. I p. 77 n.)

[40]) Lamartine, *Cours fam. de litt. Entretien* 18 t. III p. 441.

[41]) Brief Paul de Mussets an Lamartine, veröffentlicht von Madame Marbellet in ihren *Souvenirs*; nach Séché.

[42]) Brief Mussets an George Sand vom 30. April 1834. *Corresp.* (Decori) p. 65. *Corresp.* (Séché) p. 57. Vgl. auch *Corresp.* (Decori) p. 168.

er sie zum erstenmal ohne das Vorurteil gelesen hatte, daß es nur Spielereien wären. Derselbe Dichter, der soeben die Poesie der Sinne getadelt hatte, fand plötzlich, daß diese Poesie eine Dichtung des Herzens sei und hatte nicht Worte genug, um die tiefen Eindrücke wiederzugeben, die er davon empfangen hatte. Voll Zerknirschung ruft er aus:

„*Ah, que je me reproche cruellement aujourd'hui de n'avoir pas connu le cœur d'où coulaient de pareils vers, moi vivant! Je ne les lis qu'aujourd'hui, et le cœur d'où ils ont coulé ne bat plus. Il est trop tard pour l'aimer. Mais il n'est pas trop tard pour s'extasier de regret et d'admiration devant ces chefs-d'œuvre.*"[43])

Und weiter unten bittet er ihn um Verzeihung für das Unrecht, das er ihm zugefügt hat:

„*O Musset! pardonne-moi du sein de ton Élysée actuel! Je ne t'avais pas lu alors. Ah! si je t'avais lu, je t'aurais adressé la parole, je t'aurais touché la main, je t'aurais demandé ton amitié, je me serais attaché à toi par cette chaîne sympathique qui relie entre elles les sensibilités isolées et maladives, pour lesquelles la température d'ici-bas est trop froide, et qui ne peuvent vivre que de l'air tiède de l'idéal, de la poésie et de l'amour, cette poésie du cœur!*"[44])

Leider kam dies Bedauern zu spät, denn der Tod hatte den hinweggerafft, dem es galt. Wieviel schöne Früchte hätte die Freundschaft zwischen den beiden Dichtern zeitigen können, wenn Lamartine sogleich auf die Epistel geantwortet und sich dem Dichter genähert hätte, der ihm sein verwundetes Herz enthüllt und seine Hilfe gesucht hatte.

* * *

Lorsque le grand Byron ....

Am 25. April 1816 verließ Byron sein Vaterland für immer. In Italien hoffte er seine Qualen zu vergessen. Nachdem er das Schlachtfeld von Waterloo besucht und sich einige Zeit am Genfer See aufgehalten hatte, kam er im November in Venedig an. Sein ausschweifendes Leben in dieser Stadt schien ihn einem sicheren Untergang entgegenzutreiben. Damals war sein rettender Engel die Gräfin Guiccioli, die Tochter des Grafen Gamba von Ravenna. Im Alter von 17 Jahren verließ sie die klösterliche Erziehung und vermählte sich mit dem Grafen Guiccioli, einem zwar alten aber außerordentlich reichen Grundbesitzer. Im Herbst 1818, drei Tage nach ihrer Verheiratung, sah sie zum ersten Male flüchtig Lord Byron bei der Gräfin Abrizzi, die einen literarischen Salon unterhielt, und von der Byron sagte, daß sie die Frau von Staël Venedigs wäre.[45]) Diesmal machten sie jedoch noch keine Bekanntschaft. Das geschah erst im

---

[43]) Lamartine, *Cours fam. de litt. Entretien* 19 t. IV p. 54.

[44]) ibid. p. 75.

[45]) Brief an Th. Moore vom 24. Dez. 1816. *Letters and Journals*, t. IV p. 29.

folgenden Jahre in einer Gesellschaft bei der Gräfin Benzoni, die in Bezug auf die Literatur eine Rivalin der Gräfin Abrizzi war. Seit dem ersten Tage wurde Therese Guiccioli von einer Leidenschaft für Byron ergriffen, die fortan das wichtigste Ereignis ihres Lebens bleiben sollte, die einzige Triebfeder ihrer Handlungen.

Und welcher Zufall! Ihre erste Begegnung fand mit demselben Widerwillen ihrerseits statt, wie die von George Sand und Musset vierzehn Jahre später. Therese, die infolge der vielen Abendgesellschaften in Venedig sehr abgespannt war, hatte sich zu dieser Soirée nur ihres Gatten wegen begeben. Lord Byron wich seit langem jeder neuen Bekanntschaft aus, um alle Verbindungen zu vermeiden, die ihm Verpflichtungen auferlegten. Deshalb wollte er auch Theresa Guiccioli nicht vorgestellt sein. Als ihn jedoch die Gräfin Benzoni persönlich darum bat, gab er aus Höflichkeit nach.

Die junge Italienerin bewunderte besonders sein bleiches, edles und schönes Gesicht, den Klang seiner Stimme — Byron sprach sehr gut italienisch und rühmt sich dessen oft —, sein feines Benehmen und die tausend kleinen Züge, die alle Welt entzückten, und die ihn allen Menschen überlegen machten, welche sie bis dahin kennen gelernt hatte.

Lord Byron war entzückt von ihrer Jugend und ihrer Schönheit, denn sie hatte blaue Augen und blonde Haare, für eine Italienerin eine außerordentliche Seltenheit. In der Literatur ihres Landes und der Frankreichs war sie wohl bewandert, und in dieser Hinsicht hat sie großen Einfluß auf ihren Geliebten ausgeübt. Doch was ihn am meisten entzückte, war das Feuer ihrer Liebe, die ihre erste war. Leider war Byron zu oft enttäuscht worden, um das Gefühl ebenso rein und tief zu erwidern, aber seine Liebe zu ihr war aufrichtig. Man hat kein Recht, sie in Parallele zu setzen mit einer Neigung, die ihn zu Marianne Segati und Margarita Cogni zog, denn die Wirkung auf den Menschen wie auf den Dichter war eine ganz andere. Theresa selbst führte von nun an eine Art Doppelehe, lebte aber weniger mit ihrem Gatten als mit Byron, der seit Anfang 1820 sogar in dem Palast des Grafen Guiccioli wohnte. Allmählich wurde ihr aber das Verhältnis zu ihrem Gatten unleidlich. Sie fürchtete außerdem für das Leben ihres Geliebten und wünschte sehnlichst eine Trennung von dem Grafen. Erst im Sommer erlangte sie die Einwilligung des Papstes unter der Bedingung, daß sie in Zukunft bei ihrem Vater lebe, wenn sie nicht in ein Kloster eingeschlossen werden wollte. Sie blieb daher zunächst auf einer Besitzung ihres Vaters in der Nähe von Ravenna, wo Byron sie mehrmals im Monat besuchte, kehrte aber nach einiger Zeit in das Haus ihres Vaters in Ravenna zurück. Fast alle Abende verbrachte Byron bei ihr;

man las, musizierte und sang und Alfred de Musset hatte zweifellos einen dieser Abende im Sinne, als er die Verse schrieb:

Comme il était assis aux pieds de sa maîtresse,
Pâle, et déjà tourné du côté de la Grèce;
Celle qu'il appelait alors sa Guiccioli
Ouvrit un soir un livre où l'on parlait de lui.

Das Buch, wo man von ihm sprach, waren die *Méditations poétiques* und zwar im 2. Gedicht, betitelt „*L'homme*".

Aber was bedeutet der Vers:

Pâle, et déjà tourné du côté de la Grèce?

Das unglückliche Ende der Bewegung der Carbonari, die sich zur Befreiung Italiens vom Joche der Österreicher vereinigt hatten, ist genügend bekannt. Der englische Dichter war einer der Führer. In den Briefen dieser Zeit zeigt er einen glühenden Haß gegen „die Hunnen",[46]) die die ganze Bewegung unterdrückten, bevor sie eigentlich begonnen hatte. Der Plan der Italiener war gescheitert. Das alte Régime wurde wieder hergestellt. Byron, der Heldenruhm oder Heldentod im Kampfe für die Freiheit zu finden gehofft hatte, war entmutigt.

Seit einiger Zeit hatte er sich lebhaft für den griechischen Freiheitskampf interessiert, der im März 1821 durch die Proklamation Alexander Hypsilantes' ausgebrochen war.[47]) Byron selbst erwähnt den Aufstand der Griechen zum erstenmal in einem Brief an Thomas Moore vom 4. Juni 1821, aber ohne in ihre Angelegenheiten einzutreten. Er schreibt:

„. . . . *The Greeks! what think you? They are my old acquaintances — but what to think J know not. Let us hope howsomever.*"

Es ist richtig, wir hören hier noch nichts von einem Plan, an der Erhebung der Griechen teilnehmen zu wollen, aber es ist wohl glaublich, daß er die Frage mit dem Bruder seiner Geliebten, dem jungen Pietro Gamba, besprach, der sich mit glühendem Eifer dem Freiheitsgedanken hingegeben hatte. Die Absicht, sich nach Griechenland einzuschiffen, spricht Byron zuerst einige Monate später in einem Brief an Thomas Moore aus:

„*It is awful work, this love*", sagt er, „*and prevents all a man's projects of good or glory. I wanted to go to Greece lately (as everything seems up here) with her brother, who is a very fine, brave fellow (I have seen him put to the proof), and wild about liberty. But the tears of a woman who has left her husband for a man, and the weakness of one's own heart, are paramount to these projects, and I can hardly indulge them. . . .*"[48])

Der Brief ist vom 19. September 1821, der vorhergehende war vom 4. Juni. Zwischen diesen beiden Daten wurden die Häupter der Bewegung der Carbonari verbannt, unter ihnen die

[46]) Die Österreicher.
[47]) *Letters and Journals*, vol. V p. 306 Anm.
[48]) *ibid.* vol. V p. 365. Brief vom 19. Sept. 1821.

Grafen Gamba (am 23. Juli 1821). Die Gräfin mußte ihrem Vater folgen.

Wenn wir nach dieser Auseinandersetzung ein Datum festzulegen versuchen, an welchem sich Alfred de Musset diese Lektüre des Lamartineschen Gedichtes vorgestellt haben könnte, so müssen wir einen Juni- oder Juliabend des Jahres 1821 annehmen. Anfang Juni interessiert sich Byron für die Griechen, Ende Juli verlassen die Grafen Gamba Ravenna. . . . Aber diese Annahme ist nicht ohne Widerspruch. Es gibt Briefe Byrons, welche uns glauben lassen, daß Byron das Gedicht Lamartines überhaupt nicht gekannt hat. Erst eine dritte Person machte ihn auf die Verse des jungen Franzosen aufmerksam; Byron maß jedoch der Sache wenig Wichtigkeit bei. Er sagt zu Moore: „*I have received a Parisian letter from W(edderburn) W(ebster). . . . . . He asks me, if I have heard of* m y *"laureat" at Paris — somebody who has written "a most sanguinary Epître" against me; but whether in French, or Dutch, or what score, I know not, and he don't say, — except that (for my satisfaction) he says it is the best thing in the fellow's volume. If there is anything of the kindt hat I* o u g h t *to know, you will doubtless tell me. I suppose it to be something of the usual sort; — he says, he don't remember the author's name.*"[49])

Einige Wochen sind darüber hingegangen, ohne daß er des Gedichtes Erwähnung getan hätte. Plötzlich schreibt er an Moore: „*Chantre d'enfer — by** that's "a speech "and I won't put up with it. A pretty title to give a man for doubting if there be any such place!*"[50])

Byron bezieht sich auf eine Stelle der Ode „*L'homme*", die gegen das Ende hin steht:

Mais silence, ô ma lyre! Et toi, qui dans tes mains
Tiens le cœur palpitant des sensibles humains,
Byron, viens en tirer des torrents d'harmonie:
C'est pour la vérité que Dieu fit le génie.
Jette un cri vers le ciel, ô chantre des enfers!
Le ciel même aux damnés enviera tes concerts.

Die Anspielung Byrons in diesem Brief ist geeignet den Glauben zu erwecken, daß Byron in der Zwischenzeit von einem Brief zum anderen das Gedicht kennen gelernt hat, sei es, daß er es selbst gelesen, sei es, daß die Gräfin es ihm vorgelesen hat. Aber man muß sich doch vor einem solchen Schlusse hüten. Es ist wohl möglich, daß Byron auf einem Umweg zu diesem Zitat gelangt ist, etwa durch einen anderen Brief Wedderburn Websters. Wenn er das Gedicht gelesen hat, so möchte man eher vermuten, daß es im Sommer 1822 gewesen ist, da wir einen Bericht Medwins haben, der besagt, daß Byron die *Méditations*

---

[49]) *Letters and Journals* vol. V p. 34. Brief vom 1. Juni 1820.
[50]) *ibid.* vol. V p. 51. Brief vom 13. Juli 1820.

poétiques zuerst in Pisa gesehen habe.[51]) Obwohl nun die Memoiren Medwins keineswegs immer authentisch sind, so haben wir doch keine literarischen Quellen, die diesen Bericht korrigierten. Ich bin mir natürlich wohl bewußt, daß das Ganze poetische Fiktion ist, und daß Musset nicht im entferntesten an eine chronologische Genauigkeit gedacht hat; aber es ist interessant zu sehen, wie nahe in diesem Fall die Phantasie des Dichters an die Wirklichkeit heranrückt.

* * *

Ouvrit un soir un livre ....

Dieses Buch wurde schon mehrfach erwähnt. Es waren die *Méditations poétiques*, die im Jahre 1820 veröffentlicht wurden. Der junge Autor, der sich Alphonse de Lamartine nannte, hatte sich an Lord Byron in der zweiten Meditation, „*L'homme*" gewandt. Musset bewunderte den Freimut Lamartines, der es gewagt hatte, „diesen Stolz-Erhabenen anzureden und zu beklagen".

Was war es nun eigentlich, was den gänzlich unbekannten jungen Mann dazu trieb, sich dem größten Dichter seiner Zeit durch eine Ode zu nähern?

Unter den Dichtern, welche die Poesie Lamartines beeinflußt haben, hat Byron am spätesten auf ihn gewirkt. Trotz des internationalen Erfolges von *Childe Harold's Pilgrimage* im Jahre 1812 war ihm der Name Byron noch lange Zeit nach dieser Veröffentlichung unbekannt.[52])

So entzog sich die Mehrzahl der *Méditations poétiques* dem Einfluß dieser Poesie. Und Lamartine hielt das für sein gutes Glück; denn er fürchtete „*que la puissance sauvage, pittoresque et souvent perverse de ce génie n'eût nécessairement entraîné sa jeune imagination hors de sa voie naturelle.*"[53]) Lamartine ist Byron niemals vorgestellt worden, aber er hatte ihn eines Abends an den Ufern des Genfer Sees gesehen, als er aus dem Schiffe stieg. Sein bleiches, phantastisches Gesicht erregte seine Aufmerksamkeit, obgleich die Dämmerung schon hereingebrochen war.

Die erste Bekanntschaft, die er mit den Werken des Engländers machte, begeisterte ihn außerordentlich. Im Sommer 1819 las er in irgend einer Genfer Zeitschrift einige Bruchstücke aus „*The Corsair*", „*Lara*" und „*Manfred*" in Übersetzung.

---

[51]) Thomas Medwin: *Journal of the Conversations of Lord Byron.*

[52]) Im Kommentar zur zweiten Meditation sagt Lamartine, daß er zum ersten Male von Lord Byron gehört habe durch einen seiner Freunde, der von England im Jahre 1819 zurückkam. Aber Lamartine täuscht sich. Ein Brief an Virieu vom 10. Oktbr. 1818 enthält folgende Worte: *Pourquoi ce Michelot, le plus commun des esprits routiniers du théâtre, a-t-il mis son nez pointu dans une chose comme Saül? C'est comme si je faisais juger Lord Byron par N....., qui s'amuse aux périodes. Corresp.* t. II p. 246.

[53]) Kommentar d. zweiten Meditat. *Œuvres* t. III p. 81.

Er schildert den tiefen Eindruck, den er davon hatte, selbst: „*Je devins ivre*“, sagt er, „*de cette poésie. J'avais enfin trouvé la fibre sensible d'un poète à l'unisson de mes voix intérieures. Je n'avais bu que quelques gouttes de cette poésie, mais c'était assez pour* me *faire comprendre un océan*“.[54]) Das waren seine Gefühle, als er im Alter von 30 Jahren seine berühmte Ode an den Fürsten der Geächteten richtete.[55]) Während der Ausführung vergaß er alles, was ihn umgab. Den ganzen Tag blieb er allein in seinem Zimmer, wollte weder essen noch irgend jemanden sehen. Er erzählt uns, daß er an einem Wintertage diese Meditation mit Bleistift auf den Knien fast in einem Atem geschrieben habe;[56]) aber Lamartine ist nicht immer genau in seinen Kommentaren, und sein Briefwechsel zeigt uns, daß er das Gedicht im September 1819 verfaßt hat. Lamartine hat niemals geglaubt, daß Byron seine Ode gelesen habe, da er dachte, daß Byron überhaupt nicht französisch verstände. Das war natürlich ein Irrtum. Byron hat ebenso wie die Gräfin Guiccioli sehr gut französisch gesprochen. Obgleich Lamartine den Dichter des Manfred bewunderte, begann er das Studium Byrons nicht unmittelbar nach der ersten Lektüre. Um 1823 entlehnt er ihm nur die Form der Stanzen für seinen *Mort de Socrate*,[57]) und erst geraume Zeit später beginnt er sich in seine Dichtungen zu vertiefen. Aber der Eindruck auf Lamartine ist bei weitem nicht dem zu vergleichen, den sie auf Alfred de Musset ausgeübt haben. Man muß die ersten Gedichte Mussets lesen und diese Ode, um den Unterschied zu sehen.

Der Inhalt der Epistel an Lord Byron ist nicht schwer zu verstehen. Der Dichter geht aus von dem Pessimismus Byrons und beginnt:

Toi, dont le monde encore ignore le vrai nom,
Esprit mystérieux, mortel, ange ou démon,
Qui que tu sois, Byron, bon ou fatal génie,
J'aime de tes concerts la sauvage harmonie,
Comme j'aime le bruit de la foudre et des vents
Se mêlant dans l'orage à la voix des torrents!

Das war es, was Byron liebte. *Esprit mystérieux, ange ou démon, bon ou fatal génie*, das waren Ausdrücke die ihm gefallen mußten, außerordentlich gefallen. Wenn er das Gedicht gelesen hätte, so müßte es wunder nehmen, daß er nicht mehr Anspielungen macht als auf „*chantre d'enfer*“, denn das Gedicht fließt über von diesen starken Wendungen. Dem Pessimismus Byrons stellt Lamartine seinen Optimismus entgegen, der sich besonders in den Versen ausspricht:

---

54) *ibid.* p. 83.
55) Musset täuscht sich, wenn er sagt, er wäre 20 Jahre alt gewesen.
56) Kommentar d. zweiten Meditat. *Œuvres* t. III p. 83.
57) Vgl. Séché, *Lamartine* p. 155.

Tout est bien, tout est bon, tout est grand à sa place;
Aux regards de celui qui fit l'immensité
L'insecte vaut un monde: ils ont autant coûté!

Aber er weiß, daß das ein Gesetz ist, welches das Gerechtigkeitsgefühl des englischen Dichters empört, daß Byron zu viel gelitten hat, um leicht überzeugt zu werden. Deshalb erzählt er ihm sein eigenes Leiden und die Kämpfe seiner Seele, er erzählt ihm, daß auch er lange Zeit im Dunkeln gewandelt, daß es aber eines Tages in seiner Brust hell geworden sei, und daß er der himmlischen Stimme nachgegeben habe, um Gottes Ehre zu singen. Es folgt dieser Hymnus, und der Dichter bittet inständig seinen großen Zeitgenossen, Zweifel und Gotteslästerung den Söhnen der Nacht zu überlassen und Gott zu preisen wie er.

Was wird wohl der Eindruck der Ode auf Byron gewesen sein, falls er sie gelesen hat? — Ich glaube, er wird gelächelt haben über die Anstrengungen des jungen Franzosen, der ihn zu überzeugen suchte, daß diese Welt die bestmögliche sei. Aber man darf sich keineswegs über Lamartine lustig machen, man muß ihn unbedingt ernst nehmen. Er bedauerte, daß ein solches Genie — in seinen Augen „*la plus grande nature poétique des siècles modernes*" — seine Zuneigung dem Wesen entzogen habe, das es ihm gegeben hatte. Das ist derselbe Grund, der ihn das Genie Mussets verkennen ließ, dessen Charakter der byronischste unter den Romantikern war.

* * *

La Muse que le ciel avait fiancée......
....

Musset liebt die Personifikation der Poesie. Die *Nuit de mai*, die *Nuit d'août* und die *Nuit de décembre* sind die schönsten Formen dieser Verkörperung. In der ersten *Nuit*, die im Wehen des Frühlings entstand, erscheint die Muse als die Verlobte des Dichters, in der zweiten wie eine Witwe in Tränen am Grabe ihres Kindes, und in der *Nuit d'octobre* ist sie Trösterin eines Unglücklichen, den lange eine tiefe Leidenschaft verzehrte.

Außer der zitierten Stelle enthält die *Lettre à Lamartine* noch ein zweites Beispiel. Auch dieses stellt die Poesie in der Geliebten des Dichters dar, in seiner Verlobten, die zuerst eine schüchterne Jungfrau ist, als Lamartine seine ersten Meditationen veröffentlicht, die ihm aber treu bleibt, und ihm die Stirn mit blühenden Verbenen[58]) krönt, als er der teure Ruhm Frankreichs geworden ist. In der Zeit, wo Musset seine *Nuits* schrieb, war

[58]) Foss, Wehrmann u. a. haben schon auf die Tatsache hingewiesen, daß Musset das Bild von der Verbene in Bezug auf die Poesie liebt. Hier finden wir sie in Blüte, die Stirne Lamartines krönend, während sie in der *Nuit d'août* verwelkt aus Mangel an Tränen des Dichters, die ihre Nahrung sind. Es ist auch an die Verse in *Silvia* zu erinnern: *Je sommeillais seulement à demi.*

diese Personifikation so lebendig in ihm, daß sie immer und immer wieder auftaucht. *La loie sur la presse*, die der *Nuit de décembre* vorausging und vom August 1835 stammt, enthält die Stelle: *ma muse, vierge encore*[59]), welche fast identisch ist mit der der *Lettre*: *la muse ..... vierge craintive encore.* In den Stanzen an die Malibran (Okt. 1836) spricht der Dichter von der *muse implacable*[60]) und in den Versen an *Sainte-Beuve* (Juni 1837) von der *muse offensée.*[61])

* * *

Quel aigle, Ganymède..................

Um den Unterschied auszudrücken, der damals zwischen dem jungen Dichter Alphonse de Lamartine und Byron bestand, den die Romantiker wie einen Gott verehrten, bezieht sich Musset auf die antike Tradition von Ganymed. Man erzählt, daß Ganymed, als er eines Tages seine Herden auf dem Berge Idla hütete, von Zeus, der sich ihm unter der Gestalt eines Adlers genähert hatte, in den Olymp entführt worden sei.

* * *

Lui le grand inspiré de la Mélancolie.......

Sehr oft nimmt Musset in der *Lettre à Lamartine* einen Gedanken oder eine Redewendung Lamartines auf, besonders aus der zweiten Meditation. Diese Stelle spielt auf die nämliche Epistel an. Wenige Verse weiter oben, spricht Musset von den „wilden Konzerten" *(sauvages concerts)* Byrons, welchen die Völker des ganzen bewaffneten Europa zitternd lauschten, und derselbe Ausdruck findet sich in den Versen der zweiten Meditation, die weiter oben zitiert wurden:

Qui que tu sois ....

Lamartine und Musset waren bezaubert durch die schwermütige Stimmung in der Poesie Byrons. Im Kommentar zu seiner Ode sagt Lamartine ausdrücklich, daß gerade die Melancholie Byrons einen großen Reiz auf ihn ausgeübt habe[62]) und Musset preist Manfred und Lara als zwei Meisterwerke menschlicher Schwermut.[63]) Er hatte selbst einen Zug in seinem Charakter, der ihn zu dieser Art Poesie führte, und der sich noch tiefer in seine Seele eingrub durch seine Liebe zu George Sand. Er schrieb ihr eines Tages:

„*Je t'envoie un dernier adieu, ma bien-aimée et je*[*te*] *l'envoie avec confiance, non sans douleur, mais sans désespoir. Les angoisses cruelles, les luttes poignantes, les larmes amères ont fait place en moi à une compagne bien chère, la pâle et douce mélancolie. Ce matin après une nuit tranquille, je l'ai trouvée au chevet de*

---

[59]) *Œuvres* t. II p. 108 (III 3).
[60]) ibid. p. 150 (XIX 5).
[61]) *ibid.* p. 155 (II 4).
[62]) Lamartine, *Œuvres compl.* t. III p. 83.
[63]) *Projet d'une Revue Fantastiques. Œuvres* t. IX p. 18.

mon lit, avec un doux sourire sur les lèvres. C'est l'amie qui part avec moi. Elle porte au front ton dernier baiser."[64])

* * *

Comme un cygne, à son chant, sentant sa mort prochaine,
Sur terre autour de lui cherchait pour qui mourir.

Derselbe Vergleich findet sich in *La Mort de Socrate* von Lamartine, der Sokrates ausrufen läßt:

„*Je suis un cygne aussi, je meurs, je puis chanter!*"[65])

Man sagt, daß der Schwan, wenn er seinen Tod herannahen fühlt, wunderbar zu singen anfange, obgleich er sonst nur Schreie ausstößt. Die Sage umkehrend, sagt Musset von Byron, daß sein Gesang ihn sein nahes Ende fühlen lasse, und daß er um sich blicke, um ein Volk zu suchen, das seines Todes würdig sei. In der Tat war Byron lange unentschieden, ob er für die Freiheit Griechenlands kämpfen sollte, oder nach Südamerika gehen. Schon im Jahre 1819 hatte er ernstlich erwogen, am Unabhängigkeitskrieg der spanischen Kolonien in Amerika teilzunehmen. Aber die Nachrichten, die er von dem Stand der Bewegung erhielt, waren ungünstig und entmutigten ihn.[66]) Im Sommer 1822 zog er von neuem Erkundigungen ein, bei einem gewissen Ellis, einem Handelsherrn, der viele Beziehungen zu diesen Ländern hatte. Besonders hatte er ein Auge auf das Land Bolivars, d. h. auf Venezuela, das sich damals von seinem Mutterlande Spanien freigemacht hatte. Was diese Pläne transatlantischer Ansiedelung betrifft, so handelte es sich keineswegs um Spekulationen, sondern was Byron erstrebte, das war die Unabhängigkeit und der Genuß von bürgerlichen Rechten, die allen gemeinsam waren.[67])

Noch im August desselben Jahres wußte er nicht, wohin er gehen sollte. In einem Brief an Trelawny schreibt er: „*I had, and still have thoughts of South America, but am fluctuating between it and Greece. I should have gone long ago to one of them, but for my liaison with the Countess Gi; for love, in these days, is little compatible with glory.*"[68])

A ton tour reçois-moi comme le grand Byron. ....

Wir haben schon gesehen, daß der Willkomm, den Byron Lamartine bot, bedeutend kälter war, als Musset sich vorstellt. In seiner Verehrung für den großen Engländer, konnte er sich

---

[64]) *Lettre à George Sand* von 1834 (ich vermute vom August). *Corresp.* (Decori) p. 173. *Corresp.* (Séché) p. 90.

[65]) Lamartine, *Œuvres compl.* t. VI p. 481.

[66]) Vgl. *Detached Thoughts of Byron* 84. *Letters and Journals* t. V p. 451.

[67]) Vgl. Brief Lord Byrons an Edw. Ellis vom 12. Juni 1822. *Letters and Journals* vol. VI p. 90.

[68]) Brief an John Trelawny von Pisa am 10. Aug. 1822. *Letters and Journals* t. VI p. 110.

nicht denken, daß dieser an einem Werke wie Lamartines „*L'homme*" sollte achtlos vorübergegangen sein.

Musset selbst kannte die Werke Byrons vor seinem 19. Jahre, und ich glaube, daß ich hier kurz verweilen darf, um einige Worte über die Beziehungen der Poesie Mussets zu Byron zu sagen. Abgesehen von Shakespeare findet sich der Name Byrons am häufigsten in den Werken Mussets. Seine Bewunderung der beiden Dichter ist grenzenlos. Deshalb haben ihm seine Zeitgenossen oft die Nachahmung Byrons vorgeworfen, doch sagt sein Bruder mit Recht, daß alle Welt ihn nachgeahmt habe; mit anderen Worten, das ganze Geistes- und Gefühlsleben jener Zeit war von der Poesie des Engländers beeinflußt. Der Pessimismus Byrons hatte sich jedem Denker und Dichter dieser Jahre mitgeteilt. Dann hatte sich aber der eine schneller, der andere langsamer von ihm losgemacht, der dritte hatte ihn für das ganze Leben angenommen. Die Wirkung der Werke Byrons war dieselbe, wie die der Philosophie Nietzsches in unserer Zeit. Es ist unbestritten, daß das Genie Byrons auf Lamartine und besonders auf de Vigny einen großen Eindruck gemacht hat. Musset wurde zur Poesie Byrons durch eine große Ähnlichkeit des Charakters und des Gefühls hingezogen. Sie waren die subjektivsten Dichter des Jahrhunderts. Liebe und Schmerz sind die hauptsächlichsten Triebfedern ihrer Poesie und ihrer Dichtung. Darum berauschte sich der junge Musset an Byrons Poesie wie Lamartine es vor ihm getan. Es ist wahr, Musset verdankt Byron oft mehr als die Form eines Gedichtes; wird man aber sagen dürfen, daß der Verfasser von Namouna ein Plagiator war?

Im Jahre 1831 machte man ihm dergleichen Vorwürfe, und mit Entrüstung hatte er seinen Feinden in der *Dédicace de la coupe et les lèvres* entgegnet:

On m'a dit l'an passé que j'imitais Byron:
Vous, qui me connaissez, vous savez bien que non.
Je hais comme la mort l'état de plagiaire;
Mon verre n'est pas grand; mais je bois dans mon verre.[69])

Selbst viel später unterließen die Feinde Mussets ihre Vorwürfe in dieser Hinsicht nicht. Es gab zu allen Zeiten Leute, die Musset für ein Genie zweiten und dritten Ranges hielten, und die seine Originalität leugneten.

Auf diese Frage der Nachahmung Byrons und anderer Dichter[70]) hat Sainte-Beuve sicher die richtige Antwort gefunden. Er sagt ..... „*son imagination, à l'origine, s'imprégnait sensiblement de ses lectures; le poème ou le roman, qu'il avait feuilleté*

[69]) *Œuvres* t. I p. 240.

[70]) Es ist in dieser Hinsicht die ausgezeichnete Arbeit Haapes heranzuziehen: „*Alfred de Musset in seinen Beziehungen zu Deutschland.*" (*Ztschr. f. frz. Lit. u. Spr.* Bd. 34 S. 1), vgl. auch Léon Lafoscade, *Le théâtre d'Alfred de Musset*, p. 54.

la veille n'était pas du tout étranger à la chanson ou au caprice du lendemain. . . . . l'écho d'une pensée étrangère, en traversant cette âme et cet esprit de poète si français, si parisien, devenait à l'instant une voix de plus, une voix toute différente, ayant son timbre à soi et son accent. L'imitation, chez lui, est enlevée d'une aile si légère que bientôt elle disparaît et on ne la distingue plus. Le motif saisi au vol se transformait aussitôt."[71])

* * *

Qui de nous, Lamartine, et de notre jeunesse,
Ne sait par cœur ce chant, des amants adoré.

Es ist selbstverständlich, daß dieser von den Liebenden gepriesene Gesang die 14. *Méditation poétique* ist mit dem Titel „*Le Lac*". Musset behauptet nicht zu viel, wenn er sagt, daß die ganze Jugend jener Tage diese wunderbare Ode auswendig gewußt habe. Lamartine sagt selbst, daß sie am meisten Widerhall in der Seele seiner Leser gefunden habe, wie sie auch am meisten in seiner eigenen hatte.[72])

Und nicht nur dieses Gedicht vom See wurde so gefeiert, sondern die ganze Sammlung der Meditationen hatte einen außerordentlichen Erfolg. Im Jahre 1820 als sie erschienen, hatte Lamartine fast noch nichts veröffentlicht, obgleich er schon einige Jahre früher einen großen Teil davon fertig hatte. Um den Beifall dieser Veröffentlichung zu verstehen, genügt es zu sagen, daß er dem von *Paul et Virginie* von Bernardin de Saint-Pierre ähnlich war und den Ruhm Lamartines begründete. Was Byron nach der Publikation von *Childe Harold* von sich sagte: „Eines Morgens erwachte ich und fand mich berühmt", bezieht sich in gleicher Weise auf Lamartine im Jahre 1820.

Selbst die, welche den Erfolg der *Méditations poétiques* durchaus nicht billigten, erkannten ihn an. Sie berichten von dem tiefen Eindruck, den sie auf die Gemüter jener Zeit ausübten. „*On ne saurait s'imaginer aujourd'hui*, sagt Théophile Gautier *l'enivrement universel produit par les M é d i t a t i o n s. Ce fut comme un souffle de fraîcheur et de rajeunissement, comme une palpitation d'ailes qui passaient sur les âmes. Les jeunes gens, les jeunes filles, les femmes s'enthousiasmaient jusqu'à l'adoration.*

Sicher ist „der See" das schönste Gedicht nicht allein der *Méditations poétiques*, sondern aller folgenden Sammlungen. Um die Anspielungen Mussets in diesem Teil der *Lettre* zu verstehen, muß man zurückgehen auf die Entstehung der Ode Lamartines und auf die Umstände im Leben des Dichters, welche der Anlaß dazu waren.

Seine Mutter, obgleich eine Frau von ernster Frömmigkeit, war dennoch von dem philosophischen Geiste beeinflußt, der be-

---

[71]) Sainte-Beuve, *Nouveaux Lundis* t. IV p. 456, zitiert von Haape.
[72]) Kommentar der 14. Medit. *Oeuvres compl.* t. III p. 142.

merkenswert ist für die gute Gesellschaft am Ende des 18. Jahrhunderts. Sie verehrte besonders Jean Jacques Rousseau, weil er weder Priester noch Philosoph war, das Herz zu erschüttern wußte und die Seele zu erheben. Trotzdem geschah die religiöse Erziehung, die sie ihrem Sohn zuteil werden ließ, durchaus nicht im Geiste Rousseaus, sondern in dem des Neuen Testaments. Bis zum Alter von einigen zwanzig Jahren überwachte sie seine Lektüre. Als er eines Tages ausgegangen war, ging sie auf sein Zimmer und fand auf seinem Arbeitstisch den *Emil* und die *Neue Heloïse* von Rousseau. Da besann sie sich keinen Augenblick und verbrannte die Bücher.[73]) Aber es war zu spät. Alphonse hatte bereits seinen Jean Jacques von Grund aus studiert. Seit langer Zeit bewunderte er die Neue Heloïse und in einem Brief an seinen Freund Virieu ruft er aus: *Grands dieux! quel livre! comme c'est écrit! Je suis étonné que le feu n'y prenne pas!... Je voudrais être, pendant que je lis, amoureux comme Saint-Preux mais surtout je voudrais écrire comme Rousseau.*[74])

Er war nicht allzuweit davon entfernt. Die ersten poetischen Versuche sind vollständig im Tone Rousseaus gehalten. Das Ereignis, das für ihn entscheidend wurde, trat Ende August 1816 ein.

Es gab nicht allzuviel Badegäste in Aix-les-Bains. Die Saison war fast vorüber, und Einsamkeit hing an den Ufern des Sees von Bourget. Alphonse de Lamartine war dorthin gekommen, um eine Kur zu gebrauchen, denn er war leberleidend, und außerdem hatte ihn das Soldatenleben seit zwei Jahren mürrisch und kränklich gemacht. Er mietete sich in einem kleinen Hause ein, welches der ihn behandelnde Arzt ihm empfohlen hatte. Sieben Wochen vorher war eine junge Frau angekommen, die in demselben Hause wohnte. Sie hieß Julie Bouchaud des Hérettes und war mit dem Physiker Charles verheiratet, der damals in Paris großes Ansehen genoß.[75]) — Lange schon verlangte Lamartine nach einer Liebe, die seine ganze Seele erfüllte.[76]) Als sie sich zum ersten Male begegneten, wurden beide von einer Leidenschaft für einander erfaßt, die sehr viel Ähnlichkeit mit derjenigen der Helden der Neuen Heloïse hatte. Glückliche Abende folgten dieser ersten Begegnung. „Der See, die Felsen, die Grotten und der dunkle Wald", sie alle könnten das Glück der Liebenden erzählen. Aber nichts vermag besser das Entzücken eines solchen Abends zu malen als die Worte des Dichters, die er an den See richtet:

---

[73]) Vgl. Léon Séché, *Lamartine* p. 43.

[74]) Brief an Aymon de Virieu, Macon am 11. März 1810. *Corresp. de Lamartine* t. I p. 206.

[75]) Vgl. Léon Séché, *Lamartine* p. 50—77.

[76]) Brief an Aymon de Virieu vom 30. Nov. 1814. *Corresp. de Lamartine* t. II p. 59.

Un soir, t'en souvient-il? nous voguions en silence;
On n'entendait au loin, sur l'onde et sous les cieux,
Que le bruit des rameurs qui frappaient en cadence
Tes flots harmonieux.

Aber die Zeit schreitet schnell, am schnellsten für zwei Liebende. Vergebens hatte Julie die Zeit gebeten in den geheimnisvollen Versen, auf die Musset hier anspielt:

O temps suspends ton vol! et vous heures propices,
Suspendez votre cours!
Laissez nous savourer les rapides delices
Des plus beaux de nos jours!

Assez de malheureux ici-bas vous implorent,
Coulez, coulez pour eux;
Prenez avec leurs jours les soins qui les dévorent;
Oubliez les heureux.

Mais je demande en vain quelques moments encore,
Le temps m'échappe et fuit;
Je dis à cette nuit: Sois plus lente; et l'aurore
Va dissiper la nuit.

Aimons donc, aimons donc! de l'heure fugitive
Hâtons-nous, jouissons!
L'homme n'a point de port, le temps n'a point de rive
Il coule, et nous passons!

Bald wurde Julie von ihrem Gatten nach Paris zurückgerufen. Man mußte sich trennen. Sie verließ Aix-les-Bains nicht ohne das Versprechen, im nächsten Jahre wiederzukommen. Lamartine begleitete sie bis Macon.[77]) — Es kann nicht meine Aufgabe sein, dieser Leidenschaft bis zum Ende nachzugehen, den Besuch Lamartines in Paris zu beschreiben, und die Fragen zu behandeln, die sich daran knüpfen. Die Natur der Beziehungen zwischen Julie und Lamartine ist keineswegs sichergestellt. In dem Roman Raphaël erzählt Lamartine die Geschichte seiner Liebe, indem er sagt, daß er zwar eine leidenschaftliche Neigung für diese Frau gehabt, daß er aber niemals an ihre Ehre gerührt habe. Im Jahre 1905 zog René Doumic, der einige Briefe Elvirens an Lamartine veröffentlichte,[78]) diese platonische Liebe in Zweifel. Doch die arme Elvire fand bald einen Gelehrten, der sich zu ihrem Verteidiger aufwarf. Die Antwort auf den Kommentar der Briefe, die von Doumic veröffentlicht waren, gab Léon Séché

---

[77]) Vgl. Léon Séché, *Lamartine* p. 95.
[78]) *Revue des deux mondes.* Livraison du 1er Fevrier 1905 p. 574 bis 602.

in seinem Werk: *Lamartine de 1816 à 1830. Elvire et les Méditations.* Paris 1905. Die Meinung Séchés steht der Doumics diametral gegenüber. Hier Ehebruch, dort eine keusche Liebe! Für wen soll man sich entscheiden? Die Frage ist unlösbar, weil sie außerhalb aller Möglichkeiten steht, wo ein direkter oder indirekter Beweis zu führen wäre. Die Begeisterung Séchés verdient zweifellos Anerkennung, doch glaube ich, daß er mitunter zu schwache Argumente bietet. Es läßt sich bestreiten, daß Lamartine seiner ehelichen Tochter nicht den Namen Julie gegeben haben würde, wenn Julie Bouchaud des Hérettes sich ihm hingegeben hätte. Ich habe die Briefe gelesen und wieder gelesen, es sind darin Wendungen, die die Grenzen keuscher Liebe weit überschreiten, selbst wenn man die Leidenschaftlichkeit und die romantische Schwärmerei dieser Frau gebührend in Rechnung zieht.

Das ist aber nicht die Hauptsache, sondern nur der Umstand fällt ins Gewicht, daß sie den größten Einfluß auf die Meditationen übte und — es ist nicht zu viel gesagt — auf die ganze Poesie Lamartines. Im Hintergrund seiner hauptsächlichsten Werke verschwindet der Schatten Elvirens niemals, und sein schönstes Gedicht ist das, welches die Erinnerung an sie am reinsten bewahrt hat. Als „Der See" konzipiert wurde, hatte Elvire nur noch wenige Monate zu leben. Lamartine hatte sie im September 1817 in Aix treffen wollen, aber als er ankam, war sie nicht dort. Das Leiden hatte sich verschlimmert, und die Ärzte gestatteten die Reise nicht. Er wartet und verzehrt sich, aber niemand kommt. Mit fieberzitternder Hand schreibt er an seine Freundin *Mlle de Canonge*: „.... *Je suis anéanti* ...... *je n'en puis plus.*"[79]) Alles was ihm von seinem Glück geblieben ist, ist eine bescheidene Freude am Glück der anderen und die Erinnerung an sein eigenes. Aber diese Erinnerung machte ihn unsterblich. Er hatte im tiefsten Grund der Seele gefühlt, wie die Liebe des Herz eines Dichters erzittern läßt, und dann rangen sich die wunderbaren Verse, die den Greis wie den Jüngling berauschten, aus seinen wechselnden Träumen los, wo bald eine glückliche Vergangenheit, bald gegenwärtige Schmerzen sich malten. Zwischen dem 16. und dem 23. September 1817 schrieb Lamartine seine berühmte Ode „An den See von B***."[80]) Er wird das Unglück

---

[79]) Brief vom 16. Sept. 1817 (Aix). *Corresp.* t. II p. 116.

[80]) So lautet der Titel der ersten Version des „Sees", veröffentlicht von Madame Valentine de Lamartine in den *Poésies inédites.* Diese erste Version enthält zwei Strophen mehr, die sehr charakteristisch sind, die aber in der definitiven Ausgabe unterdrückt wurden. Nach dem Vers: *Il coule et nous passons* stand zuerst:

Elle se tut; nos cœurs, nos yeux se rencontrèrent;
Des mots entrecoupés se perdaient dans les airs;
Et, dans un long transport, nos âmes s'envolèrent
Dans un autre univers.

geahnt haben, das ihm bevorstand. Ich weiß nicht, ob die arme Julie jemals die Zeilen gesehen hat, die der Hauch ihrer Liebe beseelte. Ich glaube es nicht. Sie starb Ende Dezember desselben Jahres ohne den künftigen Ruhm ihres Geliebten zu ahnen. Auf Alfred de Musset mußte die Poesie des „Sees" einen unvergleichlichen Reiz ausüben. Fand er doch dort die unmittelbarste Stimme seines eigenen Herzens, die Klage um eine verlorene Geliebte. Er fand dort auch Verse wieder, die ihn an die glücklichsten Tage seines Lebens erinnerten. Besonders die Worte Elvirens, die sich zu dem leidenschaftlichen Rufe erheben:

Aimons donc, aimons donc! . . . .

mußten ihm zusagen, weil sie am besten seine Lebenskunst wiedergaben. Liebe und Genuß beherrschten sein Leben und sein Werk, bis ihn der Schmerz um die Geliebte überwältigte. Wie Lamartine beklagte er seine Elvire George Sand, die seit 1834 seine schönste Poesie inspirierte.[81])

* * *

Hélas! ces longs regrets des amours mensongères,
Ces ruines du temps . . . .

Nach diesen Versen, die sich unmittelbar an die anschließen, die auf den „See" anspielen, glaubt Musset augenscheinlich, daß Lamartine von seiner Geliebten betrogen wurde. Das bestätigt sich durch eine Stelle weiter unten, die ich mir nicht anders als in diesem Sinne erklären kann. Es sind die Verse:

Trompé par tes amis, trahi par ta maîtresse,
Du ciel et de toi-même as-tu jamais douté?

Daß Musset sich in dieser Hinsicht täuscht, ist nicht verwunderlich, da die Beziehungen Lamartines zur Elvire seiner Dichtungen lange Zeit völlig unbekannt waren. Man zweifelte, ob man es überhaupt mit einer Gestalt der Wirklichkeit zu tun hatte, und es ist das Verdienst von Anatole France, diese Frage aufgehellt zu haben.[82])

* * *

Qu'un instant, comme toi, devant ce ciel immense,
J'ai serré dans mes bras la vie et l'espérance.

Das ist die Erinnerung an die schönen Tage, die Musset mit George Sand verbracht hatte. Besonders wird es die Erinnerung an die Wochen von Fontainebleau sein, im Herbst 1833.

Nous ne pûmes parler; nos âmes affaiblies
Succombaient sous le poids de leur félicité;
Nos cœurs battaient ensemble, et nos bouches unies
Disaient: Éternité!

nach E. Deschanel, *Lamartine* t. I p. 107.

[81]) Vgl. Moritz Werner, *Alfred de Musset.* Deutsche Rundschau, Juli 1908.

[82]) Anatole France, *L'Elvire de Lamartine*, Paris 1895.

La Confession d'un enfant du siècle von Musset und der Roman *Elle et lui* von George Sand erzählen diesen Aufenthalt in der Einsamkeit des Waldes, wo die beiden ihre Spaziergänge und Streifzüge machten. Ohne ernstliche Auftritte verbrachten sie dort angenehme Zeiten, und George Sand, die später so oft unter den Launen Mussets zu leiden hatte, spricht von ihrem Glück in einem Brief an Sainte-Beuve vom September 1833.

„.... *J'ai été malade*", sagt sie, „*mais je suis bien. Et puis je suis heureuse, très heureuse, mon ami. Chaque jour je m'attache à l u i ; chaque jour je vois s'effacer en lui les petites choses qui me faisaient souffrir; chaque jour je vois luire et briller les belles choses que j'admirais. Et puis encore, par-dessus tout ce qu'il est, il est b o n e n f a n t , et son intimité m'est aussi douce que sa préférence m'a été précieuse.*"[83])

Vier Jahre nach diesem paradiesischen Leben schrieb Musset die *Nuit d'octobre.* Er gedachte der Abende, die er im Schweigen der Wälder verbracht hatte. Die wunderbaren Verse, die mit den Worten beginnen:

Près du ruisseau, quand nous marchions ensemble

sind der herrlichen Zeit gewidmet, und auch das „Souvenir" hat in der 3. und 4. Strophe die Erinnerung daran bewahrt. Die *Lettre à Lamartine* lehnt sich in dieser Hinsicht bewußt an den „See" an, um die Verwandtschaft im Glücke Mussets und Lamartines zu betonen. „*Une brise embaumée*"[84]) und „*les célestes accents d'une voix bien aimée*"[85]) sind für beide Gedichte charakteristisch. Über den Aufenthalt Mussets in Fontainebleau gibt es einen kleinen Artikel von Adolphe Retté im *Mercure de France* LX p. 161—178. Man findet dort die Hauptsachen über den Aufenthalt und seine Folgen. Obgleich der Verfasser entschieden für Musset Partei ergreift, so möchte ich doch die Manier verurteilen, wie er die übrigen Personen behandelt. Die Rolle Sainte-Beuves ist die eines Kupplers, und George Sand wird zur Dirne. Das kann auf keinen Fall die Art sein, wie dieses romantische Idyll darzustellen ist, das seine Wirkung nicht nur in den Werken Mussets, sondern auch in denen der George Sand getan hat.

* * *

Et je ne te dirai que ce que Dieu m'a dit.

Es gibt zwei Möglichkeiten, diesen Vers aufzufassen. Will der Dichter sagen, daß er nur die Leiden zu schildern beabsichtigt, die Gott ihm geschickt hat; oder will er sagen, daß die Verse, welche er zu singen gedenkt, ihm von Gott eingegeben sind. Wenn man die erste Interpretation vorzieht, so ist nichts zu erklären, aber auch die zweite kann nicht überraschen. Wenige

[83]) Arvede Barine, *Alfred de Musset* p. 58.
[84]) *Lac*, letzte Strophe.
[85]) *ibid.* 5. Strophe.

Dichter waren so der poetischen Inspiration unterworfen wie Alfred de Musset. Sein Wille kam immer nur wenig in Betracht, sondern er mußte warten, bis die Muse zu ihm herabstieg.

On ne travaille pas, — on écoute, — on attend, sagt er in der Widmung zu *La coupe et les lèvres.*[86]) Und die Nächte, wo er Hochzeit hielt mit der Muse, „*cet être pudique et fidèle*",[87]) waren ihm immer Nächte höchster Wonne.[88]) Der ganze Mensch nahm daran teil:

Au moment du travail, chaque nerf, chaque fibre
Tressaille comme un luth que l'on vient d'accorder.
On n'écrit pas un mot que tout l'être ne vibre.[89])

* * *

Tel, lorsque abandonné d'une infidèle amante,
Pour la premiere fois j'ai connu la douleur.

Die Meinung von denen, die eine andere Frau als George Sand in der ungetreuen Geliebten der *Lettre* erkennen möchten, wurde schon zurückgewiesen. Bleibt noch dieser zweite, ein wenig seltsame Vers. War es wirklich das erste Mal, daß Musset den Schmerz kennen lernte? Hatte er noch niemals geliebt, bis zum Jahre 1833. Ja oder nein, wie man will. Sein Bruder erzählt, daß Alfred im Alter von 17 Jahren bitter enttäuscht worden sei von einer Frau, die ihn die Rolle des Fortunio spielen ließ.[90]) Allein damals wurde „*Le Chandelier*" noch nicht geschrieben. Der Plan zu dieser Komödie, welche Paul de Musset mit Recht die schönste seines Bruders nennt, stammt erst vom Jahre 1834, wo der Dichter sich in einer ähnlichen Lage glaubte. Karénine gibt dieser Jaqueline von 1827 den Namen Madame de Groisilliez, aber sie weiß nichts über sie zu sagen. Obgleich der junge Musset hingerissen war von dieser entzückenden Frau, so war der Eindruck doch nicht allzutief; allein er hatte seit diesem Abenteuer sein Herz an niemand verschenkt.[91]) George Sand war also seine erste wahre und aufrichtige Liebe;[92]) aber auch seine einzige.

* * *

Ce n'était pas au bord d'un lac au flot limpide,
Ni sur l'herbe fleurie au penchant des coteaux.

In der Analyse wurde gesagt, daß diese Worte auf die Poesie Lamartines hindeuten. Der See, die Abhänge, der Hügel und die

---

[86]) *Œuvres* t. I p. 238.
[87]) *Nuit de mai. Œuvres* t. II p. 100.
[88]) *Biographie* p. 177.
[89]) *Dédicace de la coupe et les lèvres. Œuvres* t. I p. 238.
[90]) *Biographie* p. 84.
[91]) Vgl. Wladimir Karénine, *George Sand* t. II p. 33.
[92]) Vgl. auch *Corresp.* (Decori) p. 169, 187, etc.

klare Flut sind Szenen, die sich oft in den Gedichten Lamartines finden. Mir ist es mehr als wahrscheinlich, daß Musset an zwei ganz bestimmte Gedichte der Meditationen denkt. Natürlich spielt der erste Vers auf „*Le Lac*“ an, den zweiten glaube ich auf ein anderes Gedicht der *Méditations poétiques* auf *Le Vallon* beziehen zu können. Ich weiß wohl, daß ein einzelner Vers noch nichts beweist. Aber die Szenerie des „*Vallon*“ ist eine der charakteristischsten für Lamartine und die Stimmung des Gedichtes entspricht sehr gut dieser Stelle der Lettre. Und was ist der Inhalt des „Tales“? Der Welt müde, hat sich der Dichter in das Tal geflüchtet, wo er seine Kindheit verbracht hat. Er hat die Welt kennen gelernt und sie gefühlt. Viel hat er geliebt und viel gelitten. Die Einsamkeit soll seine Wunden heilen. Das ganze Leben ist verschwunden in dem Schatten der vergangenen Zeiten,

L'amour seul est resté, comme une grande image
Survit seule au réveil dans un songe effacé.

Und er befiehlt seiner Seele sich auszuruhen „*en ce dernier asile*“, zu atmen „*l'air embaumée du soir*“ und das Ende seiner Tage zu erwarten. Nach einer solchen Übereinstimmung des Inhalts mit der *Lettre à Lamartine* glaube ich wohl, daß man eine direkte Anspielung in diesem einzelnen Verse finden kann.

* * *

C'était dans une rue obscure ....
....

Der Bruder des Dichters hat immer versucht, jeden Schatten vom Leben Alfred de Mussets zu entfernen, ohne einsehen zu wollen, daß durch eine solche Reinigung viele Stellen in dessen Werken direkt absurd wirken. Sicherlich ist Alfred de Musset das Hätschelkind seiner Mutter und des ganzen literarischen Paris gewesen. Das hinderte ihn nicht, das Leben auch in seinen derben Zügen kennen zu lernen. Deshalb hat schon Paul Lindau die Schwächen im Verfahren des brüderlichen Biographen aufgedeckt, und Karénine hat diesen Gegenbeweis vervollständigt. Sie sagt: „*Il est vrai d'ajouter que, du soir au matin, il n'était pas rare de voir le farori des dames du faubourg Saint-Germain, passer son temps en des compagnies rien moins qu'aristocratiques et vertueuses, et ceux de ses biographes sont parfaitement dans le vrai, qui font remarquer que, dès ses jeunes années, Alfred de Musset, hélas! ne connaissait que trop bien tous les mystères de Paris et les basfonds de la ville, et les savait mieux qu'on ne les connaît souvent dans un âge plus mûr.*“[93])

---

[93]) Wladimir Karénine, *George Sand* t. II p. 18.

Paul de Musset behauptete vergebens, daß sein Bruder die Kloaken verabscheute und nur im Wagen dort vorüberfuhr.[94]) Die *Confession* straft ihn Lügen.[95])

Wer hätte auch die Andalusierin schreiben können ohne je das Krachen der Korsettstäbe gehört zu haben! Verdient er deswegen Tadel? Wenn Legouvé ihm vorgeworfen hat, daß er niemals eine ideale Frauengestalt geschaffen hat — was übrigens ganz falsch ist; ich erinnere nur an das junge Mädchen in „*Rolla*" — so werden wir doch getrost entgegnen, daß uns die rührende Liebe der kleinen Bernerette nicht weniger tief ergreift, als der Heldenmut etwa von Schillers Jungfrau von Orleans. Musset deshalb einen geringeren Dichterrang als Lamartine und Victor Hugo zuerkennen zu wollen, heißt seine Eigenart untergraben. Es ist wahr, Musset ist der menschlichste unter den 3 großen französischen Dichtern des 19. Jahrhunderts, aber das stellt ihn weder unter die Größe Victor Hugos noch unter die Göttlichkeit Lamartines.[96])

* * *

C'était au temps du carnaval ....

....

Diese von Musset geschilderte Nacht ist ein Meisterstück. Die Straße und die jungen Leute, die Freude und die betrunkenen Masken, die Frauen und das bleiche Licht der Laternen, das alles macht den Eindruck, als habe der Dichter es unmittelbar geschaut, bevor er es schrieb. Die Schilderung ist so wahr, so frisch, so natürlich, so lebhaft, daß man sich sagt, es könne noch nicht lange her sein, daß der Dichter selbst an diesem Karnevalslärm teilgenommen habe. Und wenn wir das Leben Mussets im Februar betrachten, wo er die *Lettre à Lamartine* schrieb, so sehen wir in der Tat, daß er in dieser fröhlichen Zeit nicht bloß Zuschauer war. Er und sein Freund Tattet haben sehr wohl an diesen Vergnügungen teilgenommen. Ich entnehme das einem Billet, welches Alfred de Musset an Mme Olympe Chodsko[97]) schickte (Febr. 1836), wo er schreibt: *Mon ami Alf. Tattet dîne aujourd'hui avec la marquise. Seriez-vous femme à venir avec eux et m o i! Voilà une vraie proposition de carnaval, ou, pis encore, de lendemain de carnaval. Des vins discrets et des sonnets bavards. — Si vous avez du courage, venez*..........[98])"

[94]) Vgl. *Notice sur Alfred de Musset* t. X p. 18 note.

[95]) In der *Confession d'un enfant du siècle* findet sich eine Stelle die offensichtlich den zitierten Versen der Lettre entspricht. Vgl. *Œuvres* t. III p. 76: *Alors je rentrais dans la ville* .....

[96]) vgl. Ernest Legouvé, *Souvenirs* t. II p. 390.

[97]) Wenn ich mich nicht täusche, war sie die Frau von Jacques Leonard Boreyko Chodsko (1800—1871), eines polnischen Geschichtsforschers und Literarhistorikers, der an der Sorbonne Bibliothekar war. Vgl. Staaf, *La littérature française* t. III p. 1178.

[98]) *Corresp.* (Séché) p. 128.

Und sie kam. Man stürzte sich in den Strudel des Karnevals. Am Morgen nach dem Maskenball schickte ihr Alfred de Musset folgendes Billet: *Pichrocholine avez-vous bien dormi? Le souper a-t-il bien passé? — Ah, que vous étiez charmante sous le masque! Sous le masque vous êtes divine; vous êtes une hostie qu'il faut manger, et l'on vous mangera!*[99])

Man sagt, daß die Karnevals von Paris in jenen Tagen berühmt gewesen seien. Im Jahre 1848 bedauert Charles de Forster, daß die schönen Zeiten vorbei seien, wo die Maskenbälle ihre Anziehungskraft auf die Fremden ausübten. Er rühmt besonders die Jahre 1832 bis 1838 und sagt: „*En assistant aux bals masqués dans l'intervalle de 1832 à 1838 on voyait danser la joie, le plaisir, l'aisance. — Aujourd'hui la joie est factice, le plaisir forcé;*" ....[100])

Leider habe ich nicht das Material, um diese interessante Tatsache weiter zu verfolgen, ich kann nur Ferdinand von Gall zitieren, der einen ähnlichen Abend beschreibt, doch ohne den Geist und die Kunst Mussets.[101])

On eût dit, un portrait de la débauche antique,
Un de ces soirs fameux, chers au peuple romain,
Où des temples sécrets la Vénus impudique
Sortait échevelée, une torche à la main.

Diese Verse spielen auf die Bacchanalien an, die in Rom unter großen Ausschweifungen gefeiert wurden. Der Bacchuskultus bestand dort seit den ältesten Zeiten der Republik, doch wurde er anfangs ohne die Orgien späterer Epochen ausgeübt. Durch einen niederen, griechischen Priester war eine neue Art des Kultus nach Etrurien gekommen und von da nach Rom. Zu den Misterien, die dreimal jährlich gefeiert wurden, hatten nur Frauen Zutritt. Eine Priesterin aus Campanien änderte indessen die Form dieser Bacchanalien, die bis dahin nicht gefährlich waren, indem sie junge Männer zuließ und monatlich eine fünfmalige Feier anordnete. In der Nähe von Ostia, in dem heiligen Hain von Stimula an der Mündung des Tiber fand dieser ausschweifende Kult während der Nacht statt. Die Männer tanzten und wahrsagten, von wilder Trunkenheit ergriffen, indessen die Frauen mit aufgelösten Haaren und Fackeln in den Händen zum Flusse eilten, um die kalkgetränkten Feuerbrände ins Wasser zu tauchen und sie noch brennend herauszuziehen.[102]) Den religiösen Handlungen folgten die tollsten Ausschweifungen, an denen selbst Mitglieder der ältesten Familien Roms teilnahmen. Diejenigen, die in die Misterien eingeweiht waren und sich weiger-

---

[99]) Pichrochole ist eine Figur aus Rabelais *Gargantua*, die immer in Wut ist und bereit zu streiten. *Corresp.* (Séché) p. 129.

[100]) Charles de Forster, *Quinze ans à Paris* t. II p. 275.

[101]) Ferdinand von Gall, *Paris und seine Salons* t. I p. 118, vgl. auch Vte de Beaumont-Vassy, *Les salons de Paris* p. 151.

[102]) Vgl. Emil Aust, *Die Religion der Römer* p. 77—78.

ten, an diesem unmoralischen Treiben teilzunehmen, wurden getötet, und man sagte, die Götter hätten sie zu sich emporgehoben.

Im Jahre 186 v. Chr. berichtete eine Freigelassene deren vornehmen Geliebten man ebenfalls für den Kultus zu gewinnen suchte, dem Senat, was sie gesehen, als sie ihre frühere Herrin als Sklavin begleitet hatte. Ein großer Prozeß wurde angestrengt; mehr als 7000 Personen waren angeklagt, und der Senat verfuhr mit der größten Härte gegen die Schuldigen. Die Mehrzahl von ihnen wurde zum Tode verurteilt, die anderen ins Gefängnis geworfen.[103]) Ein Senatsbeschluß verbot die Bacchanalien.

* * *

Comprends-tu que l'on parte et qu'on se dise adieu?

. . . .

Hier wäre der geeignete Ort, kurz über die romantische Liebe zu referieren, die die beiden erlauchtesten Geister jener Epoche auf kurze Zeit vereinigte. Ich verzichte darauf. Alle Welt kennt das Verhältnis von einem Ende zum anderen, denn der Bücher und Abhandlungen, die diesen Gegenstand behandeln, sind Hunderte.[104]) Wenn man die wahrhaftige Geschichte von ihm und von ihr haben will, muß man den Briefwechsel zwischen Musset und George Sand lesen, der vor einigen Jahren von Felix Decori veröffentlicht ist, „*contenant les plus beaux cris de passion, les plus poignants, lesplus désordonnés, les plus douloureux, que le Romantisme ait jetés dans ses heures d'émancipation et de folie.*“[105]) Gerade dort findet man die subtilen und schwankenden Gefühle wieder, die für Alfred de Musset charakteristisch sind, und die zu beschreiben unmöglich wäre. Nichts ist rührender und aufrichtiger als dieser Briefwechsel, wo die Wogen der Leidenschaft unaufhörlich steigen und fallen, ohne sich zu beruhigen. Wenn man eine Parallele haben will zu den Seufzern nach dem Verse:

Dieu juste! pleurer seul par une nuit pareille!

so muß man den Brief Mussets an George Sand lesen vom Oktober 1834, der beginnt: „. . . . *Je te quitte, et une affreuse idée s'est emparée de moi.*“[106])

Wieviel mal hatten sich Musset und George Sand Lebewohl gesagt. Immer bereuten sie dieses Wort, sobald es ihnen entschlüpft war.

„*Adieu*“, schrieb Musset, „*je ne sais où je serai, n'écris pas, je ne puis savoir*“, um sofort hinzuzufügen :„*Je relis cette lettre, et*

---

[103]) Vgl. Leo Preller, *Römische Mythologie* p. 714—719.

[104]) Maurice Clouard, *Documents inédits sur Alfr. de Musset* p. 101 bis 169.

[105]) Léon Séché, *Correspondance d'Alfred de Musset. Avant-propos* p. 6.

[106]) *Corresp.* (Decori) p. 213. *Corresp.* (Séché) p. 107.

je vois que c'est un adieu. O mon Dieu, toujours des adieux! Quelle vie est-ce donc?"[107])

Und George Sand sagte zu ihm eines Tages: „*Eh bien, n'allons pas plus loin, laisse-moi partir. Je le voulais hier; c'était un éternel adieu résolu dans mon esprit....... Donc on ne peut pas s'aimer dans les conditions où nous sommes, et tout ce que j'ai fait pour revenir à l'amitié était illusoire!*" Und sie fuhr mit Bedauern fort: „*Que nous reste-t-il donc, mon Dieu, d'un lien qui nous avait semblé si beau! Ni amour, ni amitié, mon Dieu!*"[108]) Und warum immer wieder diese Änderung der Entschlüsse, warum diese Vorwürfe und diese Geständnisse einer unüberwindlichen Liebe, warum diese Schreie der Freude und diese schmerzlichen Klagen? Weil in ihrer Liebe sich zwei Kontraste beständig bekämpften. Ihre Charaktere stießen sich ab, ihr Genie kettete sie aneinander. Beide wußten das und haben es mehr als einmal in ihren Briefen zum Ausdruck gebracht. Was Musset von sich und George Sand unter dem wunderbaren Bilde von den beiden Vögeln sagt, die gegeneinander geflogen sind, und deren Zusammenstoß zu stark war,[109]) das sagt George Sand in ihrer prosaischen Art, aber nicht weniger wahrhaftig in der Antwort auf diesen Brief.[110])

Sobald die beiden Liebenden sich getrennt hatten, begriff weder das eine noch das andere, daß es möglich gewesen war. Alfred de Musset litt am meisten. Er w o l l t e n i c h t begreifen, daß es nun für immer zwischen ihnen aus sei. Das so oft wiederholte „*Comprends-tu*" läßt diese verzweifelte Stimmung nachklingen.

Wir sehen in der Tat in der Liebe George Sands und Alfred de Mussets ein Band, das etwas Seltenes und Seltsames in der Literatur aller Völker ist, wenn es überhaupt ein zweites Beispiel gibt. Musset geht nicht zu weit, wenn er betont, daß dieses Band sich jeden Tag fester um ihre Seelen geschlungen habe, obgleich man hinzufügen muß, daß es auf Kosten ihres Friedens geschah. Paul de Musset hat Unrecht, einen großen Einfluß dieser Liebe zu leugnen. Sein Bruder wußte sehr wohl, was er verloren hatte, nicht erst, als alles zu Ende war, sondern schon nach dem ersten Bruch. Durch die Harmonie der Gefühle, der Interessen, der Ideen waren sie aufs innigste verbunden. Keine andere Frau konnte jemals diese „einzige Liebe" ersetzen. „*Ce n'est pas ma maîtresse qui me manque, c'est mon camarade George*", schrieb er eine Woche nach seiner Rückkehr nach Paris.... „*Je regardais l'autre soir cette table où nous avons lu ensemble Goetz de Berlichingen; je me souvenais du moment où j'ai posé le livre sur la table après*

---

[107]) *Corresp.* (Decori) p. 199. *Corresp.* (Séché) p. 102.
[108]) *Corresp.* (Decori) p. 207 und 213.
[109]) *Corresp.* (Decori) p. 31. *Corresp.* (Séché) p. 51.
[110]) *Corresp.* (Decori) p. 36—38.

le dernier cri du héros mourant: liberté, liberté! Tu étais beaucoup pour moi, ma pauvre amie, plus que tu ne croyais, et que je ne croyais moi-même."[111])

Es bedarf keines eklatanteren Beweises, um zu sehen, daß das Wesen dieser Liebe nicht der Sinnengenuß war, sondern daß die Kunst, die Poesie, die Arbeit und die Literatur sie vereint hatten. Der Einfluß George Sands auf Musset, und umgekehrt, harrt noch einer eingehenden Würdigung. Die schönsten Verse, die Musset geschrieben hat, sind von ihr beeinflußt, d. h. die vier *Nuits*, die *Lettre à Lamartine* und das *Souvenir*. Die Charaktere von Lorenzo in *Lorenzaccio* und von Perdican und Camille in *On ne badine pas avec l'amour* lassen sich kaum denken, ohne die Ereignisse, die der Konzeption der Stücke vorangingen. Daß die *Confession d'un enfant du siècle* zur Hälfte das Werk der George Sand ist, ist selbstverständlich; aber es gibt noch eine Menge anderer kleinerer Sachen — und das sind nicht die schlechtesten —, welche die Literatur dieser Liebe verdankt.

Es wird nicht immer möglich sein, diesen Einfluß zu entdecken, weil George Sand und Alfred de Musset während ihrer Vereinigung oft zusammen arbeiteten,[112]) sich ihre Eindrücke mitteilten, ihre Pläne austauschten; so daß oft der eine Teil die Idee gab, welche der andere in seinem Werke ausführte. Dennoch würde es eine Arbeit sein, die der Mühe lohnte, den Beziehungen der beiden, Schriftsteller in ihren Werken nachzuspüren,[113]) zumal die beiden, wenn auch noch so unvollständigen Briefsammlungen von Decori und Séché die Arbeit wesentlich unterstützen würden.

Aber man trifft bei Musset noch einen ganz besonderen Einfluß an, der aus dieser Leidenschaft für George Sand hervorging, das ist seine Ansicht über die Liebe. Seit seinen ersten poetischen Versuchen hatte Musset dieses allmächtige Gefühl zum Gegenstand seiner Kunst gemacht, und obgleich er vom Beginn seiner Dichterlaufbahn ergreifende Worte dafür gefunden hat, so empfing dieser Liebeskultus seine Seele doch erst durch die Verbindung mit dem „*grand George*". Welche Wandlung ging nicht in ihm seit jenem Jahre vor, wo er mit ihr bei Sainte-Beuve zusammengetroffen war. Als er noch solche leichte Dichtungen wie „*L'Andalouse*" und „*Le Lever*" schrieb, war die Liebe für ihn nichts als ein edles Vergnügen, das er wie ein Glas Wein genoß. In *La coupe et les lèvres* hatte er sich selbst zugerufen:

Aimer est le grand point qu'importe la maîtresse?
Qu'importe le flacon pourvu qu'on ait l'ivresse?[114])

Im Jahre 1834 dachte er ganz anders. Er schreckte zurück, wenn eine Frau um ihn warb, weil e r ihre Liebe nicht gesucht

[111]) *Corresp.* (Decori) p. 50. *Corresp.* (Séché) p. 55.
[112]) Vgl. *Histoire d'un merle blanc. Œuvres* t. VII p. 86.
[113]) Vgl. Lafoscade, *Le théâtre d'Alfred de Musset* p. 214 note.
[114]) *Dédicace de la coupe et les lèvres. Œuvres* t. I p. 244.

hatte.[115]) Die Frauen der Gesellschaft, welchen er ehemals so ritterlich den Hof gemacht hatte, begannen ihn zu langweilen, weil nur e i n e Geliebte sein ganzes Herz erfüllte.[116]) Es ist wahr, daß Musset nach seiner Trennung von George Sand und zu Zeiten, wo er sich mit ihr entzweit hatte, oft die Trunkenheit der Liebe gesucht hat, um den Qualen seines Schmerzes zu entgehen, aber er scherzte nie mehr mit diesem Gefühl, das ihm heilig war, wegen seiner eigenen Leiden.

* * *

Comprends-tu que dix ans ce lien nous enlace,
Qu'il ne fasse dix ans qu'un seul être de deux?

Die Analyse zeigte bereits, daß in bezug auf die 10 Jahre der erste Vers nicht wörtlich zu nehmen ist, der zweite ist interessant durch eine Parallele, die sich in der *Confession* findet: . . . „*Aimer c'est se donner corps et âme, ou pour mieux dire, c'est faire un seul être de deux*".[117]) Der Ursprung dieses Gedankens findet sich vielleicht in einem Brief vom Jahre 1834, wo Musset an George Sand schreibt:

„. . . . . *Tu me dis que tu commences à t'habituer à vivre sans l'enthousiasme; moi, mon amie chérie, je vais commencer à le connaître. Deux êtres qui s'aiment bien sur terre font u n ange dans le ciel: voilà ce que j'ai trouvé l'autre jour dans un ouvrage nouveau.*[118]) *Connais-tu une parole plus belle et plus sublime que celle-là?*"[119])

* * *

O poète il est dur que la nature humaine . . . .
. . . .

Obgleich Léon Séché in seinem Buch über Alfred de Musset den religiösen Gedanken des Dichters ein besonderes Kapitel widmet, sind eine Reihe von Ergänzungen notwendig. In dieser Hinsicht ist die ganze Stelle bis zum Vers:

Le désespoir l'habite, et le néant l'attend

außerordentlich wichtig für die Beurteilung Mussets. Die Schwäche der menschlichen Natur ist der Mittelpunkt seiner Betrachtungen, in denen der Pessimismus triumphiert. Diese Art und Weise die Dinge anzusehen hat Musset niemals verloren, aber nach den großen Leiden seiner Liebe, nach der Lektüre Lamartines machten sich religiöse Ideen mehr und mehr in ihm breit. Von Jugend an lag es in ihm, über die Vergänglichkeit des Irdischen nachzudenken. Als seine Großmutter im September 1827 gestorben war, schrieb er an seinen Freund Paul Foucher . . . . .

---

[115]) Vgl. *Corresp.* (Decori) p. 114. *Corresp.* (Séché). p. 72.
[116]) Vgl. *Corresp.* (Decori) p. 70 u. 99. *Corresp.* (Séché) p. 59 u. 69.
[117]) *Œuvres* t. VIII p. 58.
[118]) Aus der Antwort George Sands geht hervor, daß dieses Wort aus der *Reine d'Espagne* von Henri de Latouche entlehnt ist, und daß diese im Jahre 1831 geschriebene Komödie bei der Première wütend ausgepfiffen wurde.
[119]) *Corresp.* (Decori) p. 114. *Corresp.* (Séché) p. 72.

„*Voilà bien à quoi tiennent le plaisir et le bonheur de cette vie. Je ne puis dire quelles affreuses réflexions m'a fait faire cette mort arrivée si vite.*“[120])

Als Musset das Collège Henri IV verlassen hatte, begann er Descartes und Spinoza zu studieren, dann die modernen Philosophen Cabani und Maine de Biran, ohne bei einem von ihnen Befriedigung zu finden. Immer quälte ihn die „*vilaine maladie du doute*“. Die Religiosität fehlte ihm nicht. Niemals ist Alfred de Musset Atheist gewesen, aber seine Religiosität ist gestaltlos. Sie ist mehr ein unbestimmtes Gefühl als ein System. Einige Jahre später nähert sie sich dem Pantheismus Byrons. Dafür ist ein wichtiges Dokument, das aber von Léon Séché nicht zitiert wird, der Brief Mussets an Ulric Guttinguer, datiert vom 12. November 1832. Musset sagt: „.... *Je n'ai jamais tenté de faire une hymne à mon Dieu; je veux portant (sic) vous le peindre.*[121]) *Cette petite croûte de pâté parsemée d'étoiles et couronnée par la voie lactée est tout ce que nous voyons du ciel. Notre univers (je ne dis pas notre monde) est lui-même un grain de sable dans le vide sans fin. A des milliards de lieues les unes des autres, flottent dans l'immensité des milliers de combinaisons d'univers. Le nôtre a pour lois l'équilibre, l'attraction, et la pesanteur. D'autres ont d'autres lois, d'autres gens, d'autres vérités mathématiques. Le bien et le mal, la force et la beauté sont remplacés par d'autres choses, et tous ces petits systèmes, dont le nôtre est peut-être un des plus faibles, s'agitent et se remuent dans leur coin avec leur étincelle de vie. Au centre des nuits éternelles est assis mon Dieu sans révélations, qui verse à l'immortelle matière l'immortelle pensée.*“[122])

Besonders der letzte Satz dieses Briefes ist gewichtig. Im Laufe der nächsten Jahre kann man eine weitere Wandlung im Innern Mussets wahrnehmen. Das Unglück in seiner Liebe und vielleicht auch der Einfluß der George Sand, die nicht nur religiös, sondern christlich war, führten Musset, wenn auch nicht zum Christentum, so doch zu einer weniger unbestimmten Form des Pantheismus. Der Glaube an Gott und an die Unsterblichkeit der Seele bestärkten sich in ihm, und merkwürdig, er leugnete zeitweise selbst die Offenbarung nicht.[123]) Aber im Jahre 1834

[120]) *Corresp.* (Séché) p. 10.

[121]) In der Anmerkung zu dieser Stelle spricht Séché *a. a. O.* die Meinung aus, daß dieser Brief die Antwort sei auf ein Gedicht, das Alfred de Musset gewidmet war, und das er in den „*Fables et Méditations*“ Guttinguers findet.

[122]) *Corresp.* Séché p. 34.

[123]) Musset schreibt an George Sand: ..... *Il n'en faut pas douter, George, il y a des révélations. Saint Augustin est, à mes yeux, l'homme le plus vrai qui ait existé. J'ai nié et je crois „voilà tout le mystère“: la foi en quelque chose, un but — un triangle lumineux placé à la voûte de ce temple, qu'on appelle le monde. Corresp.* (Decori) p. 115. *Corresp.* (Séché) p. 73. Die Confession besagt das Gegenteil. cf. *Œuvres* t. VIII, p. 373.

war das alles erst halb erwacht und oft brach die Krankheit des Zweifels von neuem durch.[124]) In der *Lettre à Lamartine* begannen sich diese verworrenen Vorstellungen zu lösen und sich zu klären, um den reinsten Ausdruck im *Espoir en Dieu* vom Jahre 1838 zu finden. Die Lektüre der *Méditations* war einer der Gründe für diesen Wandel.

Wir hatten in der Analyse gesehen, daß die düsteren Gedanken über das Leben sich nicht behaupten, daß die Verse:

Eh bien! bon ou mauvais, inflexible ou fragile,
Humble ou fier, triste ou gai, mais toujours gémissant,
Cet homme......

den Übergang bilden zu dem Bekenntnis, daß der Dichter den Gott Lamartines angenommen hat. Aber wer war dieser Gott? Es war der Gott Byrons, Shelleys, Goethes, kurz der Gott aller Romantiker. Vielleicht ist der Pantheismus Lamartines ein wenig christlicher als der der anderen Dichter, aber im Grunde seines Herzens bleibt Lamartine Pantheist. Deshalb ist der Unterschied zwischen den religiösen Ideen Lamartines nicht so groß wie man zu glauben geneigt sein könnte. Das Bekenntnis Mussets, den Gott Lamartines angenommen zu haben, bedeutet also keine Umbildung, sondern eine Bildung seiner Religion. Diese Bildung wurde eingeleitet und fortgesetzt durch die Meditationen, sie wurde vollendet durch eine Frau, für die Alfred de Musset die größte Verehrung hatte, durch die Duchesse de Castrie. Da er zu ihr wie einer Heiligen aufblickte, teilte er ihr gern sein innerstes Seelenleben mit. Ein Brief an sie enthält die Summe aller Religion Mussets. „. . *La croyance en Dieu*“, sagt er, „*est innée en moi; le dogme et la pratique me sont impossibles*; *mais je ne veux me défendre de rien; certainement je ne suis pas m û r sous ce rapport.*“[125])

* * *

Tes os dans le cercueil vont tomber en poussière,
Ta mémoire, ton nom, ta gloire vont périr,
Mais non pas ton amour, si ton amour t'est chère.

Diese Verherrlichung der Liebe, die dem Dichter teurer als sein Ruhm und sein Name ist, hat bei Musset nichts Verwunderliches. Es ist kein plötzlicher, frivoler Einfall, der ihm in einer Laune kommt, es ist das Gefühl seines eigenen Herzens, das Gefühl eines Dichters, für den die Liebe die Schwester, oder besser gesagt, die Mutter seiner Kunst ist.[126]) Die Liebe ist die

[124]) Musset sagt in einem Brief an George Sand aus Baden vom 15. Sept. 1834: .... *Qu'il y ait une Providence ou non, je n'en veux rien savoir. S'il y en a une, je lui dis en face: elle est injuste et cruelle. Elle est la plus forte, je le sais, qu'elle me tue. Je ferai mieux que de la maudire, je la renie. Corresp.* (Decori) p. 196. *Corresp.* (Séché) p. 100.

[125]) Brief vom September 1840. *Corresp.* (Séché) p. 177.

[126]) Vgl. Brief an Paul Foucher vom 19. Okt. 1817. *Corresp.* (Séché) p. 16.

Grundbedingung für die Existenz der Welt. Sie ist die Urheberin des Lebens und der Arbeit, sie ist der Adel der Seele. Musset sagt in der *Confession*:

Exercer les nobles facultés de l'homme est un grand bien, voilà pourquoi le génie est une belle chose; mais doubler ses facultés, presser un cœur et une intelligence sur son intelligence et sur son cœur, c'est le bonheur suprême. Dieu n'en a fait plus pour l'homme; voilà pourquoi l'amour vaut mieux que le génie."[127])

Dieselbe tiefe Achtung vor der Liebe läßt ihn in der Augustnacht den Vers sprechen:

J'aime, et pour un baiser je donne mon génie.[128])

In der Poesie Heines würde ein solcher Vers leichtfertig wirken, bei Musset hat nur die Form etwas Frivoles, der Grund ist tiefernst. Die Liebe läßt ihn selbst seinen Mangel an Energie entschuldigen, und ist nicht seine herrliche Novelle „*Le fils de Titien*" ein wahres Preislied auf die Trägheit, wenn nur die Liebe zu ihrem Rechte kommt. Musset kannte sehr wohl die Gefahren, die eine solche Anschauung für seine Poesie haben mußte. Das Ringen der „Nächte" ist dafür ein ergreifender Beweis. Doch häufig, man wird sagen können meistens, kämpfte er vergebens gegen sich an; er unterlag den Verführungen des Vergnügens, und die *Nuit de juin* wird nicht der einzige Verlust sein, den die Nachwelt um deswillen zu beklagen hat.

Dresden. H. Kluge.

---

[127]) *Confession d'un enfant du siècle*, Kap. V des ersten Teiles. *Œuvres* t. VIII p. 59. Die ganze Stelle und noch ein Stück mehr findet sich mit wenigen unbedeutenden Varianten in einem Briefe Mussets an George Sand vom Juni 1834.

[128]) *Œuvres* t. II p. 144.

Essai sur le poème
Quant li solleiz conversët en Leon.

Le poème *Quant li solleiz conversët en Leon*, publié pour la première fois en 1865 par Gaston Paris,[1]) qui l'avait découvert dans le ms. lat. 2297 de la Bibliothèque Nationale, et souvent imprimé depuis, n'a donné lieu qu'à fort peu d'études d'ensemble. En dehors de la notice dont G. Paris a fait accompagner son édition, l'on ne peut citer que l'étude donnée en 1886 par E. Koschwitz[2]) et l'article publié en 1891 par M. Mettlich.[3])

Le présent essai a pour but de soumettre à un examen nouveau cette œuvre, remarquable à tant d'égards. Venant vingt ans après le dernier travail sur ce sujet, il ne paraîtra peut-être pas par trop importun.

I.

Le poème *Quant li solleiz* est le plus souvent appelé *Paraphrase* ou *Imitation du Cantique des Cantiques*. Ce nom lui vient de ce que la première partie, plus exactement les vers 9 à 61, s'inspire du livre sacré, en en imitant, plus ou moins librement, plusieurs passages. G. Paris a relevé, dans les notes de son édition, les emprunts les plus topiques; les éditeurs postérieurs ont complété cette liste, dont la forme actuelle semble avoir été arrêtée par M. Ed. Stengel.[4])

Elle n'appelle que très peu de remarques. G. Paris avait bien noté que les mots: *les vinnesz sont flories*, *L'odor est bonet* 34—35 s'inspiraient du *Cant. cant. II*, 13: *uineae florentes dederunt odorem suum.*[5]) Cette citation, qui disparut, peut-être par un

---

[1]) *Jahrbuch f. rom. u. engl. Literatur*, VI, 362 sqq.

[2]) *Kommentar zu den ältesten franz. Sprachdenkmälern (Altfrz. Biblioth.* X*)*, p. 170 sqq.

[3]) *Zur Quellen- und Altersbestimmung des sog. altfrz. Hohenlieds (Romanische Forschungen*, VI, p. 285 sqq.).

[4]) *La Cancun de Saint Alexis und einige kleinere altfrz. Gedichte (Ausg. u. Abhandl. 1)*, p. 65 sqq.

[5]) Adde *Cant. cant.* II, 15: nam uinea nostra floruit.

simple accident d'impression, de l'édition de M. Paul Meyer,[6]) ne fut rétablie par personne. Il conviendrait de réparer cette méprise.

Au sujet des vers 28—30: *Nuls om ne vit aromatigement Chi tant biem oillet con funt mi vestement Al som plaisir*, on peut observer qu'ils n'utilisent pas seulement *Cant. cant.* IV, 11 *et odor uestimentorum tuorum sicut odor thuris*, mais qu'ils s'inspirent aussi du verset précédent: *et odor unguentorum tuorum super omnia aromata.* C'est en quelque sorte d'un croisement de ces deux passages que procède le texte français.

La deuxième partie du poème, celle qui va du v. 62 jusqu'à la fin, passe pour être composée tout à fait librement. Il est possible pourtant que les v. 64—65 *Ainz que nuls on söust de nostre amor*, *Li miensz amis me fist molt grant ennor* contiennent une réminiscence de l'Ecclésiastique XXIV, 14: *Ab initio et ante saecula creata sum ... et in habitatione sancta coram ipso ministraui.*[7]) Ce qui rend cette supposition vraisemblable, c'est l'utilisation des versets 9 et 10 du même chapitre de l'Ecclésiastique: *Et in omni terra steti*, *et in omni populo. Et in omni gente primatum habui*, dans les v. 80—81 du poème: *Quel part quë alget iluoc est ma coronet & mes tresors.*

Ces emprunts à l'Ecclésiastique sont trop libres pour qu'ils aient pu être aperçus d'emblée. On est, par contre, un peu surpris que personne n'ait remarqué que cette deuxième partie du poème reproduit, en l'écourtant un peu,[8]) le *liber generationis* qui forme le début de l'Evangile selon saint Matthieu.

Les quatre premiers noms du poème français: *Danz Abraham en fud premierz messaget* 67, *Issaac i vint Jacob & danz Joseph* 70, correspondent au verset 2 du chap. I de s. Matthieu: *Abraham genuit Issaac. Issaac autem genuit Jacob. Jacob autem genuit Judam et fratres eius*, Joseph étant en effet un des onze frères de Judas.[9]) Les versets 3 à 5 de l'Evangile sont remplacés, dans le poème, par les noms de Moïse, Abimalec et Samuel (71—72) sur lesquels je reviendrai tout à l'heure. Aux vers 73—75 l'accord reprend avec saint Matthieu (v. 6—7). Je me borne à juxtaposer les noms dans leur ordre: *reiz David*, *Salamon*, *Roboam*, *Abia* = *Dauid rex*, *Salomon*, *Roboam*, *Abias.* Le verset 7 de

[6]) *Recueil d'anciens textes bas-latins, provençaux et français* II, N° 4, p. 206 sqq.

[7]) Je cite les Ecritures d'après l'éd. Tornaci Neruiorum, typis Soc. s. Joannis Euang., Desclée, Lefebvre et Soc. MDCCC. LXXXI. N'importe quelle autre édition catholique remplirait le même office.

[8]) Les vers 87—88: *& plussors altresz. Enprès icelsz & molt altres barunsz* font allusion à ces coupures.

[9]) On verra par la suite que c'est vraisemblablement la petite chronique d'Isidore de Séville (extrait de la grande, par lui inséré dans les *Etymologies*) qui a incité l'auteur du poème à introduire Joseph dans sa liste.

l'Evangile continue: *Abias autem genuit Asa.* Ce nom ainsi que ceux du verset 8 sont remplacés, dans le poème, par les noms d'Amos, Issaïas, Jeü et Joël (76—77) dont je réserve l'explication pour un instant. Le verset 9 de l'Evangile donne la succession de noms que voici: *Ozias*, *Joatham*, *Achaz*, *Ezechias*, ce qui correspond exactement aux quatre noms qui sont énumérés, dans le poème, à la suite de Joël: *Azarias* (77), *Joatam* (78), *Achaz* (79), *Ezelcias* (82). On sait que l'Ozias de saint Matthieu fut identifié par les pères de l'Eglise avec le roi Azarias de l'Ancien Testament.[10]) L'Evangile poursuit au verset 10: *Ezechias autem genuit Manassen. Manasses autem genuit Amon. Amon autem genuit Iosiam.* Le poème passe la génération intermédiaire d'Amon pour terminer le v. 82, où figure Ezelcias, par ces deux vocables qui parfont le décasyllabe: *Manases*, *Josias.* Le vers suivant (83) donne en premier lieu le nom de *Joachim* où l'on reconnaît sans difficulté la dernière génération avant la captivité que saint Matthieu annonce en ces termes au verset 11: *Josias autem genuit Jechoniam, et fratres eius in transmigratione Babylonis*, le Jechonias de l'Evangile ayant été identifié, par l'Eglise, avec le Joachim biblique.[11]) La génération de Joachim est la dernière que le poète emprunte à saint Matthieu. Les quatre noms qui suivent, et qui sont les noms des trois compagnons de Daniel (damn Azarias[12]) 83, Ananias 85, Misael 86) et du père de saint Jean-Baptiste (dam Zacharias 86), ne sont pas pris au *liber generationis.*

Sans nous arrêter au couplet suivant (88—90), dont le premier vers a été expliqué dans une note antérieure de ce chapitre et dont le vers final sera examiné, avec quelques vers des quatre premiers couplets, plus loin, je remarque que le couplet final (91 à 93): *Il enveiad sun angret a la pucele, Chi la saluet d'une saludz novelet En Nazareh*, est une paraphrase des versets 26—28 du chapitre I de l'Evangile selon saint Luc: *missus est angelus Gabriel a Deo in ciuitatem Galileae, cui nomen Nazareth, ad uirginem desponsatam ... Et ingressus angelus ad eam dixit: Aue, gratia plena, Dominus tecum, benedicta tu in mulieribus.*

Je passe à présent aux noms dont j'ai réservé l'étude. Tous ces noms sont des noms bibliques, et le poète aurait pu les prendre

---

[10]) Je me borne à citer saint Jérôme, en sa chronique: *a. Abr. 1191. Hebr. Juda XII. Azarias qui et Ozias a. LII* (éd. Alfr. Schoene, *Eusebii Chron. Can.* t. II (Berolini 1866) p. 73). De là l'identification a passé partout.

[11]) S. Jérôme, *op. cit.*: *a. Abr. 1415. Hebraeor. Juda Joachim qui et Jechonias mensibus III* (éd. cit. p. 93).

[12]) Les éditeurs le défigurent en *dam Nazarias*; le prétendu *n* initial n'est pas autre chose que la consonne finale du mot précédent qui est redoublée devant la voyelle initiale du mot suivant. *Nazarias* n'existe pas dans la Bible. Cf. l'introduction à l'édition donnée en appendice à la présente étude.

aux passages de la Bible qui les mentionnent. Ce qui lui eût été un peu plus difficile de tirer des Ecritures, ce sont les synchronismes de ces personnages avec les générations de saint Matthieu. Certains synchronismes du moins, car il est évident que le père de saint Jean-Baptiste, Zacharie pouvait être placé immédiatement avant l'Annonciation sans le secours d'aucune chronique. Pour les autres, la chose eût été plus malaisée, et l'utilisation d'un ouvrage historique me paraît certaine, à tout le moins pour les vers 76 à 78 où les prophètes Amos, Issaïe, Jeü et Joël sont placés entre le règne d'Abias et celui d'Ozias-Azarias, pour le vers 79 où la fondation de Rome est rapportée au règne d'Achaz, et pour le vers 52 qui fait s'écouler cinq mille ans avant la date de l'Annonciation. Les données chronologiques dont l'auteur avait besoin se lisent dans la chronique de saint Jérôme et dans les ouvrages historiques qui mettent à contribution ce texte, comme la Grande Chronique d'Isidore *(Isidor maior)* et l'extrait qui en fut inséré par l'auteur dans ses *Origines (Isidor minor)*, la Chronique de Bède en ses deux rédactions *(Beda maior et minor)*.[13])

Ecartons d'abord l'ouvrage de saint Jérôme, qui ignore la division augustinienne en six âges à laquelle le poème fait allusion aux vers 66, 73, 84 et 85.[14]) C'est Isidor qui l'a introduite le premier dans les ouvrages historiques,[15]) et l'on sait que Bède en fait aussi état.[16]) Eliminons aussi le *Beda maior* qui ne nomme ni Amos, ni Joël, ni Issaïe. Le *Beda minor* et l'*Isidor minor* ne mentionnent pas, dans les mss. utilisés par Mommsen du moins, Daniel et ses trois compagnons, lesquels compagnons

---

[13]) Les quatre ouvrages ont été publiés par Mommsen *Chronicorum minorum vol.* II et III *(Monum. Germ. Auctt. antiqq.* XI et XIII).

[14]) Je reproduis ici un passage de s. Augustin où cette division est exposée: Ipse etiam numerus aetatum, ueluti dierum, si secundum eos articulos temporis computetur, qui scripturis uidentur expressi, iste sabbatismus euidentius apparebit, quoniam septimus inuenitur; ut prima aetas tamquam primus dies sit ab Adam usque ad diluuium, secunda inde usque ad Abraham, non aequalitate temporum, sed numero generationum; denas quippe habere reperiuntur. Hinc iam, sicut Matthaeus euangelista determinat, tres aetates usque ad Christi subsequuntur aduentum, quae singulae denis et quaternis generationibus explicantur: ab Abraham usque ad Dauid una, altera inde usque ad transmigrationem in Babyloniam, tertia inde usque ad Christi carnalem natiuitatem. Fiunt itaque omnes quinque. Sexta nunc agitur nullo generationum numero metienda propter id quod dictum est: *Non est uestrum scire tempora, quae Pater posuit in sua potestate* (Act. I, 7). Post hanc tamquam in die septimo requiescet Deus, cum eundem diem septimum, quod nos erimus, in se ipso Deo faciet requiescere (*De ciuit. Dei.* XXII, c. 30, ed. Dombart[3], II, p. 634 sq.).

[15]) Mommsen, *Chron. minor.* vol. II, p. 421; Wattenbach, *Deutsch. Geschichtsquellen* I[7], p. 94, note 2.

[16]) Le nombre de 5000 ans indiqué par le poème est un chiffre rond. Bède évalue les cinq premiers âges à 4952 ans, Isidore à un peu plus de 5200 ans.

sont nommés dans le poème. Ce détail n'a toutefois qu'une importance assez restreinte. Le Livre de Daniel débute par l'indication que voici: *Anno tertio regni Joakim regis Juda uenit Nabuchodonoser rex Babylonis in Jerusalem et obsedit eam.*[17]) Il semble dès lors qu'un auteur, qui savait que le cinquième âge commençait avec la captivité et qui était décidé à nommer Ananias, Misael et Azarias, pouvait se passer d'une chronique pour placer ces personnages immédiatement après Joachim.[18]) Ce qui est plus grave, c'est que, dans le *Beda minor*, Jëu et Amos sont séparés de Joël et Issaïe par le règne d'Ozias-Azarias.[19]) L'*Isidor maior* dit, après avoir mentionné Abia (nº 117); *prophetabant in Judea Achias, Jeu, Amos, Johel et Azarias* (nº 120), pour déclarer, quelques articles aprés la mention d'Ozias (nº 135): *Osee, Amos, Esaia et Jona in Judea prophetantibus* (nº 141).[20]) Amos qui figure ici et là aurait pu suggérer à notre poète l'idée de réunir Amos, Issaïe, Jëu et Joël pour les placer avant le roi Azarias. Mais il est plus vraisemblable qu'il a pris ce renseignement, comme tous les autres, à l'*Isidor minor*, qui donne, dans certains mss., après la mention d'Abia (nº 77) et avant celle d'Ozias (nº 93), l'indication que voici: *Essaias*,[21]) *Amos, Jeu, Johel prophetauerunt* (nº 80), c'est à dire qu'il nomme les quatre prophètes dans l'ordre même où on les lit dans le ms. conservé du poème français.[22])

Je propose donc de voir dans l'*Isidor minor*, c'est à dire dans les *Origines*, si répandues au moyen âge,[23]) la source des renseignements chronologiques du poète, sans toutefois me dissimuler que cette conclusion n'est nullement assurée. En effet, les éditions de Mommsen dont je me sers pour les quatre ouvrages en discussion sont établies d'après les „meilleurs“ mss., et n'indiquent pas les menues interpolations que ces textes

---

[17]) I, 1. Les compagnons de Daniel sont nommés un peu plus loin, au verset 6: Fuerunt ergo inter eos de filiis Juda Daniel, Ananias, Misael et Azarias.

[18]) Dans le poème, Azarias est *del quart edé*, les deux autres compagnons *del quint edé*. Ils peuvent en effet être comptés indifféremment ici ou là puisqu'ils sont à cheval sur les deux âges.

[19]) Ed. cit. nos 93, 105, 106, 109.

[20]) Cf. encore nº 144: prophetantibus in Judaea Osee et Johel, Esaia et Michea (règne de Joatham nº 142).

[21]) Remplacé dans d'autres mss. par Achias.

[22]) *& ab i vint Issaïas Amos* 76 (rime *Azarias* 77) que je corrige en: *& ab i vint Amos Issaïas*. Je suppose que le ms. original portait d'abord, en conformité avec le texte d'Isidor, *Issaïas Amos*, mais que le poète, s'apercevant qu'une assonance en *-a* serait plus facile à trouver qu'une assonance en *-o*, a interverti l'ordre des deux mots en les munissant de signes de transposition. Par suite d'une négligence du copiste, qui n'avait pas prêté attention à ces signes, le ms. conservé reproduit la leçon abandonnée.

[23]) On sait que cet ouvrage nous a été transmis dans 250 mss. environ.

ont subies dans les mss. plus récents. Or, ce sont précisément ces légères retouches qui nous intéressent. Il se peut que quelques mss. des trois ouvrages écartés par nous soient justement interpolés par les *Origines* et concordent avec elles sur des points qui ont motivé notre préférence.

J'indique ici, pour la commodité du lecteur, les concordances du poème avec les *Origines*.

POÈME.	ISIDOR MINOR.
Danz Abraham 67.	31. Abraham ann. C. genuit Issaac.
Issaac 70.	32. Issac ann. LX. genuit Jacob.
Jacob, danz Joseph 70.	34. Jacob ann. XC. genuit Joseph.
Moisen 71.	40. Moyses ann. XL.
Danz Abinmalec 71.	52. Abimelech ann. III.
Samuel 72.	68. Samuhel ann. XL.
Del quart edé pois i vint reiz David 73.	Quarta aetas. 71. David ann. XL.
Salamon 74.	73. Salomon ann. XL.
Roboam 74.	75. Roboam ann. XVII.
Abia 75.	77. Abia ann. III.
Issaïas Amos 76. Jēu Jöel 77.	80. Esaias, Amos, Jeu, Johel prophetauerunt.
Dam Azarias 77.	93. Ozias ann. LII.
Joatam 78.	95. Joatham ann. XVI.
Achaz i vint	97. Achaz ann. XVI.
adunc fud faitet Rome 79.	98. Roma conditur.
Ezelcias 82.	99. Ezechias ann. XXVIII.
Manases 82.	101. Manasses ann. LV.
Josias 82.	105. Josias ann. XXXII.
Joachim 83.	107. Joachim ann. XI.
Damn Azarias del quart edé 84.	108. Nabuchodonosor Judeam capit.
Del quint edé 85.	111. Quinta aetas.
Ananias, Misael, dam Zacharias 86.	

II.

Il ne suffit pas de reconnaître les sources d'un ouvrage pour en comprendre la composition. C'est la génèse des choses qui intéresse l'historien; il lui importe peu d'être éclairé sur le nombre et l'étendue des emprunts, s'il doit se résigner à ignorer les circonstances et les conditions dans lesquelles ces matériaux épars ont été colligés. Le poème *Quant li solleiz* est un centon composé de différents passages de la Bible. Deux livres de l'Ancien Testament, le Cantique des Cantiques et l'Ecclésiastique, et deux Evangiles, celui de s. Matthieu et celui de s. Luc, y ont été mis à contribution. Est-ce le hasard qui a fait choisir à l'auteur du poème ces quatre textes, et non pas d'autres, dans ce gros livre qu'est la Bible, ou bien ce choix a-t-il été déterminé par un motif particulier? La liturgie du moyen âge va répondre à cette question.

Un traité très répandu au moyen âge, le *De diuinis officiis* de Jean Belet (avant 1165) nous donne l'indication suivante au sujet des offices de l'Assomption:[24])

[24]) Ce traité a été édité par Laurimann (= Migne, t. 202, p. 14 sqq.). Malheureusement, cette édition n'est pas utilisable, voy. B. Hauréau, *Notices et extraits de quelques mss. de la Bibl. Nat.*, I, p. 89 sqq.

Bibl. Nat. ms. lat. 714 (XII saec.), fol. 55, v° col. 2. Lectiones leguntur de Cantico amoris scilicet *Osculetur me osculo oris sui* et responsoria similiter inde sumuntur. Illud quoque uide quod in hoc tempore leguntur libri Salomonis. Primo Parabole a principio Augusti, postea Ecclesiastes, deinde Canticum amoris cuius medietas in hoc festo legitur usque ad octauas, alia medietas reseruatur usque ad Natiuitatem beate Marie (*ms.* Natiuitatem Domini[25])) et in ea legitur. Quarto legitur Ecclesiasticus. Quinto liber Ihesu filii Sirach. Sexto liber Philonis scilicet liber Sapientię.

Et de fait, nous trouvons indiqué le Cantique des Cantiques comme épître de la messe de l'Assomption dans les livres liturgiques. Je citerai, à titre d'exemple, les manuscrits latins de la Bibliothèque Nationale 822 et 823, tous les deux du XII siècle. Dans le premier, provenant de Notre Dame de la Courtine de Limoges,[26]) on lit le Cantique du verset *Egredemini* (III, 11) jusqu'au verset *Fons hortorum* (IV, 15) inclusivement (fol. 30, v°). Le second, qui vient de l'abbaye de Remiremont, ajoute à ce morceau les versets 8 et 9 du chapitre VI, de *Una columba* jusqu'à *acies ordinata* (fol. 273, v°).[27])

Le ms. 823 indique (fol. 272 v°), pour la messe de la vigile de l'Assomption, l'épître *In omnibus requiem* Eccle. XXIV, 11 à 20, qui comprend le verset *Ab initio* (14) utilisé dans le poème. Dans d'autres mss., l'épître de cette messe débute par ce même verset pour se terminer par le verset 16 *Et radicaui*. Je citerai en ce sens le mss. lat. Bibl. Nat. 14446 (XII saec., provenant de Lisieux) fol. 160 v°, et 17307 (XII saec., prov. inconnue) fol. 210, v°.[28])

---

[25]) Les mss. lat. Bibl. Nat. 715 (fol. 86, r°, col. 2) et 13 333 (fol. 119, r°, col. 1), que j'ai consultés, portent également *Natiuitatem Domini*. Il est certain pourtant que cette leçon est fautive. Le Cantique des Cantiques n'a rien à faire avec la Noël. La correction admise dans le texte ne souffre aucune difficulté; elle est confirmée par un autre passage du traité de Belet: ms. cit. 714, fol. 21, r°, col. 1: a Kalendis Augusti usque ad Septembrem leguntur tres libri Salomonis et duo Sapientie apocriphi; ita quod media pars Cantici canticorum reseruatur usque in Natalem beatę Uirginis in Septembri, altera legitur in Assumptione.

[26]) Sur cette église, dépendant, sauf erreur, de l'abbaye de Saint-Martial, voy. Duplès-Agier, *Chroniques de Saint-Martial de Limoges (Soc. Hist. France)*, index, *h. v.*

[27]) Ailleurs on lit le jour de l'Assomption, l'épître *In omnibus requiem* Eccli. XXIV, 11 sqq. ou *Ego quasi uitis fructificaui* Eccli. XXIV, 23 sqq. Voy. d'une part les mss. lat. Bibl. Nat. 9434 (fol. 217, v°); 9435 (fol. 281 r°); 9437 (fol. 96 v°); 9439 (fol. 175 r°); 11 522 (fol. 178); 12 054 (fol. 218 v°); et le ms. lat. B. N. 15 614 (fol. 223 r°) de l'autre. La liturgie est assez flottante au moyen âge. Mes dépouillements n'ont pas été assez étendus pour que je puisse dire quelle est l'épître la plus fréquente.

[28]) Ailleurs encore on lit l'epître *Ego quasi uitis* Eccli. XXIV, 23 à 31, p. ex. mss. lat. B. N. 9435 (fol. 280, r°), 12 054 (fol. 217 r°).

C'est encore Jean Belet qui nous renseignera sur l'emploi liturgique du *liber generationis* que le poème met si largement à contribution:

Ms. lat. Bibl. Nat. 714 fol. 56, v°, col 1: et legitur in hoc festo [= *Natiu. beate Marie*] euuangelium scilicet liber generationis ubi de genealogia Xpi agitur.

Guillaume d'Auxerre († 1230) confirme ce renseignement, comme d'ailleurs celui relatif au Cantique des Cantiques:

Ms. lat. Bibl. Nat. 14445 fol. 71 r° col. 2: In festo ergo Natiuitatis [*scil. B. M.*] scilicet legitur genealogia Saluatoris, immo ipsius beate Uirginis, quia de eadem genealogia erant; nec (*ms.* set[29]) debent legi cantica canticorum sicut fit in quibusdam ecclesiis, quia magis pertinent ad festum Assumptionis.

Cet évangile de la messe de la Nativité de Notre Dame est indiqué dans la plupart des livres liturgiques, dont je ne citerai que les mss. lat. B. N. 823 (fol. 279 v°), 14446 (fol. 164, v°), 17307 (fol. 216 v°).[30])

Quant au quatrième texte sacré utilisé par le poète, le passage de s. Luc contenant le récit de l'Annonciation, l'on devine qu'il formait l'évangile de la messe du jour où l'Eglise commémore cet événement (25 mars). Tous les livres liturgiques consultés par moi sont d'accord à ce sujet. Je me borne à citer les mss. lat. B. N. 823 (fol. 279 v°), 9439 (XII saec. prov. de Rennes, fol. 40 r°), 10515 (XII saec. prov. de Metz, fol. 76 r°).

Belet dit, dans le passage cité en premier lieu, que les répons des offices de l'Assomption sont tirés du Cantique des Cantiques. Il faudrait y ajouter les antiennes. Cet usage devait remonter à saint Grégoire. On s'en convaincra en consultant l'Antiphonaire du bienheureux Hartker du rite bénédictin[31]) et l'Antip onaire de Compiègne du rite romain,[32]) dont l'accord peut être considéré comme probant.[33])

III.

Les relations étroites que nous venons de constater entre le poème et la liturgie des fêtes de Marie nous permettent de soupçonner que le poème lui-même avait une destination liturgique.

[29]) Les mss. lat. B. N. 14 145 (fol. 73 r°) et 15 168 (fol. 127 v°, col. 2), que j'ai consultés, portent également *set*, mais il me semble que la correction admise dans le texte s'impose.

[30]) Dans une trentaine de mss. que j'avais consultés, je n'ai noté qu'une seule divergence dans le ms. lat. B. N. 9434 (fol. 225 v°) qui indique pour cette messe l'évangile *Exurgens Maria*, Luc. I, 39 sqq., contenant le récit de la salutation de Marie par Elisabeth.

[31]) Publié en fac-similé dans la *Paléographie musicale*, 2e série, monumentale, tome I, p. 296 sqq.

[32]) Bibl. Nat. ms. lat. 17 436 (IX saec., et non VIII saec.) publié par Migne, t. 78, p. 798.

[33]) Il va sans dire que ni tous les répons ni toutes les antiennes ne sont tirés du Cantique des Cantiques, mais un certain nombre seulement.

Quelle fut-elle ? La composition des offices est trop flottante au moyen âge pour qu'on puisse désigner d'emblée la fête de Marie pour laquelle le poète inconnu écrivit son cantique. Entre l'Assomption avec le Cantique des Cantiques et l'Ecclésiastique, la Nativité avec le Livre de la génération et l'Annonciation avec l'Evangile selon s. Luc qui la raconte, le doute est permis. Il deviendrait même plus grand, si nous avions étendu davantage nos investigations liturgiques. C'est à dessein, en effet, que j'ai simplifié mon exposé; il était inutile d'encombrer cette étude de plus amples détails. La liturgie nous a renseigné sur le caractère du poème; nous nous adresserons encore à elle pour déterminer la forme et l'étendue primitive de l'œuvre qu'on suppose être incomplète de la fin dans l'unique manuscrit conservé; mais elle ne saurait nous éclairer sur la destination de ces couplets inspirés par tant d'offices. Celle-ci demeurerait, je le crains, à tout jamais inconnue, si, par un hasard heureux, le poète lui-même ne s'était chargé de nous la révéler.

Je fais allusion aux deux premiers vers du poème:

Quant li solleiz conversët en Leon
En icel tens qu'est ortus Pliadon,

dont la précision astronomique est remarquable.

Au sujet de ces deux vers M. Gröber a fait la remarque suivante: *Die astronomische Angabe spricht von der heliakischen Zeit der Pleiaden* (ortus Pliadon), *die in dem Monat, wo* li solleiz converset en Leon (*siehe dazu Phil. v. Thaun* Comp. 1315 ff.), *d. h. im Juli, der Morgen ist; V. 1—2 sagt daher, nur gelehrter, dasselbe, wie V. 1 u. 3: an einem Julimorgen.*[34])

Koschwitz a développé cette indication dans le passage que voici: *Die in den ersten beiden Zeilen gegebene Zeitbestimmung hat, vielleicht weil sie mit Hilfe jedes guten Kalenders verständlich ist, vor Gröber l. c. keinen Erklärer gefunden. Die Zeit,* quant li solleiz converset en leon, *wo die Sonne also in das Zeichen des Löwen tritt, ist Ende Juli, genau der 22., und die (heliakische) Zeit, wo der* ortus pliadon, *der Aufgang der Plejaden, Ende Juli stattfindet, ist der Morgen, so daß das folgende* per unt matin *nur dazu dient, die vorangehende Zeitangabe zu verallgemeinern, damit nicht ein bestimmter Tag und eine genau bestimmte Morgenstunde angenommen werde. Die ganze erste Strophe heißt demnach nichts anderes als: an einem Julimorgen.*[35])

Koschwitz semble attribuer ici au mot *converset* le sens du latin *conuertere ad uel in aliquid*, se tourner, diriger vers quelque chose, et il est possible que M. Groeber ait compris de la même façon cette expression. Tous les deux parlent, en effet, du mois de juillet sans se rendre compte que le mois d'août mérite aussi d'être pris en considération. Je ne crois pas que le verbe *converser*

---

[34]) *Zeitschrift für rom. Phil. VI*, p. 474.

[35]) *Kommentar z. d. ält. frz. Sprachdenkm.* p. 196.

ait, dans notre poème, un sens différent de celui qu'il possède partout ailleurs au moyen âge, et qui est „demeurer“. Quant au signe du Lion, il convient d'observer qu'au moyen âge, on le mettait en relation avec le mois d'août plutôt qu'avec le mois de juillet, ainsi qu'en témoigne un vers bien connu des computistes:

Augustum mensem Leo feruidus igne perurit.[36])

D'après le comput médiéval, le soleil change de position le quinze des calendes de chaque mois.[37]) Il entre donc dans le signe du Lion le 18 juillet *(XV. Kal. Aug.)* et y demeure jusqu'au 18 août (XV. Kal. Sept.), où il entre dans le signe de la Vierge.[38]

Pour ce qui est du lever héliaque, je ferai remarquer que c'est, par définition, un lever matinal, n'ayant lieu qu'une fois par an pour chaque étoile. On entend, en effet, par ce terme *le premier* lever visible d'une étoile à la pointe du jour. Ce n'est d'ailleurs pas à ce lever que le poème fait allusion. Car, pour les Pléiades, il ne tomba jamais, dans l'ère chrétienne, au mois d'août ni au mois de juillet. Au temps de la naissance de Jésus-Christ il eut lieu le 27 mai; aujourd'hui il s'observe le 15 juin.[39]) Se produisant chaque siècle avec environ un jour de retard, il devait tomber à l'epoque de la composition de notre poème le 6 ou le 7 juin, d'après notre manière de compter.

Il faut donc admettre qu'en parlant de l'*ortus Pliadon*, le poète a eu en vue un autre lever. Le vrai lever cosmique et les levers, vrai et apparent, achroniques n'entrant pas en ligne de compte,[40]) il faut conclure, de toute nécessité, que cette indication

[36]) Il est cité par Bède, *de temp. c.* XV *de signis duodecim mensium*: Singuli autem menses sua signa in quibus solem recipiant habent: Aprilis Arietis . . . Julius Cancri, Augustus Leonis . . . . ., sicut quidam ueterum etiam uersibus explicauit heroicis: *Respicit Apriles Aries*. . . . . *Solstitio ardentis Cancri fert Julius astrum*, *Augustum mensem Leo feruidus igne perurit*. . . (Migne t. 90 p. 358). De là ces vers ont passé dans bien des calendriers. Voy., à titre d'exemple, ceux qui se trouvent en tête des mss. lat. Bibl. Nat. 823 (XII s.) et 12 056 (XII s.)

[37]) Voy. p. ex. Bridferth de Ramsey (X siècle), *glos. sur Bède*, Migne, t. 90 p., 358; *Computus uulgaris* p. p. Migne, t. 90, p. 771—774 et les calendriers en tête des mss. lat. Bibl. Nat. 823, 9434, 9437, 9439, 12 056, 13 250, 17 307, écrits en France aux XI et XII siècles.

[38]) Il n'en est plus de même aujourd'hui. En 1907, dernière année pour laquelle j'ai pu me procurer une publication faite par les gens de métier, le soleil entra dans le Lion le 24 juillet à 1 h. 27 min., dans la Vierge le 24 août à 8 h. 13 min. (*Annuaire des longitudes* 1907).

[39]) Valentiner, *Handwörterbuch der Astronomie*, v° *Chronologie*, t. I, p. 604.

[40]) Le vrai lever cosmique est le moment où le lever de l'étoile coïncide avec celui du soleil; il n'est donc séparé que de quelques jours du lever héliaque. Le vrai lever achronique est le moment où le lever de l'étoile coïncide avec le coucher du soleil. Le lever achronique apparent est le dernier lever visible de l'étoile à l'approche de la nuit; il précède évidemment le vrai lever achronique, les levers et les couchers des étoiles ayant lieu chaque jour 3 minutes 56 secondes (chiffre de Valentiner, *op. et v. citt.* I p. 602) plus tôt que la veille.

se réfère à ce que, dans le langage usuel, on entend par le premier lever d'une étoile: le jour où on l'observe, pour la première fois dans l'année, sur le ciel étoilé. De nos jours, les Pléiades sont invisibles du mois avril au mois d'août; elles commencent à paraître en septembre, se levant vers neuf heures du soir.[41]) A l'époque de la composition de notre poème cette date était devancée de huit ou neuf jours: nous venons de voir, à propos du lever héliaque, que les dates annuelles des Pléiades subissent un jour de retard par siècle.

A cette correction, il convient d'en ajouter une autre, si l'on veut préciser à quelle date du calendrier alors en usage l'on observait l'*ortus Pliadon*. On sait, en effet, que l'année julienne, qui était la base du calendrier jusqu'à la réforme de Grégoire XIII, comporte un excédant de onze minutes douze secondes sur l'année tropique, et que, par suite de cette discordance, les dates de ce calendrier retardent d'un jour par cent vingt huit ans et demi.[42]) Dans la seconde moitié du onzième siècle ou au début du douzième l'erreur comportait plus de huit jours.[43]) Avec les huit à neuf jours de recul astronomique, cela fait un total d'au moins dix sept jours dont il faut devancer la date actuelle du lever.

C'est donc vers la mi-août du calendrier julien que les gens du onzième ou douzième siècle observaient l'événement astronomique désigné dans le poème par le vocable *ortus Pliadon*.[44]) La fête de l'Assomption étant précisément célébrée à cette date (15 août), où le soleil demeure encore effectivement, d'après le comput mediéval, dans le Lion, c'est pour cette solennité que le poème *Quant li solleiz* a été composé.

IV.

Ce n'est évidemment pas pour nous faciliter de reconnaître la destination du poème que son auteur l'a daté d'après les événements astronomiques. Les données chronologiques des deux premiers vers, le signe du Lion et le lever des Pléiades, doivent poursuivre un autre but. Une interprétation allégorique semble être indiquée. Gaston Paris opinait déjà en ce sens, tout en avouant ne pas saisir l'allégorie.[45]) M. Mettlich, qui attribue notre poème à saint Bernard, essaie de la préciser en son mémoire.[46])

[41]) Flammarion, *Les étoiles et les curiosités du ciel* (Paris 1882) p. 274.

[42]) Chiffres de Valentiner, *op. et v. citt.*, I, p. 615.

[43]) C'est en l'an 1028 ($= 128\frac{1}{2} \times 8$) qu'elle comporta huit jours précis.

[44]) Je dis *vers* la mi-août parce que le lever d'une étoile ne s'observe pas partout et toujours à la même date. Les différences des lieux d'observation, l'état de l'atmosphère et du ciel, l'acuité de la vue de l'observateur sont des facteurs qui jouent ici un rôle; on peut l'évaluer à deux ou trois jours près.

[45]) *Jahrb. f. rom. u. engl. Lit.*, VI, p. 363.

[46]) *Roman. Forschungen*, VI, p. 285 sqq.

Il voit dans les sept étoiles des Pléiades un emprunt à une épître antérieure de saint Bernard, où celui-ci comparait les sept erreurs d'Abélard aux sept têtes de l'hydre. Le changement de la bête de Lerne en la constellation des filles de Pléioné lui paraît d'autant plus plausible qu'à son sentiment, c'est précisément cette métamorphose qui aurait permis au fondateur de Clairvaux d'atteindre son adversaire à travers l'allégorie de l'indication astronomique.[47])

Cette explication ferait assurément honneur à l'ingéniosité de saint Bernard, s'il était réellement auteur du poème, et à la perspicacité de ses lecteurs. Elle se heurte pourtant à plusieurs difficultés, dont une apparaîtra plus clairement quand j'aurai discuté, à l'appendice de la présente étude, la date du manuscrit du poème, date contemporaine encore, à la rigueur, de la naissance de saint Bernard, mais antérieure sans doute à ses démêlées avec Abélard. Dans le signe du Lion, M. Mettlich voit une allusion à l'antipape Anaclète (*Petrus Leonis).* Quoique cette allégorie soit plus transparente que la première, j'hésite à l'admettre. J'estime que notre poète, qui semble être assez familier avec les Ecritures et leur interprétation, a entendu par *Leon* le *Leo de tribu Juda* de l'Apocalypse de saint Jean (V, 5) où l'Eglise reconnaissait le Christ. Ce qui me confirme dans cette opinion, c'est que la poésie religieuse latine désigne très souvent ainsi Jésus. Tous ceux qui ont quelque habitude de cette littérature savent que *Leo de tribu Juda* est le symbole pour ainsi dire constant de Dieu incarné.

Quant aux Pléiades, l'attention des dévots était attirée sur elles par le verset suivant du livre de Job.: *Numquid coniungere ualebis micantes stellas Pleiadas aut gyrum Arcturi poteris dissipare?* (XXXVIII, 31).

Ce passage reçut, chez les Pères de l'Eglise, une interprétation que le moyen âge entier répéta d'après saint Grégoire, et que voici:

Potest igitur per Arcturum, qui a plaga frigoris nascitur lex [*scil. uetus*], per Pleiadas uero, quae ab oriente surgunt, Testamenti Noui gratia designari... Pleiades uero, quae ipsae quoque, sicut superius diximus, septem sunt, Testamenti Noui gratiam tanto apertius indicant, quanto cuncti liquido cernimus, quod per illam fideles suos Spiritus sanctus septiformis muneris lumine illustrat ... Redemptor autem noster in carne ueniens Pleiades iunxit, quia operationes septiformis Spiritus simul in se et cunctas et manentes habuit.[48])

---

[47]) „Die Verwandlung der 7köpfigen Hydra der Briefe Bernhards in das Plejadengestirn kann unserer Erklärung keine Schwierigkeit machen, wenn man bedenkt, welch' glückliche Verschmelzung von astronomischer und allegorischer Zeitbestimmung grade durch diese Metamorphose dem Dichter möglich wurde" (*op. cit.* p. 289).

[48]) S. Gregor. *in Job XXXVIII*, 31 (Migne, t. 76 p. 518—519), répété textuellement par Hraban Maur, *de uniuerso lib. IX, cap. de Pleiadibus et sq.* (Migne 111 p. 272 sq.), s. Eudes de Cluni, *Epit. moral. s. Greg. lib. 30* (Migne 133 p. 449), Robert, abbé de Saint Héribert de Tui, *in Job l. c.* (Migne 168 p. 1162), Garnier, sous-prieur de Saint Victor, *Gregorian. lib. I cap. de Pleiadibus* (Migne 193 p. 44 sq.), etc.

On comprend maintenant l'économie des deux premiers vers du poème. Le poète, qui se propose de célébrer, à l'occasion de la fête de l'Assomption, la Vierge qu'il identifie avec l'Eglise du Christ par lui expressément opposée à la Synagogue du Vieux Testament, place la vision matinale, par laquelle il fait débuter le poème, à une date astronomique, qui tout en indiquant la destination de son œuvre (15 août), symbolise la grâce répandue sur les hommes par l'avènement de la Nouvelle Loi. La douce plainte que la Vierge enlevée miraculeusement au ciel le 15 août fait entendre avant de s'unir mystiquement à son divin Amant, est censée avoir été ouïe par le poète le matin où, le soleil demeurant dans le signe du Christ, se leva la grâce du Nouveau Testament.

V.

Connaissant la destination du poème, nous pouvons aborder l'étude de quelques emprunts faits par le poète à la liturgie que nous avons dû négliger dans les chapitres précédents. Ils sont, en effet, peu importants; ce sont à proprement parler des réminiscences plutôt que des emprunts, et s'ils attirent notre attention, c'est que tous, ils nous ramènent aux offices de l'Assomption.

C'est la forme d'une vision matinale que le poète a choisie pour célébrer l'assomption de la Vierge au ciel. Il est remarquable que le premier office du matin de l'Assomption, celui qu'on célèbre avant le lever du jour, le premier nocturne comporte des répons, dont le premier chante, lui aussi, une vision:[49])

Uidi speciosam sicut columbam ascendentem desuper riuos aquarum, cuius inaestimabilis odor erat nimis in uestimentis eius. Et sicut dies uerni circumdabant eam flores rosarum et lilia conuallium.

Ce répons est suivi du verset suivant, qui forme aussi la clôture d'un répons ultérieur du même office:[50])

Quę est ista quę ascendit per desertum sicut uirgula fumi ex aromatibus myrrae et thuris. Et sicut.[51])

L'écho des mots *uidi speciosam* du répons semble se répercuter dans le v. 4. *Vne pulcellet odit* et le v. 7: *Gentilz pucellet molt t'ai odit.* L'interrogation *Quę est ista* du verset est reprise, avec changement de sujet[52]) dans le v. 9: *& chi est illi?* Ce changement a sans doute été déterminé par les versets 8 et 10 du psaume *Domini est terra* (XXIII), qui est chanté immédiatement avant le répons *Uidi speciosam*:

---

[49]) Je cite les antiennes et les répons d'après l'*Antiphonaire du bienheureux Hartker*, publié en fac-similé phototypique dans la *Paléographie musicale*, 2e serie, monumentale, t. I. p. 296 sqq.

[50]) Répons *Quae est ista quae processit*, troisième ou quatrième, suivant les mss., dans l'office bénédictin; troisième ailleurs.

[51]) On sait que la finale du verset est formée par la reprise du début de la partie finale du répons.

[52]) On se rappelle qu'ailleurs le poète se permet des changements analogues avec ses sources, voy., p. ex., v. 61 où un verset s'appliquant à la Sunamite est rapporté par le poète à la Synagogue.

Quis est iste rex gloriae? Dominus fortis et potens, Dominus potens in proelio.

Quis est iste rex gloriae? Dominus uirtutum ipse est rex gloriae.

Quant à la Vierge, elle est interpellée directement dans l'antienne:

Uirgo prudentissima, quo progrederis quasi aurora ualde rutilans? Filia Sion, tota formosa et suauis es, pulchra ut luna, electa ut sol.

Les deux premiers mots de cette antienne confirment la restitution communément donnée du v. 10 du poème, partiellement mutilé dans le manuscrit: [*Li*[53]) *vi*]*rget fud de bon* [*entendem*]*ent.*

Avant de clore son chant par la mention de l'Annonciation, le poète fait dire à la Vierge: *Enprès icelsz & molt altres barunsz Par cui mi siret mei ma*[*n*]*datz sa raisum*, *M e i v u l t a v e i r* 88—90.

Le dernier vers est une réminiscence du premier verset clôturant le répons du graduel *Propter ueritatem*, chanté, d'après d'innombrables manuscrits,[54]) à la messe de l'Assomption:

Audi filia, et uide, et inclina aurem tuam: quia concupiuit rex speciem tuam.[55])

VI.

Il fallait signaler tous les rapports, même les plus ténus, du poème avec la liturgie parce qu'ils vont nous aider à examiner une question qui a préoccupé la critique. D'après G. Paris, dont l'opinion a été suivie par plusieurs érudits, le poème serait composé à l'occasion de quelque événement qui avait porté du trouble dans l'Eglise et affligé les âmes pieuses.[56]) Cette supposition ne me paraît pas fondée.

C'est la quête de l'Amant perdu par l'Eglise, décrite dans le poème, qui semble avoir suggéré à G. Paris son hypothèse. Il a remarqué pourtant lui-même que cette situation avait été fournie au poète par l'interprétation du Cantique des Cantiques universellement admise de son temps. Le Cantique des Cantiques étant mis fortement à contribution dans les offices de l'Assomption, il est plus prudent de renoncer à voir dans les passages du poème qui en dérivent une allusion aux événements contemporains.

---

[53]) On propose communément *La*; on verra, à l'appendice, les raisons qui me font préférer la restitution adoptée ci-dessus.

[54]) Je n'ai rencontré aucune exception dans les livres de chœur des XI et XII siècles que j'avais consultés au cours de cette étude. On sait que ce graduel est chanté aujourd'hui encore à la messe de l'Assomption (*Liber Gradualis ... in usum Congreg. Benedict. Galliarum praesidis eiusdem iussu editus*, Tornaci Neruiorum 1883, p. 557). Parmi les mss., je ne citerai que les mss. latt. Bibl. Nat. 823 (fol. 273 v°) 1132 (fol. 88 v°), 9434 (fol. 217 v°), 9435 (fol. 281 r°), 9439 (fol. 175 r°), 10 511 (fol. 204 r°), 11 522 (fol. 178), 12 054 (fol. 218 v°) etc. etc.

[55]) Ce verset est tiré des v. 11—12 du psaume *Eructauit* (XLIV).

[56]) *loc. cit.* p. 363.

Car il y a apparence que cette pièce, composée pour l'Assomption et inspirée si largement par la liturgie de cette fête, lui emprunte aussi son sens intime.

L'enlèvement de Marie au ciel consacre définitivement l'union mystique de la Vierge avec son divin Amant. C'est le moment précédant immédiatement l'accomplissement de ce mystère qui fait le sujet de la vision poétique de notre pièce. Prenant texte du premier répons du premier nocturne de l'Assomption *(Uidi speciosam)*, le poète aperçoit la Vierge (v. 4 sqq.), mais, s'appuyant sur le Cantique des Cantiques (*cap.* III), il rapporte le verset du répons *(Quae est ista)* non à l'acte même de l'Assomption, mais à la fin de la Quête matinale qui le précède.[57]) Comme dans l'antienne *Uirgo prudentissima*, il l'interpelle et la fait répondre, en conformité avec le livre sacré, par la description de la beauté de l'Elu (v. 13 sqq., *Cant.* V, 10 sqq.) et de la sienne propre (v. 22 sqq., *Cant.* IV, qui forme l'épître de la messe), en faisant terminer ce morceau par l'évocation de l'amour qui unit la Vierge à l'Amant (v. 31 sqq., *Cant.* II, 11). Suit le récit de la Quête (v. 40 sqq., *Cant.* III et V, 6 sqq.), dont un épisode, celui des *escalgaites* brutalisant l'Amante, lui inspire l'idée de décrire toutes les péripéties de cet amour. Après avoir évoqué le souvenir de la Synagogue (v. 52 sqq.) pour bien marquer que dorénavant, *Quant li solleiz conversët en Leon*, *En icel tens qu'est ortus Pliadon*, elle sera définitivement délaissée par le Lion de la tribu de Juda, du moins en tant qu'elle ne voudra pas se pénétrer de la grâce du Nouveau Testament (v. 61 sqq.), la Vierge passe à l'énumération des gages d'amour par elle reçus pendant la domination de l'Ancienne Loi (v. 64 sqq.). L'Annonciation en étant le dernier, c'est dans les évangiles de la génération que le poète est allé chercher l'inspiration de cette partie de son œuvre. L'Evangile selon saint Matthieu fut choisi par lui de préférence à celui selon saint Luc (III, 23 sqq.), à cause de son emploi liturgique: il est lu à la messe de la Nativité de la Vierge, alors que l'autre ne semble être utilisé à aucune fête de Marie. La fin du *liber generationis*, qui décrit l'apparition de l'Ange à Joseph (Matth. I, 19 sqq.), a dû être remplacée par le récit de l'Annonciation proprement dite, pris à un autre passage de saint Luc (I, 26 sqq.), et formant l'évangile de la messe de l'Annonciation, ne fût-ce qu'à cause de sa supériorité poétique. Le gracieux récit de l'*Aue* devait l'emporter sur le texte de saint Matthieu qui rappelle la désobligeante intention de Joseph de répudier Marie. L'heu-

[57]) *Cant. cant.* III: In lectulo meo per noctes quaesiui quem diligit anima mea; quaesiui illum, et non inueni. Surgam, et circuibo ciuitatem; per uicos et plateas quaeram quem diligit anima mea ... Le récit de cette quête est suivi, au verset 6, de l'interrogation *Quae est ista quae ascendit per desertum* etc., qui forme précisément le verset du répons dont il s'agit.

reux emprunt au premier verset du graduel de l'Assomption *quia concupiuit rex speciem tuam* (v. 90) relie adroitement les deux évangiles.

Plus on considère le poème, plus on est frappé de l'harmonie de sa composition et de la puissance de l'art qui s'en dégage. L'auteur a vivement ressenti la poésie de la fête de l'Assomption, il a pénétré la signification intime des offices célébrées à cette solennité, et s'en étant assimilé la beauté, il a épanché ses impressions élevées dans une composition dont l'ordonnance est remarquable par la parfaite cohésion de l'ensemble et la grâce sévère — ce mot si juste est de G. Paris — des détails. Dans une langue à la fois très simple et très poétique, il fait éclater la „douce" plainte de la Vierge en atténuant ce que les versets du Cantique des Cantiques peuvent avoir de trop sensuel, de trop humain pour n'en garder que le sens spirituel; puis, ayant mprunté à son modèle, presque textuellement, le couplet de l'adjuration des filles de Jérusalem, et comme pour en voiler l'accent trop passionné, il fait suivre cet appel suprême de la Vierge languissant d'amour par le rappel serein des grâces par elle reçues de son divin Amant. L'éloge de l'Elu, l'éloge de la Vierge par celui-ci, la Quête avec le douloureux incident des *escalgaites*: la plainte, préparée de longue main par l'évocation, pleine d'émotion contenue, de la sublimité de l'amour (couplets 1 à 13), s'élève graduellement, par étapes, en mentionnant successivement les appels demeurés sans réponse, la brutalité des gardes et l'outrage subi pour l'amour de l'Amant pour arriver à son apogée au couplet de l'adjuration (couplets 14 à 17); comme si elle avait exhalé dans ces quatre couplets toute sa douleur, la Vierge reprend ensuite le grave calme des strophes précédentes et termine sa plainte, comme elle l'avait commencée, par un long récit des honneurs à elle rendus par l'Elu (couplets 18 à 31).

On remarque la même maîtrise dans la façon de traiter les détails. La manière dont le poète utilise ses sources est caractéristique. Peu ou point de traductions serviles, mais une adaptation libre, témoignant d'une grande souplesse dans le maniement de la langue poétique. Il trouve p. ex., dans sa source, la comparaison de la beauté avec les astres: *quasi aurora consurgens, pulchra ut luna, electa ut sol.* Ces trois comparaisons se transforment sous sa plume en une seule, beaucoup plus puissante: *Il est plus gensz que solleiz enn estéd* 16, qu'il étaie de l'énergique affirmation: *Vers lui ne pued tenir nulle clartez,*[58]) *Tant par est belsz* 17—18. De même, il y a beaucoup de finesse dans la façon dont le verset *Iam enim hiems transiit, imber abiit et recessit etc.*, qui, dans le Cantique des Cantiques, ne fait que motiver

[58]) Ce vers est peut-être inspiré par Eccli. XLIII, 3: *et in conspectu ardoris eius quis poterit sustinere?*

l'appel de l'amant à la Sunamite, a été mis par le poète en rapport avec la beauté de la Vierge faisant refleurir la nature dans un printemps éternel: *La ou jo suid, iversz n'i puet durer, Toz tens florist li leuz de ma beltez* 31—32. Voyez encore les v. 37—39 *(uox turturis audita est in terra nostra)* qui donnent lieu à une observation analogue ou considérez la grâce du v. 23 où il est dit que l'Elu aime tant la Vierge qu'elle lui paraît *toz temps novelet.*

VII.

J'ai essayé de montrer la valeur littéraire du poème, encore que je sois assez mal préparé à la critique esthétique, parce que je me propose d'en tirer argument pour la détermination de l'étendue primitive du poème.

G. Paris, dont l'opinion est accepté universellement, croyait que l'unique copie qu'on conserve du poème était incomplète de la fin. Il a pourtant remarqué lui-même que rien, dans l'état matériel du manuscrit, ne révélait une mutilation.[59]) Ce sont donc des raisons internes qui lui ont suggéré sa conviction. Les mêmes raisons internes nous font adopter l'opinion contraire. L'Annonciation dont le récit termine le poème dans le ms. peut être considéré à bon droit comme le dernier des gages d'amour reçus par la Vierge sous la domination de l'Ancienne Loi. J'ajoute qu'en supposant au poème une étendue plus grande que celle que nous lui connaissons, on en détruirait la belle ordonnance. Nous venons de voir que la plainte proprement dite de la Vierge occupe actuellement le centre du poème. Treize couplets exactement la précèdent et quatorze la suivent. Le douze vers plaintifs sont mis ainsi en relief. J'espère avoir établi, dans le chapitre précédent, que notre poète était assez conscient des ressources

[59]) Koschwitz, *op. cit.* p. 171 a voulu appuyer l'hypothèse de G. Paris par la considération suivante: „*Die Verse des Gedichtes sind nicht getrennt, sondern nur die Strophen durch am Schluß derselben befindliche Semicola geschieden. Dasselbe Zeichen befindet sich auch am Schluß der letzten Strophe, so daß wir auch ein äußeres Merkzeichen besitzen, daß mit dieser unser Gedicht keineswegs zu Ende war.*" J'avoue ne pas saisir la portée de cette remarque. Le signe de ponctuation qu'on met à la fin d'un couplet marque évidemment la pause la plus forte. Il n'y a pas de raison de ne pas le mettre à la fin de la pièce. On sait du reste que certains copistes n'emploient, en fait de signes de ponctuation, que le point et virgule (retourné ou mis à notre manière), et qu'alors c'est par ce même signe qu'ils marquent l'achèvement du morceau transcrit. Notre manuscrit (lat. Bibl. Nat. 2297) en contiennent trois exemples au fol. 91 r°. Les trois morceaux qui y sont copiés se terminent tous par un point et virgule. Un autre exemple est forni par Schum, *Exempla Codd. Amplonianorum Erfurtensium* (Berlin 1882), pl. 6. Parmi les mss. en langue vulgaire, je me borne à citer celui de la *Vie de S. Léger*; le poème y est terminé par un point et virgule, et c'est encore ce signe de ponctuation qui est mis à la fin de la souscription: *finit. finit finit ludendo dicit*; (*Les plus anciens monuments, Soc. anc. textes*, pl. 9).

de son art pour qu'on pût conclure à une intention de sa part dans cette heureuse disposition.

Une observation paléographique confirme ces considérations. La page du livre qu'occupe notre pièce est réglée à la pointe sèche. Une double ligne encadre la place destinée à recevoir l'écriture; trois lignes verticales la divisent en deux colonnes, qui, grâce aux interstices entre ces trois lignes, se trouvent munies chacune d'une petite marge intérieure; les extremités de toutes ces lignes sont prolongées au-delà du cadre; le tout suivant une disposition fort commune à cette époque.[60])

C'est l'interstice entre les deux lignes horizontales inférieures qui est destiné à recevoir la dernière ligne d'écriture de chaque colonne: la dernière ligne du texte doit reposer sur la ligne extrême du cadre, de même que la première ligne de chaque colonne doit être couchée sur la ligne extrême opposée. Le scribe s'est conformé à cet usage. Son texte est bien aligné, sauf les fins de lignes qui déferlent souvent sur la petite marge de droite. Encore faut-il remarquer que la ligne médiane de séparation n'est jamais dépassée par l'écriture. Aussi est-on surpris de constater que les deux vers terminant la deuxième colonne se trouvent tracés audessous de la ligne extrême du cadre. L'interstice entre les deux lignes du cadre a bien reçu la dernière ligne de la colonne de gauche: *mi ueſtement al ſom plaiſir*; mais, dans la colonne de droite, il est occupé par les mots: *enueiad ſum angret alapucele.* Ce qui suit, la fin du texte actuel, disposée ainsi:

chilaſaluet dune ſaludz nouelet
[*ennazareh*;

se trouve en dehors du cadre, forme deux lignes supplémentaires en marge (inférieure).

Il semble donc que le copiste n'a pas voulu commencer une page nouvelle. Quelle en est la raison? Je ne crois pas que ce soit le désir de terminer la colonne sans scinder le couplet. Car si la colonne de gauche se termine avec la fin d'un couplet (coupl. X), ce n'est qu'un effet du hasard. Le scribe marque la fin du couplet par un point et virgule et son début par une majuscule, mais il ne se soucie pas de distinguer autrement les couplets: il ne va jamais à la ligne pour commencer un couplet. Dans ces conditions, on ne voit pas bien pourquoi il serait descendu dans la marge inférieure, si son texte devait se poursuivre sur la page suivante. Mais tout devient clair, si l'on suppose qu'il était au bout de son texte. S'apercevant qu'après avoir rempli la colonne, il n'avait plus que quelques mots, exactement seize

[60]) Sur le fac-similé réduit du poème publié par E. Monaci, *Facsimile di documenti per la storia delle lingue e delle letterature romanze*, Roma [1910], Domenico Anderson, pl. 29, ces détails sont visibles partiellement seulement.

syllabes à transcrire pour achever sa besogne, il a cru pouvoir se dispenser de commencer à cet effet une page nouvelle.

VIII.

L'étude paléographique confirme donc la conclusion obtenue par l'examen interne du poème: nous possédons bel et bien l'œuvre entière du poète. Il y a pourtant une part de vérité dans la supposition de G. Paris: il manque certainement quelque chose au poème. Ce sentiment, la première lecture nous le suggère d'abord. Quand on lit cette pièce sans idée préconçue et sans penser à autre chose qu'à suivre la pensée du poète, on ne peut se défendre de l'impression assez vive qu'elle finit *ex abrupto.*

Un peu d'attention suffit pour découvrir le motif de cette sensation. Voici la teneur du couplet final:

Il enveiad sun angret a la pucele,
Chi la saluet d'une saludz novelet
En Nazareh.

Le prétérit *enveiad* est ici suivi du présent, garanti par la mesure du vers, *saluet.* Ce passage d'un temps du passé au temps du présent produit un effet bien connu. Il ajoute de la vivacité au récit et met en relief une action dont le caractère saillant est souligné par le fait qu'on nous l'indique comme s'accomplissant en notre présence, devant nos yeux pour ainsi dire. Or, comment est ici déterminée cette action qu'on essaie de nous rendre plastique par l'emploi du présent? D'une manière assez étrange, par un déterminant générique *(saludz novelet)* précédé de l'article indéfini. Et le vague de cette détermination est accusé encore par l'indication si précise du lieu: *En Nazareh.* On en est choqué. Car la salutation de la part d'un messager est un fait si banal qu'elle mérite à peine d'être mentionnée. C'est la nouveauté du salut de l'ange qui rend son geste intéressant et en fait l'événement saillant du récit, et c'est justement cette nouveauté que le poète entend ne pas préciser. Il ne nous dit pas en quoi elle consistait, et, par l'emploi de l'article indéfini, il indique clairement qu'il ne désire pas que nous devinions que c'est de l'*Aue* qu'il s'agit. *La saludz novelet* ou *saludz novelet* est aisément reconnaissable pour tout homme du moyen âge; tout le monde connaissait alors l'*Aue Maria gratia plena* de Gabriel.[61]) Mais *une saludz novelet* déroute: on ne sait à quoi songer, et l'on s'attend à ce que le poète précise sa pensée. C'est cette attente trompée qui nous donne l'impression que le poème est interrompu à cet endroit. En le relisant une seconde fois, le lecteur, prévenu, complète lui-même le couplet resté en suspens

[61]) Je me sers, comme il convient, de la formule liturgique *Aue Maria gratia etc.* et non de la formule évangélique *Aue gratia etc.*, sans le mot *Maria.*

en murmurant après le dernier vers: *Aue Maria gratia plena, Dominus tecum.*

Les gens du moyen âge pour qui cette pièce fut composée ne murmuraient pas l'*Aue*, ils l'entendaient chanter immédiatement après l'exécution de notre morceau, que je considère comme une *prose* de l'*Aue*, un *trope* au sens large du mot, c'est à dire une interpolation destinée à compléter un texte liturgique authentique et officiel, en l'espèce à le préparer et annoncer.

On chante plus d'un *Aue* aux offices de l'Assomption. Mais les versets terminant les répons, où l'on rencontre ce texte, ne sont jamais introduits par une prose. Si les répons sont tropés, ces interpolations portent sur le répons proprement dit et non sur le verset qui le clôture.[62]) Quand même l'on signalerait des versets tropés, j'hésiterais à croire qu'ils eussent pu être allongés par une pièce aussi importante que la nôtre. Grâce aux hymnes, les offices où l'on chante les répons étaient devenus, au moyen âge, suffisamment ornés pour qu'on n'éprouvât pas le besoin de les prolonger par des tropes considérables. Je crois aussi que l'emploi de la langue vulgaire indique que notre composition était destinée à rehausser l'éclat d'un office très fréquenté par les fidèles, et cet office ne peut être que le plus solennel de tous, la messe. J'ajoute que jusqu'au XII[e] siècle, tout l'effort des tropistes a porté „sur la messe et les différentes parties de ce livre de chœur qu'on appelle aujourd'hui le Graduel",[63]) et que c'est avant le XII[e] siècle qu'il est vraisemblable de placer la composition de notre prose.[64])

Le poème *Quant li solleiz* a d'ailleurs tous les caractères des tropes de la première époque, antérieure au XII[e] siècle. Il n'emploie pas encore la rime, se contentant d'une simple assonance. Il conserve sa fonction d'accessoire à la partie de l'office qu'il trope: celle-ci lui est un support et non un prétexte, et il n'a garde de s'émanciper complètement de la liturgie authentique, comme le feront les tropes de la seconde époque. Il suit de très près les textes composant les offices de l'Assomption et emprunte tout à la liturgie des fêtes de Marie. Ce n'est pas une chanson pieuse „qui a ses proportions et ses lois, et où il subsiste à peine quelque trace du texte liturgique",[65]) c'est une amplification de l'office, sans existence propre, et qu'il est impossible de détacher de la partie authentique dont elle n'est que l'introduction. Il est donc prudent de supposer que conformément à sa structure, notre prose s'intercalait dans la messe et non dans un autre office. Les parties chantées de la messe de l'Assomption ne comportent, de nos jours, aucune pièce utilisant l'*Aue*. Introït,

[62]) Cf. L. Gautier, *Histoire de la poésie liturgique au M. A.*, I, p. 167.
[63]) Gautier, *op. cit.*, I, p. 176.
[64]) Voy. plus loin, à l'*Appendice*.
[65]) Gautier, *op. cit.*, I, p. 179.

qui du reste n'entre pas en jeu,[66]) *Gaudeamus omnes*, graduel formé du répons *Propter ueritatem* accompagné du verset *Audi filia* et de l'alléluia *Assumpta est*, offertoire *Assumpta* et communion *Optimam partem*, telle est la partie du chœur aujourd'hui.[67])

Il n'en a pas toujours été ainsi. Au moyen âge, la liturgie était moins rigide et une grande liberté présidait au choix des textes composant la messe d'une fête. Sans m'attarder aux autres parties, je remarque que les offertoires de l'Assomption présentent la plus grande variété. Ici l'on chante l'offertoire *Beata es uirgo*,[68]) là l'offertoire *Offerentur*[69]) ou *Felix namque*,[70]) ailleurs encore l'offertoire *Diffusa est gratia*.[71]) Ce qui est plus intéressant, c'est qu'à côté de ces textes, on en rencontre un qui n'est pas autre que l'*Aue* que nous cherchons.

Le ms. lat. Bibl. Nat. 823 (XII s.), provenant de l'abbaye de Remiremont l'indique (fol. 274, r°, col. 2) par ses premiers mots accompagnés de notes.[72]) Il en est de même du ms. 9435 (fol. 281, v°), provenant de Tours, dont les parties chantées sont du XIIe siècle.

D'autres livres indiquent le même offertoire pour la messe de la vigile de l'Assomption. Je citerai en ce sens, dans le fonds latin de la Bibliothèque Nationale, le ms. 1132 (fol. 88 v°) de la fin du XIe siècle d'après Léon Gautier,[73]) de la première moitié du XIIe siècle selon moi, provenant de Saint-Martial de Limoges, le ms. 10511 (fol. 203, v°), du XIIe siècle, de provenance inconnue, le ms. 15614 (fol. 222 v°), du XIIe siècle, venant de Saint-Médard de Soissons, et le ms. 17307 (fol. 211 v°), du XIIe siècle, de provenance inconnue.

Je donne ici le texte de cet offertoire, qu'il convient de distinguer d'un autre offertoire *Aue Maria*, plus court, (il ne

---

[66]) L'introït est nécessairement tiré du psautier.

[67]) *Liber Gradualis ... in usum Congregationis Benedictinae Galliarum praesidis eiusdem iussu editus*, Tornaci Neruiorum 1883, p. 557.

[68]) Mss. lat. Bibl. Nat. 9437 (f. 98, v°), 10508 (f. 4, v°), 14446 (f. 161, r°). C'est l'offertoire qu'on chante aujourd'hui, de Pâques à la Pentecôte, à la messe votive de la Vierge (*Lib. Gradualis* cité, p. [100]).

[69]) Mss. lat. Bibl. Nat. 9434 (fol. 218, r°), 9449 (f. 65, r°), 11522 (fol. 178). Aujourd'hui chanté à la messe commune *pro uirgine et martyre* (*Lib. Grad.* p. [58]).

[70]) Mss. lat. Bibl. Nat. 1132 (f. 89, r°), 9439 (f. 175, r°), 12054 (f. 219, r°), 13254 (fol. 104, r°), 17328 (fol. CXLIII, v°), nouv. acq. lat. 1414 (f. 108, r°). Il est chanté aujourd'hui, de la Noël à la Purification, à la messe votive de la Vierge, (*Lib. Grad.* p. [108]).

[71]) Mss. lat. Bibl. Nat. 10511 (f. 203, v°), 15614 (f. 223 r°), 17307 (f. 212 v°). Chanté aujourd'hui à une autre messe commune *pro uirgine et martyre* (*Lib. Grad.* p. [62]).

[72]) Cette indication sommaire s'explique quand on considère que le même offertoire est chanté à la messe du quatrième dimanche de l'Avent, où il est transcrit en entier.

[73]) *Hist. de la poés. liturg. au M. A.*, I, p. 118.

va que jusqu'au mot *mulieribus*), dont il ne me souvient pas d'avoir rencontré d'exemple, mais qui est enregistré par les Bénédictins dans leur *Liber Gradualis:*

> Aue Maria, gratia plena, Dominus tecum, benedicta tu in mulieribus et benedictus fructus uentris tui.

On trouvera la mélodie de cet offertoire, transcrite d'après les meilleurs manuscrits, dans le *Liber Gradualis* des Bénédictins, à la messe du quatrième dimanche de l'Avent. La prose *Quant li solleiz* tropait-elle cet offertoire à la messe du jour de l'Assomption ou à la messe de la vigile ? Je ne saurai répondre avec certitude à cette question. Il est toutefois assez vraisemblable que c'est l'offertoire de la messe *in die* qu'elle introduisait, car elle est fort longue, et la messe *in uigilia* ne devait pas être prolongée outre mesure. Pour m'en tenir à ce qui me semble assuré, je résumerai les conclusions de la présente étude, en disant que la prose *Quant li solleiz* formait la préface de l'offertoire *Aue Maria* chanté en l'honneur de la Vierge lors de la commémoration de son assomption au ciel.

APPENDICE.

Je me propose de réimprimer ici, pour la commodité du lecteur, la prose *Quant li solleiz* et d'y joindre quelques remarques utiles pour l'intelligence du texte. Si les éditions existantes sont en effet assez nombreuses, celle dont on se sert le plus fréquemment, l'édition de Koschwitz,[74]) est malheureusement déparée par quelques fautes d'impression qu'il est bon d'éviter, encore qu'elles ne soient pas bien graves. Mon texte diffère d'ailleurs par quelques leçons de ceux qu'on a publiés jusqu'à ce jour. Ayant fait photographier le ms., j'ai pu, à l'aide de mon épreuve, plus nette que l'original manuscrit, fixer définitivement ce qui prêtait à controverse par suite de la mauvaise conservation de la page contenant le poème. En outre, je n'interprête pas toujours de la même manière que mes prédécesseurs les passages dont la lecture matérielle n'a jamais fait difficulté.

Je complète d'abord la description du ms. donnée par G. Paris. Le manuscrit latin 2297 de la Bibliothèque Nationale où est conservée la prose *Quant li solleiz* est un sacramentaire écrit au onzième siècle. Il contient 92 feuillets réglés de la manière indiquée plus haut (chap. VII). Le texte de ce livre va du fol. 1 au fol. 90 v°.

Sur le fol. 91, r°, col. 1, on a transcrit une épître et un évangile: *Lectio epistole beati Pauli apostoli ad Corinthos. Fratres nescitis quoniam corpora .... in corpore uestro*; [= I Cor. 6, 15—20].

---

[74]) Dans W. Foerster u. E. Koschwitz, *Altfranzösisches Übungsbuch*[3] (1907) p. 163 sqq.

Sequentia sancti euuangelii secundum Matheum. In illo tempore. Accesserunt ad eum Pharisei .... qui potest capere capiat; [= Matth. XIX, 3—12].

Le fol. 91, r°, col. 2. contient l'évangile de la génération selon saint Luc (III, 21 à IV, 1), introduit par l'indication de l'origine du texte et clôturé par un *Te Deum*: *Secundum Lucam factum est .... spiritu sancto regressus est a Jordane*; *te Deum laudamus*.

Au fol. 91 v°, col. 1—2, on lit deux prières dont la seconde inachevée, et qui ont trait au luminaire: a). . . .*s*[75]) *cuius unigenitus hodierno die .... apparere per Dominum.* b) *Domine Deus creator .... qui uiuis et reg* (le mot est resté inachevé).

Au fol. 92, r°, col. 1—2, on lit: *Incipit ordo confessionis sacerdotum et omnium clericorum secundum beatum Hieronimum. In primis igitur ... per ordinem usque ad finem.*

Le fol. 92 v°[76]) contient, outre notre prose, deux fragments transcrits par G. Paris.[77]) Cette page ést reproduite en héliogravure à la planche 27 de l'*Album paléographique .... par la Société de l'Ecole des Chartes* (Paris 1887); un fac-similé réduit vient d'en être publié par M. E. Monaci.[78]) En parcourant le sacramentaire, je n'ai réussi à trouver, dans son contexte, rien qui décelât sa provenance.[79]) Tout ce que je sais de l'histoire de ce manuscrit, c'est qu'il entra à la Bibliothèque du Roi où il reçut la cote 3874, avec la bibliothèque de Colbert dont il faisait partie sous la cote 1981. J'ignore de qui Colbert le tenait.[80])

G. Paris croyait notre poème écrit de la même main que le reste du ms. Je ne partage pas cette opinion. Le ms., dans son état actuel, me paraît être l'œuvre de plusieurs scribes. L'écriture du poème ne se confond avec aucune autre.

Je néglige donc le reste du ms. pour ne m'occuper dorénavant que de la page contenant le poème. Elle mesure 32, 5 sur 19, 75 centimètres. Le cadre formé par la rencontre des lignes extrêmes de la réglure est de 23, 75 sur 14, 3 centimètres.

---

[75]) L'initiale ou les initiales ont disparu; il reste pourtant le tilde qui était destiné à abréger par contraction ce mot, où il faut reconnaître soit *Deus* soit *Dominus*.

[76]) L'*Übungsbuch*[3] p. 163 indique fautivement fol. 99.

[77]) *Jahrb. f. rom. u. engl. Lit.* VI p. 362. G. Paris a omis d'indiquer qu'en regard du premier fragment, il est écrit en marge: *Beda*. Dans le même fragment G. Paris corrige tacitement la leçon manuscrite: *rerlinquat* en *relinquat*.

[78]) *Facsimili di documenti per la storia della lingue e letterature romanze*, Roma [1910] pl. 29.

[79]) Une étude *minutieuse* du sacramentaire aurait peut-être conduit à un résultat plus favorable. On sait que l'examen comparatif des sacramentaires permet souvent d'en déterminer la provenance.

[80]) Ici encore je ne me suis pas livré à des recherches étendues; je me suis borné à consulter, infructueusement, Delisle, *Le Cabinet des Manuscrits*.

Sur la date de l'écriture, il existe des divergences de vue parmi les savants. M. Paul Meyer,[81]) qui, si bizarre que cela puisse paraître étant donné sa haute autorité en ces choses, n'a été suivi que par M. Hermann Suchier,[82]) attribue cette page à la fin du onzième siècle; G. Paris la croit du premier quart du XII[e] siècle. L'Appendice de la troisième édition de l'*Uebungsbuch* du XIII[e] siècle.[83]) Cette dernière opinion est une erreur certaine; il suffit de jeter un coup d'oeil sur le fac-similé de M. Monaci pour s'en convaincre. Le moins expert ne saurait s'y tromper. Entre G. Paris d'une part et MM. Paul Meyer et H. Suchier de l'autre, la différence d'appréciation n'est pas bien grande. L'opinion de MM. Paul Meyer et H. Suchier est pourtant préférable.[84]) Quand on considère les deux cent sept échantillons d'écritures de 1122—1123 que présente le *Rouleau mortuaire du bienheureux Vital, abbé de Savigni*,[85]) on ne peut se défendre de l'impression que l'art d'écrire marque en général, à cette époque, un stade de développement plus accusé dans le sens de l'évolution vers la minuscule gothique que l'écriture de la prose *Quant li solleiz*.

Je donne ici quelques détails paléographiques. Les lettres manquent, en général, de finesse; elle sont sans beauté. Les traits sont gros, et quoique allignés avec assurance, donnent une impression de gaucherie assez sensible. Cela tient sans doute à ce que la calligraphie en laisse un peu à désirer. Les hastes des lettres hautes sont fréquemment munies, à leur extrémité supérieure, d'un petit trait ou point d'attaque, dont l'aspect peu régulier est dépourvu d'agrément. Se réduisant tantôt à un simple renflement de la haste, affectant ailleurs la forme d'un petit triangle ou formant encore un trait fin dont l'inclinaison varie beaucoup, il arrive parfois à fourcher l'extrémité de la haste de la manière qui deviendra si caractéristique plus tard. Les extrémités inférieures des traits verticaux (hastes et jambages) se terminent souvent, à droite, par un petit trait fin montant. Mais bien que les extrémités supérieures des jambages soient pourvues pour la plupart d'un ornement analogue (à gauche),

---

[81]) *Recueil d'anciens textes* p. 206.

[82]) *Reimpredigt (Bibl. Normannica I)* p. XLVIII; *Geschichte der frz. Liter.* p. 103.

[83]) P. 262. M. Foerster ne se rappelle plus sur quelle communication repose cette addition. Lui-même, n'a pas revu le ms. depuis le temps de sa collation utilisée en 1880 par Bartsch; il ne le datait pas alors du XIII[e] siècle.

[84]) Koschwitz, *Kommentar* p. 170 croit cette date „*in höchstem Grade unwahrscheinlich*" pour des raisons linguistiques. Cette remarque ne laisse que de surprendre. On sait que faute de documents, la langue du XI[e] siècle est mal connue. D'autre part, il est reconnu p. ex. par un Wendelin Foerster que les critères paléographiques méritent, dans l'état actuel de nos connaissances, plus de confiance que les critères philologiques, même pour des époques mieux connues que le XI[e] siècle (*Roman. Forschungen* II p. 199, note 3). M. H. Suchier d'ailleurs, on vient de le voir, ne semble pas partager les inquiétudes philologiques de M. Koschwitz: il passe pourtant pour une autorité en ces choses.

[85]) *Ed. phototypique* par L. Delisle, Paris 1909.

le tracé de l'écriture ne s'approche nullement du tracé brisé de la minuscule gothique, comme cela se voit, dès le onzième siècle, dans certaines écritures calligraphiques. — Les lettres manifestent une grande tendance à se lier ensemble; ce n'est pourtant qu'une tendance; souvent, elles restent non seulement séparées, mais encore nettement écartées l'une de l'autre. Le peu de régularité qu'on observe à cet égard est peut-être la cause principale de l'aspect médiocrement avenant de l'écriture. — Le scribe fait grand usage du *d* oncial; c'est sans doute cette particularité qui a contribué à rajeunir l'âge de l'écriture. Il convient pourtant de se rappeler que si, dans son ensemble, le XI[e] siècle manifeste une prédilection très marquée pour le *d* droit, certains copistes emploient aussi le *d* oncial. Non seulement les scribes d'outremer, comme p. ex. celui de *Domesday-Book*,[86]) mais aussi des scribes continentaux. Le sacramentaire contenu dans notre ms. est un exemple de cette persistance tardive d'une manière courante encore au début du onzième siècle.[87]) — L'*s* onciale n'apparaît que vers la fin de la seconde colonne, à la fin des noms bibliques *iſſaias*, ligne 38, *azarias* l. 39, *Ezelcias* l. 42, *ioſias* l. 43, *ananias* l. 45, *zacharias* l. 46. C'en est le plus ancien exemple dans les manuscrits en langue vulgaire.[88]) Cette *s* dépasse la hauteur des lettres basses de la manière habituelle au onzième siècle. Dans le mot *amos*, l. 38[89]) elle est suscrite et liée

---

[86]) Steffens, *Paléographie latine* pl. 74 (éd. franç.).

[87]) Antiph. du bienheureux Hartker, *Paléogr. music.* 2[e] série, monumentale, t. I; Grégoire de Tours, *Uitae patrum* provenant de S. Laurent de Liège, Van den Gheyn, *Album belge de paléographie* pl. VIII; *Collection canonique* citée dans la note suivante, Delisle, *Le Cabinet des Manuscrits (Planches)* pl. XXXII n[o]. 1. Cf. au surplus Wilh. Meyer (de Spire), *Die Buchstabenverbindungen der sg. gotischen Schrift*, p. 38, n[os] 38 sqq. *(Abhandlungen der k. Gesellsch. d. Wissensch. zu Göttingen*, *Phil.-hist. Klasse*, *Neue Folge*, t. I. n[o] 6).

[88]) On me permettra de remarquer à cette occasion que l'*s* onciale à la fin des mots semble apparaître plus tôt dans le Nord de la France qu'au Midi. Dans les mss. latins exécutés au Nord elle s'observe à travers tout le onzième siècle. Voy. la *Collection canonique* écrite en 1009 par Raoul pour Heimon évêque de Verdun et le *Sacramentaire* de Nevers de la première moitié du XI[e] siècle dans les *Planches* du *Cabinet des Manuscrits* de Léop. Delisle, pl. XXX, 1 et 4. Dans le Midi on la rencontre vers le milieu du onzième siècle seulement, voy. P. Meyer, *Romania* XXV, p. 99, note. — Dans les mss. français, l'exemple le plus ancien après le ms. du *Quant li solleiz* est le *Saint Alexis*, ms. L, exécuté à Saint-Auban en Angleterre; voy. la reproduction phototypique de Boedeker (Paris 1890), pl. III, l. 11 *(ices)*; pl. V, l. 17, en surcharge *(reis)*; pl. XI, l. 16 *(ories)*; pl. XI, l. 6 d'en bas *(ſaluedes)*. (L'éd. Foerster dans *altfrz. Uebungsbuch*[3] distingue graphiquement les deux *s*, mais il s'y est glissé des erreurs, p. ex. *ſecles* 1a et *pers* 4c, qui n'ont pas d'*s* onciale dans le ms.) — Sur les mss. provençaux, voy. la note susindiquée de M. Paul Meyer. M. Meyer ne s'est toutefois pas rappelé que le ms. de l'*Epoux*, qu'il connaît pourtant bien, et que je n'aimerais pas faire descendre trop bas dans le douzième siècle, emploie parfois l'*s* onciale p. ex., dans Monaci, *Facsimile di documenti* cités, pl. 41, dernière ligne *(leſpos)*; pl. 42, ligne 7 *(meneias)*. Il en est de même du ms. du poème sur la *sainte Foi*, que M. Paul Meyer ne pouvait pas connaître en 1896 et que je ne crois pas, soit dit en passant, antérieur au douzième siècle. Voy. p. ex. fol. 16, r[o], ligne 9 *(licins)*, que je cite d'après la photographie conservée à la Bibliothèque de la Sorbonne sous la cote Ms. f. 462.

[89]) Cette ligature n'a pas été comprise par G. Paris *op. cit.* p. 367, note. Elle est fréquente au XI[e] siècle.

à la lettre *o*. — La haste de l'*ſ* minuscule descend encore souvent au-dessous de la ligne. Ce prolongement n'est pas très développé, et l'on retiendra comme une caractéristique de l'écriture du copiste, qu'après avoir fait depasser à l'*ſ* non finale la ligne, il a tendance à maintenir au niveau bas de cette lettre une ou deux de ses voisines (p. ex., dans la seconde colonne, *ſeruiſet* l. 19, fin du mot; *ſoleiz* l. 25, *ſabeltez* l. 26, *ſaiueſ* l. 33, *Iſſaac* l. 34, *iſſaias* l. 38 etc.). Dans les ligatures *ſz* et *ſt* — ces combinaisons sont toujours liées, — l'*ſ* descend plus bas qu'ailleurs. Dans la ligature *ſz* pourtant, l'inégalité du niveau est parfois obtenue par le placement de *z* au-dessus de la ligne. — L'*f* est évidemment traitée comme l'*ſ*. Elle est en outre toujours liée à la lettre suivante, sauf dans *forſ*, col. 2, l. 25. Par contre, la troisième lettre qui, au XI[e] siècle, présente fréquemment, dans les livres, la forme diplomatique, l'*r* ne descend jamais au-dessous de la ligne. La forme ronde, celle qu'on emploie dans les ligatures, se rencontre, mais elle n'est pas fréquente: *Dolcor*, col. 1, l. 20; *odor*, col. 2, l. 4; *encor* l. 9; *forſ* l. 25; *ennor* l. 30; *treſorſ* l. 42; *pluſſorſ* l. 46. — Le *z* est toujours soudé à la lettre qui le précède. Dans *zacharias* col. 2, l. 46, il est lié à la lettre qui le suit. Dans *atzquil* col. 2, l. 18, il relie les deux mots. — Point de *v* minuscule (dans *Vne*, col. 1, l. 3, il est majuscule). Peu d'abréviations: *conuerſet* col. 1, l. 1; *proud*, col. 2, l. 21; *commandent*, l. 24; *que*, l. 28; *om*, l. 28; *pluſ*, l. 33; *que*, l. 41; *pluſforſ*, l. 46). Sur la conjonction *et*, voy. plus loin. *Est* est abrégé au moyen d'un tiret placé entre deux points ou un point et virgule. L'emploi du signe diacritique dit „double accent" pour marquer la prononciation particuliere d'une lettre est aussi à signaler. Le point et virgule est le seul signe de ponctuation employé par le copiste.

La page qui nous a conservé le poème est-elle une copie ou l'autographe de l'auteur? M. H. Suchier ne tient pas la dernière hypothèse pour invraisemblable.[90]) Je ne partage pas son opinion. C'est une copie d'abord, et non la minute, le brouillon original. Ce qui nous le prouve, ce sont certaines fautes qu'on ne commet qu'en copiant un modèle. Je commence par la plus évidente, le bourdon portant sur le couplet XVI (v. 46—48). Le couplet XV se termine par le vers *Por mon ami*, et ce sont les mêmes trois mots qui clôturent le couplet suivant. Trompé par l'identité de ces deux terminaisons, le copiste a passé le couplet XVI, en transcrivant immédiatement après le couplet XV le couplet XVII. Cette distraction est réparée en marge.

En examinant les autres fautes on se convaincra aisément que nous sommes en présence de l'œuvre d'un copiste mal assuré du contenu de son modèle. Il copie mot à mot pour ainsi dire; s'il prend connaissance du vers entier avant de le coucher sur le parchemin, il l'oublie avant d'en avoir transcrit les premiers mots. Les couplets III et IV commencent l'un et l'autre par une *l*. Arrivé au premier de ces couplets, le copiste trace l' *L* majuscule de *La* (selon moi *Li*) *uirget*. L'espace de temps nécessaire pour tracer cette lettre (les deux lettres *Li*, si ma restitution est exacte) lui a suffi pour oublier la suite du vers. Il lève les yeux sur son *essemplaire*, et se trompe de strophe: il

[90]) *Gesch. d. franz. Literatur* p. 103.

passe le couplet III et continue d'écrire sur le parchenin *i miens amis*[91]) *(miens amis*, si j'ai raison de lire *Li uirget)*, de sorte que le couplet IV, débutant par *Li miens amis*, suit dans le ms. le couplet II. Il est si négligent que cette faute suit de très près une autre méprise matérielle. Le v. 2 du couplet II est amputé, dans le ms., du dernier mot *(regreter)*, qui a dû, comme le couplet passé que je viens de discuter, être rétabli en marge. Vers la fin du poème, au vers initial du couplet XXIX, le copiste a d'abord écrit: *Del quint ede pois i uint ananias. Pois*, qui est contre la mesure du vers, est évidemment de trop; aussi a-t-il été gratté. La faute a été provoqué par le vers initial du couplet XXV: *Del quart ede pois i uint reiz dauid*. Après avoir écrit, au couplet XXIX, le mot *ede*, le copiste a dû lever les yeux pour les reporter fautivement sur le couplet XXV. Il s'est aperçu à temps de sa méprise pour gratter le mot fautif et continuer sans erreur le bon vers. Il est moins heureux au v. 12. Le couplet III, qui se termine par ce vers, avait d'abord été passé par lui. Il le rétablit en marge, mais sa faute ne le rend pas plus précautionneux. Après avoir tracé les lettres *so* de *son ami*, il éprouve le besoin de se remettre à l'esprit la teneur de cette fin de vers en se reportant au modèle, où il relit les mots *son ami*. Il les transcrit donc, oubliant parfaitement qu'il venait d'aligner les deux lettres *so*: le ms. porte *sosonami* (voy., plus loin, la note sur ce vers). La faute n'est pas corrigée.

Ce n'est pas la seule. Le copiste, s'il s'est relu, n'a examiné qu'assez superficiellement sa copie. Il a laissé tel quel le vers 76 *& ab i uient issaias amos* (rime: *azarias*), dont l'erreur provient sans doute de ce qu'en le transcrivant, il n'a pas prêté attention aux signes de transposition dont les deux noms bibliques étaient vraisemblablement pourvus dans le ms.[92])

Ce scribe s'est pourtant assez appliqué à sa besogne. Il a été relevé plus haut (chap. VII) qu'il alignait soigneusement ses colonnes. J'ajoute qu'avant de se mettre à l'œuvre, il s'est préoccupé de donner à sa copie une bonne apparence. Pour transcrire le poème, il disposait de deux colonnes moins quinze lignes occupées par deux fragments de Bède. Il n'a pas toutefois commencé son ouvrage sur les premières lignes libres de la première colonne. Après avoir jeté un coup d'œil sur son modèle, il a dû calculer qu'une colonne et demie lui suffirait, en quoi, il est vrai, il se trompait.[93]) Il s'assura alors que la réglure de la page comportait cinquante lignes par colonne, en repéra le milieu et commença son ouvrage exactement à la ligne 26.

---

[91]) Je ne fais plus de distinction entre l'*s* onciale et l'*s* minuscule.
[92]) Voy. plus haut, chap. I.
[93]) Puisque malgré les deux couplets et un mot passés, il lui a fallu descendre dans la marge inférieure pour terminer la pièce.

Ce copiste qui fait preuve de tant de bonne volonté et qui manifestement s'intéresse médiocrement au contenu de ce qu'il écrit ne saurait être l'auteur du poème. L'étude de la graphie que j'aborde présentement va nous confirmer dans cette opinion.

Cette graphie est étrange et elle a de tout temps attiré l'attention des savants. M. Suchier croit qu'elle trahit un écrivain peu habitué à écrire du français.[94]) Il a toutefois remarqué lui-même une correction manuscrite qui semble impliquer que les habitudes graphiques du copiste étaient assez fermes pour entrer en conflit avec l'orthographe du modèle copié. La notation ordinaire de l'*n* mouillée est, dans le poème, *nn* ou *n*: *uinnesz* 34, *uine* 55, *uinnes* 59. Avec ces graphies, *lignaget* 14, qui procède d'un système graphique différent, formait un contraste singulier jusqu'au jour où M. Suchier s'aperçut que le *g* n'était qu'une transformation, opérée après coup, d'une *n* primitive.

On peut remarquer d'autres traces de ce conflit d'orthographes. L'*l* mouillée est représentée diversement: *il* 13 et passim, *miliet* 20, *milie* 52, *fillesz* 49, *oillet* 29, *illi* 9. En opposition avec ces variétés du même système graphique se trouve *alget* 80, où l'on a vu à tort la forme phonétique, particulière à l'Ouest, de la 3e sg. prés. subj. d'*aler*. C'est une pure graphie qui n'a rien à faire avec la phonétique et la morphologie de l'Ouest, ainsi que le prouvent les graphies *uelgent*, r^o^ 15 et *cilg*, v^o^ 15 du fragment dit de Valenciennes qui provient de Saint-Amand, et *ralgent* 120 du poème sur saint Léger, qui est wallon (provençalisé).[95])

Le mot *languet* 26 fait pendant au mot *lignaget* signalé par M. Suchier. L'*u* y a été corrigé sur la note tironienne d'*et*. Le scribe a d'abord écrit, en un mot, *lang* et la note. La note tironienne ne représente, dans la graphie du copiste, que la conjonction *et*. Il faut donc interpréter cette leçon primitive comme *lang'et*, la voyelle élidée n'étant pas figurée par le copiste ailleurs encore: *unamiet* 52, *čadeit encolped* 56, *Ellest* 61. Les mots de l'original que la leçon corrigée transcrira *languet est* se sont transformés en *lang'et* sous la plume du scribe. Il est très remarquable que *lingua* devant une voyelle ait perdu l'élément labial; l'écriture du modèle le marquait pourtant ainsi qu'en témoigne la leçon corrigée: *languet est*. Il est d'autant plus fâcheux que la transfor-

---

[94]) Précédemment, G. Paris *loc. cit.* a exprimé la même opinion en en donnant des motifs que je ne saisis pas bien: calligraphie défectueuse et couplets passés.

[95]) Cf. à une époque plus récente, toujours à l'Est, les graphies *lg* = *l* mouillée dans les *Dialogues de Grégoire* (Wiese, *Sprache der Dial.* n. 81, p. 31).

mation du trait recourbé de la note en un jambage[96]) et la correction qui en résulte de *lang'et* en *languet* aient échappé aux critiques, que la forme *lang'* pour *langu'* aurait suffi, à elle seule, pour écarter l'hypothèse de l'origine normande du copiste.[97])

Je passe à la discussion des particularités constantes de la graphie du manuscrit. La première est l'usage inconsidéré qu'on y fait du *t* (et du *d*) épithétique. Voici comment on pourrait l'expliquer. *Unt* 3 et *m*[*u*]*rt* 47 sont, comme l'a bien vu M. Stengel,[98]) des cas de *t* dit parasitique qu'on rencontre souvent non seulement après un *n* issu de *nn* (*mn*) latin (*tirant* S. Léger 152, *Fescant* S. Lég. 177, *Agent* S. Foi 35 et ailleurs), mais encore d'après d'autres sonnantes, *n* ordinaire, *r*, *l*. En voici les exemples les plus anciens: *nont* Eul. 5, que quelques critiques interprètent autrement, *fellunt* Pass. 233, *negunt* Ep. farc. s. Etienne 7 b, *bont* Alexis L. 6 c. Je note, sans y attacher plus d'importance qu'il ne faut, que ce *t* épithétique n'est pas rare à l'Est voy. Görlich, *der burgund. Dialekt* p. 113, Foerster, *Lyoner Ysopet* § 79 p. XXXV, Philipon, *Romania* XIII, p. 565, le même, dans P. Meyer, *Docum. ling. du Midi*, p. 120.

Cette tendance à mettre le *t* épithétique, jointe à un penchant à la généralisation dont nous verrons plus loin d'autres exemples, est si forte que *-er* flexionnel s'en est trouvé atteint dans *trovert* 40, *amert* 58.

Odit (1 sg. prét. ind.) du vers *Une pulcellet odit molt gent plorer* 4 est dû à *odit* part. pass. du vers *Gentilz pucellet molt t'ai odit plorer* 7. — *Suid* 31, *luid* 68 me semblent être contaminés par le souvenir de la graphie *fud*, mais je n'ose pas donner cette explication pour assurée.

Le cas où un *t* parasitaire est mis régulièrement est celui de la terminaison féminine *-e*. Peu de mots en sont préservés (voy. le relevé de Koschwitz p. 184). Voici comment on pourrait expliquer cette orthographe bizarre.

Le groupe *et* (ou *ed*) dans le corps ou à la fin des mots est souvent représenté, antérieurement au XIII[e] siècle, par la ligature &. Dès qu'on cessa de sentir dans cette ligature les lettres *e* et *t* dont elle se composait à l'origine, dès qu'elle fut devenue un simple signe abréviatif, la représentation en prit des formes assez variées, parfois bien éloignées du type primitif. Dans le

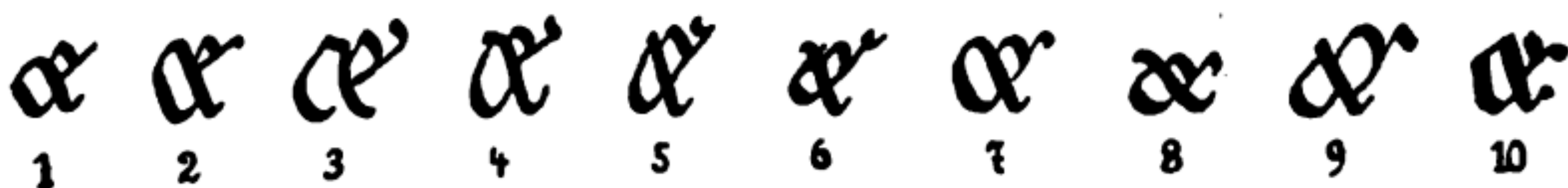
---

[96]) Cette correction peut être observée sur le fac-similé de M. Monaci, à la loupe du moins. Le lecteur voudra bien ne pas prendre le renflement du trait recourbé de la note pour la tête d'un *e* qui aurait été corrigé sur lui. Le fac-similé prête un peu à cette confusion. En fait, c'est bien en un jambage (le premier d'*u*) que ce trait a été transformé. Le ms. et ma photographie ne laissent aucun doute à cet égard.

[97]) Cf. H. Suchier, *Reimpredigt* p. XXVIII n° 39.

[98]) *Op. cit.* p.

dessin suivant, j'en ai réuni quelques exemples, tous tirés du *Rouleau du bienheureux Vital* écrit en 1122—1123.[99 bis])



1. Planche XXXIII, nº 129, Titre de S. Sauveur de Tiron (dioc. de Chartres). **2.** Pl. XXXIII, nº 130, Titre du prieuré de SS. Jean et Paul dépendant de l'abbaye de S. Sauveur de Tiron. **3.** Pl. XII, nº 48, Titre de S. Magloire de Paris. **4.** Pl. XXVII, nº 101, Titre de Notre-Dame d'Abingdon. **5.** Pl. VIII, nº 34, Titre de S. Germain de Flai (dioc. de Beauvais). **6.** Pl. XXX, nº 114, Titre de Notre-Dame de Pontlevoi (dioc. de Blois). **7.** Pl. XLIV, nº 186, Titre de la Cathédrale de Salisbury. **8.** Pl. XVII, nº 65, Titre de S. Remi de Reims. **9.** Pl. VIII, nº 29, Titre des clercs de Longueville (Longueville-la-Giffard?). **10.** Pl. XXXIII, nº 128, Titre de S. Martin en Val aux faubourgs de Chartres.

Ce qui frappe dans tous ces exemples, c'est le traitement de la boucle supérieure. Cette partie de la ligature, qui à l'origine, dans l'écriture cursive, représentait la boucle supérieure d'*e*, a changé de caractère. Elle s'est émancipée, pour ainsi dire, de la partie inférieure de l'*e*, en cessant d'en former la tête pour venir se poser franchement à droite, comme un trait autonome, soudé seulement à la ligne mitoyenne des deux parties de la ligature. Cette transformation a pour corollaire une transformation inverse de l'ancien *t* de l'écriture cursive. Cette partie de la ligature a perdu toute individualité; la boucle supérieure de l'*e*, en prenant de l'importance, l'a absorbée pour en faire sa propre languette. C'est un simple accessoire de la boucle émancipée, un trait d'ornementation. La ligature, qui originairement, se composait à gauche de la double boucle formant l'*e*, et à droite d'une langue (le *t*) de longueur respectable assise assez bas sur la ligne médiane de liaison, a changé d'aspect. Elle se compose de deux boucles dont l'une affecte la forme de la panse d'*a*, l'autre celle de la tête d'*e*, munie de sa languette, à peine plus développée que dans cette dernière lettre. Le tout présente l'aspect d'*a* et *e* accolés, et de fait, la différence qui sépare certains exemples de notre dessein d'avec la ligature *æ* de l'écriture contemporaine n'est pas bien grande.[100])

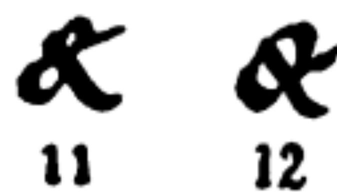
Les &· du copiste de la prose *Quant li solleiz* n'ont pas en général cette forme dégénérée. Il y a pourtant quelques exem-

---

[99] bis) Ed. phototypique p. p. Léop. Delisle, Paris, 1909.

[100]) Voy. p. ex., à la planche XI, nº 43 (Titre de S. Martin de Champ) du *Rouleau* cité, l'*æ* d'*æternitatis* qui n'a pas été reproduit dans le dessin ci-dessus par suite d'une distraction du dessinateur dont je me suis aperçu trop tard pour la réparer.

ples qui montrent que ce développement ne lui était pas totalement inconnu. Dans & *danz abinmalec* (col. 2, ligne 35; ci-dessous, fig. 11) ce mouvement n'arrive pas encore à modifier beaucoup l'aspect général du signe; on peut pourtant comparer cet & avec l'*æ* de *pensæz* S. Léger 170 (*Album de la Soc. anc. textes*, pl. 9, col. 1, ligne 20), dont la languette est évidemment plus longue, la ligature y étant liée à *z*. Dans & *mes tresors* (col. 2, ligne 42; ci-dessous, fig. 12) la transformation est plus accusée. On comparera notre dessein avec les *æ* de la *Passion* dont on trouvera plusieurs exemples à la planche 6 de l'*Album* cité (*sobræ*, col. 1, ligne 11 d'en bas; *mespræs*, col. 2, ligne 4 d'en bas; les trois *æ* des deux dernières lignes de la même colonne, etc.).


11 12

La confusion est donc facile entre les deux ligatures & et *æ*. Il me paraît très vraisemblable que la notation *-et* de notre manuscrit provient d'une telle confusion. On sait que lorsqu'on se mit à écrire en langue vulgaire, les copistes empruntèrent à l'écriture latine contemporaine les trois graphies *ae æ ę*. *Eulalie* nous offre un exemple d'*ae* : *maent*, 6; dans la *Passion* nous avons *ae*, *e* et surtout *æ* : *quae* 71, *nostrae* 503; *unquę* 9, *quę cę la* 114, *nostrę* 142; *bassærai* 144, *æsuuardou* & 190, *quæ* 193, *chamissæ* 267, *custuræ* 268, *mariæ* 329 etc. Il en est de même du poème sur *saint Léger* où c'est *ae* qui prédomine: *iuuęnt* 31, *cęl* 203; *irae* 79, *missae* 82, *quae* 126, 148, 152, 158, 216; *pensæz* 170 etc. Voy. encore le Glossaire de Tours[101]) *ægremone* 178, *camomillę* 185. Il est connu d'ailleurs que l'emploi sporadique de *æ* et *ae* persista assez longtemps dans les manuscrits français[102]), et cela pas seulement en Angleterre.[103])

Dans les deux poèmes conservés dans le ms. de Clermont-Ferrand la diphtongue sous ses trois formes est mise surtout pour l'*e* finale. Cela s'explique. C'est en effet à la fin des mots qu'elle prédomine en latin, et la paléographie française conserva cet usage. Je dis paléographie parce que *ae*, *æ* et *ę* ne sont que

[101]) Publié en dernier lieu par W. Foerster *Altfrz. Uebungsbuch*[3] p. 206 sqq. d'après une copie figurée exécutée par M. Edward C. Armstrong. Je ne connais pas le ms., dont il n'existe pas de fac-similé.

[102]) H. Suchier, *Les voyelles toniques du vieux français* § 15d (p. 35).

[103]) J'en ai rencontré quelques exemples dans deux au moins des cinq manuscrits de *Partonopeu* que j'avais transcrits il y a deux ans, et dont un seul, le ms. Gonzague, de provenance italienne, est copié sur un modèle normand ou anglo-normand. Malheureusement, j'ai oublié d'en prendre note ou bien si j'en ai pris note, j'ai dû égarer ma fiche, et l'on conçoit qu'il m'est impossible de relire présentement mes cinq copies.

de pures graphies sans valeur phonétique particulière. En fait, l'*e* final du très ancien français étant toujours issu d'*a* posttonique du latin ou représentant la voyelle d'appui[104]), c'est l'*e* féminin qui se trouva le plus souvent rendu par ces trois signes.

Il est vraisemblable que le ms. sur lequel fut copié le ms. conservé employait la ligature *æ* en en faisant le plus fréquent usage à la fin des mots. Notre copiste, sous la plume de qui *&* conjonction affecte parfois, comme on l'a vu, une forme assez rapprochée de *æ*, n'a sans doute pas bien distingué cette dernière ligature de *&*. Ce qui a dû contribuer à cette confusion, c'est qu'il voyait dans son exemplaire d'autres *e* féminins, qui dans sa prononciation courante, où les dentales caduques ne sonnaient plus,[105]) étaient finals, notés par *e* suivi de dentale: *conuerset*, *eret*, *alget* etc. Assurément, dans un manuscrit latin, notre copiste pas plus qu'aucun autre n'aurait commis cette faute, du moins d'une manière si constante: l'orthographe et la grammaire apprises à l'école l'auraient préservé de cette confusion. Mais se trouvant en présence d'un manuscrit français, dont l'orthographe, plus éloignée de la prononciation qu'elle ne l'est en latin, n'obéit à aucune règle doctrinale, à aucun précepte théorique comparable aux préceptes de la grammaire latine, il a pu fort bien croire équivalentes les ligatures *&* et *æ* de l'écriture de son exemplaire.

Nous en avons une preuve bien curieuse au v. 86. Ce vers est écrit de la manière que voici: *ęmisael & dam zacharias.* La graphie ę pour la conjonction *et* est, je crois, sans exemple. Je ne l'ai rencontrée nulle part. Dans notre poème la conjonction est rendue par *&*, quelquefois par la note tironienne d'*et*, jamais autrement.[106]) Je ne puis m'expliquer cette graphie singulière qu'en supposant que le scribe, rencontrant dans son exemplaire *&misael*, a pris tout ce groupe pour un mot, un nom qu'il a lu *æmisael* = *Æmisael.* Comme il n'emploie plus ni la ligature *æ* ni la combinaison non liée *ae* pour noter la diphtongue, il a mis *ęmisael.*

La graphie *lang7* (*lang* + note tironienne d'*et*) corrigée ensuite en *languet*, graphie étudiée précédemment, me paraît également plaider en faveur de mon hypothèse. Si l'exemplaire

---

104) Avant la chute des dentales dites caduques tout *e* qui se trouve en syllabe finale ouverte est issu d'*a* posttonique du latin ou représente la voyelle d'appui, également féminine.

105) Je parle de la prononciation courante parce que je ne suis pas éloigné de croire que les consonnes en question, après s'être amuïes dans le langage courant, continuèrent néanmoins à s'entendre dans la prononciation soutenue. Cela expliquerait du moins la ténacité avec laquelle l'écriture les maintint et le traitement hésitant qu'elles reçurent à la rime chez certains poètes, et sur lequel on pourra consulter H. Suchier, *Reimpredigt* § 24 p. XIX sqq.

106) Koschwitz *op. cit.* p. 183 cite v. 70. L'*Uebungsbuch*[3] porte en effet *e*, mais c'est une erreur: le manuscrit porte *&*.

portait *languæ est*, le copiste pouvait facilement être amené à interpréter le premier mot comme *langu&* et y voir *langu'et* transcrit par lui *lang7*. Ce n'est qu'après avoir pris connaissance du mot suivant qu'il se sera rendu compte que la conjonction devant la copule n'avait pas de sens, et qu'il aura corrigé son erreur.

Ce qui me confirme que les graphies *pulcellet*, *paraget* etc. sont provoquées par la confusion entre *æ* et *&*, c'est que cette confusion s'observe ailleurs. La *Passion*, qui connaît pourtant la ligature *æ* et en fait un assez grand usage à côté de la ligature *&*, écrit au v. 196: *lui recognostr & semper* (ce mot en abrégé) *fit*, faute manifeste pour *lui recognostræ* (cf. l'infinitif *r&dræ* 513). Le *Glossaire de Tours* cité, qui d'habitude rend l'*e* féminin final par *e*, écrit *camomillę* 185, qui nous fait comprendre la graphie *arundet* 33: *ę* et *et* remontent l'un et l'autre à la ligature *æ* de l'exemplaire du copiste, maintenue p. ex. dans *ægremone* 178, *pastinacæ* 201 etc.

Je crois donc que la graphie *-et* pour *-e* est une mauvaise résolution de la ligature *æ*. Il ne me paraît toutefois pas vraisemblable que tout *-et* du copiste corresponde à un *æ* du manuscrit transcrit par lui. Il y avait là certainement pas mal de *æ*, mais il est difficile d'admettre que ce signe y ait été constant. Il alternait sans doute avec *ę* et *e*; en mettant partout ou presque partout *-et*, notre copiste a sans doute généralisé, suivant son habitude, une orthographe qu'il croyait être celle de son exemplaire.

Une autre particularité du manuscrit, c'est la notation de la dentale instable à la fin des mots.[107]) A côté de *d* et *t*, on y remarque les graphies: *beltez* 32 et 61, *citez* 43, *clartez* 62; *saludz* 92; *apeletz* 41, *batuz* 44, *perdutz* 61; *atz* 52, *adz* 61; *plantatz* 55, *ma[n]datz* 89. Ces graphies ne sont pas sans exemple. Les dentales finales reçoivent, sous la plume de beaucoup de copistes, un traitement passablement hésitant. Les chartes de Cluni rendent, à la fin du Xe siècle, la dentale instable par *th*.[108]) Le *Saint Léger* écrit *oth* 35 et souvent, *poth* 64, *toth* 102 et passim, *inspieth* 228.[109]) Cette graphie *th* prouve que le *t* final avait une prononciation particulière, la lettre *h* étant une lettre diacritique dont la fonction est de marquer une prononciation différente de la normale. La *Passion* écrit *escarioth* 81, mais dans l'ensemble son orthographe se rapproche de celle de la prose *Quant li solleiz*. A la troisième personne du prétérit de l'indicatif, ce poème offre, à côté des graphies *-et*, *-ed* *-&*, les formes *lagrimez* 52, *gitez* 72, *commandez* 94, *anez* 118 et 120, *demandez* 134 etc.; de même *quez* 58, bien que la forme *qued* ou *quet* lui soit inconnue, *en cest ahanz* 292 etc.

---

107) Parfois la dentale instable n'est pas rendue par l'écriture, voy. Koschwitz, *op. cit.* p. 183.

108) Philipon, *Romania* XXXIX p. 539 nº 49.

109) Mes citations n'ont pas la prétention d'être complètes.

Inversement, *z* est souvent rendu par *t: uestit* 23 et 43, *pechet* 54, *marchedant* 71, *ped* 92, *fort* 121 etc. D'autres textes, dont quelques-uns assez tardifs, présentent des hésitations analogues. On en trouvera une liste, accompagnée de références bibliographiques, dans l'étude dont M. Cloëtta a fait précéder son édition de l'*Epoux*.[110]) Les conclusions que M. Cloëtta tire, sous toutes réserves d'ailleurs, dans cet article ne me paraissent pas convaincantes. Je m'abstiens toutefois de les discuter ici parce que je ne saurai actuellement les remplacer par rien d'assuré. Mes recherches ne sont pas assez avancées pour que je puisse en déduire une explication satisfaisante. Je me borne à remarquer que l'aire que M. Cloëtta assigne aux graphies en question demande à être élargie. La *Vie de sainte Catherine* qu'il croit poitevine est un texte moyen-rhodanien.[111]) Les chartes clunisiennes, que j'ai citées d'après M. Philipon et dont la graphie *(th)* me parait inséparable des graphies étudiées par M. Cloëtta, nous conduisent également à l'Est. Il en est de même de la prose *Quant li solleiz* dont la provenance orientale sera établie plus loin.

Il est remarquable que notre ms. n'éprouve d'hésitations que pour le traitement de la dentale *instable* à la fin des mots. Je n'ai à signaler que deux graphies inverses *cent* 20 et *oilset* 37 au sujet desquelles on consultera les notes accompagnant l'édition donnée ci-dessous.

La troisième particularité du texte, c'est la graphie *sz* qu'on rencontre à la fin de certains mots. Dans *gensz* 16 et *semblansz* 20 elle marque le son issu de $t + s$ après la nasale; *suensz* 20, *miensz* 65, *barunsz* 88 — j'y joins *tensz* 34 — montrent que l'*n* thématique non suivie de la dentale reçoit, en combinaison avec flexion, le même traitement. On n'en sera pas étonné si l'on se rappelle que l'*n* finale est exposée à recevoir dans notre texte un *t* épithétique. *Iversz* 31 ne peut soulever d'objection; *sz* y équivaut au son qu'on note habituellement par *z*. *Belsz* 18 et *icelsz* 88 sont dans le même cas, puisqu'après une *l*, mouillée ou non, la flexion est souvent représentée par *z*: *gentilz* 7, *fiz* 74, *solleiz* 1 et 16, voy. encore la *Passion*: *mantelz* 22, *orgolz* 56, *conselz* 79, *fiz* 192, *jalz* 193, *solelz* 311, *mortalz* 339, *vassalz* 367 etc. et ailleurs. *Maisz* 62 perdera son caractère singulier quand nous aurons montré, dans un instant, que $g + s$ aboutit, sous la plume du copiste, à *z*.

A côté de ces graphies, on en rencontre, bien entendu, d'autres p. ex. *miens* 13, *bels* 34, *tens* 2 et 24. Ce flottement est normal; il serait inexact d'y voir autre chose que le résultat des inconséquences ordinaires de l'orthographe française au moyen âge; il faudrait se garder en particulier d'y chercher l'indice de la confusion entre les phonèmes *s* et *z* telle qu'on l'observe, p. ex.,

---

[110]) *Romania* XXII p. 207 sqq. (§ 27).

[111]) A. Thomas, *Annuaire de l'École des Hautes-Etudes* 1910 ÷ 1911, p. 92.

dans les textes picards du XIIIe siècle. En effet, si quelques copistes anglo-normands (Alexis de Saint Auban; Les Quatre Livres des Rois; celui-ci pourtant écrit *deiz* à côté de *deis* voy. Suchier sur le vers 77d du sermon *Grant mal fist Adam*, *Reimpredigt* p. 77) montrent à cet égard une orthographe conséquente, je ne saurais citer aucun manuscrit provenant du Midi de la France qui en fasse autant. Boëce écrit *ki·ls*, *e·ls* 17 à côté de *si.ls* 59; le poème sur la *sainte Foi*: *dels* 476; *als* 377, *alz* 424; *e·lz* 11, *e·lz* 144 etc. (voy. Groeber, *Mélanges Chabaneau*, p. 608 sqq. à qui j'empunte mes exemples); le poème sur *Alexandre*: *filz* 28, *fils* 37; nous avons cité tout à l'heure les exemples de *z* dans la *Passion*, en voici quelques-uns d'*s*: *carnals* 381, *chainsils* 344, *fedels* 92, *fils* 180, *ols* 185.[112]) A moins d'admettre que le provençal ait confondu les phonèmes *s* et *z* dès avant l'époque littéraire, ce que personne ne soutiendra, il faut interpréter les hésitations de notre manuscrit comme nous venons de le faire. Car on verra par la suite de cette étude que ce manuscrit a été écrit par un copiste moyen-rhodanien.

Nous n'en avons pas encore fini avec la graphie *sz*. Il nous reste à étudier les quatre cas que voici: *vinnesz* 34, *pulcelesz fillesz* 49, *altresz* 87 (à côté de *vinnes* 59, *altres* 88). Il est évident qu'ici *sz* ne peut avoir que la valeur d'une *s*. Nous ne pouvons pas d'autre part supposer une distraction du copiste: une quadruple méprise est exclue. Expliquer ces graphies par une confusion entre les phonèmes *s* et *z* n'est pas, non plus, recommandable: comme on le verra dans un instant, la réduction de *z* à *s* est inconnue au copiste. Une explication phonétique étant écartée, on est forcé de chercher la raison d'être de ces graphies dans les préoccupations orthographiques du scribe. Dans cet ordre d'idées une observation s'impose. Le copiste écrit au singulier, régulièrement ou peu s'en faut, les mots de la première déclinaison par *-et*: *pulcellet*, *paraget* etc. Il ne prononçait évidemment pas ce *t* dû à une mauvaise interprétation de l'écriture de son exemplaire; il pouvait pourtant le prendre de bonne foi pour un *t* instable qu'il ne faisait plus sonner dans le langage courant mais qu'il croyait avoir une valeur dans le texte qu'il copiait. Et comme il savait que la flexion jointe à un *t* instable se note par *z* ou par son équivalent *sz*, il a cru bien faire en mettant, au pluriel des mots en question, cette dernière ligature. Il ne l'a mise que là où il réfléchissait à ce qu'il écrivait; quand il copiait machinalement, sans se préoccuper de la „bonne" orthographe, il écrivait *beles*, *escalgaites* etc. conformément à l'ortho-

---

[112]) La *Vie de s. Léger* ne connaît pas la graphie *lz*; même *filius* y est rendu par *fils*.

grpahe de l'exemplaire et à sa propre prononciation. C'est ainsi du moins que je m'explique ces graphies singulières.[112 bis])

Je viens de dire que le manuscrit ne présente pas de trace de la réduction phonétique de *z* à *s*. En effet, l'emploi de *s* et *z* (*sz*) y est celui qu'on observe dans les textes ignorant cette réduction. *Gentilz* 7, *anz* 52, *danz* 67 et passim, sont réguliers et n'appellent pas d'observation. Il en est de même de *sainz* 38 *(sine)*. *Premierz* 67 ne choque pas étant donné la tendance du copiste à faire suivre l'*r* finale d'un *t* épithétique. *Reiz* 73 pourrait, à première vue paraître suspect. Si l'on considère toutefois que le provençal fait subir à ce mot le même traitement que le français, et que le poème sur *sainte Foi*, qui distingue nettement *s* d'avec *z*, écrit ce mot régulièrement *reiz*[113]), l'on hésitera à y voir la preuve de la confusion entre les deux phonèmes. Pour ma part, je crois que de même que *pais*, *vois*, *crois* ont coexisté à côté de *paiz*, *voiz*, *croiz*, de même le nominatif de *regem* a produit, à côté de *reis*, la forme *reiz*. *Reis* a vaincu son doublet comme *pais* p. ex. a généralement prévalu sur *paiz*, mais cela ne doit pas nous faire révoquer en doute les formes avec *z*, quand nous les rencontrons dans les textes qui ne confondent pas par ailleurs les deux phonèmes. De *reiz* il convient de rapprocher *leuz* 32. *Locus* donne d'habitude une forme terminée par *s*. Il ne me souvient pas d'avoir rencontré un cas probant de *leuz*. Je ne suspecte pourtant pas la graphie de notre manuscrit. *Sarcophagus*, dont le traitement final doit être le même que celui de *locus*, présente en effet la double forme *sarqueus* et *sarqueuz*.[114]) Il serait donc témeraire de nier l'existence de *leuz* à côté de *leus*; le poème *Quant li solleiz* est suffisamment ancien pour avoir pu nous conserver une forme qui disparaîtra bientôt par l'effet de la concurrence triomphante du doublet avec *s*. Sur *treiz* 20, voy. la remarque sur ce vers.

---

[112] bis) En terminant l'étude de la graphie *sz*, je rappelle que l'exemple le plus ancien après le nôtre de cette notation est fourni par la formule d'ordalie du ms. Bibl. Nat. lat. 2403, *Uebungsbuch* [3] p. 174, ligne 11: *ensz*. *Sz* y a également la valeur de *z*.

[113]) G. Groeber, *Mélanges Chabaneau*, p. 609.

[114]) *Glossaire de Tours* cité, copié sur les confins de la Normandie et de l'Anjou au XIIe s.: *sarcuz* 135; *Rom. de Troie* 14 589: *sarqueuz* à la rime avec *veuz*; *Alexis* de Saint-Auban porte *sarqueus* 118a; *Alexis* P, au même endroit, *sarcuz*, bien qu'il semble distinguer les deux phonèmes (les exceptions signalées par H. Suchier, *Reimpredigt*, p. XXIV, § 26 sont si peu nombreuses qu'on est autorisé à les considérer comme de simples méprises matérielles, et non comme des fautes d'orthographe). — Schwan-Behrens, *Grammat. d. Altfrz.* [8] § 300, p. 158 indique le paradigme suivant: nom. *sarcues*, acc. *sarcuef*, qui me paraît sujet à caution. Le thème en *f* expliquerait, à la vérité, fort bien l'alternance *sarcueus*, *sarcueuz*, cf. H. Suchier, sur le vers 77d du sermon *Grant mal fist Adam* (*Reimpredigt* p. 77), mais il n'est pas attesté à l'époque ancienne du vieux français.

La nasale finale, quelle qu'en soit l'origine, est souvent écrite *m* voy. Koschwitz, *op. cit.* p. 189 et H. Suchier, *Reimpredigt*, p. LIII. L'*u* n'est mis pour *o* que devant les nasales ainsi que l'on a fréquemment observé depuis Lücking. On relève d'autre part *u* 31, *vult* 90. A remarquer la graphie *proud* 56 (*p* barré, *ud*). En fait de signes diacritiques, le copiste emploie, suivant l'habitude générale, la lettre *h* dont il fait suivre, dans les mots français, — je ne m'arrête pas aux vocables bibliques comme p. ex. *Zacharias*, — les *c* qui ont une prononciation différente de celle qui leur reviendrait s'ils n'étaient pas suivis d'*h*. Le „double accent" dont sont pourvus les *c* (une fois *ch* dans *chinc* 52) remplit le même office; il est parfois omis, voy. Koschwitz *op. cit.* p. 181 sq. *Bene* est écrit *beem* 27 à côté de *biem* 29. C'est pour marquer que dans *rees* 26, le double *e* se prononçait autrement que d'habitude, c'est à dire en deux syllabes, qu'il est muni du double accent.[115]) De même, *ia* 62 porte ce double accent parce qu'il doit être lu *ja*, alors que la signification habituelle de ces deux lettres, écrites en un mot, est *i a*, 3e pers. prés. ind. d' *aveir* précédé de la particule *i*.

J'aborde présentement l'étude de la langue du texte, sur laquelle il a fallu, à la vérité, anticiper un peu dans l'étude qui vient d'être faite de l'orthographe du manuscrit.

On a vu plus haut que le copiste transcrivait son texte sans se soucier beaucoup de le comprendre et qu'il le copiait pour ainsi dire mot à mot. Il y a donc de grandes vraisemblances pour qu'il nous l'ait transmis fidèlement, sans beaucoup de changements. Dans ces conditions, l'étude du vocalisme de l'original d'après les assonances attestées par la copie, assez périlleuse ailleurs,[116]) présente ici de bonnes chances de succès.

Malheureusement, le poème n'offre que des assonances anodines. M. Groeber en a fait valoir une: *Jerusalem* : *amant*, str. XVII, en sens contraire: elle prouverait selon lui la confusion entre les deux voyelles. Il serait prudent de ne faire aucun fond sur ce couple de vers. *Jerusalem* est un vocable étranger, et il est risqué de croire qu'un poète ne puisse se permettre aucune liberté avec un mot qui ne fait pas partie de la langue usuelle. De même que dans la poésie rythmique latine les vocables bibliques, y compris les plus communs, sont accentués, suivant les exigences du vers, sur n'importe quelle syllabe, sans en excepter la dernière,[117]) de même les

[115]) On sait que d'autres textes, p. ex. le fragment de Valenciennes, notent également la diphtongue par un double *e*. *Ee* disyllabique, il n'est pas inutile de le faire remarquer, est rare avant la chute des dentales intervocaliques.

[116]) Je partage le scepticisme de M. Ebeling, *Auberee* p. 127.

[117]) Wilh. Meyer (de Spire), *Gesammelte Abhandl. z. mittellat. Rythmik*, I p. 180.

poëtes rimant en langue vulgaire ont dû les traiter avec peu de rigueur à l'assonance ou à la rime. Dans la *Passion* 135/6 nous avons l'assonance *tuit ad un*: *Nazarenum*, un peu plus loin, au v. 145/6, *Jhesum* : *menton*; rien ne serait plus faux que de vouloir en conclure que la *Passion* traite *ŭ* latin devant une nasale comme le feront plus tard les poëtes anglo-normands. De même *Jerusalem*, dont il n'est pas sûr pour moi que la voyelle finale équivalait, dans la prononciation normale du moyen-âge, à *ĕ* normand ou picard, est accouplé ici avec *amant*, sans que cette assonance prouve quoi que ce soit pour la prononciation d'*e* devant la nasale dans les mots français.

La distinction de la langue de l'original d'avec celle du copiste apparaît dans le poème, mais ce ne sont pas les assonances qui la révèlent.

Les formes *seit* 14, *desoiz* 26, *sainz* 38, *aseiz* 41 et 44, *noncieiz* 50, où la tonique développe un *i* en syllabe fermée, nous mènent à l'Est du domaine français, le duché de Bourgogne excepté, d'après les récentes recherches de M. Philipon.[118]) Une prédilection marquée pour l'emploi des formes pronominales emphatiques p. ex. *lei ad laisiet* 53, *luid m'entveiad* 68, *mei ma[n]datz* 89, *mei vult aveir* 90 confirme cette attribution.[119]) La forme *jo* (ego), constante dans le poème, exclut la Champagne, la Lorraine et la Franche-Comté. Elle pourrait être une indication de l'origine wallonne du texte, mais si l'on considère que le suffixe -*aticum* aboutit toujours dans le poème à -*aget* et non à -*aiget*, qu'on y rencontre les méridionalismes *aimat* 35 *amat* 38 *amet* 54 (présents), *ab* 76, on y verra plutôt la caractéristique du moyen-rhodanien. La leçon erronée, donc due au copiste, *lang'et* 26 rétablie ensuite en *languet* prouve que c'est le copiste et non le poëte qui fait perdre à *gu* son élément labial, c'est à dire qu'il est méridional.

L'origine orientale du texte a été reconnue dès 1878 par M. Hermann Suchier, *Jenaer Literaturzeitung* 1878 p. 325.

Koschwitz *op. cit.* p. 195 qualifie la syntaxe du poème de „relativement récente“ *(verhältnismäßig jugendlich)* sans préciser les raisons qui lui font adopter cette opinion. Il est à craindre qu'il ait été victime d'une illusion. La seule particularité du texte qui puisse donner un semblant de fondement à sa remarque, l'emploi de l'accusatif dans la fonction du nominatif et inversement, l'emploi du nominatif à la place de l'accusatif, me paraît devoir s'expliquer un peu autrement.

Il convient d'abord de mettre à part les noms bibliques qui ne prennent pas d'*s* flexionnel dans le poème. Ce sont des vocables

---

118) *Romania* XXXIX p. 506 (§ 1).

119) Cf. Buscherbruck, *Die altfrz. Predigten d. hlg. Bernhard von Clairvaux* § 143 (*Rom. Forschungen* IX); Wiese, *Die Sprache der Dialoge des Papstes Gregor* § 143.

indéclinables; ils l'étaient déjà, en partie du moins, en latin, et le poète leur a conservé ce caractère. Je ne reviens pas sur la notation de la dentale instable à la fin des mots par *z*; sur les graphies *cent* 20 et *oilset* 37, voy. plus loin les notes accompagnant l'édition. *Messaget* 67, qui signifie message et non messager, est régulier, les mots formés avec le suffixe neutre *-aticum* ne prenant pas originairement d'*s* flexionnel au nominatif. *Dam Azarias* 77 est par contre un accusatif, et il en est de même de *dam zacharias & plussors altresz* 86 sq. Ce qui le prouve c'est la forme *damn Azarias* 83, que tous les éditeurs, trompés par la graphie du manuscrit, *dam nazarias*, ont transcrit fautivement *dam Nazarias*.[120]) La réduplication de la consonne finale de *domnum* devant la voyelle initiale du mot suivant ne permet pas de douter de la réalité de l'accusatif. Si l'on se reporte au contexte, on remarquera que tous ces accusatifs se trouvent employés en qualité de membres de sujets composés par la réunion de deux ou plusieurs noms ou pronoms réunis par la conjoction *et*. Cet emploi est tout à fait normal. M. Ebeling l'a expliqué fort bien dans *Probleme der romanischen Syntax* I, chap. 10, p. 162 sqq.[121])

Fors al soleiz 60 est la seule irrégularité assurée dans le poème. C'est une simple méprise, une faute matérielle du copiste, qui, peu préoccupé du sens des vers qu'il copie, met par distraction *soleiz* au lieu de *soleil*. Des méprises semblables se rencontrent partout: *unanimes*, fragm. de Valenciennes, v°, 29; *anel* Passion 156, *nul* 381 et 448, *fidel* 409 et 449; elles n'ont pas plus d'importance que les fautes d'impression modernes. Sur *li citez* 43, voy. la note sur ce vers.

La versification du poème n'appelle que fort peu de remarques. La structure strophique du poème est assez simple: une paire de décasyllabes assonants clôturée par un petit vers de quatre syllabes qui n'assonne pas. L'origine savante de cette strophe a été établie par M. Hermann Suchier, *Reimpredigt* p. XLVIII, note 1. Je n'ai rien à ajouter à ses observations.

Les décasyllabes ont la coupe ordinaire 4 : 6. La césure dite épique est assez fréquente: vv. 7, 19, 29, 35, 37, 38, 43, 44, 49, 58, 61, 89, 92 la montrent devant consonne, les vv. 4, 26, 41, 80 devant voyelle. Il n'y a aucun exemple de césure dite lyrique.

Au vers 2, la syllabe placée à l'assonance est munie d'un neume, *porrectus* ainsi que me l'a appris M. J.-B. Beck. Je ne

---

[120]) Le troisième compagnon de Daniel s'appelle *Azarias*. Voy. *supra*, chap. I.

[121]) La difficulté signalée ici (t. XXXII², p. 4) par M. Herzog n'est qu'apparente, voy. *Zeitschrift für romanische Philol.* XXXIII, p. 589, note 2.

saurais expliquer sa présence dans une pièce par ailleurs dépourvue totalement de notation musicale.[122])

D'après le système de l'interprétation modale de M. J.-B. Beck, notre prose serait rythmé en troisième mode. Si l'on essaie de la lire en appuyant sur les syllabes qui correspondent, dans ce rythme, aux temps forts des mesures musicales, on se convaincra que l'accent musical tombe souvent sur des syllabes qui seraient incontestablement faibles dans un débit non-chanté. En faisant naguère une constatation analogue au sujet des laisses d'*Aucassin et Nicolete*, j'ai proposé d'y voir un indice de l'adaptation du texte poétique à une mélodie préexistante.[123]) Je serais plus réservé aujourd'hui.[124]) En effet, j'ai remarqué depuis que la discordance en question est beaucoup moins rare que je ne supposais d'abord. J'espère que le deuxième volume des *Melodien der Troubadours* de M. J.-B. Beck apportera des éclaircissements nécessaires sur cette grave difficulté. Pour ma part, je me borne à la constater.

La mélodie du texte tropé par la prose *Quant li solleiz*, l'offertoire *Aue Maria . . . uentris tui*, est construite d'après le huitième ton ecclésiastique, dit myxolydien, caractérisé par la tonique *sol* et les limites extrêmes *Ré-mi* du contour mélodique. J'avais supposé que l'union intime qui existe entre le texte tropé et le trope exigeait que la tonalité de celui-ci ne différât pas de la tonalité de celui-là. M. J.-B. Beck, par moi consulté sur ce point, a bien voulu confirmer cette supposition.

Dans l'édition qui suit je marque la coupe des vers par un point placé au dessus de la ligne. Les lettres restitutées par conjecture sont mises entre crochets; les lettres à supprimer entre parenthèses. Je m'abstiens de discuter dans les remarques les fautes d'impression des éditions précédentes ainsi que les fautes de lecture que tout le monde peut reconnaître aujourd'hui à l'aide du fac-similé de M. Monaci. Je discute pourtant les interprétations divergentes des leçons du manuscrit.

---

[122]) Dans les préfaces de messes qui se lisent dans le sacramentaire contenu dans notre manuscrit, l'on rencontre aussi fréquemment un neume isolé, à savoir la *cliuis*, dont la signification est obscure. J'ignore si c'est là une singularité de notre manuscrit ou bien un usage plus ou moins répandu. Ce n'est que depuis peu de temps que j'attache de l'importance à la musique dans les livres qui me passent sous les yeux.

[123]) *Zeitschrift f. rom. Phil.* XXXIV, p. 372 sq.

[124]) Ma supposition n'était pourtant pas tout à fait inexacte. Dans une communication faite le 20 janvier 1911 à l'Académie des Inscriptions et Belles-Lettres, M. J.-B. Beck a identifié la deuxième phrase musicale d'*Aucassin* avec une mélodie du *Lai des amanz*, transposée d'une quarte.

[*PROSA*:]

I. 1 Quant li solleiz· conversët en Leon,
En icel tens· qu'est ortus Pliadon,
Per unt matin,
II. 4 Une pulcellet· odit molt gent plorer
& son ami· [d]olcement regreter.
[C'']o jo lli dis:
III. 7 „Gentilz pucellet,· molt t'ai odit plorer
„ & tum ami· dolcement regreter,
„ & chi est illi?"
IV. 10 [Li vi]rget fud· de bon [entendem]ent,
Si respon[dit· mo]lt avenable[ment
De] (so)son ami:
V. 13 „Li miens amis,· il est de tel paraget,
„Que nëuls on· n'en seit conter lignaget
„De l'une part.
VI. 16 „Il est plus gensz· que solleiz enn estéd,
„Vers lui ne pued· tenir nulle clartéz,
„Tant par est belsz.
VII. 19 „Blans est & roges· plus que jo nel sai diret,
„Li suensz senblansz· nen est en treiz cent miliet,
„Ne ia nen iert.
VIII. 22 „Il dist de mei· que jö eret molt bellet,
„Si m'aimet tant,· toz temps li soi novelet,
„Soe mercid.
IX. 25 „Dolc''or de mel· apelë i[l]l mes levres,
„Desoiz ma languet· est li laiz & les re''[e]s,
„ & jo sai beem.
X. 28 „Nuls om ne vit· aromatigement,
„Chi tant biem oillet,· con funt mi vestement
„Al som plaisir.
XI. 31 „La u jo suid,· iversz n'i puet durer,
„Toz tens florist· li leuz de ma beltéz
„Por mon ami.
XII. 34 „Li tensz est bels,· les vinnesz sont floríes,
„L'odor est bonet,· si l'aimat molt mi siret
„Por mei'amor.
XIII. 37 „En nostre terred· n'oset oilsèt c''anter
„Sainz la torterelet· chi amat c''aasteéd
„Por mon ami.
XIV. 40 „Jo l'ai molt quis,· encor nel pois trovert;
„Nen vult respondret,· aseiz l'ai apelétz,
„Quer hui ne plastz.
XV. 43 „Les escalgaites· chi guardent l[*a*] citéz,
„Cil me torverent,· si m'ont batuz aseiz
„Por mon ami,

XVI. 46 „Navree molt· & mun paliet tolud;
„Grant tort m'unt fait· cil [c]hi guardent le m[u]rt
„Por mon ami.

XVII. 49 „Beles pulcelesz,· fillesz Jerusalem,
„Por mei' amor· noncieiz le mon amant,
„D'amor languis.

XVIII. 52 „Ch''inc milie anz atz· qu'il aveid un'amïet;
„Lei ad laisiét,· quar n'ert de bel serviset,
„Si amet mei.

XIX. 55 „Il li plantatz· une vine molt dolcelt;
„Proud ne la fist,· sinn est c''adeit'en colped:
„Or est amered.

XX. 58 „Li fil sa mered· ne la voldrent amert;
„Commandent li· les vinnes a guarder
„Fors al soleiz.

XXI. 61 „Ell'est nercidet,· perdutz adz sa beltéz;
„Se par mei non· i''a maisz n'avrat clartéz
„De mon ami.

XXII. 64 „Ainz que nuls om· söust de nostre amor,
„Li miensz [a]mis· me fist molt grant ennor
„Al tems Noė.

XXIII. 67 „Danz Abraham· en fud premierz messaget;
„Luid m'entveiad· por c''o qu'il ert plus saives
„ & de grant fei.

XXIV. 70 „Issaac i vint,· Jacob & danz Joseph
„Pois Moïsen· & danz Abinmalec
„ & Samüel.

XXV. 73 „Del quart edé· pois i vint reiz David
„ & Salamon· & Roboam ses fiz
„7 Abia.

XXVI. 76 „ & ab i vint· Amos Issaïas (Iss. Am. *ms.*)
„Jëu Joel· & dam Azarias
„ & Joatam.

XXVII. 79 „Achaz i vint,· adunc fud faitet Rome;
Quel part quë alget· iluoc est ma coronet
„ & mes tresors.

XXVIII. 82 „Ezelcias,· Manases, Josias
„ & Joachim· & damn Azarias
„Del quart edé.

XXIX. 85 „Del quint edé· (pois *erasum ms.*) i vint Ananias
„E Misäel· & dam Zacharias
„ & plussors altresz.

XXX. 88 „Enprės icelsz· & molt altres barunsz,
„Par cui mi siret· mei ma[*n*]datz sa raisum,
„Mei vult aveir.

XXXI. 91 „Il enveiad˙ sun angret a la pucele,
„Chi la salüet˙ d'une saludz novelet
En Nazareh:
[*OFFERTORIVM*: *Aue, Maria, gratia plena, Dominus tecum*; *benedicta tu in mulieribus, et benedictus fructus uentris tui.*]

Remarques:

2. *Pliadon*. Koschwitz, *op. cit.* y voit le gén. plur. grec. On aurait ici de la sorte un exemple, unique, je crois, de trois idiomes (français, latin, grec) se mariant pour produire un vers de dix syllabes. J'ai quelque peine à admettre cette triple alliance, et je vois plus simplement, dans ce mot, le génitif plur. latin de *hae*, *Pleiades*, *um*. La terminaison *-um*, prononcée *-om*, a été écrite *-on* pour être mise en concordance graphique avec le mot *Leon* auquel elle est accouplée par l'assonance. Cf. la pièce *Iniuriis contumeliisque concitatus* de Hugues d'Orléans (Primat), où c'est au contraire la terminaison *-on* des vocables français, figurant à la rime dans un poème latin, qui est mise en concordance graphique avec la finale latine *-um*: *electium* 6, *eslectium* 78, *Acensium* 86, *intencium* 95 etc. (éd. Wilh. Meyer de Spire, *Nachricht. d. k. Ges. der Wissen. zu Göttingen*, *phil.-hist. Kl.* 1907, p. 89 sqq.).

5. [*d*]*olcement*. Les lettres *ol* sont reconaissables entièrement sur ma photographie. De la lettre initiale il ne subsiste qu'une faible trace, même sur la photographie.

6. [*C*"]*o jo*. L'*i* de *jo* est tout à fait net dans le ms. Les deux *o* entièrement visibles sur la photographie, bien qu'ils y soient très pâles. Du *C*", il ne subsiste qu'une trace infime; son rétablissement ne saurait pourtant pas faire doute, les trois lettres suivantes *o io* étant assurées. Syntaxiquement, la construction est correcte: le complément mis en tête de la proposition ne provoque pas nécessairement l'inversion du sujet, voy. A. Schulze, *Der afr. Fragesatz*, § 187 et les ouvrages qu'il cite.

10. J'accepte la restitution de G. Paris, communément admise, des passages mutilés de ce couplet. J'écris pourtant *Li virget* et non *La virget* parce que l'art. fém. nom. sg. fait à l'ordinaire *li* à l'Est, y compris le moyen-rhodanien. *Li* explique en outre mieux que *La* l'omission du couplet par le scribe dans le contexte du poème, voy. *supra*. Dans le poème, il n'y a pas d'exemple assuré du nom. sg. de l'art. fém. non élidé. Sur *li* (?) *citez* 43, voy. la remarque sur ce vers.

12. M. Foerster (Koschwitz, *op. cit.* p. 197) avait discerné devant *soson* un *e* dont il ne subsiste plus aucune trace. La déchirure que le bord mutilé du parchemin présente à cet endroit était sans doute moins accusée à l'époque de la collation de M. Foerster. Quoi qu'il en soit, il n'est pas vraisemblable que le vers ait commencé par la syllabe *so* qui forme actuellement le début de la dernière ligne du passage rétabli en marge. Voici la disposition de ce passage:

[Li vi]rget fuddebon
[entendem]ent sirespon-
[dit mo]lt auenable-
[ment de]soson ami;

Si l'on considère l'habitude de notre copiste d'écrire en lignes bien alignées, commençant toujours au même endroit, de manière que la première lettre de chaque ligne se trouve bien au-dessous de la première lettre de la ligne précédente, on se convaincra que la syllabe *ment* est trop courte pour suffire, à elle seule, à parfaire la quatrième ligne. A la première ligne, il ne manque, il est vrai, que quatre lettres.

Mais *L* est majuscule, et ce n'est qu'à cause des difficultés typographiques que *r* est mis entièrement hors de la paranthèse: en fait, une bonne partie du jambage manque. Il convient aussi de remarquer que le bord a été mutilé non en ligne droite mais suivant une courbe dont le point culminant coïncide précisément avec la dernière ligne du passage. Voy. le fac-similé de M. Monaci. — M. Groeber, *Zeitschrift f. rom. Phil.*, VI, p. 474 objecte que *repondre de* ne peut avoir que le sens juridique d'être responsable de quelque chose. Je n'ai pas sous la main d'exemple prouvant le contraire, mais je crois en avoir rencontré quelques-uns. Je dois aussi dire que la différence entre *respondre* au sens général et *respondre* au sens technique ne pouvait pas être grande au XI[e] siècle.

14. *lignaget.* Je rappelle que *g* a été corrigé sur une *n* primitive.

20. *en treiz cent miliet.* Les leçons communément admises *entreiz* ou *entr'eiz* sont inadmissibles. *Inter* (G. Paris) ne peut pas aboutir à *entrciz. Inter ipsum* est exclu par la syntaxe: *Centum milia* est évidemment une expression qui se passe de tout déterminant, puis qu'elle sert à désigner une multitude dont la composition numérique précise importe peu. La leçon adoptée ci-dessus donne un sens satisfaisant. *Ex millibus* du Cantique est rendu par trois cents mille. *En treiz* est écrit en un mot comme *enleon* 1, *enicel* 2, *encolped* 56, *ennazareh* 93. *Treiz* au lieu de *treis* n'est pas gênant devant *cent*: il y a assimilation stimulée sanz doute, dans l'écriture, par le souvenir graphique de *reiz*, nominatif sg. ou accusatif pl. de *regem*. *Cent* pour *cenz* n'est pas une faute contre la déclinaison, mais une graphie inverse du copiste qui rend souvent le *t* final au moyen de *z*.

21. *nen iert.* J'ai longtemps hésité entre cette leçon, communément admise, et *nem ert.* Dans le ms., les trois jambages en question, accolés à *neiane* et écrits en un mot avec ce groupe, forment la fin de la ligne 16 (col. 1). La ligne 17 débute par *ert.* La séparation *i-ert* paraît suspecte. Le copiste a bien séparé, au v. 47, *lem-* [*urt*], mais cela peut s'expliquer par des raisons particulières. Après avoir tracé *guardent le*, il pouvait avoir l'intention d'écrire, sur la même ligne encore, *murt*, mais l'*m* une fois mise, il a dû s'apercevoir qu'un défaut de parchemin qu'on remarque à quelques milimètres de là, l'empêcherait de coucher le reste du mot à cet endroit; il a donc changé de ligne. On n'observe rien de pareil pour *i-ert*, qui reste inexplicable. Paléographiquement, les trois jambages terminant la ligne 16 peuvent se lire aussi bien *ni* que *m*. Le long trait fin par lequel se termine le dernier jambage ne figure pas nécessairement le trait de liaison entre les deux membres séparés d'un mot. N'importe quel jambage droit placé au bout de la ligne peut se terminer ainsi: voy. *sai*, deux lignes plus haut. Je n'attache pas non plus d'importance au fait que ce troisième jambage n'est pas lié parfaitement aux deux jambages précédents, encore que le copiste ait l'habitude de relier entre elles les extrêmités supérieures des jambages d'*m*. En effet, notre jambage est très rapproché des deux premiers et sa tête est pourvue, à gauche, d'un trait d'attaque ou de liaison assez développé. Etant donné la conservation défectueuse du manuscrit, on ne peut assurer qu'il ne se prolongeait pas jusqu'à la rencontre avec le jambage précédent. Un tiers de milimètre de trait fin a pu parfaitement disparaitre d'un manuscrit où tant de lettres entières son devenues invisibles. Ce qui a entraîné mon opinion, c'est une remarque de M. Foerster, qui, par moi consulté, a bien voulu me dire que de deux formes *ert* et *iert*, c'est la première qui est la primitive. Je n'ai pas osé introduire une forme relativement tardive dans un texte du onzième siècle.

25. *apelē i*[*l*]*l*. G. Paris et avec lui la majorité des éditieurs ont lu *apeleid*. Si l'on regarde attentivement le prétendu *d*, on remarque que ce n'en est pas un. Les *d* minuscules (droits) se composent d'une

panse affectant la forme d'un *c* et d'une haste ressemblant à celle de l'*l*. La panse est toujours accolée à la haste, sa crosse assurant une fermeture complète de cette partie de la lettre. Or, le prétendu *d* est ouvert à cet endroit: la prétendue panse, est dépourvue de crosse; elle ne figure pas une boucle, mais bien plutôt un jambage droit, dont le peu de hauteur attire l'attention. Je suppose que c'est là la partie inférieure d'une *l*, dont les deux tiers ont disparu par suite de la mauvaise conservation du manuscrit. Le dessein ci-dessous aidera sans doute le lecteur à comprendre ma restitution (fig. 13 = état actuel, considérablement grossi; fig. 14 = état primitif supposé).



13 14

26. *Desoiz.* La leçon est certaine, si l'on considère la tête, parfaitement formée, d'*i* auquel est lié *z*. L'*s*, dont il faudrait supposer la disparition de la partie supérieure, n'aurait pu être ornée, à cet endroit, du petit trait fin (point d'attaque) qui constitue l'armature habituelle d'*i*; *z*, où il ne manque qu'une partie du coin supérieur de droite, ne prête à aucune confusion.

languet. Je rappele qu'*u* a été corrigé sur la note tironienne d'*et*.

re''[*e*]*s*. La dernière lettre reconnaissable en entier, la première partiellement, sur ma photographie.

28. *aromatigement.* Je suis surpris que M. Wiese, qui avait le ms. en mains, ait conservé dans la 10e édition de la *Chrestomathie* de Bartsch la leçon *arom et ungement*; c'est une faute de lecture certaine. *Aromatisement* que M. Groeber *loc. cit.* suppose avoir figuré dans l'exemplaire du copiste nous entraînerait bien loin dans le passé, à cause de l'*s* onciale à l'intérieur du mot; avec une *s* minuscule, la faute de lecture (*g* pour *s*) serait peu probable.

29. *oillet.* *O* entièrement reconnaissable sur ma photographie. Je ne saisis pas bien la pensée de Koschwitz *op. cit.* p. 176 qui dit que l'*e* posttonique n'est conservé ici qu'a titre de voyelle d'appui. La 3e ps. sg. prés. subj. d'*oleir* a un *e* organique issu d'un *a* latin; c'est la terminaison régulière des verbes de la 3e conjugaison.

32. *li leuz.* C'est à dire le lieu *u jo suid.* — *de ma beltéz* est le déterminant de *florist* et non de *li leuz.* Ce rejet n'a rien de surprenant; l'ancienne langue le pratiquait fréquemment, voy., p. ex., *Tranche au plus desleal le chief De l'anpire et de la corone* R. Charr. 2908 avec la note de M. Foerster; cf. Tobler *Verm. Beitr.*[2] II, article 4.

35. *odor.* Ce mot montre que les substantifs féminins de la troisième déclinaison ne prennent pas d'*s* au nominatif. Les autres nominatifs qu'on rencontre dans le poème ne sont pas probants: ils appartiennent tous aux thèmes en *t*, et l'on se rappelle que le copiste rend souvent les dentales finales par *z* ou une combinaison de la dentale avec *z*. Il me semble que notre texte, qui n'est pas anglo-normand, tranche définitivement la question controversée entre MM. Tobler et Foerster d'une part et le reste de la doctrine de l'autre au sujet de cette *s* flexionnelle. (Foerster, *Cligés*, gde édition, Introduction p. LXXV; Suchier, *Reimpredigt*, p. XXXIV sqq.; *Grundriß der rom. Phil.*[2] I, p. 788).

mi siret. On ne voudra pas conclure, je pense, de cette forme du possessif, qu'on recontre encore devant le même substantif au v. 89, à la provenance normande, ou plus généralement occidentale, du texte. *Mis sire* se rencontre sporadiquement un peu partout voy. Schwan-Behrens, *Grammatik des Altfrz.*[3] § 327 Anm. et p. 249 texte et note 4 de la charte de S. Denis; Görlich, *D. burgund. Dialekt* p. 125.

37. *oilsèt.* Leçon certaine. La première lettre est un *o*, encore que les deux courbes dont se compose cette lettre ne soient pas bien adaptées l'une à l'autre: il est bel et bien fait en deux traits comme les *o*, et non en trois comme les *e*. Voyez au surplus l'*o* de *io* du v. 31 (première ligne de la col. 2), encore plus mal fait que le nôtre. Après *o*, il y a *il*, qui n'a paru douteux à quelques éditeurs que parce qu'ils n'ont pas tenu compte de l'empâtement de l'encre dû à un polissage insuffisant de toute cette partie du parchemin. Entre la ligne 5 et la ligne 11, l'empâtement est général en cet endroit. Si l'on prend la peine d'examiner le manuscrit à la loupe, l'on ne conservera aucun doute sur *oilset*, sans aucune retouche manuscrite. — *Oilset* est mis pour *oisez* ou *oiselz*. Le *z* final rendu par *t* ne surprend pas sous la plume d'un copiste qui rend les dentales finales par *z*; c'est une graphie inverse. Le mot suivant est, au surplus, *c''anter*. — Doit-on conclure de la graphie *oilset* à la chute d'*l* devant la flexion? L'*l* que le copiste a mise fautivement dans la première syllabe rend la chose douteuse: il semble bien qu'il l'a mise par anticipation et qu'il se proposait d'écrire *oiselt*.

38. *Sainz.* Paléographiquement, on peut aussi lire *samz*. J'ai admis la leçon *sainz* à cause de la tendance du texte à développer un *i* en syllabe tonique.

torterelet. Le premier *e* n'est pas syllabique.

c''aasteéd. Je ne crois pas que le deuxième *a* soit exponctué. Les deux *a* sont liés, et l'encre empâte ici. Il y a sans doute méprise non corrigée du copiste.

42. Textuellement ce vers équivaut à un *quare hodie non placeo* latin. G. Paris a lu *bui* qu'il a corrigé en *lui*. C'est ce dernier mot que les éditeurs postérieurs ont cru trouver dans le manuscrit, qui pourtant est loin de l'offrir. La première lettre se compose d'une haste accostée d'une panse à droite; puis sont figurés les trois jambages *ui*. Il y a bel et bien *h* et non *b*; comparez d'une part l'*h* de *chi*, col. 1, ligne 2 d'en bas, et d'autre part tous les *b* du manuscrit. Par suite d'une différence de tracé les *b* sont en bas plus arrondis que les rares *h* fermées (elles sont généralement ouvertes par en bas): la fermeture des *b* est assurée par le trait terminant la haste (elle affecte la forme d'une *l*), alors que dans les *h* la fermeture, quand elle se produit, est due beaucoup plus à la partie inférieure de la courbe formant panse qu'au trait final de la haste qui y est d'habitude médiocrement développé. — *Plastz* est naturellement la première personne du présent indicatif où le maintient de la voyelle simple est de rigueur. Je ne saisis pas comment on a pu y voir la troisième personne, où la diphtongaison se produit nécessairement.

43. *l[a] citez.* Tout le monde a lu, dans le manuscrit, *la*. Il est certain qu'aujourd'hui on n'y voit que *li*. Le trait qui réunit *i* à *l* accuse une courbe; il se peut que ce soit la partie supérieure de la panse de l'*a* vu par mes prédécesseurs, panse dont la partie inférieure aurait disparu depuis. S'il y avait erreur de lecture de leur part et non empirement de l'état du manuscrit, *li citez* s'expliquerait comme *fors al soleiz* 60, étudié dans l'introduction à la présente édition. L'art. fém. *li* est régulier à l'Est.

44. *torverent.* Méprise ou métathèse?

46. *molt.* Je crois pouvoir maintenir la leçon du ms. *M'ont* du v. 44 n'a pas besoin d'être répété, bien qu'on ne soit plus dans le même couplet. Voy. le couplet XXVIII où le verbe du couplet précédent (*vint* 79) n'est pas non plus répété. Les couplets n'ont pas besoin de former des unités syntaxiques: il suffit qu'ils forment des unités de pensée. Voy. les deux premiers couplets. L'unité syntaxique va du v. 2 au v. 5, mais les v. 4—5 ont assez d'individualité par eux-même, pour être séparés par la structure strophique des v. 2—3, qui

contiennent une détermination se suffisant aussi à elle-même: elle pourrait être exprimée par une proposition temporelle complète sans aucune modification pour l'intensité du sens.

paliet. La deuxième lettre est reconnaissable en entier sur ma photographie. C'est un *a* formé comme l'*a* d'*amor* du v. 51 (col. 2, ligne 17). Cette forme est rare dans le manuscrit; elle ne deviendra fréquente que plus tard.

50—51. Construction parataxique après un verbe déclaratif.

52. *Ch''inc.* Le double accent annulle ici la valeur diacritique d'*h*: cette graphie équivaut donc à *cinc.* C'est parce qu'il était habitué à écrire le pronom relatif *chi* par une *h*, que le copiste l'a mise dans *cinc* où la consonne initiale est aussi suivie d'un *i*; il s'est aperçu de sa méprise et l'a corrigée. Ce double accent se trouve placé sur les lettres *in* parce que la hauteur de la haste de l'*h* empêchait de le mettre au-dessus de cette lettre. Cf. *c''anter* 37, où le point et virgule de la ligne précédente a fait également reculer l'accent ou *Joseph* 70, où l'*h*, écrit en surcharge, a dû s'abriter dans l'arc formé par la virgule (du point et virgule de la ligne précédente), cette virgule surplombant le *p*.

aveid. C'est à tort qu'on a été choqué par cette forme. La *Passion* connaît déjà cette forme ainsi que le prouve l'assonance masculine *fedel*: *aveia*, 165/6. *Alexis* ne connaît déjà que *aveit.* Schwan-Behrens[8] § 341 croit qu'*aveist* du fragment de Valenciennes équivaut à *aveie.* Cela ne me paraît pas admissible. Au surplus, si cette citation est empruntée au *Woerterbuch* de M. Stengel et qu'elle se réfère au v° 27, elle est erronée: à cet endroit, il y a non la 3[e] ps. impf., mais la 2[e] ps. pl. prés. écrite comme d'habitude par *st.* Le fragment n'a pas d'exemple d'*aveir* à l'imparfait.

53. *laisiét.* Je ne vois aucune raison d'interpreter *laisiet* du manuscrit comme *laisïet*, forme féminine écourtée. L'accord du genre avec le complément direct n'est pas nécessaire: *si m'ont batuz aseiz* 44, *perdutz adz sa beltéz* 61. Koschwitz, *op. cit.* p. 196 (sur le v. 7) remarque que „rien ne s'oppose à supposer pour l'original *batude*, *perdude*". Il a raison; rien ne s'y oppose en effet sinon le respect dû à une tradition irréprochable. J'ajoute que c'est aussi là le seul obstacle à l'introduction, dans notre vers, d'une forme féminine non-écourtée, que Koschwitz récuse pourtant énergiquement: la césure dite épique est fréquente dans le poème!

55 sqq. Le Seigneur planta à l'amie de l'Ancienne Loi une vigne très douce; elle la corrompit; elle est ainsi tombée en faute au sujet de cette vigne: celle-ci est devenue amère. *Proud* est adj. fém. acc. sg. déterminant le pronom *la* qui désigne la vigne nommée dans le vers précédent.

58 sqq. Je ne saurais expliquer d'une manière satisfaisante *li fil sa mered*; je ne saisis pas bien l'allusion allégorique de ce passage. *Li fil sa mered* ne peuvent désigner que les chrétiens, cela me semble certain; mais pourquoi sont-ils appelés ainsi?

61. *est.* Un trou dans le parchemin a fait disparaître une partie de la ligature *st* (la partie de liaison). — A partir d'ici les fins des lignes du manuscrit, mal deplié par le photographe, ne sont pas toujours venues sur le fac-similé de M. Monaci.

64. *[a]mor.* Un trou dans le manuscrit a fait disparaître une grande partie de l'*a* et le début de l'*m*. Il en est de même de la partie supérieure de la ligature *or* du mot *ennor*, au vers suivant

70. *Issaac* est de deux syllabes. *Joseph*, *h* écrit en surcharge.

76. Je me suis expliqué au chap. I de la présente étude sur l'origine de la transposition des deux noms figurant à la fin de ce vers. M. Stengel, *op. cit.* propose de lire *& ab Amos i vint Issaïas.* Cela expliquerait mal l'erreur. Je doute aussi qu'au XI[e] siècle *avuoc*, qu'il faut supposer

dans l'original, ait pu avoir la fonction prépositionelle: il est originairement adverbe. La particule *i* à coté d'*avuoc* ne gêne naturellement pas: *S'avuec n'i est li buens usages* Clig. 1024. La forme *ab* est due au copiste. L'original portait sans doute quelque chose comme *Avuoc i vint etc.*

85. Je me suis expliqué dans l'introduction sur l'origine de *pois* qu'un grattage a annulé. Koschwitz *op. cit.*, p. 199 veut faire entrer aussi en jeu „*das Sprachgefühl des Kopisten, dem es widerstand, eine Vershälfte mit tonlosem Pronominaladverb* i *einzuleiten*". J'imagine que le même sentiment linguistique aurait fait maintenir au copiste ce *pois*, au lieu de le faire disparaitre par un grattage. J'ai aussi quelque peine à croire que les gens du moyen âge aient pu éprouver les scrupules que leur prête Koschwitz. La coupe peut être suivie de particules atones: *Jusque en Alsis en vindrent dui errant* Alex 23c, *Danz Alexis an lothet Deu del ciel* ib. 25b, *Quant tut sun quor en ad si afermet (i ad si aturné* AP) ib. 34a; *Apres ico i est Neimes venud* Rol. Ox. 230, *Desuz un pin i est alet curant* ib 2357, *En grant dulor i veit ses chevalers* ib 2541, *Tut sun navilie i ad fait aprester* ib 2627, *Noz chevalers i unt lesset ocire* ib 2717; dans notre poème les deuxièmes membres des vers 26, 65, 67 commencent par les atones *est*, *me*, *en* sans que le copiste paraisse en avoir été choqué.

86. *E*. Cette lettre est cédillée dans le ms.; on n'a pas pu rendre cette particularité dans l'impression

89. *ma[n]datz*. Le tilde sur *a* été omis par le copiste.

98. *Nazareh*. Je rapproche cette graphie de *Escharioh*, Passion 99.

Paris. JEAN ACHER.

Zum Text des Erec.

In der im Jahre 1909 von W. Foerster erneuerten kleinen Ausgabe des Erec[1]) führt eine über vierzig Seiten lange Einleitung die der ersten kleinen Ausgabe desselben vom Jahre 1896 vorangeschickten Ergebnisse der Untersuchungen, die der Herausgeber dem Leben des Dichters, der Zahl, der Folge und den Stoffen seiner Werke, hierauf dem Erec im besonderen, nämlich seinen Quellen, seinen Bearbeitungen außerhalb Frankreichs, seiner handschriftlichen Überlieferung und seiner Sprache gewidmet, nach sorgfältiger Nachprüfung und um Einzelbemerkungen, wie auch um längere Ausführungen, so die klare Zergliederung des Inhalts der Dichtung, bereichert wieder vor; die früheren polemischen Abschweifungen zeigt sie unterdrückt und infolge der Einfügung von Überschriften in den Gang der Darstellung baut sie sich jetzt sehr übersichtlich auf. Der Wortlaut der Dichtung selbst, die sodann folgt, war in der die beiden kleinen Ausgaben voneinander trennenden Zeit gleichfalls Gegenstand oft erneuerter sorgsamer Abwägung seitens des Herausgebers und verdankt dieser denn auch eine große Anzahl Verbesserungen. Zu Lehrzwecken begleitet den Text am Fuße der Seiten eine Auswahl von Lesarten vorzugsweise der wichtigeren Handschriften, nämlich H, C, B, P. Allen aber willkommen wird eine dem Texte nachgeschickte längere Reihe von Anmerkungen teils textkritischer teils erklärender Art sein, die eine wertvolle Ergänzung zu dem in der großen, dem Jahre 1890 entstammenden Ausgabe des Erec dargebotenen Reichtum an solchen bilden. Mit einem Wörterbuch zu der Dichtung, das vollständig sein will und in der Tat außer den von Foerster selbst gelieferten Nachträgen nur noch weniger weiterer bedarf (hinzufügen ließen sich so noch *acroistre*, *ancoragié*, *angres*, etliche weitere Komposita mit *entre-*, wie *antramer*, *antrebesier*, *antreconjöir*,

[1]) Kristian von Troyes Erec und Enide, Textausgabe mit Variantenauswahl, Einleitung, erklärenden Anmerkungen und vollständigem Glossar. Herausgegeben von Wendelin Foerster. Zweite gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. Halle a. S., Verlag von Max Niemeyer, 1909. Romanische Bibliothek Nr. 13.

antreconoistre, *antredoner*, *antresaluer*, ferner *deliteus* 66 nach H, *donoiier*, *erminete*, *gigue*, *mere*, *queu*, *reançon*, *rose*, *tresöir*), schließt der Band.

Auf eine Einzelheit im literarischen Teil der Einleitung sei ein wenig einzugehen gestattet.

Dort S. XXII lehrt Foerster, der Dichter bezeichne als wirkliche oder nur angebliche Quelle seines Erecromans im 13. Verse dieses (*Et tret d'un conte d'avanture Une mout bele conjointure*) einen *conte*, d. h. die Erzählung eines wandernden Spielmannes, vgl. auch gr. Erec, Einltg. S. X und S. XLI, Ch. Charr. Einltg. S. XXII und S. XCI, kl. Yvain[3], Einltg. S. XVIII.[2]) Da Foerster in *conte d'aventure* demnach den unzweideutigen Ausdruck für die Quelle des Chrétienschen Romans erblickt, so erklärt er sich die aus jenem *conte* gezogene *mout bele conjointure* (in der Anm. zum gr. Erec S. 298 als ‚günstige, passende Gelegenheit, Anlaß' oder bestimmter ‚Ereignis, Vorfall', doch im gr. Erec Einltg. S. XLI als ‚Kombination' und im Wörterbuch zum kl. Erec[1] als ‚Schlußfolgerung', zum kl. Erec[2] als ‚Vermutung, Schlußfolgerung', s. auch die Anm. in letzterem, gedeutet) offenbar als Bezeichnung zunächst einer bestimmten Tätigkeit, die der Dichter an jenen Stoff, den *conte d'aventure*, geknüpft habe, und dann, und zwar des Inhalts des folgenden Relativsatzes *Par qu'an puet prover et savoir Que*.. wegen wohl mit Notwendigkeit, auch der Frucht, die aus jener Tätigkeit hervorgegangen sei und sich in dem nachfolgenden Romane verkörpere. Ein Hindernis hiergegen sieht er in dem lobenden Urteil, das der Dichter selbst über die von ihm geschaffene Arbeit einerseits in dem Zusatz von *bele*, andererseits in dem mit *par que* angeschlossenen Satzgefüge (‚diese *c*. liefre den Beweis, daß derjenige unverständig verfahre, der mit seinem geistigen Besitze nicht die Allgemeinheit beglücke') fällen würde, augenscheinlich

[2]) Die 26 Einleitungsverse des Erecromans seien der oben folgenden Bemerkungen wegen im ganzen hier abgedruckt:

Li vilains dit an son respit
Que tel chose a l'an an despit,
Qui mout vaut miauz que l'an ne cuide.
Por ce fet bien qui son estuide
Atorne a san, quel que il l'et;
Car qui son estuide antrelet,
Tost i puet tel chose teisir,
Qui mout vandroit puis a pleisir.
Por ce dit Crestiiens de Troies,
Que reisons est que totes voies
Doit chascuns panser et antandre
A bien dire et a bien aprandre,
Et tret d'un conte d'avanture
Une mout bele conjointure,
Par qu'an puet prover et savoir,
Que cil ne fet mie savoir,
Qui sa sciance n'abandone
Tant con Deus la grace l'an done.
D'Erec, le fil Lac, est li contes,
Que devant rois et devant contes
Depecier et corronpre suelent
Cil qui de conter vivre vuelent.
Des or comancerai l'estoire
Qui toz jorz mes iert an memoire
Tant con durra crestiantez;
De ce s'est Crestiiens vantez.

nicht. Allerdings erhält das Selbstlob, das der Dichter sich hier spenden würde, wenige Zeilen später, wo die prahlerischen oder, wie Foerster, Ch. Charr. Einltg. S. XCVII auch sagt, ‚siegbewußten' Worte stehen .. *l'estoire Qui toz jorz mes iert an memoire Tant con durra crestiantez, De ce s'est Crestiiens vantez*, die Foerster in vorangegangenen dichterischen Erfolgen Chrétiens begründet vermutet (vgl. gr. Erec, Einltg. S. XIII, kl. Erec[2] Einltg. S. XIII, kl. Cliges[2] S. XII, Litt.-Bl. 1908, Sp. 113), scheinbar ein Seitenstück und gewinnt somit einen Halt, wie es umgekehrt auch letzterem einen solchen zu gewähren scheint. Gleichwohl müssen diese Bekundungen eines starken Selbstgefühls auffallen; denn sie treten zu dem bescheidenen Tone in den acht Anfangsversen des Romans, in denen der Dichter sich auf das möglichenfalls günstige f r e m d e Urteil zur Rechtfertigung dafür beruft, daß er sich mit seinem Worte an die Öffentlichkeit wage, in Gegensatz und kehren in keiner anderen Dichtung Chrétiens wieder. Es mag sich daher fragen, ob es der Dichter selbst sei, der sich hier lobe.

Die Beziehung des Ausdrucks *conte d'aventure* auf eine mündliche Spielmannserzählung und so auf die Quelle der Chrétienschen Dichtung legen abgesehen von der Redewendung, von welcher *d'un conte d'aventure* im 13. Verse ein Glied ist, einmal der unbestimmte Artikel vor *conte d'aventure* und dann der Inhalt des an *li contes*, V. 19, angelehnten Relativsatzes *Que devant rois et devant contes Depecier et corronpre suelent Cil qui de conter vivre vuelent* zwar nahe. Aber jener, das *un*, schließt auch die Möglichkeit nicht aus, *conte d'av.* für eine Bezeichnung der vom Dichter im nachfolgenden vorgetragenen, also von ihm geschaffenen oder wenigstens dargestellten Erzählung zu halten, die ja weder vorher schon erwähnt worden war noch auch an diesem Orte im Mittelpunkte des Interesses steht, welch letzteren vielmehr die vom Dichter aus dem *conte* abgeleitete *conjointure* einnimmt. Die in dem Relativsatz zu *li contes*, V. 19, geschehende Aussage könnte allerdings nicht von einer Erzählung gelten, die von dem Schreiber der betreffenden Worte soeben erst vollendet worden, also noch zu niemandes Kenntnis gelangt wäre; man versteht es daher, wenn Foerster dieses *conte* ebenso auslegt, wie den vorangegangenen Ausdruck *conte d'aventure*, den jenes tatsächlich offenbar wieder aufnimmt (vgl. kl. Yvain[3], Einltg. S. XXI: ‚..einer m ü n d l i c h e n E r z ä h l u n g, welche von den zunftmäßigen Erzählern vor Adligen und Grafen zerstückelt und verhunzt zu werden pflegte.'). Jedoch klingen die Worte, denen *li contes* grammatisch zugehört, nämlich *D'Erec, le fil Lac, est li contes* v o n v o r n h e r e i n, bevor man also den Inhalt des sie begleitenden Relativsatzes erfährt, wie eine Ankündigung des Gegenstandes, der im nachfolgenden Romane behandelt werde. So weist *conte* auf das von C h r é t i e n verfaßte Werk gewiß auch in *Un novel conte recomance*, Clig. 8 hin

und auch in den Schlußworten des Erecromans *Li contes fine ci a tant* scheint von des Dichters Reimwerk die Rede zu sein; zwar gibt Chrétien in einigen Werken einen *conte* auch als seine Quelle an, so wenn er sagt *Et dit li contes, ce me sanble, Que*.. Ch. Ly. 2685; *Car si con li contes afiche, Il i avoit*.. Ch. Charr. 468; *Des joies fu.. la plus delitable cele Que li contes nos test et cele*, ib. 4702, Stellen, die auch zu Foersters Ausführungen im kl. Yvain, Einltg. S. XIX ff. angemerkt seien, nicht jedoch im Erecroman selbst. Die Grundlage dieses nennt er, s. die Verse 3590, 5738, 6736, eine *estoire*; daher darf es auffallen, *estoire* im 23. Verse der Einführung in den Erecroman *Des or comancerai l'estoire Qui toz jors mes iert an memoire*..: *De ce s'est Crestiiens vantez* auf die nachfolgende, von Chrétien geprägte und dichterisch gefaßte Geschichte, auf Chrétiens Erec angewendet zu sehen; die Wahl des Ausdrucks *estoire*, an der der Reimzwang schuld sein mag, ist an dieser Stelle nicht eben treffend. In dem besagten Falle aber, daß *conte d'aventure*, V. 13, auf Chrétiens Roman selbst und nicht auf seine Quelle hindeutet, dürfte *conjointure* auf eine vorher ausgesprochene Betrachtung, die der Dichter an sein Werk geknüpft, zurückweisen.

Nur unter der Voraussetzung kann nun die sprachlicherseits erlaubte Auslegung von *conte d'aventure*, V. 13, und *li contes*, V. 19, als Bezeichnungen des nachfolgenden Romans wirklich die richtigere sein und gleichzeitig auf diesen der in dem Relativsatze zu *li contes* enthaltene Bericht von einer Verunstaltung des *conte* durch Erzähler der Erwartung entsprechend in Wahrheit Bezug haben, daß nicht Chrétien de Troyes selbst, sondern ein Jüngerer Verfasser der Verse sei, die von dem *conte*, beziehungsweise der *conjointure* aus diesem, handeln, auch derjenigen, wie ja bereits hinzugefügt werden darf, die über den Roman als *estoire* etwas sagen. Bei dieser Auffassung verwandelt sich das sonst so befremdliche Selbstlob Chrétiens in ein begreifliches Lob dieses durch einen andren und wird die Verwendung von *estoire* in einem unerwarteten Sinne, weil nicht von Chrétien herrührend, entschuldbar; nur der Ausspruch *De ce s'est Cretiiens vantez*, V. 26, bedarf noch einer Rechtfertigung, und er wird eine solche erfahren können. Seinen guten Grund hat dann auch *Des or comancerai l'estoire* ‚ich', und nicht *comancera* ‚er', im 23. Verse.

Die jüngere Zutat beginnt vermutlich nicht erst mit dem 13. Verse, *Et tret*.., sondern faßt bereits die Verse 9 bis 12, *Por ce dit Crestiiens de Troies Que raisons est que totes voies Doit chascuns panser et antandre A bien dire et a bien aprendre* (‚unterweisen', nicht, wie das Wörterbuch angibt, ‚lernen'), in sich. Diese schälen aus dem, was ‚Chrétien de Troyes vorher sage', den einen der beiden angeblichen springenden Gedanken heraus

(der andere folgt in Vers 15 und 16), kleiden denselben, der bei Chrétien höchstens als Rat aufzufassen wäre, in die Form einer strengen Vorschrift und deuten versteckt an, daß in dem folgenden Romane, wie er nämlich nunmehr sich darbiete, letzterer entsprochen werde. Sie heben zwar mit *por ce* an, das gleichzeitig auch zu dem koordinierten Satze, V. 13 bis 18, *tret* bis *l'an done*, gehört, aber sie enthalten in Wirklichkeit, ebensowenig wie dieser, nicht eine Folgerung (eine solche ließen die beiden vorhergehenden Sätze, von denen der letzte, *Car qui . .* bis *plaisir*, V. 6 bis 8, begründenden, der erste, *Por ce* bis *l'et*, V. 4 bis 5, selbst folgernden Zweck hat, ihrem Charakter nach nicht einmal zu, so daß nur an den Inhalt der drei Eingangszeilen des Romans geistige Anknüpfung in Betracht kommen könnte), sondern sie bieten eine Erläuterung. Daher sagt das *por ce* des V. 9 wenig zu. Treffender wäre *par ce* ‚mittelst dessen' ‚hiermit', welches zugleich auf die die gesamten ersten acht Verse der Dichtung füllende Betrachtung Chrétiens zurückwiese, wie der Inhalt der Verse 9 bis 18 auch wirklich erfordert (zu *par ce* vgl. beispielshalber . . ., *si aioinst il paroles d'escusation, et si dist: ‚La femme cui tu moi donas a compangne, m'en donat, si en maniai,' et par ce volt lo visce de sue error repostement mettre en son faiteor*, Sermo de Sap. 317, 21). Daß der Archetypus *par ce* tatsächlich hier besessen und erst der Schreiber von β *par* mit *por* verwechselt habe, scheint nicht unmöglich, weil das Zeugnis der wichtigen Hs. H für *por ce* fehlt und C in Sonderbeziehung zu P steht. Zu Anfang, von V. 9 bis V. 18, schickt die Zutat somit der von Chrétien mit seinem Roman verknüpften einleitenden Betrachtung, V. 1 bis V. 8, und von dieser dürfte die Bezeichnung *conjointure*, V. 13, gelten, eine Erläuterung nach; auch in dem zweiten der beiden Gedanken, die diese vorträgt, *cil ne fet mie savoir Qui sa science n'abandone* . . ., V. 16 f., liegt augenscheinlich eine Anspielung auf das Verhalten des Überarbeiters selbst, das einen solchen Vorwurf nicht verdienen solle. Vom 19. bis zum 22. Verse rügt die Zutat sodann die Gewohnheit von Erzählern, das Werk Chrétiens zu entstellen, dies wahrscheinlich ein verallgemeinernder Schluß aus einer an einer bestimmten Abschrift des Romans, und notwendigerweise, glaube ich, an einer Abschrift, schwerlich am mündlichen Vortrage gemachten, in gewisser Beziehung, vgl. nachher, vielleicht sogar erdichteten Beobachtung; zugleich läßt sie durchblicken, daß der Schreiber bessernde, vervollkommnende Hand an den Roman gelegt habe, weil eben angeblich habe legen müssen. Vom 23. bis zum 26. Verse wirbt sie endlich, wenn sie dem Chrétien den Ausspruch in den Mund legt, daß sein Erecroman ewige Dauer haben werde, um beifällige Aufnahme dieses in seiner nachfolgenden Form.

Aus dem Bericht von einem *depecier et corrompre* des Romans, V. 20 ff., der nach Foerster, gr. Erec, Einl. S. IX,

kl. Erec[2] S. XVII ein den *chansons de geste* abgesehener Kunstgriff, Geschäftskniff Chrétiens wäre, kann sich ergeben, daß der Text in der Vorlage des Überarbeiters, die, wie bereits angedeutet, nicht die Urhandschrift des Werkes gewesen sein dürfte, mit Verderbnissen, wie Wortverstümmelungen oder Wortauslassungen, behaftet gewesen sei, die den Sinn eines Satzes oder zuweilen größerer Zusammenhänge unter Umständen verdunkelt oder nur äußerlich das Versmaß beeinträchtigt hätten, zugleich aber auch, daß der Text dortselbst gewisse Gedanken oder Schilderungen völlig habe vermissen lassen, also Lücken gehabt habe. Das erstere scheint in der Tat der Fall gewesen zu sein; auf Textverderbnisse, zumal auf Verskürzungen, in der dem Archetypus zugrunde liegenden Niederschrift der Romans zu schließen, ist mehrfach Anlaß (Beispiele hierfür folgen hernach). Das letztere, das Vorhandensein von Lücken, läßt sich für die Vorlage des Überarbeiters weniger fest, vielmehr aus dem Umstande, daß offenbar die vom Überarbeiter selbst besorgte Niederschrift des Romans, der Archetypus, einige Lücken gehabt hat, s. die Darlegung Foersters, Ch. Charr. Einltg. S. CXXXV ff. und kl. Erec[2], Einltg. S. 25 ff., nur als reine Möglichkeit erschließen. Denkbar wird es daher auch, daß der Überarbeiter an Orten, wo er die Entwicklung zu gedrängt oder zu sprunghaft, die Schilderung zu knapp und nicht wirkungsvoll genug fand, Auslassungen seitens seines Vorgängers nur v e r m u t e t e , und so Ergänzungen für nötig hielt und nach seinem Geschmacke dann schuf. Denn die Worte *li contes, Que . . . Depecier et corronpre suelent Cil qui de conter vivre vuelent*, V. 19 ff., klingen zwar so, als habe er die echte Fassung des Chrétienschen Romans gekannt und an der Hand dieser seine Vorlage verbessert, indessen spiegelt er dies, wenn man die ungenügende Art bedenkt, wie er Textverderbnisse geheilt hat (vgl. einige der nachher zu besprechenden Stellen), vermutlich nur vor. Tatsächlich machen nun öfters Verspaare, auch Reihen solcher, die bereits Gesagtes in andrer Form, gelegentlich unwesentliche Züge hinzutuend, erneuern, unnütze Gedanken zur Rechtfertigung und belanglose Vorgänge zur Vervollkommnung mitteilen und mit ihrem Inhalte den Zusammenhang zuweilen geradezu störend unterbrechen (sprachliche Kriterien unterstützen manchmal den Verdacht), den Eindruck unechter Bestandteile des Dichtwerkes. Zur Annahme solcher gelangte Foerster selbst durch eine Vergleichung des französischen Erec mit der deutschen, der nordischen und der kymrischen Bearbeitung des Romans, s. Ch. Charr., Einltg. S. CXXXIV ff. und kl. Erec[2], Einltg. S. XXV ff. Eine Reihe andrer Stellen bewertete auf Grund ihres so, wie oben angedeutet, auffallenden Inhalts, Alfr. Schulze, Arch. f. Neu. Sprn. 90, 213 als solche. Die Verse, an deren Echtheit Schulze mit gutem Rechte zweifelt, gehören zu Auslassungen, die unter den überlieferten Handschriften allein

H aufweist. Gleichwohl muß auch H auf O', auf den allen übrigen Handschriften zugrunde liegenden überarbeiteten Text, zurückgehen. Denn es teilt mit diesen einerseits unannehmbare Lesarten, die somit, wofern Versehen ausgeschlossen sind, für verfehlte Besserungen seitens des Verfassers von O' zu gelten haben, andrerseits eine Anzahl weiterer als jüngere Zutaten verdächtiger Stellen.[3]) Was an Versen im Verlaufe des Romans (etwaige einleitende Verse werden von Schreibern öfters übergangen) der Schreiber von H nicht aus Nachlässigkeit ausgelassen, hat ihm wahrscheinlich sein eigenes Gefühl eingegeben zu unterdrücken; die Vermutung, daß er vielleicht Gelegenheit gehabt habe, seine Vorlage, α oder, wie sich auch denken ließe, O' selbst mit derjenigen des Überarbeiters, also des Herstellers von O', zu vergleichen, ginge nicht zu erhärten.

Mit der Behauptung, Chrétien habe damit geprunkt, in seinem Erec ein bleibendes Werk geschaffen zu haben, V. 26, verzerrt der Überarbeiter das Charakterbild, das sich von Chrétien in den innerhalb der acht Eingangsverse des Romans ausgesprochenen Gedanken zeichnet. Zur Selbstgefälligkeit und zur Prahlerei neigt jemand, welcher Worte findet oder anzieht wie *tel chose a l'an an despit Qui mout vaut miauz que l'an ne cuide* (manches hat nach andrer Urteil höheren Wert, als man selbst sich vorstellt), V. 2 f., nicht, eher zum Gegenteil. Nicht einmal seines Fleißes rühmt sich der Dichter, sondern er gibt nur den Rat, V. 4 bis V. 8 (und einzig s c h l i e ß e n kann man, daß er selbst so verfahren sein werde), man möge aus jenem Grunde ernst streben, gewissenhaft arbeiten, weil Nachlässigkeit dazu führen könne, dem Publikum etwas (einen Stoff, eine Geschichte) zu verschweigen, vorzuenthalten, das ihm vielleicht sehr gefallen hätte. Aber der Überarbeiter des Chrétienschen Romans will für diesen, der, wie er glauben machen will, wieder seine ursprüngliche Gestalt zeigt, in Wahrheit aber eine Entstellung der echten Fassung ist, Stimmung machen. Daher täuscht er, sich darüber hinwegsetzend, daß Chrétien das Lob aller Leistung andren überläßt und nur dem Ernste und dem Eifer bei der Arbeit das Wort redet (in den erwähnten Eingangsversen), den Hörern vor, Chrétien selbst sei mit seinem Erec zufrieden und stolz auf ihn gewesen. Möglich ist aber auch, daß der Überarbeiter nur einem Wortspiel, demjenigen nämlich zwischen *Crestiien* und *crestiienté*, zuliebe die

---

[3]) Aus der Zahl der mir vorschwebenden Stellen wähle ich zunächst nur einige wenige aus.

210 ff. Erec reitet im Auftrage der Königin Guenievre, die wissen will, wer der Ritter und die Dame, die des Weges kommen, seien, auf diese zu. Ein die beiden begleitender Zwerg verbietet dem Erec aber, sich ihnen zu nähern.

210. *,Vassaus!' fet il, ,arriers estez!*
Ça ne sai je qu'a faire aiiez.
Arriers vos lo que vos traiiez'.

Worte *Tant com durra crestiientez, De ce s'est Crestiiens vantez* zu V. 23 und 24 noch hinzufügte und dem Dichter die Prahlerei unterschob.[4])

‚Fui!' fet Erec, ‚nains enuiieus!
Trop es fel et contraliieus.
Laisse m'aler!' ‚Vos n'i iroiz!'
‚Je si ferai'. ‚Vos non feroiz!'

Die vier Verse 211 bis 214, *Ça ne sai je* bis *contraliieus*, stören mit ihrer Wortfülle den Charakter des Gespräches, das, dem Trotze der beiden, Erecs und des Zwerges, angemessen, durchweg aus bündiger Rede und Gegenrede bestanden haben wird. Die Worte *Arriers vos lo que vos traiiez*, 212 wiederholen außerdem, jedoch breiter und darum abschwächend, den in *arriers estez!*, V. 210, schon ausgesprochenen Gedanken nur; vgl. auch 172. Da zur Zeit Chrétiens nach der Konjunktion *que* das gleiche Wortstellungsgesetz wie im bejahenden Behauptungssatz noch herrschte, ein tonloses Pronomen oder ein Hülfsverbum also nicht unmittelbar auf dieselbe folgen konnte, so müßte übrigens, wenn jener Vers, 212, von Chrétien stammen soll, das Pron. *vos* vor *traiiez* der betonte Accusativ sein. Der Nominativ des Subjekts käme nicht in Betracht, weil Chrétien nur reflexives *traire arriers* kennt (s. Erec 4113; Ch. Ly. 285; 4472; Ch. Charr. 1142; Clig. 4964), es sei denn, daß *traire* in den Infinitiv zu stehen kam (wie Erec 3634; 3837; Ch. Ly. 6460; Ch. Charr. 3601). Eine Schmähung des Zwerges durch Erec ferner, wie sie laut den Versen 213 f., *nains ennuiieus! Trop es fel et contraliieus*, stattfände, wäre recht unklug, da sie den Trotz des Zwerges nur steigern und aus dem Gefühl der Überlegenheit und Sicherheit nicht hervorgehen konnte; hatte doch Erec außer der *espee* keine Waffe bei sich. Auch fügt Erec sich schließlich dem Willen des Zwerges. Selbst die denkbare Besserung in *Arriers vos lo qu'ous vos traiiez* halte ich daher nicht für ratsam. Vielmehr vermute ich, daß von jenen sieben Versen nur die drei

‚Vassaus!' fet il, ‚arriers estez!'
‚Laisse m'aler!' ‚Vos n'i iroiz!'
‚Je si ferai'. ‚Vos non feroiz'.

echtes Gut seien.

663 ff. Erec will für Enide, seines Wirtes Tochter, den Sperber erkämpfen. Er sei Erec, des Lac Sohn.

Li ostes mout s'an esjöi
Et dist: ‚Bien avomes öi
De vos parler an cest päis.
Or vos aim assez plus et pris,
Car mout estes preuz et hardiz.
Ja de moi n'iroiz escondiz:
Tot a vostre comandemant
Ma bele fille vos presant.'
Maintenant la prist par le poing.
‚Tenez!' fet il, ‚je la vos doing.'

Die beiden Verse *Tot a vostre c. Ma bele fille vos presant*, 675 f., machen mit der Erläuterung, die sie dem Sinne des Ausspruchs *Ja de moi n'iroiz escondiz* 674, widmen, den in den beiden nächsten Versen, 677 f., enthaltenen, eine Klärung des Sinnes von 674 *Ja..* in sich schließenden Bericht ganz überflüssig. Auch ist das Epitheton *bele*, vom eigenen Vater gewählt, hier geschmacklos, mag dieser auch die Reize seiner Tochter kennen und vorher gerühmt haben. Auf 674, .. *escondiz'*, folgte ursprünglich wohl sogleich 677, und in welcher Form vermutlich, erlaube ich mir oben später auszusprechen.

[4]) Die Form des Übergangs zum Vortrage des Romans, *Des or comancerai l'estoire*, V. 23, ist im Ch. Charr. zwar ganz die gleiche:

Auch die ungefähre Heimat des Verfassers der Erecverse 9 bis 26 scheint sich in diesen zu verraten, nämlich an der Form *doit* in .. *raisons est que totes voies Doit chascuns panser et antandre A bien dire*, V. 11. Statt dieser erwartet man, da *raisons est* den Konjunktiv im abhängigen Satze erfordert (s. Behrens' Zeitschr. 25, 211), *doie* oder *doive* anzutreffen; die bloße Umschreibung des Verbums mit *devoir* (zu solcher Friedwagner, Anm. zu der Stelle *Car folie sanble et anui Que tel don me doiés requerre*, Veng. Rag. 5955) leistet für denselben keinen Ersatz

---

Des or comance sa raison, V. 30. Aber diese Übereinstimmung ist kein sicheres Beweismittel für die Ursprünglichkeit jener Worte, nebst ihrer Umgebung, im Erec, kann vielmehr auch, falls sie nicht gar ein Zufall ist, auf Entlehnung der im Ch. Charr. angewandten Formel durch den Erecüberarbeiter schließen lassen. Möge man im letzteren Falle mit gutem Grunde noch niemals bezweifelt haben, daß der angeführte Vers des Ch. Charr., er und die ganze ihm vorhergehende Versreihe von V. 25, *Comance Crestiiens*, ab *(Del Chevalier de la Charrete Comance Crestiiens son livre*; *Matire et san l'an done et livre La comtesse, et il s'antremet De panser si que rien n'i met Fors sa painne et s'antancion*; *Des or comance sa raison)*, selbst echt sei. Der hier im besonderen angehende Vers des Ch. Charr., 30, und so gleichzeitig dessen Entsprechung im Erec, 23, bietet an Auffälligem zwar nur eine Kleinigkeit, nämlich die Anwendung von *des or*. Während Chrétien *des or mes* häufig gebraucht (vgl. Erec 862; 997; 5651; Clig. 1210; 2858; Ch. Ly. 515, 6746), scheint er bloßes *des or* nicht zu lieben. Nur noch einmal innerhalb dieser vier Dichtungen trifft man es: *Or ont lor amor rafermee* (Erec und Enide) *Et lor grant dolor obliee*; *Que petit mes lor an sovient. Des or aler les an covient, Si ont Guivret congie rové*, Erec 5260. Auch hier aber in einem Verspaar, gegen dessen Echtheit sich ein Bedenken regen darf. Haben Erec und Enide nämlich ihren Schmerz, *lor grant dolor obliee*, so werden sie sich desselben nicht einmal *petit* ‚selten' wieder erinnern können. Selbst als Litotes verstanden (‚er schwand ihnen ganz aus dem Gedächtnisse') nähmen sie sich zu einem *oblier* weder als Folgerung (*que* ‚so dass') noch als Erklärung (*que* ‚indem', ‚nämlich') natürlich aus. Jemand, der Überarbeiter, vermißte vor der Angabe des *rover congié*, V. 5261, wohl den Gedanken, daß es nun für sie an der Zeit war, aufzubrechen, drückte diesen in dem Vers 5260, *Des or..covient*, aus und knüpfte dann als erstes Glied des neuen Verspaares an den Inhalt von V. 5258,.. *obliee*, den erwähnten seltsamen Zusatz, auf den der naheliegende Reim von *sovient* mit *covient* ihn geführt haben mag. Allerdings ist *si* dann kein ansprechender Beginn für den nächsten Vers, *Si ont Guivret congié rové*. Aber in H. steht *lors* ‚dann' ‚hierauf' für *si*, und *lors* paßt sehr gut. (Es geht hier nicht an, die Gründe darzulegen, die an erster Stelle Verdacht gegen die Echtheit der Verse 25 bis 30 des Ch. Charr. wecken können. Sollten diese aber mit Recht zweifelhaft und es somit wahrscheinlich werden, daß der Dichter selber die Einführung in den Karrenroman mit der Nennung des Titels desselben, ‚*Del Chevalier de la Charete*', habe abschließen wollen, so läge es nicht fern, auch die Schlußverse des Ch. Lyon von V. 6815, *Crestiiens..*, ab *(Del Chevalier au Lion fine Crestiiens son romanz einsi*; *Qu'onques plus conter n'an öi, Ne ja plus n'an orroiz conter, S'an n'i viaut mançonge ajoster)* als eine jüngere Zutat zu beurteilen, bei deren Fortfall aus *Del chevalier au Lion*, nun mit Anführungsstrichen zu umgeben, dann das Subjekt zu *fine* werden würde).

(*Et cuident* . ., *Qu'eidier lor doie, si lor nuist*, Clig. 595; *S'avoit an li mout grant fiance Que ele* . . *Secorre et eidier li deust*, Ch. Charr. 2362 usw.). Aber der Nordosten Frankreichs kannte, wie A. Tobler, Lit.-Bl. 1886, Sp. 365 an PoMor. 353d, 380c und 511d erwiesen hat, als 3. Pers. Sing. des Kjktvs von *devoir* auch die Bildung *doit*; in jener Gegend mag somit die Heimat des Überarbeiters der Chrétienschen Einleitung gelegen haben. Nordöstliche Spracheigentümlichkeiten begegnen auch im Verlaufe des Dichtwerks, s. die Zusammenstellung bei Foerster, Einltg. zum kl. Erec² S. XXXV f. Sie veranlaßten Foerster zu der Annahme, Chrétien habe sich in seiner Jugend noch im Banne seiner Mundart, die also ein östliches Gepräge getragen habe, befunden (kl. Erec², Einltg. S. XXXVII); beispielsweise könne er seine Knabenjahre im Nordosten verbracht haben oder könnten seine Eltern von dort nach Troyes gekommen sein (Lit.-Bl. 1908, Sp. 110). Sie könnten nunmehr aber auch für ein Merkmal der Sprache des Überarbeiters gelten und so den Schluß nahelegen, daß die Verse, in denen sie vorkommen, diesem ihre überlieferte Form oder geradezu ihr Dasein verdanken. Auch die Konjunktivform *doit* scheint wiederzukehren: *Ce apartient a leal roi Que il doit maintenir la loi*, Erec 1798 (zum Konjunktiv nach *apartient* vgl. *Il appartenoit bien que ceste glorieuse vierge fust remuneree de si grans biens, car c'est celle qui a donné Dieu en terre*, Mir. ND. XXVII, S. 242 und zur Umschreibung des Verbums im abhängigen Satze mit *devoir*, zwar nicht nach *apartient*, aber nach sinnverwandten Verben: *N'a moi n'ataint n'a moi n'afiert Que je desdire vos an doive*, Ch. Ly. 4809); oder gehört hinter *roi* ein Semikolon?.

So scheint mir denn, um zum Ausgangspunkt für die vorstehenden Bemerkungen zurückzukehren, eine Bezeichnung der Quelle seines Romans durch Chrétien nicht stattzufinden. Die Worte, die sie scheinbar enthalten, rühren vielmehr, meine ich, nicht von Chrétien selbst, sondern von einem jüngeren Überarbeiter her, der um den Anfang des 13. Jhdts. gelebt haben wird. Echte Chréstiensche Dichtung beginnt nach dem 8. Verse erst wieder vom 27. ab.

Nunmehr seien aus den ersten tausend Versen des Erec einige Stellen, über deren Wortlaut, andere, über deren Sinn man verschiedener Meinung sein kann, herausgehoben. Der Archetypus, bei Foerster O', werde mit O², die zwischen diesem und dem Urtexte stehende Niederschrift des letzteren mit O¹ bezeichnet.

5. *Por ce fet bien qui son estuide Atorne a san, quel que il l'et.* Die frühere, den Hsn. C B entnommene Lesart *atorne a bien* wurde von Foerster aufgegeben, weil, s. d. neue Anm., die dann erforderliche Beziehung von *quel que il l'et* auf *estuide* nicht passe; *san*, das sich auf *sens* P E stützt, verleihe den Worten

quel que il l'et den Sinn, welchen Verstand er immer auch haben möge', im übergeordneten Satze besage es ,etwas Verständiges, Vernünftiges'. Hiernach hätte man *san*, je nachdem es Objekt zu *atorne* oder Beziehungswort des Pron. *le* in *quel que il l'et ist*, verschieden aufzufassen; man sähe einen solchen Sinnwechsel gern gestützt (vgl. auch Arch. f. N. Sprn. 106, 450), inzwischen dürfte man eine Ausdrucksweise *quel san qu'il et* klarer finden und sich wundern, daß der Dichter bei obiger Lesart und Auslegung nicht diese statt *quel que il l'et* gewählt habe. Ferner bezöge das Pron. *le* sich auf *san*, in Wahrheit aber würde es, da es ja auf den Verstand des Subjektes hinweise, *son san* als Beziehungsbegriff voraussetzen; auch die Lesart *atorne a san* zwänge also wohl, *quel qu'il l'et* an *son estuide* anzuknüpfen. Ist schließlich die Vermutung berechtigt, daß der Dichter in *entrelet*, V. 6 einen Gegensatz zu dem Tätigkeitsbegriff des vorhergehenden *qui*-Satzes habe aussprechen wollen, so verdient auch inhaltlich *atorne a bien* wohl den Vorzug vor *atorne a san* (,zum Guten wendet, zum Nutzen gereichen läßt', indem er mit Ernst, Fleiß, Sorgfalt arbeitet). Zu *son estuide* .. *quel que il l'et* (,als wie geartetes er es auch habe, von welcher Art es auch sei, was es auch zum Stoff, Gegenstand, Inhalt habe') vgl. *chevaliers autre ne doit Oster*, *si com cil dui ont fait*, *De son panser*, *quel que il l'ait*, Percev. 5734 (bei Pietsch, Z. Lehre v. altfr. Rel.-Pron. S. 50).

53. *Ne n'i a nule*, *n'et a mi Chevalier vaillant et hardi.* Die Hsn. überliefern den ersten dieser Verse nicht völlig gleich. H P haben die vom Herausgeber in den kritischen Text gesetzte Lesart *Ne n'i a nule, n'et* . ., B hat *Et n'i a* . . und C *N'i a nule qui n'et* . . (von γ folgen V A den Hsn. H P, während E sich an C lehnt). Diesem Schwanken des Wortlautes nach scheint dem Verse in O² eine Silbe gefehlt zu haben, die dann H P und B durch Hinzufügung von *Ne*, bez. *Et* zu Beginn des Verses (die Übereinstimmung zwischen H und P kann eine zufällige sein) und C durch Einschaltung von *qui* wiedergewonnen zu haben glaubten. Als Lautung des Verses in O² vermute ich also *N'i a nule, n'et ami*, die hierin fehlende Silbe suche ich jedoch nicht in einem *ne* oder *et* vor *n'i* noch in einem *qui* vor *n'et*, sondern in der Präposition *a* vor *ami* : *N'i a nule, n'et a ami Chevalier* . . . In der Tat darf man ja im Urtext noch *avoir auc. a ami* zu finden erwarten, vgl. *Amander doit de bele dame Qui l'a a amie ou a fame*, Ch. Ly. 2490; *Qu'ele a un riche conte a frere*, Erec 1564; *A seignur le vuelent avoir*, MFceFab. 46, 21; *Ains vet* (will) *an sa dampnacion Son hor avoir a compaignon De son pechié*, Dav. Proph. 896; *Et toutes voyes la vierge benoite n'ot pas cestui seulement a espoux, mais a espoux et a filz*, Mir. ND. 3, S. 104; *Dame, se le monde a amie Ne vous avoit, li anemis L'avoit tost a deshonneur mis*,

ib. 17, 1152.[5]) Der Schreiber von O² mag gleich den Schreibern der uns überkommenen Hsn. die jüngere Wendung *avoir auc. ami* (vgl. auch *Royne des cieulx, qui en vous Servir met son entencion, D i e u a a m i et les sains touz*, Mir. ND. 15, 1285; *Lors pour vertu harrez le vice, Lors a r e z l e s a n g e s a m i s*, ib. 24, 514; *Je vueil bien qu'a m i e m'a i e z Et que v o u s a i e a m i aussi*, ib. 27, 562), welche auf *avoir auc. a ami* zurückgehen und in das Gebiet des ἀπὸ κοινοῦ (s. die reichlichen Belege für einmaliges *a* statt eines doppelten bei A. Tobler, V. B. I, 227[1]) fallen wird, bereits gekannt und so versehentlich *n'et ami* statt *n'et a ami* niedergeschrieben haben. Den vorhergehenden Vers schließt dann besser ein Doppelpunkt.

61. Artus sagt die Jagd auf den weißen Hirsch an. Gauvain warnt vor dieser, da sie üble Folgen haben könne; der Kuß der Schönsten an Artus' Hofe, der dem Erleger des Hirsches als Preis zukomme, werde zum Kampf unter den Rittern führen, da ein jeder derselben seine eigene Geliebte für die schönste der Jungfrauen erklären werde. *Li rois respont*: ‚*Ce sai je bien. Mes por ce n'an lairai je rien. Car ne doit e s t r e c o n t r e d i t e Parole, puis que rois l'a dite.*' Hier bedeutet *contredire* wohl nicht ‚widersprechen', wie das Wörterbuch am Schlusse des Bandes angibt. Gauvain verletzte schwerlich die Ehrerbietung gegen seinen königlichen Oheim. Er widersprach auch hier im Grunde gar nicht, sondern er hob freimütig, wie wir ihn beispielsweise auch V. 303 ff. treffen, nur das Bedenkliche des Unternehmens hervor. Weder verdiente er somit eine Rüge, noch erhält er in Wirklichkeit eine solche. *contredire* einen Ausspruch, den man selbst zuvor getan, eine Kundmachung, Verfügung, die man selbst erlassen, besagt vielmehr: denselben oder dieselbe ‚widerrufen, zurücknehmen'. Nur mit diesem Sinne von *contredire* verträgt sich auch das von H und von C überlieferte *car* (P hat *ja*, wie Foerster im kleinen Erec¹ und anfänglich auch im kl. Erec² schrieb, und B, wofern die beiden ersten H in der Varia lectio der großen Ausgabe für B verdruckt sind, *mais*) an der Spitze des Satzes.

88. *Et fu* (sc. Erec) *tant biaus qu'an nule terre N'e s t ë u s t plus bel de lui q u e r r e.* Statt des aus A entnommenen Konjunktivs *estëust* zeigten die beiden früheren Ausgaben den von H C überlieferten Indik. *estovoit*, und diesen hinzunehmen kann auch die Stelle *Dunc crïent* (die Teufel) *tant hidusement Que li airs remut et la terre*; *Greignur peril n'e s t u v e i t q u e r r e*, Purg. Patr. 1392 veranlassen, selbst wenn auch der Konj. in dieser Redensart sonsther belegbar ist: *nul plus bel n'estëust*

[5]) Kommt der doppelte Akkusativ vor, so mag das Lateinische vorbildlich gewesen sein, vgl. so *Car de la remission des pechiez a i i e t r e s f e r m e p r u e u e l a p a s s i o n nostre signor*, S. Bern. (F.) 170, 26. Vgl. zur Präp. *a* Meyer-Lübke, Synt. § 404.

querre, Mer. 1907 (vgl. auch *Ne couvenist querre plus sage*, Cleom. 15027).

203. *Biaus amis Erec! alez i Au chevalier et dites li Qu'il vaingne a moi, e t n e l l e s t m i e. Conoistre vuel lui et s'amie.* Nur B überliefert *et nou lest mie.* In H P E (?)[6]) fehlt das *le* und in den übrigen Hsn. das *et* : C *nel*, — 1, P (l. E ?) *ne le*, *A qu'il nel*, V *nel lest il.* Möglich ist es allerdings, daß sich in dem *et* von H und B, bez. auch P, ein ursprünglicher Bestandteil des Verses erhalten habe, und so *et nel lest mie*, mag man auch den Zusatz dieser dringlichen Mahnung an den fremden Ritter nicht recht begreifen, die gute Lesung darstelle. Denkbar ist es jedoch auch, daß H und B, bez. auch P, in dem *et* ein und dasselbe Mittel gewählt haben, um dem vielleicht zu kurz überlieferten Verse die gebührende Länge zu geben; in diesem Falle bewahrt C (vgl. auch zu V. 246) noch die verderbte Fassung, die der Vers in O² hatte, nämlich *Qu'il vaingne a moi, nel laist mie* (— 1). Zur Urform des Verses gelangt man dann vielleicht nicht durch Einschiebung eines *et* (H B), sondern durch Verwandlung von *laist* in *laissiez*, das beim Abschreiben versehentlich die Person des vorhergehenden *vaingne* bekam: ... *et dites li Qu'il vaingne a moi*; *nel laissiez mie*; *Conoistre vuel* . . (letzteres, *conoistre* bis *amie*, eng zu *nel laissiez mie* als dessen Rechtfertigung gehörig).

246. *Mes itant prometre vos vuel* (sagt der von dem Zwerg des fremden Ritters geschlagene Erec zur Königin Guenievre, die ihn zu dem Ritter mit einer Botschaft geschickt hatte) *Que, se je puis, je vangerai M a h o n t e o u j e l'a n g r e i g n e r a i.* Die beiden wertvollsten Handschriften, H und C, überliefern in dem letzten Verse nicht *engreignier*, sondern das zwischen *honte* und *ou* Hiatus schaffende *acroistre* : *l'acroisterai* H, *l'acrestrai* C (—1). Allen Handschriften gemeinsam und demnach mindestens für O² zu erschließen ist im gleichen Verse *Ma honte.* Nun lag aber in der Mißhandlung des Abgesandten der Königin eine Beschimpfung der Königin selbst; auch ist im übergeordneten Satze der Ausdruck ‚versprechen', *prometre* beachtenswert. Daher vermute ich in *Ma honte* ein Versehen oder eine Verschlimmbesserung für *Vostre honte.* Die Einführung von *Vostre honte* bringt dann die Lesart von H und von C, welches somit die Lautung, die der Vers in O² besaß, am getreuesten überliefert, wieder zu Ehren: .. *Vostre honte o u j e l'a c r o i s t r a i.* Nicht um ‚seine', des Erec, sondern um ‚ihre', die der Königin zugefügte, Schande handelt es sich nach dem Bemerkten gewiß auch an den beiden Stellen . . *Erec* . . *Qui a sëu le chevalier Por s a h o n t e acroistre ou vangier* (Worte der Königin in indirekter Form), V. 332 und *Remanbre li* (Erec) *de la rëine Cui il ot promis*

[6]) Die Lesart von P ist nicht klar; die große Ausgabe verzeichnet unter den Varianten einmal *et ne* H P E und dann *ne le* P. Ist das zweite P mit E zu vertauschen und E hinter H P zu streichen?

an plevine (vgl. wiederum auch den Ausdruck *prometre*) *Que il s a h o n t e vangeroit Ou il ancor l'angreigneroit*, V. 919. Im letztangeführten Verse der zweiten Stelle, V. 920, bieten A C (auch E) genau wie in V. 246, u. vgl. V. 332, statt *engraignier* das Vb. *acroistre* dar (H E: *encor l'acresteroit*, C: *encore l'acrestroit*), das so auch hier in den kritischen Text gehören dürfte. Die Vertauschung von *acroistre* in β mit *engraignier* wird sich daraus erklären, daß der Vers in O² eine Silbe zu wenig hatte, dort also *Ou il ancor l'acroistroit* lautete; H hingegen veränderte *acroistroit* nur in *acroisteroit* und C *encor* nur in *encore*. Die ursprüngliche Lautung des Verses, bis auf *ou il* und *l'acroistroit*, bleibt leider ungewiß. *Ancor*, das den Vers um eine Silbe zu kurz bleiben läßt und zudem in den Versen 246 und 332 neben *acroistre* fehlt, gehörte derselben schwerlich an, sondern kam wohl erst in O² zu dem Zwecke, eine überlieferte Lücke wenigstens einigermaßen zu verringern, in den Vers hinein. Diesen haben also in der Vorlage für O², nämlich in O¹, vielleicht nur die Worte *Ou il l'acroistroit*, gebildet. Nichts Besseres als eine bloße Möglichkeit wäre es, daß die ausgefallenen Silben etwa *se ce non* : *Ou* [, *se ce non*,] *il l'acroistroit* (nach *ou* auch Clig. 3902 anzutreffen) gewesen seien.

305. Gawain zu Artus. *Tuit* (die Artusritter) *parolent de cel beisier. B i e n d ï e n t t u i t q u e j a n'i e r t f e t*, *Que noise et bataille n'i et*. *Bien* zu Anfang des mittleren Verses überliefern C B, in H steht für dasselbe *Et* und P beginnt den Vers sogleich mit *Dïent* und schreibt dann *nen iert* für *n'iert*. *Bien* finde ich hier nicht verständlich (begriffliche Beziehung desselben in den abhängigen Satz wird durch *ja* verwehrt) und so wage ich zu bezweifeln, daß die Lesarten von H und von P Verderbnisse aus derjenigen von C B darstellen. Die Ungleichheit des Befundes rührt meines Erachtens daher, daß der Vers im Archetypus die unvollkommene Gestalt *Dïent tuit que ja n'iert fet* (oder *n'iert ja fet*, wie C B schreiben) besaß, die die Abschreiber dann auszubessern trachteten. *Bien*, *Et* und *nen* haben also nur den Wert von Vermutungen. Es sei gestattet, noch eine vierte zu äußern. Der Dichter mag das Subjekt von *iert fet* auch hier in einem *ce*, wie er es in *Li uns a l'autre dit et jure Que c e n'i e r t j a f e t sanz desresne D'espee*.., V. 293 (vgl. auch ‚*Fuï' ! fet li autre*, ‚*c e n'i e r t j a*', ib. 847; *Mes c e i e r t par tel covenant Que*.. 6027 u. a.) getan, zum Ausdruck gebracht und so dem Verse von *que* an die Fassung *que ja n'iert ce fet* gegeben haben (das Subjekt umschließt mehr als den bloßen Substantivbegriff *beisier*, welcher vorherging, und bleibt deshalb unbestimmtes *ce*, so auch ‚..*L'avanture*..*La Joie De la Cort a non*'. ‚*Deus ! an joie n'a se bien non !*' *Fet Erec*, ‚*c e vois je querant*..', ib. 5467; *Des joies fu la plus joieuse Cele qui m'iert assëuree*; *Mes mout m'ot petite duree*, *Et qui c e pert par son mesfet*, *N'est droiz*, *que*

buene avanture et, Ch. Ly. 3561). Als Versanfang würde zu *que ja n'iert ce fet* auf Grund der Überlieferung *Dïent tuit* hinzutreten müssen (vorher dann Doppelpunkt); doch bleibt der genaue echte Anfang ungewiß.

310. Artus zu Gawain: *conselliez m'an Sauve m'enor et ma droiture! Car je n'ai de la noise cure. la noise* nimmt *noise* aus V. 306,..*ja n'iert ce fet*, *Que noise et bataille n'i et*, auf. Angesichts des auffälligen Artikels vor *noise* in V. 310 möchte man aber fragen: warum schrieb der Dichter *de la noise* und nicht *de bataille?* Oder schrieb er selbst vielleicht doch *de bataille* und verdrängte erst der Verfasser von O² diesen Ausdruck durch *de la noise*, weil gleichfalls erst er *noise* auch in V. 305, und zwar eben vor *bataille*, eingeschoben hatte? In letzterem Falle müßte dieser Redaktor den Vers 306 in der unzulänglichen Fassung *Que bataille n'i et* überliefert bekommen haben. Sollte der Abschreiber des ursprünglichen Textes und Schreiber von O¹ hinter *bataille* das Partizipium *faite*: *Que bataille faite n'i et*, ausgelassen haben? Vgl. ..*an la place*.., *Ou la bataille feite avoit* (Sbj. es), Erec 1246; unpersönliches *avoir* mit prädikativem Partizipium Perfecti zum Objekt (s. zu solchem auch Friedwagner, zu Veng. Rag. 161) und die Wendung *faire une bataille* begegnen bei Chrétien sehr oft.

388. Der Vavassor begrüßt Erec mit den Worten ,*Biaus sire! .. bien veigniez! Se o moi herbergier deigniez, Vez l'ostel apareillié ci!* Die Antwort Erecs ,*Vostre merci! Je ne sui ça venuz por el...*' knüpft an den Inhalt des Satzes *Se o moi herbergier deigniez* an; daher empfiehlt es sich in diesem eine selbständige, in bescheidener Form, wie der Dichter es seitens des armen Lehnssassen wohl gebührlich gefunden, ausgesprochene Frage: *Se o moi herbergier deigniez?* zu erblicken. Zu derartigen indirekten Fragesätzen mit *se* statt direkter s. A. Tobler, Verm. Beitr. I², 26 und A. Schulze, Fragesatz S. 133.

426. Enides Äußeres wird beschrieben. *Por voir vos di qu'Iseuz la blonde N'ot tant les crins sors ne luisanz Que a cesti* (Enide) *ne fu neanz.* Nicht, wie man auf Grund des von *Iseuz* bis *luisanz* Gesagten erwartet, das Haar Isoldes und dasjenige Enides, sondern Isolde und Enide selbst werden im letzten Dass-Satze miteinander verglichen; an die Stelle der wesentlichen Einzelheit rückt der Folgesatz das Ganze, die Person selbst. Statt *Iseuz* darf jedoch sogar auch *li crin* als Subjekt zu *fu* vorschweben; wie im Neufranzösischen, wo Tobler, Verm. Beitr. I², 237 es beobachtet hat, sieht man nämlich auch in der alten Sprache das Verbum bisweilen nicht mit dem Subjekte, sondern mit dem Prädikatsnomen im Numerus übereinstimmen: (Laris erwartet seine Geliebte vergeblich) *Mes s'amie trop li sejorne, Car les autres erent venues*; *Toutes en sont pleines les rues*; *Mes trestoutes noienz li semble, Puis que s'amie*

n'est ensemble, Claris 16544; *Totes cez choses est maingiers de pecheors cui om defent a maingier al urai Geu*, Serm. Bern. ed. F. 148, 20. Mit *a cesti* würde sich *li crin* als Subjekt durchaus vertragen; es wäre kompendiarische Vergleichung wie in *rose qui est encoloree ne se prent pas a sa color*, Chast. S. Gi. 94, vgl. zu dieser Stelle die Ausführungen Ebelings' in ‚Zu Schultz-Goras zwei altfrz. Dichtungen' S. 9, oder die folgenden weiteren Stellen *Ne je ne pans mie ne croi Qu'onques Deus fëist chevalier Qui se pöist apareillier A ta valor ne a ton pris*, Ch. Charr. 3715; *N'est comparaison de ta vie* (des Fuchses) *A lou, qu'est ploins de felonie*, Ly. Ys. 2035; *li chaueseriz Qui ai cors samblant a serîz*, ib. 2374; *Bon fait tenir la voie.. Là où on puet desservir le loyer De faire s'ame a ceaus acompaignier Qui se laissierent pour Dieu martirier*, Enf. Og. 8224.[7])

527. *Tant ai esté toz jorz an guerre, Tote an ai perdue ma terre Et angagiee et vandue.* Den auffälligen Hiatus in der letzten Zeile überliefern alle Handschriften, überlieferte also auch den Grundlagen α und β offenbar schon der Archetypus. Ob er dem Urtexte angehört habe, darf auch des nicht befriedigenden Sinnes wegen, der sich aus *et.. et..* hier ergibt, zweifelhaft erscheinen. Man erwartet vor den zu *perdue* wohl erläuternd hinzugefügten Partizipien *angagiee* und *vandue* vielmehr ‚teils..' ‚teils', also *que.. que..* (aus Chr. häufig zu belegen), und so die Lautung *Tote an ai perdue ma terre, Que angagiee que vandue.*

677. Der Vavassor gewährt Erec auf dessen Bitte bereitwilligst den Besitz seiner Tochter; er sagt ‚..*Ja de moi n'iroiz escondiz: Tot a vostre comandemant Ma belle fille vos presant.' Maintenant la prist par le poing. ‚Tenez!' fet il, ‚je la vos doing'.* Der vorletzte Vers lautet im kritischen Texte jetzt so, wie die Hsn. B P ihn überliefern; früher hatte er die in H C ihm eigentümliche Lautung *Lors l'a prise parmi le poing.* In der letzteren kann tatsächlich *parmi* auffallen, das der Dichter in Verbindungen wie der vorliegenden sonst nicht für bloßes *par* verwendet (vgl. Erec 471, 5558; Clig. 5034; Ch. Ly. 3302 u. a.). Sollte die Lesart von α (H C) aber wirklich, wie offenbar die Ansicht Foersters ist, erst aus derjenigen von β (B P), *Maintenant la prist par le poing*, welche jeden Schreiber hätte befriedigen können, hervorgegangen sein? Die Lesarten von α und von β scheinen mir vielmehr einander neben geordnet zu sein und verschiedenartige Heilungen eines dem Verse im Archetypus, der gemeinsamen Vorlage für α und β, anhaftenden Schadens darzustellen. Miteinander verglichen führen die Lesarten *Lors l'a prise parmi le poing*, α und *Maintenant la prist*

[7]) Auch aus unsrer Sprache vgl. *aus der klar zutage liegenden Tatsache, daß an die Höhe der Diezschen Leistungen augenblicklich kein Zweiter heranreiche,..* Risop, Die rom. Philol. a. d. Berl. Univ., Roman. Jahresber., Bd. X, IV, S. 84.

par le poing, β auf einen Mangel zweier Silben in O^2, dem α durch die Verwandlung von *prist* in *prise* und zugleich Umdeutung von *la* in *l'a* und den Ersatz von *par* durch *parmi*, β durch Vertauschung von *Lors* mit *Maintenant* abzuhelfen gesucht haben, und somit auf *Lors la prist par le poing* als Lautung des Verses in O^2. Chrétien selbst hat statt dessen wohl *Lors prist sa fille par le poing* geschrieben; aber der Verfasser von O^2 hatte *sa fille* in das nach meiner Meinung (s. oben S. 102) von ihm stammende, unmittelbar vorhergehende Einschiebsel *Tot a vostre comandemant Ma bele fille vos presant*, 675 f., als *Ma belle fille* vorweggenommen und wies auf letzteres im 677. Verse nun mit dem bloßen Pronomen *la* zurück.

686. Das dem Erec verlobte Fräulein *estoit joianz et liee De ce que li iere otroiiee* (*li* dem Erec) *Por ce que preuz iere et cortois*. Die für den kritischen Text von Foerster bevorzugte Fassung des mittleren Verses entstammt wiederum den Hsn. B P. Auf Chrétien selbst jedoch dürfte sie nicht zurückgehen, weil sich für diesen ein tonloses Pronomen (oder auch ein Hülfszeitwort) unmittelbar hinter der Conjunktion *que* noch verbot (es galt also hinsichtlich der Form des Personalpronomens, bez. der Wortstellung für den mit *que*, das ja selbst nur ein tonloses Wort, dazu ohne eigene Bedeutung, ist, eingeleiteten Satz noch dasselbe Stilgesetz wie für den uneingeleiteten Behauptungssatz.[8]) Da ein *ele* zwischen *que* und *le* nicht in den Vers, so wie er in Foersters krit. Text lautet, hineinpassen würde, müßte die tonlose Form *li* daher der betonten *lui* weichen. Doch überliefern auch H und C hier die erstere, *li*: H liest den Vers *Quant ele li est otroiiee* und C *Qu'ele li estoit otroiiee*. Gleichzeitig enthalten sie das hier metrisch nicht mehr unbrauchbare *ele* vor *li*. Die Wortfolge *ele li* nebst Verbum in ihnen, mutmaßlich also schon in α, öffnet die Möglichkeit, daß *ele* auch dem Schreiber von β, der Grundlage von B und P, vorgelegen habe, von diesem jedoch, welcher durch das erwähnte Stilgesetz nicht mehr gebunden gewesen, dem Zusatz *De ce* zuliebe aufgegeben worden sei. In diesem Falle hätte in der Grundlage von β, also im Archetypus, bloßes *Que* den Vers begonnen, und in der Tat spricht hierfür die Fassung des Verses in der α-Hs. C *Qu'ele li estoit otroiiee*; die Lesart von H *Quant* ginge dann erst auf den Schreiber von H selbst zurück, obwohl sie an und für sich auch Chrétien zugestanden werden könnte (vgl. beispielsweise *Mout sui liez, quant trovee l'ai*, Erec 4725; *Liez est, quant de s'amie a tant*, Clig. 1626). Im Archetypus hätte der Vers demnach *Que ele li est otroiiee* oder *Que ele li iere otroiiee* (da *estoit* in C sich aus der Zusammenziehung von *que ele* in *qu'ele* erklären mag) gelautet; fraglich aber bliebe,

[8]) Diesem Gesetze zufolge bedürfen auch Stellen wie die folgenden: 1341, 2105, 3373, 6065, 6148, 6239, 6305 der Besserung. Vgl. auch oben zu 212.

ob er auch in der Sprache des Dichters selbst so hätte lauten können. Denn ich vermöchte einfaches *que* nach *liez estre* und anderen persönlichen Wendungen gleichen oder entgegengesetzten Sinnes aus derselben nicht zu belegen (anderswoher zwar vgl. *Car mout est liez que il les a*, die Hunde, Chev. à l'Esp. 1063). Ein weitergehendes Ergebnis läßt sich nicht erreichen.

838. Erec macht dem anderen Ritter den Sperber streitig. *Li autre nel pot plus sofrir, Quant il l'öi* (den Erec) *soi porofrir De la bataille a tel vertu.* Das Pron. *soi* im mittleren Verse ist eine Besserung Foersters aus dem Adv. *si*, das alle Hsn. bis auf A überliefern: man vermisse ein *soi*, wie A es denn auch besitze, bei dem Zeitwort und der Ausdruck *a tel vertu* mache *si* überflüssig.[9]) Doch dürfte *soi* entbehrlich sein, vgl. A. Tobler, Anm. zum H. Julian V. 572 (s. auch Friedwagner zu Veng. Rag. 262) und aus Chrétien beispielsweise: *Li sans an la face li monte, Si que tot vergoignier le voient*, Clig. 5021; *Espoir aucun duel a ëu, Qui le fet einsi demener*, Ch. Ly. 2927; *Car miauz est que je sole muire, Que je les vëisse deduire De vostre mort et de la moie*, ib. 3744. Und eine erläuternde Bestimmung wie hier *a tel vertu* erscheint dem Gradadverbium ‚so' auch an der Stelle *Einsi les noces et la corz Durerent pres de quinze jorz, A tel joie et a tel richesce*, Erec 2119 nachgeschickt. Dem überlieferten Wortlaute . . *si porofrir De la bataille, a tel vertu* darf man also treu bleiben.

840. Der fremde Ritter zu Erec: ‚*Qui*', *fet il*, ‚*vassaus! qui es tu Qui l'esprevier m'as contredit?*' Auffällig ist der Mangel an Übereinstimmung zwischen den Handschriften hinsichtlich des ersten Wortes der Rede. Foerster wählte für den kritischen Text *qui* als dieses, indem er H folgte; C jedoch schreibt nicht *qui*, sondern *cui*, und die übrigen Handschriften griffen sogar zu ganz anderen Wortarten: P (vielleicht in Anlehnung an 847) zu *Fui* und B zu *Puis*, das auch V A darbieten, während E *Di* zeigt. *Qui* hätte die Schreiber befriedigen können, wenn es in ihrer beziehentlichen Vorlage, zurück bis auf den Archetypus, gestanden hätte. So ist *qui* denn wohl erst Werk des Schreibers von H selbst und zwar, wage ich zu vermuten, Umänderung von *cui*, das aus dem Archetypus nur in C übergegangen ist. Dieses *cui* des Archetypus deckt sich nun, meine ich, mit jenem von H in *quoi* umgeschriebenen und mit Recht im kritischen Texte so dargestellten *cui*, welches C (und gleichzeitig B P), vermutlich wiederum vom Archetypus her, an den beiden fol-

[9]) Ist übrigens *soi* in A wirklich das Reflexivpronomen? Als Lesart von A gibt die gr. Ausg. S. 31 an: *ensi soi*; kommt nun *l'öi* noch hinzu, so wird der Vers in A um eine Silbe zu lang, was nicht vermerkt ist. Bis auf weiteres ist daher auch denkbar, daß in dem *soi* von A *s'öi* stecke und das *s* ein Schreibfehler für *l* sei.

genden Stellen überliefert: ‚*Quoi!*‘ *fet Erec*, ‚*qu'avez vos dit?*‘ Erec 2849 und ‚*Quoi!*‘ *fet il*, ‚*que volez vos dire?*‘ ib. 2984. Allemal hat *quoi* hier den Wert eines Ausrufungswortes, das unwilliges Erstaunen andeutet (dtsch. etwa ‚ei!‘). Man hat solches *quoi* auch in ‚*Queil!*‘ *fet li lous*, ‚*maldiz me tu?*‘, MFce., Fab. 2, 18; ‚*Queil!*‘ *fet li lous*, ‚*est il issi Qu'aler ne poes fors par merci?*‘, ib. 26, 33 vor sich, wo beidemal eine der Hsn., R, ebenfalls *cui* schreibt. Darum sei für Erec 840 ‚*Quoi!*‘ *fet il*, ‚*vassaus, qui est tu ..?*‘ als kritische Lesung vorgeschlagen.

859. Der fremde Ritter zu Erec. *Donc te desfi je tot de bot*; ‚*Car ne puet estre sanz bataille.*‘ Als Subjekt von *puet* muß dann der Gedanke vorschweben, ‚daß du den Sperber haben willst‘ (vgl. V. 849) oder ‚bekommst‘. Nun beginnt aber der zweite Vers durchaus nicht übereinstimmend in den Handschriften. Das von Foerster bevorzugte *Car* steht nur in C nebst γ, H hat statt desselben *Qui*, B *Quant* und P nichts, vielmehr *remenoir* für *estre*. Aus dieser Verschiedenheit der Lesarten und weiter Spaltung der Hsn. in zwei Gruppen, H C B einerseits und P andrerseits, je nachdem sie nämlich den Satz mit einem Bindewort, bez. einem Fürwort einleiten oder dies nicht tun und im letzteren Falle das zweisilbige *estre* durch das dreisilbige *remenoir* ersetzen, kann sich daher als Befund des Archetypus der mangelhafte und von den Schreibern deswegen bald so bald so gebesserte Wortlaut *Ne puet estre sanz bataille*, —1, ergeben. Die diesem fehlende Silbe vermute ich dann in dem Possessivpron. *tuens* und die ursprüngliche Fassung des Verses somit in *Ne puet [tuens] estre sanz bataille.* Subjekt des Satzes ist der Sperber und die Ausdrucksweise *tuens estre* gründet sich auf *clamer quite*, ‚zusprechen‘ in des andren Ritters Worten *Conbatre t'an estuet a moi*, *Se tu ne le me claimmes quite*, V. 853.

938. Der fremde Ritter und Erec kämpfen. *S'Erec bien coverz ne se fust*, *Li chevaliers blecié l'ëust*, *Et neporquant* (trotz seiner Deckung) *si l'a feru Lonc la tanple dessor l'escu*, *Que del hiaume une piece tranche.* Die Lesung *dessor l'escu* (‚längs der Schläfe, so daß der Hieb dort abgleitet, auf seinen Schild‘ F.) entnahm Foerster der Hs. C (nebst E, vgl. auch V *sor* und ferner A *desous*; auch P steht mit *dales l'escu* C nahe). Statt ihrer zeigen H B *de son escu*, welches, laut Anm. in der großen Ausgabe, zu der Annahme nötige, das vorhergehende *temple* sei hier technischer Ausdruck für irgend einen Teil des Schildes, der entweder metaforisch ‚Schläfe‘ genannt werde oder dessen Benennung mit dem neufranzösischen *tempe*, *temple*, ‚Querholz‘ (in der Schlächterei und der Weberei) zusammenhänge. Mit Rücksicht auf den Inhalt des nächsten Verses *Que del hiaume une piece tranche* lehnte Foerster die Lesart von H B ab. Doch verträgt sich derselbe mit *de son escu* sehr wohl, welches außerdem

für *temple* keine andere Auslegung als die wörtliche erforderlich macht. Man lasse *de son escu* nämlich nicht von *la tanple* abhängen, sondern verbinde es mit dem drei Zeilen vorher, V. 935, ausgesprochenen *coverz se fust*. Zu *coverz se fust* hat der Dichter *de son escu* nach Abschluß des Satzgefüges, welchem jener Ausdruck angehört, und erst inmitten des neuen Satzes hinzugefügt, *coverz se fust* somit nachträglich vervollständigend; die Stimme, eine kurze Pause vor- und nachher und der Ton, auch wohl eine Geberde deuteten beim mündlichen Vortrage gewiß an, daß *de son escu* solchen ergänzenden Zweck habe. So liegt hier also die gleiche Art von Verschränkung von Redegliedern (zu dieser Erscheinung A. Tobler, Verm. Beitr., B. II, Kap. 4) vor, für welche auch der Cliges Chrétiens einige Beispiele (V. 5423 und V. 5807) gewährt, s. Z. f. frz. Spr. u. L. 27, 143 und 146. Von einem *covrir se de son escu* ist auch an den Stellen *Erec de son escu se cuevre*, Erec 4463; *Les escuz anbraciez tenimes, Si se covri chascuns del suen*, Ch. Ly. 519; 830; 3164, Ch. Charr. 871 die Rede.

1001. Yder fleht seinen Besieger Erec an: „. . *Merci! ne m'ocirre tu pas, Des que tu m'as outré et pris; Ja n'an avroies los ne pris. . . Tien m'espee, je la te rant.' Mes Erec mie ne la prant, A i n z d i t: ‚B i e n v a , j e n e t'o c i.' ‚Ha! jantis chevaliers, merci! . . .'* Der Sinn der Worte *Ainz dit: Bien va, je ne t'oci* im Zusammenhange (ebenso gr. Ausg., nur ohne Komma hinter *va*, doch 1. kl. Ausg. *Bien va se ne t'oci*, mit *se* als Vermutung) erscheint mir dunkel. Das Wörterverzeichnis zur vorliegenden Ausgabe vermerkt unter *aler ‚bien va que* um ein Haar.' Aber in welchem Worte fände sich der Begriff ‚um ein Haar', also ‚beinahe' hier ausgedrückt? Schwerlich in *bien*. Er käme nur dann zustande, wenn ein Adv. für beinahe, wie gewöhnlich *pres*, das Verbum *aler* begleitete, vgl. *Pres va que n'i metent desfois*, S. Julian 742; *Pres va qu'il n'est dou sens maris*, R. Viol. 4259; *Pres va que je ne vous oci*, Ch. Baris. 268; *Moult va pres que je ne coment* (anfange), M. Rayn. I, 101, 124, auch zu unsrem Verse die Var. V, der 2. kl. Ausgabe nach P: *Pres ua que ne t'oci*, und s. ferner A. Tobler, Verm. Beitr. I², 59. Für *bien* würde man also *pres* einsetzen müssen, dessen Platz jenes schon im Archetypus, unerfindlich freilich wieso, eingenommen hätte. Aber man würde wohl nicht richtig handeln, wenn man jenes täte. Die aus der Unklarheit des Sinnes erschließbare Schwäche im Wortlaut dieser Zeile kann vielmehr anderwärts sitzen. Bei unbefangener Auslegung heißt *Bien va, je ne t'oci* (so Wort für Wort H C, bez. auch P): ‚Es ergeht (sc. dir) gut' oder ‚die Sache ist in Ordnung! Gut! Schön! ich töte dich nicht.' Wenn Erec dies aber gesagt hätte, so würde der besiegte Ritter keine Ursache gehabt haben, sein Flehen um Gnade, wie ja geschieht, zu erneuern. Erec hat es also offenbar n i c h t gesagt. Daher geben

A i n z ‚sondern' an der Spitze des Verses und b e j a h e n d e s *dit* keinen Sinn, die Negationspartikel ist vor *dit* vielmehr unerläßlich. (Die Lesung *Ne dit*: ‚*Bien va! je ne t'oci*,' zu der man somit gelangt, deckt sich aber vielleicht noch nicht mit dem ursprünglichen Wortlaut. Dieser muß so beschaffen gewesen sein, daß er das Erscheinen von *Ainz* im Archetypus, denn allen Hsn. ist es gemeinsam, erklärt. Daher liesse sich für den Urtext an *O n q u e s n e d i t*: ‚*j e n e t'o c i*' (‚nimmer, nimmermehr', was negiertes *onques* oft bedeutet) denken; die Schärfe der Verneinung entspräche derjenigen im Verse vorher (*ne—mie*). Etwaige Vertauschung von *onques* mit dem sinngleichen *ains* in der Abschrift O^1 könnte in O^2 Verwechselung von *ains* mit *ainz*, dieser zufolge Beseitigung des *ne* vor *dit* und dann Ausfüllung der Silbenlücke mit *bien va*, das in der Tat nichtssagend ist, nach sich gezogen haben. Doch bleibt die genaue Urform der Zeile zweifelhaft).

1020. Erec hält Yder vor, wie schmählich er sich benommen habe, indem er den boshaften Zwerg erst das Fräulein, das die Königin ihm, dem Yder, entgegengeschickt, und dann ihn selbst ruhig habe schlagen lassen. *Et moi apres referi il* (der Zwerg): *Mout m e t e n o i t l i n a i n s p o r v i l.* In der Fassung, in welcher der kritische Text den letzten Vers bringt, mit *li nains* als Subjekt, überliefern diesen die Hsn. B und V A E (in P fehlt das Verspaar), in abweichender jedoch, und zwar mit dem Verbum in der A n r e d e f o r m, sei es des Plurals sei es des Singulars, und so mit A u s s c h e i d u n g von *li nains*, überliefert ihn die wichtige Gruppe α, nämlich H als *Trop me tenistes en por vil* (‚ihr', was ‚du und der Zwerg' besagen kann, da Erec den Ritter allein in der Umgebung dieses Verses mit ‚du' anredet, freilich vielleicht auch dem Ritter allein gilt, wenn H letzteres nicht in Betracht zog,) und C als *Mout me tenis lors an por vil.* Diese beiden Lesarten scheinen auf eine Quelle zurückzuweisen, die eine Silbe zu wenig besaß, und zwar auf die Lesart *Mout me tenis en por vil*, deren Unvollkommenheit H durch Verwandlung von *tenis* in *tenistes* und C durch Einschiebung von *lors* beseitigte. Auch der Wortlaut des Verses in β, *Mout me tenoit li nains por vil*, kann als Besserung aus dieser aufgefaßt werden, da es ja in der Tat auf die Gesinnung des Zwergs, der doch nur auf Geheiß oder im Sinne seines Herrn handelte, nicht ankommen konnte, so daß *Mout me tenis en por vil* in den Archetypus zurückreichen kann. Dort mag *tenis* durch unbewußte, versehentliche Angleichung an die kurz zuvor niedergeschriebene Perfektform *referi*, vgl. auch vorher *sofris*, für *tenoies* entstanden sein. Als ursprüngliche Lautung des Verses gestatte ich mir demnach *M o u t m e t e n o i e s e m p o r v i l* vorzuschlagen. Zu der Wendung *tenir auc. empor vil* s. die Anmerkung Toblers zum PoMor. 540c in Clœttas Ausgabe.

Äußerliche Versehen innerhalb des ersten Verstausends sind noch: 68 in der Fußnote H, dem die Verse 67 und 68 fehlen, für C; 171 das Komma nach *de put'eire* statt eines Punktes; 211 das Komma nach *je*, das fehlen muß; 593 die Auslassung eines Doppelpunktes am Schlusse; 796 *esprveier* für *esprevier*; 882 *collees* für *colees*; 1049 *pëust* gegenüber der Bemerkung im Wörterverzeichnis unter *pooir*. Verschiedentlich erscheint auch die Wahl eines anderen Satzzeichens und so zuweilen andere Satzverknüpfung denkbar; auf derartiges ist oben nicht eingegangen worden.

Berlin. G. Cohn.

Beiträge zur Rolandsforschung.

III.

Turoldus (Fortsetzung).

Ehe wir unserm Bischof auf seiner Reise nach Rom folgen, sei es erlaubt, einige Ergänzungen zum vorangehenden Stück dieser Arbeit (Bd. XXXVII[1], S. 103 ff.) nachzutragen. Nach A. Dieudonné: Hildebert de Lavardin, évêque du Mans, archevêque de Tours «1056—1133», Paris 1898,[1]) S. 8 sind auf S. 109 Anm. 19 unserer Arbeit die Worte „als Hildeberts Vorgänger noch lebte" zurückzunehmen. Hildebert ist schon Weihnachten 1096 zum Bischof geweiht worden; Freeman's Zeitangabe (The reign of William Rufus, Vol. II, Oxford 1882, S. 210 f.) ist unzutreffend. Für unsere Beweisführung hat diese Richtigstellung keinerlei Folgen. Odo war seit Monaten unterwegs, als Hildebert Bischof wurde. Der Ring aber, so heißt es in dem Widmungsgedicht ausdrücklich, soll nach Bayeux gehen. Es bleibt dabei, daß Odo nicht der Adressat sein kann. — Was wir in derselben Anm. 19 (S. 110) über die Wahrscheinlichkeit einer persönlichen Begegnung Hildeberts und Turoldus' in Bayeux gesagt haben, wird bekräftigt durch Dieudonné 52: Hélie . . . manda l'évêque Hildebert et quelques-uns des principaux du Mans dans sa prison, à Bayeux, . . . pour traiter de sa libération. — Endlich werden wir durch Dieudonné 168 auf einen Brief Hildeberts hingewiesen, der in ‚Spicilegium sive collectio veterum aliquot scriptorum'; nova ed., mendis ad fidem MSS. Codicum, quorum varias lectiones St. Baluze ac E. Martene collegerunt, purgata per L. F. J. De la Barre, Tom. III, Parisiis 1723, S. 453 f. zu finden ist. Hildebert dankt einem ungenannten Bischof für die Hilfe, die er Hildeberts Leuten auf einer Seereise erwiesen hat. „Pueris nostris quibus navigaturis tempestas mare clauserat, cum ventorum gratia deesset, vestra non defuit. Qui tandem ingressi navem, cum jam prope cursum peregissent, a portu jam proximo temporis perfidia retrorsum jactati, portum in pectore Pontificis invenerunt . . . . sed vos ratem ad utendum

[1]) Vorhanden Berlin, Königl. Bibliothek.

ventis, et ad exspectandum ventos eis necessaria providistis. Pulcrum sane atque praedicandum beneficium nullis redditum est meritis, nulla collatum tristitia, nullis supplicationibus comparatum, nihil in eo fuit quod beneficii minuerit majestatem, ad nomen amicorum, non ad preces venit." Wer ist der gastlichgütige Bischof und frohe Geber? „Nous ne savons si c'est un évêque de la côte anglaise, ou l'archevêque de Rouen, ou l'évêque de Bayeux . . ." (Dieudonné 168).

Die zweite Möglichkeit kommt kaum in Betracht; Rouen liegt für die geforderte Situation doch zu weit vom Meer. Für Bayeux beträgt die Entfernung nur 8 km, und mindestens eine Wahrscheinlichkeit dürfte für folgenden Sachverhalt sprechen. Hildebert, der 1098 den Turoldus in Bayeux kennen gelernt hat, wird von König Wilhelm 1099 zur Verantwortung nach England vorgefordert und folgt eiligst diesem Befehl. Sein Aufenthalt in England zieht sich über Erwarten in die Länge, daher denn Hildebert sich veranlaßt sieht, einen Teil seines Gefolges nachkommen zu lassen — oder es mag sich bei den *pueri nostri* um Boten handeln, die der Graf von Maine an seinen getreuen Bischof sendet. Die Reisenden werden vom Sturm an die Küste von Bayeux zurückverschlagen. In der nahen Bischofsstadt nimmt sich ihrer Turoldus freundlich an und gibt ihnen statt ihres wrackgewordenen oder sonst ungeeigneten Schiffes ein seetüchtiges und Grüße an ihren Herrn mit.

Das *ad nomen amicorum* könnte an schon vorhandene Freundschaftsbeziehungen zwischen den beiden Bischöfen erinnern, der respektvolle Ton des Dankschreibens entspricht der Haltung des oben wiedergegebenen Widmungsgedichtes, und die Güte und Freundlichkeit des ungenannten Bischofs würde uns bei Turoldus nach allem, was wir von ihm wissen, nicht unerwartet erscheinen. — Wir wiederholen, daß sich unser Brief zwar nicht mit Sicherheit, aber doch mit einiger Wahrscheinlichkeit auf Turoldus als Adressaten deuten läßt. Darum glaubten wir das Schreiben heranziehen zu sollen; liegt uns doch daran, alles unsern Bischof Betreffende zusammenzutragen. —

Aus dem ‚Recueil de plusieurs pieces curieuses servant a l'histoire de Bourgogne', par Estienne Perard, Paris 1664,[2]) S. 219 f. hat Migne Bd. 166 Sp. 1275 f. seiner Patrologia latina jenen Brief des Honorius II vom Jahre 1127 abgedruckt. Der Papst ermahnt den Nachfolger des Turoldus auf dem bischöflichen Stuhl von Bayeux, die Gerechtsame der Mönche des heiligen Benignus in Dijon in bezug auf das Kloster des heiligen Vigor vor Bayeux zu respektieren. Was die von uns S. 113 Anm. 22 erwähnte Briefstelle anlangt, so liegt allerdings Textverderbnis vor; Migne hat die Fehler seiner Vorlage, eben des

[2]) Vorhanden Berlin, Königl. Bibliothek.

Perard, nicht nur getreulich nachgedruckt, sondern noch durch einen sinnstörenden Druckfehler (*pio* statt *pia*) vermehrt.[3]) Den richtigen und richtig interpungierten Text hätte er in den ‚Concilia Rotomagensis provinciae', opera Guillelmi Bessin, Rotomagi 1717[4]), Pars II, S. 257 finden können. An der Turoldus betreffenden Stelle wird der Nachfolger unseres Bischofs vom Papst folgendermaßen apostrophiert: „Si igitur prudens esses (Perard: *esse*), poterat ad pietatis opus informare te ratio: si pius, pia tanti pastoris recordatio: si timoratus, praedecessoris tui Toroldi propter (Perard: *praeter*) hoc ipsum in parte justa dejectio . . ." Danach wäre „die Absetzung des Turoldus zum Teil deswegen gerechtfertigt gewesen", weil er gleich seinem Nachfolger in die Rechte der Mönche von Dijon eingegriffen hätte. Davon steht allerdings in dem offiziellen Schreiben des Paschalis vom 8. Oktober 1104 nichts, das doch die Gründe für Turoldus Absetzung recht präzis formuliert. Honorius wird nicht näher über den Fall informiert gewesen sein; in seinem Brief handelt es sich wohl nur um einen nicht allzu ernst gemeinten Schreckschuß. Jedenfalls hatte man in Rom im Jahre 1127 nicht die für Turoldus günstige Auffassung von seinem Abgang, wie sie der unbekannte Mönch vom Bec (*spontanaea prioris status dejectio*, Hauréau II, 237) und Ordericus Vitalis, der Landsmann unseres Bischofs, zum Ausdruck gebracht haben (Historia ecclesiastica, ed. Le Prevost, Tom. IV, S. 18). Aus dessen taktvoll diskreten Worten (vgl. *propter arcana . . . ultro reliquit . . .*) spricht Verehrung für den frommen Mönch des benachbarten Klosters. — Es wird noch eingehender darüber zu handeln sein, daß Ordericus allem Anschein nach das Rolandslied gekannt hat. Schon Vorgesch. S. 189 Anm. 353 haben wir angedeutet, daß er einmal die Geschichte nach unserm Epos korrigiert (Saragossa von Karl erobert); dazu kommen neben anderen Anklängen die interessanten Worte der schönen Heidenkönigin Fatumia (Lib. XI 26; ed. Le Prevost IV, S. 254f.): „miros heroum eventus, quos histriones vestri quotidie concrepant, recensete . . . More Gallorum fortiter certate, et usque ad victoriam perseverate, ne turpis cantilena de vobis cantetur" (1466 *Male chançun n'en deit estre cantee;* vgl. 1472ff.); endlich das *Meum gaudium* = *Munjoie*.[5])

---

[3]) Wenigstens in der Ausgabe von 1894; die von 1854 hat richtig *pia*.

[4]) Vorhanden Darmstadt, Hofbibliothek.

[5]) Summarisch seien endlich noch einige Kleinigkeiten nachgetragen.

Zur Ausdeutung der *mundana cogitatio*, die dem Turoldus vom heiligen Anselm zum Vorwurf gemacht wird (S. 112), mag noch ein Satz aus dem Briefe des unbekannten Mönchs vom Bec (S. 104) beitragen: Cesset ergo, frater, cesset, obsecro te per mansuetudinem Christi, cesset, inquam, hujusmodi fluctuatio quam diabolus

Nun lassen wir das Zurückliegende auf sich beruhen und treten mit Turoldus die Reise nach dem Süden an.

Nur ein mittlerer Teil der Route ist uns andeutungsweise gegeben: das, was Wilhelm Wilke: Die französischen Verkehrsstraßen nach den chansons de geste, Halle 1910 (Zs. f. rom. Philol., Beih. 22), S. 46 f. als die Saône-Rhône-Tal-Straße bezeichnet. Nicht zu vergessen ist, daß Turoldus hin und zurück den Weg nach Rom gemacht hat und daß er auf der Heimreise sehr wohl die Route geändert haben kann.

Für wahrscheinlich darf man es halten, daß er wenigstens einmal Reims, die Stadt des Erzbischofs, nicht unberührt gelassen hat. Auf die Reimser Schule aber weist, wie wir bereits angedeutet haben (diese Zs. XXXVII[1], S. 98), das Carmen hin, die Vorlage des Rolandsepos.[6]) Turoldus könnte es unterwegs kennen gelernt, vielleicht eine Abschrift erhalten haben. Weniger nahe liegt die Möglichkeit, daß Baudri von Bourgueil, der dankbare Schüler des gefeierten Dichters Gottfried von Reims (vgl. Wattenbach, in: Sitzungsberichte d. Preuß. Akademie d. Wiss., 1891, I. S. 112), die Bekanntschaft mit dem Carmen vermittelt hat.

In der Linie Bayeux-Rouen-Reims liegt, bei Crépi-en-Valois (Oise), die Ortschaft Morienval, *villa regia* zur Zeit der Merovinger und Karolinger. „Morienval fut habité par Dagobert I[er] et ses successeurs. Sous les Carolingiens, Charles le Chauve y signa deux chartes datées de 870 concernant deux monastères.[7])

---

suggerit, mundus ingerit, vagatio mentis enutrit. Allide cogitatus tuos ad Christum ... (Hauréau, Notices et extraits de quelques manuscrits latins de la Bibl. nat., II, Paris 1891, S. 238). Auch diese Wendungen lassen sich auf Beschäftigung mit weltlicher Dichtung beziehen. — Daß unser Brief nach 1130 geschrieben sein muß, scheint Hauréau (S. 235) zu Unrecht daraus zu folgern, daß der erste Brief der Sammlung nicht vor 1130 abgefaßt sein kann.

S. 118 f., besonders Anm. 28 hätte erwähnt werden können, daß an Wilhelms Hof das *gaber* im Schwange war; der rote König machte selbst mit. „Intus et in triclinio cum privatis, omni lenitate accomodus, multa joco transigebat" (Willelmi Malmesbiriensis de gestis regum angl. libri 5, ed. W. Stubbs, Vol. II, London 1889, S. 367); vgl. Freeman, The reign of William Rufus II, 1882, S. 322 ff.

S. 121 oben ist der Buchtitel wie folgt zu ergänzen: (Steenstrup, Johannes): Bayeux-Tapetet. En vejledende Beskrivelse... Kjøbenhavn 1885 [vorhanden Heidelberg, Universitätsbibl.]. — Personen sind auf der Bayeux-Tapisserie nach Fowke genau 623 abgebildet (Comte, La tapisserie de Bayeux, Paris 1879, S. 7), darunter also nur 3 weibliche.

Zu den S. 123 oben erwähnten Ereignissen vgl. Freeman, The reign of William Rufus II, S. 368. 402.

[6]) Reims wird vom Dichter des Carmen in der Person seines großen Erzbischofs geehrt, Sens, die vielbefeindete Konkurrenz, mit seinem Erzbischof, Ganelon, schlecht gemacht.

[7]) Eine derselben ist im Recueil des historiens des Gaules, Tom. 8, Paris 1752, S. 626 abgedruckt.

On possède des monnaies de Charles le Gros, frappées à Morienval" (La grande encyclopédie, Tom. 24, Paris [1899], S. 343). Der Ort mit seiner einst berühmten Abtei ist später in Vergessenheit geraten; die Geschichtsschreiber erwähnen ihn nicht, erst zu 1122, also lange nach des Turoldus Romreise, hört man wieder von dem Kloster, und zwar von der ersten bekannten Äbtissin, Petronilla (Gallia christiana, Tom. 9, Parisiis 1751, S. 448 ff.). Turoldus hat in V. 2318 *(Carles esteit es vals de Moriane)* den Ortsnamen durchaus zutreffend verwandt, Morienval als Karolingerresidenz wie Ais (vgl. z. B. Stengel 726: *Qu'il ere en France ad Ais o il estat)* und Löum. Ist wirklich Morienval gemeint, so müßte man annehmen, daß unser Dichter durch die Gegend gezogen ist und daher von der einstigen Bedeutung des Ortes weiß; es wäre sonst nicht leicht zu erklären, woher dem Normannen seine Kenntnis kommt. Aus Büchern kann er sie nicht gut gewonnen haben; es läßt sich für die in Betracht kommende Zeit nirgends eine Erwähnung Morienvals nachweisen.[8]) — Was obige Annahme bestärkt, ist folgendes. Dicht bei Morienval liegt Pierrefonds. Es war der Sitz einer Seigneurie; zwei ihrer Inhaber trugen den sonst seltenen Namen Nivelon. Nivelon II, seigneur de Pierrefonds, ist für 1106 urkundlich bezeugt (Luchaire, Louis VI le Gros, Paris 1890, S. 23). Nach Carlier I 353 hätte er 1102 mit seinem Bruder, dem Bischof von Soissons, das Kreuz genommen. Diesen Nivelon wird der Rolanddichter bei dem *cunte Nevelun* V. 3057 im Sinne gehabt haben (wie z. B. 3014 den Kämmerer Rabel). Nivelons II Vater hatte schon Nivelon geheißen, und ein Sohn Nivelons II trug wieder den väterlichen Namen; eine Tochter war, doch recht unglücklich, mit dem Grafen von Soissons verheiratet (vgl. Brief 280 des Ivo von Chartres, bei Migne, Patr. lat. 162, Sp. 281. 501). Eine Schenkung dieser Aveline de Pierrefonds an Morienval v. J. 1122 (Carlier I 355) wie die oben erwähnte Urkunde von 1106 sprechen für die nachbarlichen Beziehungen zwischen der Familie Nivelon und der altehrwürdigen Abtei. Die Nivelons und Morienval gehören zusammen. — Auch im Rolandslied? Davon waren wir überzeugt, bis uns dieser Tage eine Stelle im Brief III 86 des heiligen Anselm zu Gesicht kam; er schreibt an König Heinrich von England von der Romreise aus: „Sed jam usque in vallem Moriannae progressus eram, quando vestram suscepi epistolam, unde timui, ne domino papae displiceret si, tanta parte itineris perfecta, remanerem" (Migne, Patrol. latina, 159, Sp. 123). Eine Handschrift hat

[8]) „Avant la Translation des Reliques de S. Annobert, l'Abbaye de Mornienval étoit tombée dans un oubli total. Les monumens n'en font plus mention, depuis le temps où son Église fut achevée. La suite de ses Abbesses ne commence qu'à l'an 1122" (Carlier, Histoire du duché de Valois, Tom. I, Paris 1764, S. 428).

Morianae. Der Zusammenhang läßt kaum eine andere Deutung zu, als daß die Maurienne gemeint ist. Durch dies Tal führte einer der üblichen Wege nach Italien (vgl. Bédier, Romania XXXVI, 1907, S. 163). Wir hätten also, und für das Jahr 1103, die Form mit *a* bezeugt, die dem *Morïane* (: *an-e*) Rld. 2318 entspricht.[9]) Wenn wir auf Grund dieses Zeugnisses die von Bédier übernommene Gleichsetzung des *Morïane* mit der Maurienne akzeptieren, so drängt sich folgende Vermutung auf. Turoldus ist auch wie Anselm im Jahre 1103 nach Rom gereist. Beziehungen zwischen unserm Bischof und dem Primas von England und früheren Abt vom Bec mußten sich bei Turoldus Stellung am Königshof notwendig angesponnen haben. Zu Pfingsten war Anselm in Chartres (Eadmerus, Historia novorum in Anglia, ed. Rule, London 1884, S. 151). Angeblich aus Rücksicht auf die Sonnenglut in Italien verschiebt er die Weiterreise und wartet bis zum August im Bec. Im Spätherbst ist er dann in Rom. Ungefähr zur selben Zeit ist aber auch Turoldus vor dem Papst erschienen. Anfang Oktober 1104 lief nach dem Paschalisbrief die einjährige Frist ab, welche dem Turoldus zugebilligt worden war; also kommen wir auf den Herbst 1103 als den Termin des ersten mündlichen Verhörs, und wenn wir die Frist von einem Jahr als ungefähr gemeint betrachten, so könnten Anselm und Turoldus gleichzeitig in Rom gewesen sein. Vielleicht haben die beiden, der geistige und der finanzielle Wohltäter der Abtei le Bec, zusammen ein Stück Weges gemacht; ja auch die Vermutung läßt sich wagen, daß Anselm unsern Bischof, der der ersten Vorladung nicht gefolgt war, durch gütliches Zureden dazu vermochte, sich dem Richterstuhl des Papstes zu stellen. So hat, wie wir sehen werden, der „milde Anselm", von dessen Macht über empfängliche Seelen sein Biograph Eadmer Wunderdinge zu berichten weiß, noch später einmal mit seinem Rat entscheidend in des Turoldus Leben eingegriffen.

Machen wir uns diesen Gedankenkreis zu eigen, so würde das *Morïane* 2318 als ein weiteres Indizium in das Italienitinerar des Rolanddichters hineingehören. — Die Entscheidung zwischen Morienval und der Maurienne ist nicht leicht, und für diesmal

[9]) Wie G. Paris und Gautier, so hat neuerdings auch Bédier (Romania XXXVI: 1907, S. 170) *Moriane* mit der Maurienne in Savoyen gleichgesetzt, obschon er selbst zugibt: „Moriene < *Maurigenna* dans Grégoire de Tours, *Maurienna* plus tard, ne devrait pas, selon l'usage du poète du Roland, figurer à l'assonnance dans une laisse en *ã-e*." Das *Mauriana* bei Anselm und das von Bédier in der Anmerkung zu obiger Stelle zitierte *Mauriana* bei Albert von Stade († nach 1256) könnten dieses Bedenken überwinden lassen. *Maurienna* bezw. *Morienna* ist allerdings das Gewöhnlichere. (*Maurienna* z. B. Brief des Papstes Calixt II von 1220, Bouquet XV 235 C; *Morienna* Handschrift der Historia reg. Francorum S. Dionysii, Mon. Germ., Scr. IX 405).

wagen wir sie noch nicht zu fällen. Für Morienval spricht immer die Erwägung, daß Karl der Große mit dieser Karolingerresidenz in Beziehung zu setzen ist, daß er aber in Savoyen nichts zu tun hat.[10]) Auch der Plural *es vals de Moriane* scheint eher zu Morienval als zu dem (einen) Tal der Maurienne (*versus vallem Maurianam* bei Albert von Stade, Mon. Germ., Scr. XVI 335) zu passen.[11]) Andererseits sind die urkundlich bezeugten lateinischen Formen für Morienval der Gleichsetzung mit dem französischen *Moriane* nicht eben günstig.[12])

Wir kommen zu dem Stück der Reiseroute, welches nach mancherlei Anspielungen am ehesten zu rekonstruieren ist. Es läßt sich natürlich nicht ausmachen, ob Turoldus die Saône-Rhône-Tal-Straße von Norden nach Süden oder umgekehrt oder in beiden Richtungen gereist ist; worauf es ankommt, ist, daß er überhaupt in jenen Gegenden geweilt hat.

Wir wollen die in Betracht kommenden Namen in nordsüdlicher Reihenfolge besprechen. Wenn auch zu Frankreich gehörend, hat das Herzogtum Burgund damals so gut wie gar keine Beziehungen zur königlichen Gewalt gehabt. Graf Hugo II der Friedliche (1102—1143) verweigerte 1108 dem neuen König den Lehnseid (Luchaire S. CVIII). Er residierte zumeist in Dijon (Histoire de France, publ. par Lavisse, II, 2, Paris 1902, S. 301). *Icil ert sire de Belne et de Digun* (V. 1892), das trifft auch für Herzog Hugo zu. Nicht zufällig ändern C V 7 *Bevon* V. 1891 in *Hugon.* — *Bevon* könnte sehr wohl absichtlich, als Versteckname, vom Dichter für *Oedon* gesetzt sein; vgl. Ogier für Robert. Turoldus wird dann den Herzog Eude I (1078—1102) im Sinn gehabt haben, der in Spanien tapfer gegen die Sarazenen gekämpft hat (Lavisse II 2, S. 86) und im heilgen Land gestorben ist; er vindiziert ihm kraft seiner Dichtervollmacht den Heldentod, so wie V. 3470 dem Normannenherzog Richard von der Normandie. Daß Turoldus auf einer Reise nach oder von Rom Dijon nicht unberührt gelassen hat, das dürfen wir annehmen; verbanden ihn doch amtliche Beziehungen mit den Mönchen von Sankt Benignus in Dijon; Bischof Odo von Bayeux hatte ihnen das Kloster des heiligen Vigor vor Bayeux überwiesen (Gallia christiana nova XI, Sp. 404).

---

[10]) Die Karlamagnussage macht denn auch einen Versuch, die Anwesenheit Karls in der Maurienne zu erklären.

[11]) „Les vallons de Morienval ... produisent beaucoup de noix" (La grande encycl. XXIV 343).

[12]) *Moriomannis valle* in einem Diplom Karls des Kahlen (Bouqu. VIII 626); *Mauriniana-vallis* in einem Diplom Karls des Einfältigen (Mabillon, Annales ord. Bened. VI 642); dazu *Morinorum Vallis* nach Grande Encycl. XXIV 343. — Dagegen ist die oben, diese Zs. XXXVII[1], S. 116 gebrachte Form *Moriana vallis* zurückzunehmen. — 1107 reiste Turoldus zum Konzil von Troyes. Morienval braucht also, wenn es der Rolanddichter überhaupt meinen sollte, von ihm nicht gerade auf der Italienreise berührt worden zu sein.

Bei den damaligen politischen Verhältnissen lag ein Ort wie Beaune der Interessensphäre eines normannischen Grandseigneurs so fern, daß sich die Erwähnung des Namens am ehesten als Reiseerinnerung erklären läßt. Das wird bekräftigt durch den Umstand, daß nach Langlois, Table 97, 563 nur noch der ortskundige Dichter des Garin le Loherain den Namen bringt (und nach ihm der Verfasser des Aubri); sonst kommt er in den chansons de geste nicht vor.

Östlich der Linie Dijon-Beaune liegt Besançon, damals noch außerhalb des französischen Reichsgebietes. Auch dieser Ort ist unserm Dichter eingefallen, als er in Nachahmung einer Lucanstelle äußerste Grenzpunkte zusammensuchte (vgl. diese Zs. XXXVI[1], S. 101 f.). Wenn wir, noch in Unkenntnis des lucanischen Vorbilds, Vorgeschichte 110 das Seinz V. 1428 als Sens gedeutet haben, so sei das ausdrücklich zurückgenommen. Die Lucanstelle gibt unserm verehrten Promotor Suchier Recht: Seinz ist Xanten.

„Tyriis qui Gadibus hospes
Adiacet, Armeniumque bibit Romanus Araxen ..."

Der „Ignorant", der das Rolandsepos gedichtet hat, wußte doch sehr gut, wo Cádiz liegt und wo der Araxes fließt. Im engsten Anschluß an seine Vorlage sucht Turoldus zunächst einen westlichen Grenzpunkt Frankreichs (im engeren Sinn). Der Lage von Cádiz, am begrenzenden Meer, entspricht der Mont-Saint-Michel. Von da schweift des Dichters Phantasie, wieder dem Lucan folgend, nach Osten. Wie der Araxes außerhalb des Imperiums lag, so überschreitet auch Turoldus die Grenze Frankreichs und macht am ersten großen Fluß des Auslands Halt, am deutschen Rhein.

Nicht unerwähnt mag bleiben, daß Besançon auf einer Zugangsstraße zur Großen St. Bernhardt-Route über die Alpen liegt (Dijon-Besançon-Pontarlier); dieser Paß war damals einer der gewöhnlichen Wege nach Italien (Wilke 54).

Nach weiteren Ortsangaben zu schließen ist dem Dichter auch das südliche Stück der Saône-Rhône-Tal-Straße nicht unbekannt geblieben. Sie führt von Beaune über Mâcon nach Lyon (näheres bei Wilke 47); von da ab „folgt die große ostfranzösische Straße nach Süden zu dem Lauf der Rhône. Wenn auch dieser Fluß als Verkehrsweg benutzt wurde ..., so zog sich doch an seinem Ufer, vielleicht an beiden, eine gute Chaussee entlang" (Wilke 49). Eine wichtige Station ist Vienne (vgl. die Belege aus den Narbonnais und aus Girart de Viane bei Wilke 51 f.), Sitz eines Erzbischofs wie Lyon. *Espees de l'acier vianeis* erwähnt der Rolanddichter (V. 997). Doch fehlt jedes Zeugnis dafür, daß damals wirklich „die Waffenstücke von Vienne als sehr gut galten," daß also die Erwähnung gerade Vienne's sachlich begründet wäre. Denn was die andern Epen

dem Rolandslied nachsagen, ist nicht beweiskräftig. Der Dichter ist auf Vienne verfallen, weil ihm der Name dieser, damals doch deutschen Stadt von der Reise her im Gedächtnis war.

Der Weg führt weiter nach V a l e n c e , Sitz eines Bischofs, der zugleich weltlicher Herr der Stadt und ihrer Umgegend. Zweimal werden wir in unserm Epos an die Stadt erinnert; 998 durch die *espiez valentineis* und durch 1583 *Ki tint Valence et l'onor sur le Rosne*. Auch einer, zu Deutschland gehörenden Grafschaft gab nämlich die Stadt den Namen. Wie wenige mögen damals in der Normandie Valence gekannt haben! Darüber darf das häufigere Vorkommen der Stadt in späteren Epen nicht hinwegtäuschen.

Östlich der Linie Vienne-Valence, nicht allzuweit von der Rhône, liegt S a i n t - A n t o i n e de Viennois. Seit etwa 1100 bestand dort eine adlige Laienbrüderschaft, unter einem Hochmeister, die sich die Pflege der Kranken zur Aufgabe gemacht hatte (Gallia christiana nova XVI, 1865, Sp. 187). Auch Turoldus mag die Gastfreundschaft der adligen Herren genossen haben. Zurückzunehmen ist die Vorgesch. S. 117 (Anm. 9) über die Lage des Orts geäußerte Vermutung. Daß Saint-Antoine V. 1581 wirklich in der Rhône-Gegend zu suchen ist, das zeigen die folgenden Verse:

Puis vait ferir un riche conte A u s t o r i e
Ki tint V a l e n c e et l'onor sur le R o s n e.

Des Dichters Phantasie ist im Süden; die *Rosne* mit provenzalischem *s*, Valence unweit von Saint-Antoine, endlich der Troubadourname *Austoire*. — Wie wenig Saint-Antoine damals und noch später in Frankreich bekannt war, das beweist schlagend der Umstand, das keins der späteren Epen, die doch zum größten Teil in Kenntnis, zum großen Teil in enger Abhängigkeit vom Roland geschrieben sind, das Saint-Antoine von 1581 übernehmen (vgl. Langlois, Table 319. 580). Bedeutsam erinnert *Guiun de seint Antonie* an den Namen des Ritters, dem die Gründung von Saint-Antoine zu danken war; über diesen Guido, der bis gegen 1095 die Reliquien des heiligen Antonius mit sich herumführte, auf Reisen und in Kriegen als sichersten Schutz, vergleiche man Migne, Patrol. latina, Tom. 151, Sp. 159. — Auch hier also ein Detail, das in Nordfrankreich nicht bekannt sein konnte.

Unweit der Rhône, zwischen Valence und dem gleich zu behandelnden Viviers liegt M a r s a n n e. In *Marsune* V. 2994

(— Il le cunquist e s g u e z d e s u z Marsune,
Sin getat mort Malpalin de N e r b o n e —)

hat Liebrecht (Zs. f. rom. Phil. IV 372) Mont-de-Marsan vermutet. Aber die Stadt ist nach der Grande Encycl. XXIV S. 179 erst 1144 erbaut. Gibt man schon zu, daß der Zwang der Assonanz die Vertauschung von *a* und *o* veranlaßt hat (und

in Maruse 3257 für das zur Kreuzzugszeit bekannt gewordene Marras haben wir in der Tat etwas Entsprechendes), so hat man vielmehr an Marsanne über der Rhône zu denken; es liegt noch näher an Narbonne als der westliche Konkurrent. Wir hätten dann eine Erinnerung mehr an die Romreise des Rolanddichters. Für unsere Annahme spricht Aymeri de Narbonne, V. 2381:

Et de Marsone de ci en Viennois.

Der Zusammenhang führt auf unser Marsanne, und auch der Herausgeber Demaison vermutet (Tom. II, S. 270) diesen Ort in *Marsone* — „Marsanne (*Marsana* in einer Urkunde von 1178) était une terre patrimoniale des comtes de Valentinois" (Dict. topogr. du dép. de la Drôme, réd. par Brun-Durand, 1891, S. 208). „Une famille noble de ce nom a existé dans le Valentinois" (Gr. Encycl. XXIII 302). Eine Gräfin von Marsanne, zur Zeit des Rolanddichters, wird von Mas Latrie, Trésor de chronologie, 1889, Sp. 1692 erwähnt. — Bemerkt sei, daß Namen wie *Marson* (im Département de la Drôme allein zweimal vorkommend, s. Dict. topogr. S. 209; doch auch sonst — z. B.: iste obsidionem Marsonis fecit, Bouquet XI 170 B) die Form im Rolandsepos mit erklären helfen.

Von Valence südlich führt die Rhône-Straße nach Viviers. Der unbedeutende Ort war Sitz eines Bistums und gab zugleich einer Grafschaft ihren Namen, die zu jener Zeit nicht zu Frankreich gehörte (Longnon, Atlas historique, Texte I, 1907, S. 224, Anm. 1). Im Norden des Königreichs muß damals der Name Viviers völlig unbekannt gewesen sein. Zu nahe lag für Kopisten und Nachdichter die Gefahr, den Namen zu verderben, im besonderen ihn in Anlehnung an *riviere* und gleichlautende Ortsnamen umzudeuten. Vielleicht schon in einer Vorlage von O war *Viviers* zu *Riviers* (so lesen Gautier, Paris, Stengel) geworden, was dann in O weiter zu *Runers* verunstaltet worden ist.[13])

Daß Turoldus wirklich Viviers im Sinn gehabt hat, dafür spricht einmal der Wortlaut des Rolandtextes (O 2209):

Ki tint la marche del val de Runers.

Viviers war in der Tat nicht nur eine Grafschaft, vielmehr im besonderen auch eine Mark, war Grenzland einst Frankreichs (Longnon, Texte 83), dann Deutschlands—Burgunds; unsere Verse 2208 f. sind den andern 1891 f. an die Seite zu stellen, wo auch eine historisch greifbare Herrschaft, Burgund mit Dijon und Beaune, dem Bevon zuerteilt wird. Daß Reinier 2208 als *duc* bezeichnet wird, spricht nicht gegen unsere Annahme; die Titulaturen werden vom Rolandsdichter wie überhaupt in jener Zeit nicht konsequent gebraucht.

---

[13]) Diese Zs. XXXVII[1], S. 124 oben steht *Riviers* versehentlich statt *Runers.*

Noch mehr wird unsere These, daß *Riviers* für Viviers steht, durch ein frappantes Analogon in ‚La mort de Garin le Loherain‘ (publ. par Édélestand du Méril, Paris 1846) gestützt. Dort wird ein Kriegszug das Saône-Rhône-Tal herunter geschildert. Über Lyon geht es nach Valence. Dann heißt es weiter V. 4108 f.:

A Pierrelate li bers Gautiers en-vint
Et vers Rivierz li bers Guichars ganchist.

Zu V. 4109 bemerkt Wilke 49: „Das Rivierz . . . ist nicht genau zu bestimmen. Ein Ribiers, das vielleicht damit gemeint sein könnte, liegt im südlichsten Zipfel des Departements Hautes-Alpes, östlich von Pierrelatte.“ Dieses Ribiers ist, nach der bündigen Erwähnung in der Grande Encyclopédie zu schließen, ein Ort ohne jede ältere Geschichte, an keiner großen Straße gelegen. Im Zusammenhang unserer Stelle kann nur Viviers gemeint sein, das an der Rhône, dicht bei dem ebenfalls erwähnten Pierrelatte liegt.[14]) Auch hier also ist ein richtiges Viviers zu Rivierz verderbt worden. Daß Turoldus Viviers als Hauptort

---

[14]) Derselbe, topographisch so gut bewanderte Dichter kennt ja auch einen Acart de Viviers (Li romans de Garin le Loherain, publ. par P. Paris, Vol. I, 1833, S. 293):

li Borgoins Auberis,
Si vint Acars de V i v i e r s et Gondrins,
De P i e r e l a t e Fouqueres li petis
Et d'Auvignon Aleaumes li floris...

Die Zusammenstellung mit dem benachbarten Pierrelatte und mit Avignon ist sicherer Beweis dafür, daß nur Viviers das richtige sein kann. Aber unter den Händen ortsunkundiger Kopisten bezw. Nachdichter ist dann der seltene Name gerade wie im Roland verderbt worden; aus dem Acart de Viviers wird ein Achart de Riviers (Mort Garin 191), Aquart de Niviers (Aye d'Avignon, publ. p. Guessard et P. Meyer, Paris 1861, S. 28), Achart von Nevers (Garin le Loherain I 120). Mit Recht vermutet Langlois (Table des noms propres..., Paris 1904, S. 4, Anm. 1): „Achart, de Nevers, Achart de Riviers, Acart de Viviers, semblent désigner dans les *Lorrains* un même personnage.“

Derselbe *Acharz de Vivier* begegnet in ‚Aymeri de Narbonne' (publ. par L. Demaison, Tom. II, Paris 1887) 1492. Eine der 5 Hdschr. (A 2) hat auch hier wieder *Rivier*, und diese Lesart, nach Demaison (Tom. II, S. 276), „quoique isolée, est peut-être préférable .... Le lieu de Rivier, mentionné dans plusieurs chansons de geste, paraît correspondre à une portion de l'ancien diocèse de Cologne.“ Gegen diese Annahme spricht nicht nur das Urteil, das Demaison selbst über den Wert der Handschrift A^2 fällt (I S. LXIII: „Le ms. A^2 est l'œuvre d'un copiste qui a eu un bon texte sous les yeux, mais qui trop souvent a fait preuve de distraction et de négligence“), sondern auch der Zusammenhang der Stelle. Es handelt sich um Boten, die Aymeri von N a r b o n n e aus nach Pavia schickt, und da liegt Viviers so nah, und die vage Gegend in Deutschland so fern. — Ausschlaggebend ist eine andere Stelle bei demselben Bertrand de Bar-sur-Aube. Im Girart de Vienne (Le roman de Girard de Viane, Reims 1850, S. 103) wird Oliviers Ankunft geschildert:

Garins li anfès a saisi le destrier,
Li fils Richart de Laual de Vivier.
Ses cosins iert...

einer Mark, im Tal *(le val)*, nämlich der Rhône, gelegen, kennt, ist neben anderen ein wichtiges Argument dafür, daß er selbst einmal durch jene Gegend gereist ist. —

Von Viviers südlich liegt, unweit der Rhône, ein berühmter Wallfahrtsort, St.-Gilles. Man weiß, welche Rolle der Rolanddichter dem heiligen Ägidius zuweist. Die Worte *por qui deus fait vertuz* (V. 2096) können wie eine Reiseerinnerung gedeutet werden an die irdische Ruhestätte des Heiligen, an der noch immer Wunder geschehen. „È a S.-Gilles medesimo che i miracoli vogliono collocarsi,“ sagt auch Pio Rajna mit Bezug auf obige Stelle (Archivio storico italiano, Serie 4, Tom. 19, 1887, S. 51, Anm. 2).[15])

Wenn wir im vorigen eine Reihe von Orten aufgeführt haben, die sich zu einem Itinerar zusammenfügen, so sei ausdrücklich betont, daß keineswegs die Anwesenheit des Turoldus an jedem dieser Punkte als sicher hingestellt werden soll. Er kann sehr wohl nur in die Nähe der Orte gekommen sein, die ihm beim Dichten eingefallen sind. Das einzelne als solches ist nicht beweiskräftig, das geben wir zu, aber die Gesamtheit der Indizien spricht dafür, daß Turoldus wirklich im Süden gewesen ist. Man darf nicht vergessen, daß die Normandie in den ersten Jahren des 12. Jahrhunderts noch ein politisches Eigenleben führte, daß keinerlei Beziehungen zu der Rhône- und Saônegegend bestanden. Gehörten doch die in Betracht kommenden Gebiete von Lyon ab südlich damals gar nicht zu Frankreich. Man wird einwenden, daß Rompilger dem Turoldus von jenen Orten erzählen konnten. Solche Namen pflegen doch wenig im Gedächtnis des Hörenden zu haften, nicht so stark, als daß sie sich beim Konzipieren einer Dichtung aufdrängten. — Man darf

---

Hier liegt direkte Abhängigkeit von Roland 2209 *et le val de Viviers* vor; Bertrand ist ja mit diesem Epos durchaus vertraut (Gröber, Grundriß II 1, 1902, S. 558 f.). Danach scheint der *gentil clerc* an unserer Rolandstelle noch Viviers gelesen zu haben, oder aber, er hat eine schon falsche Lesart berichtigt. Jedenfalls zeigt die verwandschaftliche Beziehung zu Olivier deutlich, daß Bertrand die Herkunft Oliviers aus Vivier im Auge hatte.

[15]) Ist Turoldus nach St.-Gilles gekommen, dann wird er den Kirchhof Aliscans bei Arles nicht unbesucht gelassen haben. Es sei beiläufig angemerkt, daß sich unter den Sarkophagen damals einer mit der Aufschrift *Rotlan|dus* befunden hat (Edmond Le Blant: Étude sur les sarcophages chrétiens antiques de la ville d'Arles, Paris 1878, S. 66). Das könnte für den Übersetzer der Karlamagnussaga zum mittelbaren oder unmittelbaren Anlaß geworden sein, Rolands Grab nach Aliscans zu verlegen. Wenn Turoldus vor jenem Sarg gestanden hat, so wird auch er zunächst an den Helden Roland und nicht an den längst vergessenen Erzbischof Roland von Arles († 869) gedacht haben, der vielleicht unter dem Stein schlummerte. Erst die Reise nach Spanien hat dann wohl Turoldus später über die wirkiche Ruhestätte des Rolands informiert, dem er durch seines Liedes lMacht zu unsterblichem Ruhm verhelfen sollte.

das Rolandlied nicht mit Epen vergleichen, die um ein Jahrhundert später verfaßt sind; bis dahin haben sich die politischen und die Verkehrsverhältnisse völlig verändert, hat sich eine literarische Tradition für die französische chanson de geste herausgebildet. Und endlich darf man das Rolandlied nicht in eine Reihe stellen mit Epen, die im Süden, im Osten Frankreichs ihren Schauplatz haben. Da sind Ortsnamen aus jenen Gegenden nicht weiter befremdlich. Aber man weise ein Werk der doch weitschichtigen (natürlich noch lateinischen) normannischen Literatur aus der Rolandszeit auf, in dem eine Reihe solcher für die Haupthandlung gar nicht nötiger Ortsnamen wie bei Turoldus begegneten! — Wenn z. B. Demaison aus den ausgiebigen und genauen geographischen Angaben im Aymeri de Narbonne den Schluß zieht: „Bertrand de Bar-sur-Aube devait avoir beaucoup voyagé. On ne saurait s'expliquer autrement la variété et l'étendue de ses connaissances topographiques" (I S. CLXII), so muß eine entsprechende Folgerung auch für das Rolandsepos erlaubt sein.

Aber die erwähnten Ortsnamen stehen ja gar nicht allein; noch manches andere außer ihnen weist darauf hin, daß sich der Rolanddichter im Süden aufgehalten hat. Vielleicht vom Provenzalischen beeinflußt ist die Form *Rosne* (Schwan-Behrens, Grammatik des Altfranzös., 8. Aufl., Leipzig 1909, S. 79, § 120 A), sind *elme* und *osberc* (Gaston Paris, Extraits de la Chanson de Roland, 10 éd., Paris 1909, S. 55), ist *olive*, wenn das Lehnwort nicht biblischer Provenienz (vgl. diese Zs. XXXVI[1], S. 77); dazu kann man *Ebire* für Epirus stellen (diese Zs. XXXVII[1], S. 272). Diese Provinzialismen können einzeln auch ohne Annahme einer Anwesenheit des Dichters im Süden wahrscheinlich gemacht werden, in ihrer Häufung erklären sie sich doch am zwanglosesten, wenn solcher Aufenthalt stattgefunden hat. Denn dafür sprechen nicht zum wenigsten einige Personennamen unseres Liedes. Zunächst *Austorie*, der Herr von Valence. Nicht weniger als vier Troubadours dieses Namens führt Chevalier in seinem Répertoire des sources hist. du moyen âge, Bio-Bibliographie, Nouv. éd., I, Paris 1905, Sp. 389 auf; im Norden kommt der Name nicht vor. — Nach dem Süden weist auch *Jozeran*, der demgemäß 3007 *de Provence* zubenannt wird. 3 Männer dieses Namens führt Chevalier (a. a. O. Sp. 1302) auf, einen Abt von Vienne, einen Bischof von Lyon, einen Heiligen von Cruas, das dicht bei dem oben erwähnten Marsanne liegt. Es ist also die Gegend, von der wir so viel gesprochen haben. Jozeran führt nach V. 3067 die Kontingente von Poitou und Auvergne. Er wird in enger Verbindung mit Naimes als Heerordner genannt (3024. 3044 f. 3075). Und auch Naimes ist aus dem Süden. Mit Unrecht wird die Etymologie *n'Aimes* von O. Schulz (Zs. f. rom. Phil. XVIII, 1894, S. 126 ff.) bestritten. Das Wenige, was er

zur Stütze der Etymologie *Namo* beibringt, ist weit hergeholt. Die Namen, die Turoldus seinen Frankenhelden gibt, sind alle gut bezeugt und gangbar. Der Name Haymo ist damals von erdrückender Häufigkeit, Naimes kommt nirgends vor. Die Analogie des katalanischen *Sebre* aus *su Ebru* 2465 kommt dem *n'Aimes* zu Hilfe. Wir dürfen auch in der von Turoldus gewählten Namensform den Einfluß eines Aufenthalts im Süden erkennen.

In Kenntnis des Rolandslieds bringt zuerst die Historia regum Francorum monasterii Sancti Dionysii (hrsg. von G. Waitz, Monumenta Germ., Script. IX, S. 395—406) den Namen Naimo: „a Naimone duce Wascono et Albuino delicioso bene consulati sunt," heißt es von den Franken, S. 400. Wenn Naimes *dux Wasconus* genannt wird, so hat der Verfasser wohl das Südfranzösische des Namens gefühlt und aus der richtigen Etymologie auf die Heimat des Herzogs geschlossen.

Nach Waitz (Neues Archiv d. Gesellsch. f. ältere deutsche Geschichtskunde VII, 1882, S. 390) „fehlt jeder Anhalt," unser Werk „in eine andere Zeit zu setzen, als auf die der Schluß hindeutet. Es ist nichts in dem Text der Historia enthalten, was nicht am Anfang des 12. Jahrhunderts geschrieben sein könnte." Die Historia reicht aber bis zum Jahre 1108, und da ihr Verfasser den Roland kennt,[16]) so kommen wir auch von hier aus zu dem *terminus ante quem* für Abfassung unseres Epos, den wir andrerorts aufgestellt haben (vgl. diese Zs. XXXVII[1], S. 272).

Soviel von der Reise nach Italien. Wir behaupten, Ortsnamen entlegenster Art, wie Beaune, Valence, Saint-Antoine (eben erst gegründet!), Marsanne, Viviers, zusammen mit Personennamen wie Austories, *n'Aimes*, mit sonstigen Provinzialismen, mit solch bedeutsamen Details wie den *Guiun de Saint-Antonie* und einem andern noch nicht beachteten — Turoldus findet einen *Oliverus* in seiner Vorlage, dem Carmen, und muß ihm eine Heimat andichten; da wählt er bezeichnenderweise die Gegend, wo im Rhônetal den Reisenden die ersten Oliven

---

[16]) Das näher auszuführen ist hier nicht der Ort. Es ist von höchstem Reiz, in der ‚Historia' den Kaiser Karl des Rolandsliedes wiederzufinden, den Zerschmetterling mit dem eigenartigen Nebeneinander von Machtfülle und Hilflosigkeit: „Qui *sublimatus super omnes gentes, quas adiutorio et labore Francorum sibi subiecerat*, dum moratur Aquisgrani, Albuinum ducem Francorum atque Naimonem primicerium Wasconumque ducem ad se in conclavi evocat" (a. a. O. S. 400). Die Ratgeber halten dem Kaiser vor, was er den Franken verdanke: „Domine rex, desine hoc a Francis querere, quia illorum auxilio et labore regna vicisti omnia." Als Karl von dem Nahen eines feindlichen Heeres hört, „mente consternatus est" und hilflos gibt er den Ratgebern zu: „Deliqui; date consilium, quid agam?" — Bezeichnenderweise ist diese „fabelhafte Geschichte" von Albuinus und Naimo schon in einer wenig späteren Überarbeitung der Historia absichtlich ausgelassen worden (Waitz, Archiv VII 387).

grüßen! — das alles im Verein, so sagen wir, läßt keine andere Erklärung zu als die: Turoldus ist im Süden gewesen. Sind nun Erinnerungen an Italien selbst im Rolandsepos erkennbar verblieben?

Turoldus kennt den *Mons gaudii* (Monte Mario) vor Rom. Gleich wird man sagen, der Name sei durch die zahlreichen Rompilger allgemein bekannt geworden. Das wagen wir zu bezweifeln. Zunächst macht man sich über die Zahl der Romreisenden, soweit die Normandie und der Beginn des 12. Jahrhunderts in Betracht kommt, leicht übertriebene Vorstellungen. Man vergißt, daß das normannisch-englische Reich wie in politischer so auch in kirchlich-religiöser Beziehung lange Jahre hindurch eine Art Sonderleben geführt hatte. Und wenn es natürlich auch während dieser Zeit an Romreisenden nicht völlig gefehlt hat, so ist doch die Wahrscheinlichkeit gering, daß durch sie ein Name wie der unseres Berges zum Gemeingut der Gebildeten geworden und in unser Epos hereingekommen ist. Dann müßte er in der zeitgenössischen lateinischen Literatur, soweit sie in Betracht zu ziehen ist, des öfteren vorkommen, und das ist nicht der Fall.

Man könnte einwenden, *Munjoie* sei doch das Feldgeschrei der Franzosen gewesen und daher dem Rolandsdichter ohne weiteres bekannt. „... le cri antique et traditionnel depuis Charlemagne était *Monjoie!*", so gibt Gautier (Chanson de Roland, 24 éd., Tours 1899, S. 280, Anm. zu V. 3095) Marius Sépet's Ansicht wieder, und noch kürzlich hat Leo J o r d a n (Germ.-rom. Monatsschr. I. 1909, Z. 331) wiederholt: „*Monjoie* war der Kriegsruf der französischen Könige."

Nur schade, daß wir nirgends sonstwo von solchem Feldgeschrei hören. Im Rolandsepos wird zuerst die Behauptung aufgestellt (V. 1234):

> Munjoie escrïet, ç o's t l'e n s e i g n e C a r l u n;

vgl. 1973 f.:

> L'enseigne Carle n'i volt mïe ublïer,
> Munjoie escrïet ...

Ç'ost l'enseigne Carlun 1234 sieht wie eine Erklärung aus, die der Dichter seinen Hörern geben zu müssen glaubt, wo er zum erstenmal das Feldgeschrei erwähnt.

Nach dem Rolandsepos und augenscheinlich in Abhängigkeit davon erzählt dann Ordericus Vitalis (Hist. eccles. XII 12; ed. Le Prevost, Tom. IV, 1852, S. 341) zum Jahre 1119: *Meum gaudium, quod Francorum signum est, versa vice clamaverunt.*

Ordericus macht sich seine Etymologie nach der Schreibung Munjoie im Rld. zurecht; von dem *Mons gaudii* vor Rom ist ihm augenscheinlich nichts bekannt.

Und doch liegt ein *M o n s g a u d i i* dem französischen Munjoie zugrunde, das wird ziemlich allgemein zugegeben (z. B.

von Marius Sépet, Nyrop, zuletzt Leo Jordan). Wie kommt aber Turoldus darauf, gerade einen Bergesnamen zum Feldgeschrei Karls und der Franken zu stempeln? Nyrop hat Recht, wenn er (Storia dell' epopea francese, trad. di Eg. Gorra, Torino 1888, Anm. 2 zu S. 95) Munjoie in eine Reihe setzt mit anderen Ortsnamen, die zum Feldgeschrei geworden sind.[17]) Er irrt jedoch, wenn er, ohne sicheren Anhalt, den *Mons gaudii* in Frankreich sucht.

Daß Munjoie im Rld. mit Rom und nichts weiterem in Beziehung zu setzen ist, wird durch die V. 3093 ff. außer Zweifel gestellt:

Saint Piere fut, si aveit num Romaine,

so heißt es von Karls Banner. Dasselbe wird dann in eins gesetzt mit dem Feldgeschrei Munjoie, was wie ein nachträglicher, uns Heutigen wenig einleuchtender Erklärungsversuch aussieht. Zum Verständnis sei die oben zitierte Stelle bei Ordericus herangezogen: das Feldgeschrei der Engländer ist *Regale*, was der Herausgeber, Le Prevost, wohl mit Recht als ‚Königsbanner' deutet. Wie hier der Name der Standarte Feldgeschrei wird, so ist im Roland das Feldgeschrei nachträglich auf den Namen der Standarte bezogen, zum Namen des Banners geworden:

Mais de Munjoie iloec out pris eschange.

Der Doppelsinn von *enseigne* (V. 707. 1578. 3308 = Banner, 1179. 1793 = Feldgeschrei) schlägt die Brücke; und noch tieferen Doppelsinn bietet die Geschichte.

Munjoie steht als dichterische Metapher für die Stadt, bei der dieser Berg liegt (vgl. Zion für Jerusalem). Die Parole heißt „Rom!" Das will sagen: Für Christentum, mit dem Segen des Apostelnachfolgers. Turoldus hat dies Feldgeschrei kraft dichterischer Vollmacht dem großen Karl in den Mund gelegt, es also frei erfunden, allenfalls in Anlehnung an eine bei irgend einer Gelegenheit damals vorübergehend aufgetauchte Parole. Unser Bischof, als ein der Geschichte nicht Unkundiger, faßte in dem einen Wort bedeutsam eine Reihe historischer Fakten zusammen: vom Papst in Rom hatte Karl sein Banner empfangen, unter dem *vexillum Sancti Petri* und mit dem Segen des Papstes war England von den Normannen erobert worden, *ad oes saint Pierre*, mit dem Banner, das ihm der Papst in Rom feierlich überreicht hatte, war Hugo von Vermandois, der Bruder des französischen Königs, auf den Kreuzzug gegangen. — Und nicht nur akademischer Rückblick war die von Turoldus formulierte Parole, sondern von der größten Aktualität. Als er sein Epos dichtete, war der Papst gefeierter Gast und Freund Frankreichs,

[17]) Noch beweiskräftiger als die Beispiele aus den Epen wird eins aus der Geschichte des 1. Kreuzzugs sein: „acclamata *Tolosa*, quod erat signum clamoris comiti" (Raymund d'Aguilers, Recueil d. hist. d. crois., Hist. occ. III, S. 237).

ein Mahner zugleich zu neuem Kreuzzugseifer; darum die Devise: Rom und Frankreich! Munjoie!

Genug, *Munjoie* = *Mons gaudii* im Rolandslied ist neben anderm ein Indizium dafür, daß der Dichter in Rom war, gerade so wie Suger, der außer Turoldus noch als einziger im Frankreich des 12. Jahrhunderts den Ortsnamen bietet.

Der Rolanddichter kennt aber, wie den Monte Mario, so die Gegend um Rom, die Romagna (V. 2326). Auch dieser Landschaftsname kann damals unter den Gebildeten Frankreichs keineswegs gang und gäbe gewesen sein. In der zeitgenössischen Literatur lassen sich wenigstens keine weiteren Belege beibringen. Der Franzose Tudebod gebraucht z. B. Romaniam (Recueil des historiens des croisades, Hist. occid., III, Paris 1866, S. 11) für Kleinasien. Daß in späteren Epen die Romagna öfter genannt wird (s. die betr. Stellen bei Langlois, Table 571), besagt wiederum nichts für unsere Zeit. Einmal werden viele dieser Erwähnungen unmittelbar aufs Rolandsepos zurückgehen, und dann wachsen die Beziehungen zu Rom und die Reisen dorthin im Laufe des 12. Jahrhunderts ums Vielfache. Man muß sich hüten, die Verhältnisse von 1200 einfach auf die Zeit um 1100 zu übertragen.

Wenig bedeuten will, bei den Beziehungen der Normannen zu Unteritalien, daß Apulien und Calabrien V. 371 und die *Puillain* 2923 vorkommen. Bemerkenswerter schon ist die Erwähnung von Palerne 2923. Denn dort lag des Turoldus großer Vorgänger auf dem Bischofsstuhl, Odo, *Bajocensis tyrannus* (Ordericus Vitalis, Hist. eccl. X 4; Tom. IV, S. 17 f.) begraben. Und endlich bleibt noch eine italienische Stadt anzuführen: *Sorence* 3783. 3915 soll doch wohl auf Sorrento gehen. Es war seit 1059 Sitz eines Erzbischofs (Chevalier, Répertoire, Topo-bibl. II, 1903, Sp. 2990). Auf steilen Felsen liegt es über dem blauen Meer. Ein *castel* wird die Felsen gekrönt haben. Es soll nicht behauptet werden, der Rolanddichter habe auf der Reise das Schloß liegen sehen; daß eine damals so wenig bekannte Stadt wie Sorrent überhaupt in seinen Gesichtskreis getreten ist, erklärt sich zwanglos, wenn Turoldus in Italien war. Die Endung des Ortsnamens ist natürlich durch die zahlreichen Namen auf *ence* (im Rld. Valence 1583, Provence 2325, 3007, 3916; Maience 3008 beeinflußt worden.

Für ein Epos, das Spanien und Frankreich zum Schauplatz hat, bietet das Rolandslied nicht wenig italienische Namen, die am zwanglosesten als Erinnerungen an eine Italienreise des Dichters ihre Erklärung finden. —

Turoldus stellt sich dem päpstlichen Gericht. In drei Punkten wird er schuldig befunden: 1. Er muß selbst zugeben, daß ihm die *canonica electio*, in den Augen der Reformer Grundbedingung ür Antritt des Bischofamts, gefehlt hat; allein der weltlichen

Gewalt verdankt er seine Stellung.[18]) 2. Er kann nicht leugnen, daß er vom Neophyten gleich zum Diakon aufgerückt ist, daß er also die dazwischen liegenden *ordines minores* übersprungen und den Rang des Diakons, in Bayeux den höchsten nach dem Bischof, *extra tempora* erhalten hat, auch das entgegen den kirchlichen Verordnungen.[19]) 3. Was die Belehnung mit den *temporalia* des Bistums anlangt, so hat Turoldus während der Zeit, wo Heinrich der Beauclerc Bayeux besetzt hielt (Freeman, The reign of William Rufus, II 368. 413), dem englischen König sein Wort gegeben: er werde sein Bistum nicht vom Grafen Robert zu Lehen nehmen.[20]) Nachdem der letztere seit 1101 auch von Heinrich in seinem normannischen Besitz anerkannt war, fehlte dem Turoldus der Rechtstitel auf die weltlichen Besitzungen seines Stuhls.

Das Verdikt lautet aus obigen Gründen auf Absetzung.[21]) Laut weinend wirft sich Turoldus dem Papst zu Füßen und bittet um Aufschub.[22]) Paschalis billigt ihm, „aus der Fülle päpstlichen Erbarmens", eine Frist von einem Jahr zu, *ne tanto confusus obprobrio uir in terra sua potens et nobilis sic in patriam remearet.* Turoldus konnte während dieser Zeit wenigstens den Versuch machen, sich mit seinem Kapitel auszusöhnen und

---

[18]) se quidem non electum a clero. non expetitum a populo. per secularem potestatem aecclesiam obtinuisse confessus est (Morin, Lettre inédite de Pascal II, in: Revue d'hist. ecclés. V, 1904, S. 284).

[19]) diaconi etiam officium quod non nisi certis licet temporibus extra eadem tempora accepisse se non negauit. Caeteros etiam minores ordines qui distinctis ordinibus distribui praecipiuntur. simul usurpasse asseruit; Cum nuper ex curialibus assumptus officiis. aecclesiam incessisset; Quibus nimirum euentis . patuit eum tunc temporis neophiti quoque [non] caruisse flagitio (Morin 284 f.).

[20]) pro fide etiam non accipiendi a normannorum comite honoris aecclesiastici ante conspectum anglici regis data (Morin 285).

[21]) Pro his omnibus ... depositionis in eum erat promenda sententia (Morin 285).

[22]) cum flens et eiulans. terrae consternatus indutias flagitauit (Morin 285).

Unsere Szene wirft einiges neue Licht auf die mehrfach erörterte Frage der vielen Tränen des Rolandsepos (vgl. diese Zs. XXXVI[1], S. 83 f.). Turoldus selbst hat sich der Tränen nicht geschämt, wenn auch der größte Teil der Tränen in seiner Dichtung literarischer Provenienz ist.

„Mich reut die Träne nicht, die mir entflossen
Bei fremdem Schmerze wie bei eignem Weh,
Wo andre männlicher ihr Herz verschlossen
Und kühler standen auf des Glaubens Höh';
Und ist's noch menschlich, daß der Menschheit Jammer
Mein Aug' mir feuchtet und mein Herze bricht:
Auch Jesus weint' an einer Grabeskammer;
— Es reut mich nicht."

Diese Verse eines schon oben (XXXVII[1], S. 112) zitierten Gedichts („Es reut mich nicht," in: Karl Gerok, Palmblätter, 14. A., Stuttg., Leipzig 1869, S. 99—101) sind wie aus des Turoldus Herzen geschrieben.

nachträglich dessen Zustimmung zu seiner Wahl zu erlangen. Und König Heinrich, der unserm Bischof jenes eidliche Versprechen abgenommen hatte, das ihn bei den veränderten politischen Verhältnissen in so schwierige Lage versetzen mußte, König Heinrich würde schwerlich Anstand nehmen, dem Turoldus sein Wort zurückzugeben.

So ähnlich mögen die Hoffnungen und Erwägungen gewesen sein, aus denen heraus der Urteilsaufschub erbeten und bewilligt wurde. Es wird unserm Bischof nicht an Fürsprache gefehlt haben. Wenn er rechtzeitig in Rom gewesen ist, so mag der milde, heilige Anselm für den Wohltäter seines früheren Klosters Le Bec ein begütigendes Wort eingelegt haben. Und schon vor dem englischen Primas war der Unterhändler des Königs Heinrich, Wilhelm, eingetroffen und hatte nach Kräften und nicht ohne Erfolg für die Sache seines Herrn gewirkt (Eadmerus, Historia nov., S. 152 f.). Auch von daher mag dem Turoldus moralische Unterstützung zuteil geworden sein.

Genug, unser Bischof erhält eine Rechtfertigungsfrist bis zum 1. Oktober 1104[23]) und macht sich wieder auf die Reise.

Die vielerlei wichtigen Ereignisse der nächsten Jahre und wie es zur Abdankung des Turoldus kam, wollen wir im nächsten Artikel erörtern. Nur auf einen Umstand sei zum Schluß noch hingewiesen als für die Persönlichkeit unseres Bischofs sehr bezeichnend. Der Papstbrief vom 8. Oktober 1104 ist an die Gegner des Turoldus gerichtet; er wird darin als schuldig befunden und für abgesetzt erklärt. Es liegt also kein Grund vor, den Verurteilten irgendwie zu schonen, im Gegenteil, der Briefschreiber wird alles herangezogen haben, was die Strafe als verdient erscheinen lassen mußte. Und doch ist keine Rede von irgendwelchen Vergehungen oder daß Turoldus des Bischofsamtes unwürdig wäre; es sind Formalien seiner Ernennung zum Diakon, seiner Wahl zum Bischof, die ihm seine Gegner allein zur Last gelegt haben, dazu kommt als ausschlaggebend für seine Verurteilung das unentschuldigte Ausbleiben am festgesetzten Termin, das wir noch zu erklären haben werden. Das Schweigen des Paschalis bestätigt also, was wir auch sonst über des Turoldus Charakter erfahren: er war adlig nicht nur von Geburt, sondern vornehm auch von Gesinnung; selbst seine Gegner können ihm nichts Schlechtes, nichts Gemeines nachsagen.

D a r m s t a d t. WILHELM TAVERNIER.

---

[23]) Iurauit itaque se in proximis kl. octobribus . . . romanae audientiae praesentandum.

Materialien zu einer Syntax des Waatländischen.

Noch immer wird der Erforschung der Mundartensyntax auf romanischem Gebiete nicht die Arbeit zugewendet, die sie verdiente. Das ist in mancherlei Hinsicht zu bedauern. Denn wir begeben uns durch Verzicht auf syntaktische Charakterisierung eines der wichtigsten Hilfsmittel zur Bestimmung der individuellen Eigenart einer Mundart. Eine Mundart trägt nicht nur in lautlicher, sondern auch in syntaktischer Beziehung ein ganz bestimmt „persönlich“ ausgeprägtes Antlitz. Über die syntaktischen Characteristica der einzelnen Mundarten fehlt es noch ganz an Untersuchungen. Sind zum Beispiel schon die lothringischen und die benachbarten franchecomtéischen Mundarten in der Syntax voneinander merkbar verschieden, so wird der Unterschied enorm, wenn wir zum Beispiel das Waatländische mit dem Lothringischen vergleichen.

Der Aufgabe, zu der im letzten Grunde alle Mundartenforschung hinstrebt, einen Beitrag zu liefern zur seelischen Eigenart einer bestimmten Menschengruppe, wird der auf syntaktischem und stilistischem Gebiete Forschende und der Literarhistoriker näher treten als der Phonetiker.

Von Untersuchungen, die sich speziell mit französischer Mundartensyntax befassen, können wir, wenn wir von den größere Gebiete überspannenden bekannten Arbeiten Toblers, Meyer-Lübke's und Ebelings absehen, eigentlich nur auf G. Dobschalls treffliche Dissertation *(Wortfügung im Patois von Bournois)*, auf Herzogs *Neufranzösische Dialekttexte* (Einleitung) und desselben Verfassers *Materialien zu einer neuprovenzalischen Syntax* hinweisen. Gerade die letztere Sammlung, die jeder, der sich um das Verständnis neuprovenzalischer Texte bemüht, immer wieder zur Hand nehmen muß, zeigt, wie nötig solche Sammlungen sind. So wird man es vielleicht nicht ganz abweisen, wenn hier ein lokal eng begrenztes Gebiet auf syntaktische Erscheinungen ein wenig abgesucht wird. Ähnliche Sammlungen, wie ich sie hier in ganz bescheidenem Umfange aus Jahrgängen des *Conteur Vaudois* vorlege, scheinen auch nach

neueren Veröffentlichungen Tappolets im *Bull. du Gloss. d. pat. d. l. Suisse rom.*, im Bureau des Glossaire in Zürich zu liegen. Möchte die Decke über den Schätzen des Glossaire bald gelüftet werden. Einstweilen schadet es nichts, wenn wir uns hier und dort in den Ausführungen begegnen, denn in syntaktischen Fragen und erst recht in stilistischen sehen vier Beobachteraugen oft ganz verschiedene Dinge.

Die Patoisstücke im *Conteur Vaudois* sind nicht alle einheitlich in bezug auf die Sprache; hier und da treffen wir Erzählungen im Patois des Jorat, seltener auch Artikel, die in der Md. der Freiburger Berge oder des Berner Jura abgefaßt sind. Und dann sind auch die Stücke aus dem Waatlande selbst ihrer Sprache nach nicht durchaus gleichförmig; Denéréaz, der seit 1876 Mitarbeiter am C. V. war, schrieb anders als Favrat, und Marc à Louis von heute hat wieder einen anderen Stil als Mérine; bei genauem Hinhören kann man die charakteristischen Töne der einzelnen Verfasser wohl unterscheiden. Im großen und ganzen aber wird man nicht fehlgehen, wenn man die in den Stücken des *Conteur Vaudois* auftretenden syntaktischen Eigentümlichkeiten als spezifisch waatländische ansieht.

Möge der fragmentarische Charakter dieser Materialien nicht zu abschreckend wirken; mögen da, wo gleichartiges in anderem Zusammenhange vielleicht reichlicher belegt und besser erläutert wird, diese Vorbemerkungen nicht ganz unbeachtet bleiben.

1. Wiederholung und Pleonasmus.

In seinen *Problemen der romanischen Syntax* (S. 113 f.) hat Ebeling ausführlich die merkwürdige Ausdrucksweise besprochen, der wir in dem Deutschen ‚regnen regnets heute nicht' begegnen und er hat die verschiedenen Arten dieser Erscheinung mit reichlichen Beispielen aus den romanischen Sprachen belegt. Wenn ich hier dieser Erscheinung noch einmal etwas nachgehe, so geschieht es nur, um einige Nuancen zu erwähnen, die im Waatländischen besonders beliebt sind. Gerade die Hervorhebung lokal bevorzugter Formen ist für die Charakterisierung einer Md. wichtig. Nur durch genaue Darlegung und Deutung der Vorzugsformen in der heutigen Md. und durch ihre Vergleichung mit früheren Sprechweisen wird es möglich sein, denen die Wege zu ebnen, die das Kommen und Vergehen der syntaktischen Formen und damit einen Teil des gesamten Entwicklungsganges einer Md. zu zeichnen versuchen.

Wir gehen von der Form aus (der häufigst verwendeten in unserer Md.), die in Meyer-Lübke *Rom. Synt.* § 135 u. Nachtr. und bei Ebeling *a. a. O.* S. 124 in Übersetzung eines neuprov. Ausdrucks erwähnt wird: *pour de beaux perdreaux, ce sont de beaux perdreaux* oder hier: *po on bio moulo c'étâi on bio moulo*

(C. V. 1896, 18). *Po dâi tot bons, l'étiont dâi tot bons* (C. V. 1901, 35). Hier gleicht das wiederholte Glied äußerlich völlig dem vorangehenden und nur der stärkere Ton des zweiten Gliedes hebt dieses über jenes hinaus.

Aus diesem Wechsel des Tones entspringt das Bedürfnis, das zweite Glied durch äußere Mittel abzuheben, zuerst durch leise Veränderung.[1]) *Et po dâi bio bou, c'étâi ma fâi dâo bio bou, quasu tot dâo bou dè fonda, et bin set* C. V. 1890, 4. *Po onna rebuza, n'ein z'u onna rebuza âo tot fin* C. V. 1895, 21. *Kâ po lèz arretâ, vu prâo lè z'arretâ* C. V. 1899, 21. *Ye dio que po on pont, l'est, on tot galé pont* C. V. 1899, 34; *po on crouïe soudzet, Fripouille étâi on tot crouïe soudzet! et mîmameint bin pi* C. V. 1898, 21; oder das zweite Glied wird zur Hervorhebung negiert gegenübergestellt: *mâ po dâo du, n'iavâi rein dè du* C. V. 1898, 23; oder es wird ersetzt: *enfin po dâo choix y'ein avâi et prâo* C. V. 1902, 29; *po onna bonna leçon, ein étai iena* C. V. 1908, 4.

Nur der Vollständigkeit halber sei erwähnt, daß natürlich auch ohne eine Formung mit *pour* solche Wiederaufnahme begegnet; lediglich Tonunterschied: *A ma fai, stu coup, c'est dâo tot bon et dâo tot bon!!!* C. V. 1900, 14; verändert: *mâ noutron corps l'étâi on singulier corps* Mél. Favrat 188; oder Anschluß eines hervorhebenden Attributs mit et: *lo monsu V. R., lo père dè noutron conseiller fédérau, .. ein étâi bo et bin ion et on bon* C. V. 1896, 19. *Quand la tsasse sarà âoverta n'ia pas, y'ein arâ iena [onna lâivra] por vo et onna balla.* C. V. 1893, 36.

Am merkwürdigsten aber erscheint die Wiederaufnahme da, wo ein ganzer Satz oder ein Teil desselben noch einmal wiederholt wird.

Schon *tè dio que tè dio que tè faut lâi restâ* (Mél. Favr. S. 190, 191) ist recht auffällig; es erinnert an ital. *voi abbaiate sempre a cose fatte, ma un dito, che è un dito, no lo sapete muovere* Verga, J Malavoglia S. 111 und auch an folgendes Beispiel: *Quant à no, n'ein tot désarmâ que désarmâ.* C. V. 1898, 53. Es gibt aber Fälle, wo etwas schon Berichtetes noch einmal gleichsam in der Art eines Resumés wieder aufgenommen wird. Der Knabe kommt nach Hause und berichtet seinem Vater, daß der Lehrer ihn mit dem Stock geschlagen hat. Der Vater schlägt erregt auf den Tisch und ruft aus: *Ah! l'est dinsè et l'a ouzâ lo fiaire* (‚Also so ists: er hat ihn zu schlagen gewagt'). Der zweite Teil dieses Satzes (Anschluß mit „*et*"!) klingt wie ein nachträgliches Gedankenresumé, das angesichts des eben voraufgegangenen Berichtes des Knaben und der Bemerkung: Also so ists! wohl entbehrlich erscheint. Sehr merkwürdig sind nun ein paar ähnliche Fälle, wo zuerst ein

---

[1]) In Paris hörte ich eine alte Frau bei einem Platzregen sagen: *Pour un beau petit temps, c'est un joli petit temps!*

Geschehnis in seinem Resultat als abgeschlossen berichtet wird, dann kommt eine Art Parenthese des Erzählers, die eine Aufzählung der einzelnen Stadien des Vorgangs enthält und dann wird das Resultat noch einmal hinzugefügt. C. V. 1894, 35: *Rebibe qu'étâi charpentier, s'étâi laissi veni avau ein monteint la ramure dè la maison à Bringue. Posâvant la frête, et ne sé pas coumeint cein est z'u; mâ tantiè que lo pourro Rebibe, qu'étâi aguelhi pè lo fin coutset, s'est laissi tzezi perque bas, iô l'est restâ étai sein remoâ, tot étourlo.* Also R. war abgestürzt, man machte den Giebel und Gott weiß, wie's geschah, jedenfalls passierte es, daß R., als er auf dem höchsten Balken schwebte, abstürzte. Die Parenthese allein tritt hervor in dem folgenden Bericht, der sich über 3 Seiten ausdehnt (Caus. d. Cont. Vaud. II S. 9—11): Der Nachtwächter von Rolle ist in betrunkenem Zustande in einem vor dem Wirtshause stehenden Wagen eingeschlafen. Er wird nach Morges entführt, wacht dort auf und wundert sich, daß ihn dort ein „anderer" (nämlich der Wächter von Morges) im Stundenausrufen „nachmacht". Die beiden lassen sich eine Weile nicht stören und rufen gleichzeitig ihre Stunden aus (*boeilâ*). Dann aber gehen sie aufeinander zu, und es gibt einen erregten Wortwechsel. Nach Abschluß dieses Zwiegesprächs heißt es: .... *Vo laisso peinsâ lo resto; b o e i l â v o n t i d o u e i n o n i a d z o; l è g r o s m o t s a r r e v o n et le coups dè triqua après etc.* Das gesperrt Gedruckte ist nur eine Wiederholung des längst erwähnten, auch der Wortwechsel war bereits namentlich aufgeführt.

Oder bei der Erzählung der Tellsage wird am Schluß erwähnt, daß Tell dem Landvogt unmittelbar vor dem tödlichen Schusse zuruft: „Du mußt hinab, Geßler! Du hast uns lange genug gepeinigt." Darauf folgt (C. C. V. I 75): *Cein n'a pas manquâ: G e s s l è p a s s â v è a u b a s d è l a c o û t a p o s'e i n a l l â à s o n t s a t î d e C h u s s e n a q u e , e t G u y a u m e - T è l'a f o t u b a s* ..... Das ist, nachdem bereits vorher von der Reise die Rede war (*Gesslè ... lo fâ menâ dein son naviot à on certain tzatî de Chussenaque* a. a. O. S. 74) ebenso wie das *l'a fotu bas* nach *cein n'a pas manquâ* eine mindestens recht überflüssige Ausführung.

Oder zitieren wir eine Stelle, wo die Rede davon ist, daß Unordnung in Äußerlichkeiten auch das hübscheste Mädchen entstellt (C. V. 1887, 35): *mâ se . . . la gaillarda a met dâi charguès qu'ont fauta de ressemellâ et qu'ont dâi talons poeintus d'on pouce et demi dè hiaut, tot use d'on coté, q u e c e i n l â i f â d a i s o l â t o t é c o u é s s i cllia galéza pernetta n'est perein que na roudeusa.* Das Gesperrte ist nur eine zusammenfassende Wiederholung des Vorhergehenden. Bisweilen wird das Resumé durch ein eingefügtes *Bref!* maskiert. Es ist von einem alten Zylinder (bugne) die Rede: *cé bugne n'étâi pas nair coumeint clliâo d'ora, l'avâi*

zu èta blliane deins lo teimps, coumeint on lè portâvè le z'autro iadzo; l'ètâi don dza vilho et su su que Maucoué l'avâi dza du dèvant la demechon dâi menistres; brèfe! cé bugne n'ètâi perein bon que po on gosse que vâo sè masquâ âo bounan (C. V. 1902, 13).

Anders liegen die Dinge in folgenden Beispielen, wo der Erzähler, im Bestreben recht deutlich zu sein, eine überflüssige Wiederholung bringt, deren Anführung den Eindruck einer gewissen Umständlichkeit und Unbeholfenheit macht: *l'ètâi arrevâ à la serra né dein on petit veladzo....; coumeint pllioveessâi à rollie, ... sè dècidâ dè l'âi cutsi, kâ n'iavâi pas mècha d'allâ pe llien avoué 'na plliodze et dâi z'einludzo coumeint fasâi cllia né quie* (C. V. 1898, 36). Auch das folgende Beispiel dürfte hierher gehören: *Quatro musicârès, quatro gaillâ que ne peinsâvont qu'à fèrè dâi farcès ... ont l'idée* (C. V. 1886, 46). *Mâ la né que dèvessâi ètrè bouna po eimpliyi lo remîdo clliâo qu'ont ètâ motsets l'est po sû clliâo qu'aviont atsetâ la drougua* (C. V. 1899, 47) „aber in der Nacht, wo die Salbe angewendet werden sollte, da sind die, die erstaunt waren, gewiß die gewesen, die das Medikament gekauft hatten".

In diesem Zusammenhange seien noch zwei Beispiele erwähnt, wo eine derartige Wiederholung fast einem Pleonasmus gleichkommt: *âo grand conteintèmeint dâo pécheur qu'irè tot conteint* (C. V. 1899, 13); *on pourro novïeint que ne l'âi voyâi gotta, mâ qu'ètâi tot parâi diè coumeint on tienson, quand bin l'ètâi avâolhio du tot petit, ètâi achetâ on dzo su lo pliot à eintsapliâ dèvant tsi son vesin* (C. V. 1888, 4) und *portant ne su pas on sordiau et n'ouïo pas du* (C. V. 1885, 14).

Bei Erwähnung pleonastischer Eigentümlichkeiten sei es erlaubt, einige Erscheinungen anzuknüpfen, die im Waatländischen besonders auffallen. Merkwürdig sind Verbindungen wie folgende: *on part dè dozannès dè chapitres dinse* C. V. 1899, 24; *on groupe d'on part de ceint francs* C. V. 1898, 34. Etwas anders liegt der Fall bei *ā djwĕ d'adjdö* (au jour d'aujourd'hui) s. A. Rossat's Sammlungen in der Basler Festschr. S. 429 und in affektischen Ausdrücken wie: *Quin diabllio dè tsemin dâo tonaire è-yo prai* C. V. 1902, 3 und *'na tsaravouta d'èmateloze dè tsin* C. V. 1883, 13.

Im ersten der genannten Beispiele scheint ein besonderer Nachdruck auf das Ungefähre, Fakultative in der Zahlenangabe der Kapitel gelegt zu sein; und solch ein Bestreben ist auch dem deutschen Sprachgebrauche nicht fremd: „vielleicht so etwa ungefähr hundert Mark." Dagegen wird man zweifelhaft sein, ob es eine ursprüngliche Betonung des Tagestermins gewesen sei, die zu der Zusammensetzung *au jour d'aujourd'hui* verleitet hat (ein Ausdruck, der so zu erklären sein wird, ist das schwed. *till den dag som i dag är*); es scheint jene Formel vielmehr dadurch entstanden zu sein, daß *adjdö* seinem etymologischen Ursprunge nach nicht mehr kenntlich war, als einheitlicher Begriff aufgefaßt

wurde und dann eine nochmalige Hinzusetzung eines analogen Begriffes zuließ; auch wir gestatten eine Verbindung wie „der heurige Jahrgang".

Gewiß liegt in dem energischen Zusammenfassen einer mehrgliedrigen Verbindung zu einem Begriff der Grund für weiteres Anwachsen bei affektischen Ausdrücken wie den zuletzt erwähnten. Ein „*tsemin dâo tonaire*" ist für den waatländischen Weinbauer ein einheitlicher geläufiger Begriff („ein Aas von einem Teufelsweg" ginge auch im Deutschen) ebensogut wie ein ‚Vagabundenhund'[2]) Aus der größeren oder geringeren Fähigkeit zu derartig affektischen Compositionen wird dann allerdings ein Schluß auf die Psyche erlaubt sein.

Ein Gefühl, daß etwas Überflüssiges, mindestens Selbstverständliches in dem Zusatz am Ende des folgenden Passus vorliegt, wird man nicht los: *y'avâi atant dè mondo qu'à 'na fâire dè Tolotsena, po lè vairè* (soviel Leute waren da, wie bei einer Kirchweih in T., wenn man sie so sah) C. V. 1886, 40. Gewiß, nur, wenn man sie sah, hatte man das Vergleichsbild. Im Waatl. tritt ein ähnlicher Zusatz nicht selten auf. So z. B. *à t'ourè, seimbliè bin que t'as réson* C. V. 1891, 10 (wenn man Dich so hört, hat es ganz den Anschein, daß Du recht hast); *bragâve tant . . sè pilulès qu'à l'oûrè lè tapa-seillons et lè z'apotiquièrès n'aviont qué dè la „barba-djan" à coté dè li* C. V. 1887, 39 (er prieß seine Pillen dermaßen an, daß man, wenn man ihn so hörte, glauben konnte, die Kesselflicker und Apotheker hätten nur Schund [?]); *à l'oûrè, l'arai tot fréza* C. V. 1887, 47; (les commis-voyageurs) *sè bragâvont d'ètrè destrà cognu, et à lè z'oûrè, on conseillier fédérau âo bin on empereu ne lo sont pas mé* C. V. 1889, 8.

In den drei zuletzt genannten Beispielen gibt der Zusatz *à l'(les)entendre* der Aussage eine gewisse subjektive Note, und da nur der Inhalt der durch das Anhören vermittelten Anschauung wie ein Resultat etwas unvermittelt hinzugefügt wird, so ist die erwähnte Formel schwer zu entbehren: sie machten so viel Wesens von ihrer eigenen Berühmtheit, daß der allgemeine Eindruck entstand: ein Bundesrat oder ein Kaiser sind auch nicht bekannter. Am festesten ist das *à t'ourè* in dem vorhergehenden Beispiele verankert. Dagegen ist diese Art subjektiver Formel im ersten aller Beispiele fast ganz entbehrlich geworden; *po lè vairè* ist ein Zusatz, der in derselben nachdruckslosen Weise hinzugefügt wird wie etwa ein ‚*pour ainsi dire*'.

Ein ähnliches Freiwerden einer Formel scheint mir in anderen Fällen vorzuliegen, wo die Schriftsprache Parallelen bietet. Wir würden in einem Satze wie: „in vielen Fällen, die es gibt, ist ein solches Vorgehen unmöglich", den Relativsatz entbehrlich

[2]) *ématelozè* (= heimatlos) nach Louise Odins Gloss. d. Pat. de Blonay S. 145 ‚*des gens qui . . n'avaient aucun papier de légitimation et ne connaissaient pas même leur origine.*'

finden. Im Waatländischen finden wir ähnliche Beispiele genug: *la fâire, po bin dâi gaillâ, que y'a, est on abàyi, iô on trinquotte* C. V. 1896, 17; *mî què bin dâi menistrès que lâi ia* C. V. 1905, 9; *po bin dâi z'affêres que y'a* C. V. 1902, 5 etc.

Wir sehen also, daß ein solches *qu'il y a* vornehmlich dann verwendet wird, wenn eine Mengebezeichnung vorausgeht, aus der einschränkend mit *qu'il y a* eine gedachte Anzahl ausgesondert wird. Diese Aussonderung ist aber für den Sinn des Satzes in den vorausgehenden Beispielen etwas ganz Belangloses. Ich glaube, daß es sich einfach um eine freigewordene Formel handelt, die aus andern Fällen übertragen worden ist, die selbst aus einer Attraktion zu erklären sind. Im folgenden Satz: (Durchwachen müssen ist nicht angenehm; einmal im Jahr, in der Silvesternacht, mags noch gehen) *mâ, quand faut, coumeint bin dâi dzeins que ia, passâ totès lè nès blliantsès et s'escormantsi à travailli* . . . . (ist das schlimm) C. V. 1899, 29 liegt gewiß ursprünglich diese Fügung vor: *mais quand il faut comme il y a bien des gens* (nämlich *qui doivent le faire*) *passer toutes les nuits blanches* etc. Durch Attraktion wurde aus *comme il y a bien des gens* ein *comme bien des gens qu'il y a*, und dieses *qu'il y a* wurde dann auf andere Fälle übertragen, wo das *il y a* nicht mit irgend einer Konjunktion ursprünglich verbunden war. *Quand on vai dâi retsâ que ïa que n'ont pas fauta de battre on coup . . . (Quand on voit des riches qu'il y a qui n'ont pas besoin de faire un coup de main . . .)* C. V. 1902, 13 *on vollidve férè certains z'ovradzo que y'a dâi z'ovradzo que vouâitivont la coumouna* C. V. 1888, 19. In beiden Sätzen wird das *que ïa* durchaus als überflüssig empfunden.

2. On dirait un fou.

Angesichts der Erklärung, die Ebeling (*Jahresber.* V, I, 165) von dieser Erscheinung gegeben hat: man sollte meinen „ein Narr“ „von einem Narren“, mag hier etwas bei dem anakoluthischen Charakter dieser Redeweise verweilt werden. Es wird asyndetisch ein prädikativer Ausdruck als Vergleich beigefügt und weil ein Vergleich vorliegt, der vielleicht bisweilen unverhofft kommt, wird der Ausdruck durch einen Relativsatz oder andere erklärende Zusätze erläutert: (es ist von einem Bart die Rede, der wie ein Kranz um die untere Gesichtshälfte liegt) *daî z'autro ne gardont què n'espèce dè collerette que fâ lo tor dè la potta, qu'on djurèrai dè clliâo sindzo qu'on vai dein lè mènadzèri* (C. V. 1899, 30); (von einem struppigen Bart) *qu'on arâi de duè conolhies dè reta appondiès pé lo gros bet* (zwei Flachsrocken aufgehängt am dicken Ende) (Caus. d. Cont. Vaud. I² 63); *sè chîtè su clliâo bio bancs tot gris qu'on arâi de 'na cutre, tant cein étai dâo* (C. V. 1898, 23). Es bleibt nun aber auch vereinzelt der vergleichende Ausdruck weg und nur der Relativsatz bleibt

übrig: *c'était de la colère . . . comprimée et qu'on aurait dit qui étouffait* (Goncourt Chérie 40); so wird man sich zu fragen haben, ob in einem Beispiel wie dem nachstehenden nicht ein solcher Relativsatz ohne vorausgehendes Beziehungswort vorliegt: (von magern Pferden ist die Rede) *on arâi djurâ que l'avant avalâ on bosset et que lè coûte fasant cercllio* C. V. 1908, 10.

Da *qui* und *que* im Waatl. lautlich zusammenfallen, so würde an und für sich nichts hindern, in dem ersten *que* ein *qui* zu sehen; allerdings deutet der zweite Satz mit *que* wohl darauf, daß in beiden Fällen von *que* die Konjunktion vorliegt.

Im Charakter eines Vergleiches liegt es, daß er oft nicht logisch klar und zwingend zum Ausdruck gebracht wird. So entstehen auch in der hier behandelten Ausdrucksweise oft lose Beziehungen: (von den verschiedenen bunten Uniformen der alten Zeit ist die Rede) *n'étâi pas coumeint ora, que sont ti parâi et qu'on derâi on moué dè matsourâ (à présent, qu'ils sont tous pareils et qu'on dirait une masse de charbonniers)* C. V. 1896, 47. *Lè sommélié vo vouâitant coumeint s'on avâi dâi cornè, avoué lau z'abits nâi qu'on derâi dâi menistre* Mél. Favr. 247.

Bei solch loser Verknüpfung darf es nicht wundernehmen, daß *qu'on derâi* fast als Vergleichspartikel benutzt wird. Schon in den erwähnten Beispielen tritt *qu'on derâi* fast in die Funktion eines „*quasi*, geradezu"; deutlich z. B. in folgendem Passus: (vom Schlachtfest im Hause ist die Rede) *cein fâ adé plliési dè lo vaire sabrâ lè jambons . . . trantsi lè z'orolhiès et la quiua, que tot cein vo fâ sondzi à la compoûta et âi truffès boulâitès qu'on derâi qu'on s'ein relétsè lè pottès* (C. V. 1897, 23), „so daß einen das an den Wurstkessel (?) und an Bratkartoffeln erinnert, daß man sich geradezu die Finger leckt."

3. Autre.

Wenn man im C. V. 1898, 27 liest: *N'y a qu'à dévezâ avoué clliâo vilho dâi campagnès dè Bâlà, dè quarante-sa et tant d'autro* ‚man muß nur mit den alten Kämpfern der Feldzüge von Basel, von 1847 und so vieler anderer (näml. Feldzüge) reden'... so ist man versucht in dem *autro* (anstatt des zu erwartenden *autrès* scil. *campagnès*) ein *alterum* zu sehen.[3]) Diez R. G. III 84, 85 (vgl. Meyer-Lübke R. G. III § 209 Ende) spricht ausführlich über einen romanischen Gebrauch von alter, der auch in den Mdd. nachzuweisen ist; geht auch auf analoge Erscheinungen im Griechischen und Mittelhochdeutschen ein. Es liegt bei einem Beispiel wie: *en bois estes com autre serve* (du bist im Walde wie eine Sklavin, sagt die Königin zu sich selbst) in autre nicht Pleonasmus vor, sondern der Gedanke ist offenbar: Du bist im Walde etwas anderes, nämlich eine Sklavin.

[3]) *autro* für *autra* steht CV 1899, 10: *s'on a trai vatsès . . . s'on veind iena et qu'on autro vignè à crevâ, cllia que restè à l'étrabllia s'einnouye.*

Dieses alterum wird nun leicht durch Attraktion in den Mdd. verwischt: (es ist von einem alten Gauner die Rede) *se poivè accrotsi on part dè pîces dè 5 francs ein mique-maqueint onna vîlhie héga â n'on bobet, cein lâi reimpliacivè la concheince, kâ n'ein n'avâi min d'autra* (C. V. 1889, 6) „das ersetzte ihm sein Gewissen, denn er hatte nichts anderes", d. h. da, wo sein Gewissen, nämlich bei einem betrügerischen Handel, sich hätte regen sollen, da versagte es, denn er besaß eben keines.

Auch an einen Plural wird dies *alterum* attrahiert: *Lâi a dein stu mondo dâi z'égoïsto et dâi z'autro* (C. V. 1891, 14). „Es gibt Egoisten und Leute, die anders sind." *S'appelâve Signeulon quemet lâi ein a que sè diant Testuz, Fresî et bin daî z'autro* (nicht „andere" sondern „auf andere Weise benannte"). Bisweilen wird dies anders geartete Sein so stark empfunden, daß ein entsprechender Zusatz gemacht wird: *bragâve que l'avâi vu dein dâi grantès velès dâi z'autro z'afférès què cein* (C. V. 1895, 27).

Zur Form des *autres* sei bemerkt, daß im Waatländischen der Gebrauch mit Artikel der landläufige ist: *le fu....commeincîve à preindre à daî z'autrè grandzes* C. V. 1899, 7; *tsansons dâi z'autro iadzo* C. V. 1896, 1; *lè z'ons, dâi z'autro, dâi troisiémo* C. V. 1895, 13 (wo der Wechsel des Artikels beachtenswert ist).

Im Gegensatze dazu wird jeder Zusatz weggelassen, wenn *autre* verblaßt ist zu der Bedeutung: „andere Exemplare derselben Gattung, weitere", wo man an Verbindungen erinnert wird wie *d'heure à autre*, *de temps à autre*: *dâi lâo et autrès bétès* C. V. 1896, 2. *qu'on sâi catholiqu. inguenôt, mômier, capucin, libériau, jésuistre, derbistre et autrès religions (sic) ein -istre... s'on est brâvo, on est brâvo* C. V. 1892, 16. *Monsieur S. et autrès prii.:ipautâ de la capitâla* C. V. 1894, 7; *on veind dâi pessons, dâi ιâivrès, dâi z'ouïès et autro z'eimplioumâ* C. V. 1889, 47.

Allmählich sinkt autre zum Pronomen herab; während in dem Beispiele: *on dzo que dévezâvont de clliâo z'afférès... Trombineau fe âi z'autro* C. V. 1899, 17 die Zweiteiligkeit noch fühlbar aufrecht erhalten wird, ist in einem Beispiele wie: *allâ ti lè criâ et lè z'autro vegniront* (er rief sie alle und sie kamen) C. V. 1885, 34 autro nur noch Ersatzstück für *tous* oder *ils*.

4. Unlogisches.

Der Anschluß von *sans compter* in der Bedeutung „ohne zu rechnen" „abgesehen von" hat in folgenden Beispielen nichts auffälliges: *l'esterminà onna lâivra, dou pédri, onna croubeliounâ dè bécassès, sein comptâ onna raclliâïe dè moineaux* (er tötete einen Hasen etc. ohne dabei zu rechnen einen Haufen Sperlinge) C. V. 1887, 41 *quand bin lâi a zu prâo fein et prâo recoo, que lè ceresi.... et autro z'abro dè verdzi, sein comptâ lè mâorons et lè gratta-tiu, ont bin reindu, lâi a z'u tot parâi prâo misère* (obgleich es genug Heu

und Grumt gab, obgleich die Kirschen und andere Gartenbäume, ohne zu rechnen die Maulbeeren und die Hagebutten, gut getragen haben, hats doch genug Elend gegeben) C. V. 1888, 52; *la granta tsemenâ à lou venô* (?) *iô on pouâve chetsi lè jambon, lè sâocessons, la sâocesse âo fèdzo, la sâocesse à grelhî, lè z'aïette et lè bourrion d'aô mète dou caïons, sein comptâ lè duve petublie,* C. V. 1904, 47.

Es wird in diesen Fällen an eine Reihe von aufgezählten Dingen ein Endglied angeschlossen, ohne daß dabei eine besonders steigernde Hervorhebung oder gar der Ausdruck eines Gegensatzes beabsichtigt wäre. Es heißt einfach: „wir zählen das auf und das und das und dabei ist noch nicht mit gezählt (muß also noch hinzugefügt werden) dieses". Daß eine Zählung vorliegt, ist aus den vorhergehenden Gliedern ersichtlich, und die negative Wendung wird dann auch nicht am unrechten Platze empfunden, wenn wirklich eine Aufzählung vorausgeht. Nun wird aber der eigentlich negative Charakter dieser Wendung vergessen; sie wird gleichgesetzt einem: „mit Hinzufügung von" „und obendrein" eine Bedeutung, die ja auch in die angeführten Beispiele durchaus hineinpaßt. Da finden wir nun andere Beispiele, wo die Verbindung unklar wird: (Man sitzt auf der Eisenbahn mit wildfremden Menschen zusammen und möchte gern eine Unterhaltung anknüpfen, aber) *vo n'ouzâ pas l'âi dèmandâ du ïo vint et ïo va, kâ cein sarâi gros maulhonèto, sein comptâ que l'autro porrâi onco vo z'einvouyi vo grattâ* (man wagt ihn nicht zu fragen woher und wohin, denn das wäre sehr unpassend, ohne damit zu rechnen, daß einen der andere zum Teufel schicken könnte) C. V. 1902, 16. Der Gedankeninhalt wäre hier offenbar genau wiedergegeben dieser: das wäre sehr unpassend, aber auch damit gerechnet (nämlich, daß das sehr unpassend wäre) wäre noch damit zu rechnen, daß jener einen zum Teufel schicken könnte. Vollends unlogisch und unklar wird die Verbindung mit *sans compter*, sobald sie nicht folgt, sondern sobald sie vorangestellt wird, wie im folgenden Beispiel: (zu Beginn des neuen Jahres hat man Geld nötig) *faut lo bosson garni*; *kâ sein comptâ la marmaille que n'a jamè prâo*; *la fenna, que vâo son drâi*; *lè pourro que vignont râocanâ pè la porta, ne faut pas lo porta-mounïa vouâisu s'on vâo s'accordâ cauquiès quartettès* C. V. 1896, 1. (denn ohne zu zählen die Kinder, die Frau, die Armen, die zu bedenken sind, darf man das Portemonnaie nicht leer haben, wenn man sich einen Trunk gönnen will). Die rechte logische Verbindung würde hier so lauten müssen: „denn ohne zu rechnen die Ausgaben mit den Kindern etc. muß man noch damit rechnen, daß man das Portemonnaie nicht leer haben darf" etc.

Denn ein „ohne daß man rechnet mit" setzt ein „man rechnet mit" im Hauptsatze voraus, und wenn dieses letztere nicht erscheint, wird das ganze Gefüge des Satzes unklar und der Sinn

unverständlich. Das trifft freilich nur dann zu, wenn *sans compter* wirklich noch in seiner wörtlichen Bedeutung verstanden wird und nicht schon zu einem präpositionalem Ausdruck (wie *excepté*, *outre*) herabgesunken ist.

5. Vergleiche.

Bei einem Satz wie: *il est malin comme un diable* wird man ebenso wenig etwas auffallendes finden wie bei: *il ronfle comme tous les diantres*. Das letztere Wort wird gern als Verdrehung von *ventre* angesehen mit Anlehnung an *diable*. Ob das auch für das Waatländische zutrifft, wo das Wort *on dianstre* lautet, ist fraglich; vielleicht wäre hier vielmehr an Vermischung von *diable* und *monstre* (das in den Mdd. der Schweiz durchaus lebendig ist) zu denken. Über die Verwendung dieses und ähnlicher Ausdrücke seien nur einige Bemerkungen gestattet. Wir lesen C. V. 1900, 35: *lè dou vilho teniont qu'on dianstre à la mounïa* (sie klammerten sich wie ein Teufel ans Geld), wobei der Singular nicht weiter auffällt, denn es wird einfach der Begriff als solcher vorgestellt und deshalb die Einzahl gesetzt, vgl. (von einer ganzen Gesellschaft ist die Rede) *l'étiont asse fîrès qu'on caporat* C. V. 1891, 31; *les sordâ dévessont se preseintâ bin revous et proûpro coumeint on ougnon* C. V. 1894, 45. Merkwürdig ist in solchem Falle der bestimmte Artikel, der unserem Empfinden widerstrebt: *il grulâve coumeint la folhie* C. V. 1895, 43 (ebenso auch lothr. *l'aivule et lo moinnou devèiint des nérèles grousses comme l o p o g n e*, der Blinde und sein Junge öffneten Augen so groß wie die Faust, Ermonek loûrain de Chan Heurlin 1876 S. 36), aber auch der Plural erscheint bei vorausgehendem Beziehungswort im Singular: *Bocanet.. revegne céve pourro coumeint lèr rattès* Caus. d. Cont. Vaud. I² 63.

Um nun aber zum teuflischen Wesen zurückzukehren, so sei darauf hingewiesen, daß der Zusatz q u ' u n d i a b l e, q u ' u n t o n n e r r e auch zur Verstärkung bei Adjektiven, die zu Substantiven gehören, gebraucht wird: *âo cabaret, la demeindze né, l'étâi bataillâ qu'on tonnerre et ne lâi tsaillessâi pas avoué quiet tapâ*; (in der Kneipe, Sonntag abend, war er kriegerisch wie ein Donnerwetter, und es kam ihm nicht darauf an, mit was er sich prügelte, Flaschen, Tischbeine, alles war ihm gut genug). C. V. 1897, 27. *Cé vilho étâi Jui qu'on dianstro* C. V. 1898, 45.

Loser wird die Beziehung da, wo dieses *dianstre*, *diable* sich nicht auf eine Person bezieht, sondern entweder auf ein allgemeineres Subject oder auf eine ganz unpersönliche Angabe: *Que lo blliâ étâi mâo on l'ai troupenâve qu'on dianstre pertot* (als das Getreide reif war, trampelte man wie verrückt überall darauf herum). *La musiqua turlututâvè qu'on diablio* C. V. 1896, 47; *fasâi tsaud qu'on dianstre* C. V. 1899, 4. Hier zeigt sich, daß die Verbindung *qu'on dianstre* völlig erstarrt ist, daß sie nichts

weiter als eine Verstärkung des Verbums bedeutet, und daher kann man vermuten, daß sie auch als Zusatz zu Adjektiven nicht mehr in wörtlichem Sinne verstanden wird.

6. Pronomen und unbestimmtes Subjekt.

Wenn das Subjekt von *on* mit einem Possessiv-Pronomen wiederholt werden soll (wir setzen im Deutschen das Pronomen der dritten Person „wenn man sein Geld verloren hat") schwankt der Waatländer. Gewöhnlich wird — das ist der entsprechende Gebrauch in der Schriftsprache — *votre*, *vous* gesetzt: *quand on foradze dinse permi clliâo bou ... on pâo se férè on eintoose, se férè pequâ pè 'n crouïe bîtè, voutron fusi pâo vo z'épecllià* C. V. 1899, 46; *quand on est 'na pecheinta beinda po medzi à la mêma trâbllia ... on sè sai sè-nîmo, se la terrina est drâi dèvant vo; mâ se le se trâovè à l'autro bet dè la trâbllia ... on l'ai dit* (à son voisin) *de vo passâ la terrina.* C. V. 1899, 14.

Aber auch die erste Person des Plurals, die ja ebenso wie die zweite nicht eine bestimmte Person herausgreift, wird in diesem Falle angewendet: *on va se chètâ su clliâo bancs âo fin fond dè la boutequa, ein atteindeint què noutron tor arrevè.* C. V. 1899, 5; *la pourra fenna sè trovâvè coumeint ïon dè z'autro quand on va pè lo théâtre et que l'âi a drâi dèvant no n'a dama, avoué dè clliâo grands tsapés ....* C. V. 1898, 4; *l'est quie iô on sè dressîvè que ti lè z'autro no vouâitivon* C. V. 1896, 47. Nicht anders liegen die Dinge da, wo ein unbestimmtes Subjekt unter einem unpersönlichen Verbalbegriff verborgen ist: *po lo momeint, faut se conteintâ, d'ein esterminâ no-mîmo lo mé qu'on pâo* (man muß sich begnügen, selbst so viel als möglich von den Maikäfern zu töten) C. V. 1902, 19.

Daß nun auch das Possessivpronomen der dritten Person gebraucht wird, darf nicht auffallen; es ist dies die Form, die im Deutschen gebräuchlich ist: *Dis-mè vai, ïo va-t-on après sa mort?* C. V. 1902, 43. Auffälliger ist die Sache schon, wenn an Stelle eines Subjekts wie *on fait*, ein *vous faites* gesetzt wird und dann nicht ein *votre* darauf bezogen wird, sondern ein *son*: *la pe grant 'eimpartia dâo teimps, quand vo fédè son binocle avoué on ami, se traové adé de clliâo gaillâ ...* meist, wenn man sein Spielchen im Wirtshause mit einem Freunde macht, gibt es immer solche Kerls, die meinen, besser spielen zu können und einen stören, C. V. 1898, 24.

Daß *son* auf eine Mehrheit von Personen, die man als Einheit auffaßt, bezogen wird, kommt auch sonst wohl (aber gewiß selten) vor: *Lâi a dâi dzeins que ne sè cozont pa pi adrâi lâo vià quand faut payi son medzi et son bâirè et que, quand vont dein lo defrou, se repessont avoué on crotson dè pan set* C. V. 1892, 25.

Hamburg. H. Urtel.

Noch einmal die sogenannte Mabinogionfrage aus Anlaß einer neuen Veröffentlichung.[1]

Die hier in Angriff genommene Frage ist schon öfter behandelt worden, zuerst aber eingehend von Karl Othmer in der Bonner Dissertation vom Jahre 1889 und zuletzt von mir auf neuer und breiter, allgemeiner Grundlage in der Einleitung zu meiner Ausgabe des Karrenromans (1899) und zwar im 2. Zusatz: „Die Wiege der Artusdichtung und die sogenannten anglonormännische Hypothese" S. XCIX—CLII, wo ich auf 54 enggedruckten Großoktavseiten alle einschlägigen Fragen eingehend behandle. Das dritte Hauptstück dieser Monographie: „C. Die sogenannte Mabinogionfrage" S. CXXVII—CL (= 24 Seiten) nimmt alle bis dahin erschienenen Arbeiten kritisch vor und schließt mit folgendem Satz: „Es folgt also mit zwingender Notwendigkeit, daß die

---

[1]) Erec-Geraint. *Der Chrétien'sche Versroman und das wälsche Mabinogi.* Inaugural-Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde der hohen philosophischen Fakultät der Universität Rostock vorgelegt von Richard Edens aus Hamburg. Von der hohen philosophischen Fakultät der Universität Rostock gekrönte Preisschrift. Rostock 1910. 140 S. 8⁰. — Es sei hier noch auf eine kurze, aber die Hauptpunkte behandelnde Anzeige hingewiesen, die ich im Literarischen Zentralblatt vom 26. August 1911, Sp. 1120—1124 veröffentlicht habe.

Daß dieser mein Aufsatz einen etwas zerfahrenen Eindruck macht, was sich von selbst daraus erklärt, daß er der Dissertation Schritt für Schritt folgt, hätte vermieden werden können, wenn ich ihn, wie vor 13 Jahren in der Karreneinleitung, als selbständige Abhandlung abgefaßt hätte. Aber dann lag die Gefahr nahe, daß ihr dasselbe Schicksal hätte blühen können, nämlich wieder nach der von Herrn Edens beliebten Vogelstraußmethode ignoriert zu werden, während jetzt die Punkt für Punkt die Dissertation erledigende Besprechung nicht übersehen werden kann. — Es empfiehlt sich vielleicht, vor dem Lesen der folgenden Abhandlung meine oben erwähnte Monographie vorher nachzulesen. Jedenfalls sollte dies niemand unterlassen, bevor er sich an die Dissertation selbst macht.

drei M (Mabinogion[2]) auf K(ristian) und zwar nur auf K zurückgehen. M hat einerseits seine französische K-Handschrift stark gekürzt und kymrisiert, andererseits war die letztere, wie eine eingehende Vergleichung von M mit H(artmann von Aue) und N(ordische Erexsaga) lehrt [stellenweise] besser und vollständiger als unser erreichbares O′ (die Handschrift, auf welche die uns erhaltenen Hss. des französischen Erec sich zurückführen lassen.)"

Während nämlich seit Villemarqué (1842) wälsche Prosaerzählungen die Quelle *K's* sein sollten, hat Othmer durch eine Vergleichung von *W* und *K* nachzuweisen versucht, daß umgekehrt *W* auf *K* zurückgeht und dies besonders durch den Nachweis der genauen Übereinstimmung eines beträchtlichen Teils beider bis in die kleinsten Einzelheiten nicht nur von Einzelheiten der Erzählung, nein, sondern auch oft des Ausdruckes, des Gesprächs: Rede und Widerrede, Reihenfolge der Sprechenden, die gerade an denselben Stellen dasselbe tun und sagen u. s. f. gestützt, da bei der Annahme, *K* habe dies alles aus *W*, der größte Ependichter des franz. Mittelalters zum sklavischen Nachahmer einer fremden Vorlage herabgesetzt wäre. Dieser Beweis hat allgemein durchgeschlagen: die besten Kenner der einschlägigen Literatur stimmten ohne weiteres zu, so W. Golther in dieser Zeitschrift XII² 126—131, M. Wilmotte, und vor allem der gründlichste Kenner der keltischen und französischen Artusdichtung, Heinrich Zimmer,[3]) in den Göttinger

[2]) Man ist, durch H. Zimmer genau belehrt, allgemein einig, diesen für die drei welschen Artuserzählungen des Roten Buchs von Hergest gebrauchten Ausdruck als ganz unpassend zu verwerfen, da er eine ganz verschiedene Art keltischer Erzählungen bezeichnet. Ich werde daher im folgenden diesen Ausdruck vermeiden und diese bisher so genannten Erzählungen mit W(älsche Erzählung) bezeichnen. Da ich im folgenden sehr oft Stellen aus der Dissertation des Herrn Edens zitiere, der sich noch der herkömmlichen Bezeichnung, die zwar auch er verwirft, bedient, so sei hier gleich bemerkt, daß das dort vorkommende *M* unserem *W* entspricht.

[3]) *(In memoriam!)* **Heinrich Zimmer,** der große Keltologe und Sanskritist, Sprachvergleicher, der bedeutendste Kultur- und Literaturhistoriker des keltischen Altertums, ist leider in der Vollkraft des Schaffens dahingerafft und der Wissenschaft, die so einen in Wahrheit unersetzlichen Verlust erleidet, entrissen worden: er starb plötzlich am 29. Juli 1910. Dieser gewaltige Gelehrte hat die Forschung der Artussage zuerst auf eine feste, wissenschaftliche Grundlage gebracht und durch Heranziehung aller Elemente — er war auch noch hervorragender Germanist und hatte sämtliche ältern Artusromane im Original (er beherrschte wie so viele tote und lebende Sprachen auch Altfranzösisch) gelesen und ausgezogen — die Grundlinien gezogen, während wir alle vorher im Finstern herumtappten. Mit seinem weiten, offenen und ebenso tiefen Blick sammelte und durchforschte er kritisch die (auch entferntesten) Quellen und zog

Gelehrten Anzeigen 1890 und in dieser Zeitschrift XIII u. a. Selbst G. Paris (dem J. Loth folgte)[4], der vorher eine gemeinsame Quelle für *W* und *K* angenommen hatte, einen anglonormännischen Artusroman, stimmte insofern zu, daß er nunmehr, durch Othmer überzeugt, *K* als Vorlage für *W* gleichfalls annahm, nur mit dem Vorbehalt, *W* habe noch eine

---

bei allen Fragen auch alle Momente aus der Sprach-, Literatur-, Sagen-, Kultur-, Altertums- und Staats-Geschichte heran, die er dann in der glücklichsten Weise verwertete. Er wies nach, daß es eine britannische und eine bretonische Artussage gibt, die genauer zu scheiden sind, verfolgte ihre Verzweigungen nach den Inseln und dem Kontinent und lieferte eine gerechte Kenntnis und Würdigung des lateinischen Buches Galfrids von Monmouth, dessen einzelne Elemente in dieser Geschichtskompilation, die romanhaft aufgeputzt ist, zerlegt werden. Diese Arbeiten, auf denen unsere ganze bisherige Kenntnis der Artussage beruht, hat er zuletzt in der Gestalt zweier Anzeigen, die aber eigentlich große Monographien sind, veröffentlicht in den Göttinger Gelehrten Anzeigen 1890, 487—528. 785—832 und in zwei Arbeiten, die in dieser Zeitschrift erschienen sind: XII (1890), 231—256 und XIII (1891), 1—117, deren Abdruck in einem Band, wozu einige Abhandlungen aus der Zeitschrift für deutsches Altertum und den Sitzungsberichten der Berliner Akademie kämen, überaus erwünscht wäre. Mir hat der Verblichene ganz besonders als Berater jahrelang hilfreich zur Seite gestanden und war stets auf jede Anfrage, mochte er noch so sehr von seinen augenblicklichen, großartigen Arbeiten und seinem Amt in Anspruch genommen sein, ohne Zögern mit seinem Wissen zur Stelle, wie denn von ihm bekannt ist, daß er jahrelang seine beste Zeit den nach Greifswald pilgernden Schülern, Landsleuten wie besonders Ausländern, geopfert hat. Ich darf es mir wohl als kleines Verdienst anrechnen, in den achtziger Jahren ihn durch meine Fragen auf unser Gebiet gelenkt zu haben, auf dem er dann so Bedeutendes geleistet. Unter anderem war es, als ich die anglonormännische Hypothese von G. Paris bekämpfte, mein Einfall, die Unmöglichkeit, daß der französische Artusroman von Wales über die Engländer nach dem Festland gekommen sei, die sich mir aus so vielen unwiderlegbaren Beweisen ergab, auch noch durch die dialektische Lautform der Hauptbelden des Artusromans zu widerlegen. Indem ich darauf hinwies, wie wir Romanisten bei vielen Personennamen aus der Lautform sie ihrer Herkunft nach als provenzalisch, gascognisch, nordfranzösisch, pikardisch u. ä. bestimmen könnten, frug ich an, ob nicht ebenso die Herkunft keltischer Namen aus dem Bretonischen (Armorika) — gegen das Kymrische (Wales) — sich nachweisen ließe. Wie bekannt, hat dann Zimmer diese meine Vermutung glänzend durch seine Forschungen bestätigt; vergleiche großen Erec, S. XXXII—XXXVII. Noch wichtiger war mir aber seine Mitarbeit bei meiner Veröffentlichung über den Ursprung der Artusdichtung (Karre, Einleitung S. XCIX—CXXIII), wo der ganze auf dem Keltischen beruhende Anteil sein Eigentum ist.

[4]) Ob J. Loth hier der eigenen durch Vergleichung der beiden Texte gewonnenen Überzeugung oder nur der Autorität des G. Paris folgt, ist nicht sicher zu entscheiden. Seine Übersetzung der Mabinogion zeigt, daß er z. B. den Erec nicht gelesen, sondern bloß die Inhaltsangabe der Hist. Lit. XV benutzt hat und, was er S. 156, Anm. 1, über *Gujures (paraît une faute de scribe)* neben *Guivret* sagt, läßt allerlei erschließen.

zweite, von *K* unabhängige Quelle, über die er sich nicht näher äußert, die aber nach der Lage der Dinge eine von den keltischen Conteors herrührende kurze, wohl mündliche Erzählung gewesen sein müßte, neben *K* benutzt.

Inzwischen aber hatten die Germanisten (zuerst K. Bartsch) und der Anglist E. Kölbing die Frage von einer neuen Seite her angegriffen, indem sie den Hartmannschen Erec und Iwein (𝔋) sowie die nordische Erex- und Ivenssaga (𝔑), beide nachweislich und sicher Übersetzungen oder getreue Bearbeitungen von *K*, mit diesem im einzelnen verglichen und darin kleine Verschiedenheiten fanden, die sich durch die Varia Lectio der französischen auf uns überkommenen Handschriften nicht erklären ließen. Hier blieb nichts anderes übrig, als eigenmächtige Änderungen dieser Bearbeiter anzunehmen oder aber zur Annahme einer zweiten daneben benutzten Quelle zu greifen. Gegen diese letztere Annahme (schon von vornherein kann man sich Hartmann oder gar den Norweger nicht vorstellen, der eine französische von ihm zu übersetzende *K*-Handschrift vor sich liegen hat und, damit nicht zufrieden, eine zweite französische Handschrift desselben Textes sucht und, was noch merkwürdiger ist, auch findet, und darnach die erste ändert) wandte ich mich schon im großen Erec S. XLIII—LIII (vgl. auch S. XVII—XXVII), wo ich die von E. Kölbing angezogenen Stellen selbst behandelte, gleichzeitig aber die Inangriffnahme einer Arbeit, die 𝔋, 𝔑, *W* vornehmen und unter diesem Gesichtspunkte die einzelnen Stellen untersuchen sollte, veranlaßte, s. großen Erec S. XLIII. Leider ist diese Arbeit, wie so manche andere, zwar angefangen und auch ziemlich gefördert worden, dann aber liegen geblieben. Nun aber verfolgten die Germanisten diese neue Spur ihrerseits angelegentlich, so außer P. Hagen in einem kleinen Aufsatz Zeitschr. f. d. Ph. (1895) 27, 463—474 besonders K. Dreyer (Progr. Königsberg 1893), dieses eine sehr ausführliche, gewissenhafte und vortreffliche Arbeit, die nicht nur 𝔋 und 𝔑, sondern ebenso *W* mit *K* eingehend vergleicht und zu dem Schluß kommt, daß *W* ebenso wie 𝔋 𝔑 auf *K* zurückgehen, „für die beiden ersteren Texte aber in einer anderen Redaktion, als die vorhandenen Handschriften von *E (= K)* sie aufweisen; dagegen hat 𝔑 *K* auch vorgelegen, aber unter Benutzung von 𝔋, an den der Sagaschreiber, wenn es ihm konvenierte, sich anschloß". Darnach nahm noch F. Piquet 1898 in einer ganz unselbständigen Arbeit mit verfehlter Methode (s. darüber meine Kritik in Karre S. CXXX f.) die Frage nochmals auf, und wiewohl er auf Dreyer, den er dabei nebenbei und von oben herab behandelt, basiert, kommt er zu dem Schluß, daß *W* und *K* auf *X* zurückgehn, was ich in einem eigenen Exkurse, wo ich seine sechzehn Punkte vornehme, kritisch prüfe (S. CXLV—CXLVIII) und widerlege. Gleichzeitig hatte

E. Kölbing in seiner Ivens-Saga (1898) 𝔑 nicht nur mit ℌ verglichen, sondern auch mit der aus 𝔑 stammenden 𝔖(chwedischen Übersetzung), und kam gleichfalls zum Schluß, daß 𝔖 nicht nur 𝔑, sondern auch eine französische Handschrift von *K* benutzt habe. Auch hier ist eine sorgfältige Nachprüfung der einzelnen Punkte nötig, die voraussichtlich ein anderes Ergebnis liefern dürfte. Nur ein Beispiel: 𝔑 XI, 9 (= *K* 4090 ff.) hat ein Plus: „und eine Peitsche in der Hand", das sich auch in 𝔖 findet (3047 ff.) — also, wird geschlossen, anderer französischer Text! Aber in unserem *K* steht 4090 *li jaianz vint batant, Qui les chevaliers amenoit*, und ich meine, daß hier 𝔑 das Französische einfach mißverstanden hat und aus *batant*, dessen Bedeutung an dieser Stelle („eiligst, schnell") er nicht kannte, ein „Schlagen" erschloß, wozu der Riese natürlich eine Peitsche haben mußte, da er ja mit dem Pfahl (*pel* 4092) sie nicht schlagen, sondern nur stoßen *(boter)* konnte, was 𝔑 richtig mit „er trieb sie vor sich her" widergibt.

Ich schloß dann daraus, daß bis jetzt von dieser einen Seite für alle verglichenen so mannigfaltigen und verschiedenen Fassungen stets eine zweite Quelle außer dem sicheren *K* angenommen wurde, so von G. Paris für *W*, von Hagen für ℌ, von Dreyer für 𝔑, von Kölbing für 𝔖 (ich füge hinzu, daß der auf 𝔖 beruhende 𝔇(änische Löwenritter) Abweichungen hat, die nach derselben Methode ebenso zu einer zweiten Quelle führen müßten), daß diese zweite Quelle, die sich stets wie der Schatten an den Gegenstand heftet, schon bei ruhiger Überlegung sich als unmöglich herausstellt: wo soll stets der Bearbeiter der verschiedensten Länder gleich eine solche zweite Quelle gefunden und was eig. noch merkwürdiger ist, auch eine solche gesucht haben? — wozu denn? er ist doch kein Philologe, der einen Text kritisch wiederherstellen will. Diese zweite Quelle ist also, damit schloß ich, nichts anderes als die Summe der eigenmächtigen Änderungen, welche der jeweilige Bearbeiter an seiner Vorlage vorgenommen hat.

Diese ganze Untersuchung muß mit besonderer Vorsicht und Umsicht geführt werden und zwar kann es sich doch nur um eine Vergleichung von *W* mit *K* einer- und ℌ𝔑 (𝔖)[5] andererseits handeln. Hier ist in jedem einzelnen Fall zu untersuchen, wo zwingend ein ursprüngliches Plus klar vorliegt und zu scheiden von dem, worauf mehrere Bearbeiter aus eigenen Stücken von selbst fallen konnten. Ich hatte hierfür drei Beispiele gewählt, die mir typisch erschienen: Erec *K* 2474 ff. *avint une matinee La ou il jurent an un lit, Ou eü orent maint delit. Boche a boche*

[5]) Deshalb, weil 𝔖 einen vollständigern, älteren norwegischen Text vor sich haben konnte, als der uns jetzt erhaltene.

antre braz gisoient.... Cil (Erec) dormi, et ele (Enide) vella. 𝔥 hat hier 3012 ff. *umb' einen mitten tac an ir arme gelac. Nu gezam des wol der sunnenschîn... wande er den geliebten zwein durch ein vensterglas schein und het die kemenâten liehtes wol berâten.* Und verwundert lesen wir in *W* 142: *Un matin d'été, ils étaient au lit, sur le bord, Enid éveillée, dans la chambre vitrée. Le soleil envoyait ses rayons sur le lit.* Dieser kleine hübsche Zug, daß die Morgensonne durch das Fenster auf ihr Bett fällt, fehlt also in *K* und es wäre wohl mehr als auffällig, daß hier sowohl *W* als 𝔥 beide unabhängig denselben Einfall gehabt hätten. Ich nahm also in diesem Fall den Ausfall von einem oder zwei Verspaaren in unseren Handschriften von *K* an. Die V. L. meiner Kristiantexte gibt ja hunderte von entsprechenden Beispielen für solche Stellen, kurze und lange, wo in einzelnen Handschriften solche Verse fehlen, die sich in andern finden, wie denn auch einzelne Handschriften z. B. Erec, Karre auch größere Interpolationen aufweisen. — Aber etwas anders steht es schon mit *K* 372 = 𝔥 249, *W* 119. Erec kommt auf der Suche nach dem Zwerg und seinem Ritter nach einer Ortschaft und trifft dort den verarmten und herabgekommenen Junker — 𝔥 fügt hinzu, daß er in einem *altem gemiure* wohnte und ebenso *W une vieille cour tombant en ruines.* Hier konnte doch jeder von selbst darauf kommen, daß ein so armer Schlucker auch in einer alten Baracke wohnen müsse. Zweifelhaft bleibt dann auch das dritte von mir ausgesuchte Beispiel *K* 612 ff. = 𝔥 590 ff. *W* 122. Erec braucht zum Zweikampf eine Rüstung, die ihm der arme Junker leiht: in *K* ist sie, und darüber kann man sich ja nachträglich wundern, ‚gut und schön‘, die Beinschienen ‚gut, glänzend und schön‘ und der Schild ‚frisch und neu‘. Gerade am letzteren könnte man Anstoß nehmen und so hat denn 𝔥 zwar noch ein ‚schönes und gutes‘ Eisengewand, aber entsprechender einen ‚alten, schweren‘ Schild, und ebenso M: *armes lourdes, rouillées, sans valeur.* 𝔑 hat nichts entsprechendes. Ich zeigte, daß mit einer leichten Änderung sich *K* zwar ohne weiteres beim Schild in solchem Sinne korrigieren ließ, während für ‚gut und schön‘ ohnedies keine Änderung nötig war, da hier 𝔥 und *K* übereinstimmen, also das *sans valeur* von *W* sicher sein eigener Zusatz ist. Dann aber wird auch der Rest fraglich: mußte nicht jeder sich über die ‚schöne‘ Rüstung wundern? Bei *K* konnte sie nicht anstoßen; die Episode ist ja ein Märchen und in einem Märchen ist das Wunderbare selbstverständlich, so daß hier *K* wohl ursprüngliches bietet.[6]) (Auf Märchenhaftes im Erec komme

[6]) Um Zusammengehörendes nicht zu trennen, behandle ich hier gleich die Art, wie sich der Verfasser in seiner Dissertation, Seite 81 f. mit dieser Stelle Erecs 613 ff. und 713 ff. auseinandersetzt: „F. meint

ich im folgenden noch öfter zurück, vergl. S. 156. 158. 165.) Ich habe dann sämtliche von den Germanisten vorgebrachten Stellen von diesem Gesichtspunkt aus untersucht und gefunden, daß für diese sehr seltenen Fälle, wo *W* + 𝔈 oder 𝔑 ein kleines Plus sichern, eine Handschriftenfamilie des *K* anzunehmen ist, die dann *W* und den andern vorlag, aber in unserer V. L. nicht vertreten ist. Endlich habe ich die ganze Frage sowohl von allgemeinen Gesichtspunkten im Zusammenhang mit dem Ursprung und der Entwicklung der Artussage aus behandelt, sie so auf eine sichere Basis gestellt, alle bisher vorgebrachten Einwände untersucht und geprüft in meiner oben schon erwähnten Monographie. Für Leser, die diese meine Monographie über die sogenannte Mabinogionfrage nicht kennen oder nicht gegenwärtig haben, bemerke ich, daß alle die Gründe, die ich im folgenden bespreche resp. gegen den Verfasser und seine These vorbringe, bereits in einer für

---

buenes, beles et cleres (die Rüstung des Junkers) könnte man noch zugeben, da er die Waffen „offenbar aus langer Weile stets gefegt und geputzt" habe. Diese Erklärung brauchen wir nicht ernst zu nehmen. [Ich doch, wenn auch in zweiter und dritter Linie; ich führe doch — man lese des weiteren in dieser Fußnote nach — noch andere Gründe an. Daß viele invalide Krieger ebenso wie Jäger ihre alten Waffen sorgfältig instand halten, darf ich wohl als allgemein bekannt voraussetzen.] Bei *cleres et beles et legieres* denkt jeder unwillkürlich an neue Waffen (!) und die wird der Dichter auch sicher (!) mit diesem Ausdruck gemeint haben. Er stellte sich in seiner Phantasie seinen Helden in glänzenden Waffen vor, und seine Leser wären wohl nicht damit zufrieden gewesen, ihn mit alten verrosteten Waffen zum Turniere [so übersetzt der Verfasser unrichtig sein *W;* Erec geht bekanntlich zum Zweikampf] gehen zu sehen. Auf die kleine sich dabei ergebende Inkonsequenz kommt es darin weder dem Dichter noch seinen Lesern an. Daß diese Inkonsequenz nicht, wie F. annehmen möchte, auf Konto eines Abschreibers zu setzen ist, geht aus mehreren anderen Stellen hervor. V. 713: *Hauberc li vest de buene maille* und V. 766: *Mais moult li siet li hiaumes bruns.* So sprechen die Leute in der Stadt, als Erec zum Turnier [s. o.] reitet; es hätte ihnen doch auffallen müssen, oder vielmehr der Dichter hätte doch ihr Erstaunen zum Ausdruck bringen müssen (!), wenn Erec alte rostige Waffen getragen hätte. Also eine „größere Änderung oder Interpolation, wie Foerster (Erec 1909, S. XXIX) vorschlägt, ist nicht angängig". — Ich habe die ganze Stelle wörtlich hergesetzt um die breitspurige und originelle Art, wie der Verfasser den Dichter kritisiert und wie er ihn sich vorstellt, daß er hätte dichten müssen, zu zeigen. Sie ist zugleich charakteristisch für die Methode seiner Beweisführung: aus dem oben zitierten schließt er dann (und so in allen folgenden Fällen) stets ohne weiteres auf die Ursprünglichkeit von *W*. — Zur Sache zunächst, daß V. 713 gar nichts beweist, da auch alte Waffen eine *buene maille* haben können, und schon gar V. 766, als wenn ein alter Helm nicht gut sitzen könnte. Da hier aber einzig und allein mit *W* und 𝔈 + 𝔑 zu operieren ist, so folgt aus der V. L. folgendes: *W* hat *armes lourdes, rouillées, sans valeur.* 𝔈: *vil schœnez ïsengewant, beidiu behende unde guot . . . schilt unde sper* (ohne Beiwort) . . *sîn schilt was alt swære breit.* 𝔑: gute Waffen.

jeden Verständigen genügenden Knappheit dort niedergelegt sind, und ich sie hier bloß weiter ausführe und ergänze. Der Verfasser hat sich also in unglaublicher Weise um sie nicht gekümmert. S. 6 führt er sie zwar an mit den Worten: „F. hat dann noch einmal zusammenfassend von allgemeinen Gesichtspunkten aus in der Einleitung zu seiner Lanc.-Ausgabe 1899 die M.-Frage erörtert.“ — Das habe ich dort auch getan, außerdem aber sämtliche einschlägige Fragen im Einzelnen durchgenommen. Er zitiert dann auf S. 58 noch gelegentlich für einen Punkt die Einl. (s. w. u. S. 171 f). Er hat sie also wohl kaum ganz gelesen. Das zuletzt angeführte Zitat wird ihm geliefert worden sein, da sonst seine Ignorierung meiner Monographie, durch die seine Arbeit bereits bei ihrem Erscheinen gegenstandslos war, einfach unerklärlich und unverantwortlich wäre.

K: armes buenes et beles .. chauces ai mout buenes et chieres, cleres et beles et legieres et li escuz fres et noviaus. Also stimmt ℌ mit *K*, nur daß der Schild alt und schwer ist (bei *K* frisch und neu), 𝔑 stimmt mit *K*, wobei er alles hinter *armes* in *K* stehende ausließ — seiner Art gemäß. Wie man sieht, stimmen also *K* und 𝔑 ganz, ℌ wenigstens für die Rüstung. Dagegen bei *W* stimmt gar nichts — alles ist alt und wertlos. Nun beachte man, daß ℌ und 𝔑 sicher auf *K* zurückgehen, und zwar jeder auf eine andere Handschrift, so daß ebenso sicher ist, daß ℌ die Bemerkung über den Schild aus eigenem beigefügt hat. Der Grund ist derselbe, der *W* zu seiner Änderung bewog. Aber *W* hat diesen Begriff des Alten überall in diese Episode eingeschmuggelt, so 119 *une vieille cour tombant en ruines et percée de trous*, 120 der Junker *aux vêtements vieillis et usés*, seine Frau *portant de vieux habits de paile usés*; alles das fehlt in *K*, ℌ und 𝔑, ist also sicher Zutat von *W*, der systematisch der Lage des Junkers entsprechend, alles ärmlich und verbraucht darstellt. Die Veranlassung dazu gab ihm *K* selbst, der bei der Beschreibung der Kleider Enidens, die zwar sehr fein und standesgemäß sind, aber 407 (506) *li chainses viez que as cotes estoit perciez* (vgl. 513). (Aber auch diesen Punkt schiebt *K* hier bloß deshalb ein, um später (V. 1347, 1360, 1569) den märchenhaften Zug, daß die Braut in ihrem verschlissenen Anzug sich Artus am Hof vorstellen soll, anbringen zu können.) Die Übereinstimmung von ℌ und 𝔑 mit *K* für die *armes* sichert die Ursprünglichkeit von *K*. Da der Junker (s. *K* V. 516) einst ein reicher, mächtiger Herr gewesen, der bloß durch Kriegsunglück alles verloren, so hat er vordem sicher eine reiche, schöne Rüstung gehabt, die er sich aus jener besseren Zeit gerettet hat. Das hat der Verfasser nicht begriffen, vielmehr (s. seine Anm. 1, S. 82) gefunden, daß die Übereinstimmung von 𝔑 mit *K* gegen meine Annahme (daß für V. 620 dem ℌ eine andere Lesart von *K* in diesem Verse vorgelegen haben könnte), spricht! Er sieht also nicht, daß 𝔑 einfach kürzt — er hätte eben 𝔑 ganz, und nicht für zwei bis drei Stellen, mit *K* und *W* vergleichen sollen. Wie oben aus meiner Ausführung zu ersehen ist, nehme ich jetzt auch für Vers 620 keine andere Lesart in *K* an, sondern sehe darin eine bloße Änderung des ℌ, der demselben Triebe folgte, der *W* alles alt und verkommen schildern hieß.

[7]) Weiter unten, S. 174 f., behandle ich in derselben Episode noch einen zweiten Zug (die Hirschhatz), wo *K* Wunderbares und Zauberhaftes bietet, während *W* rationalistisch geändert hat.

Nach mir kam dann noch H. Zimmer mit seinen bereits oben gewürdigten Arbeiten in G. G. A. 1890 und in dieser Zeitschr. XII, XIII, der auf Grund der genauesten und eingehendsten Vergleichung von *W* mit *K* sich meiner Ansicht, daß die drei *W* allein auf *K* beruhen, und bloß für die wälschen Landsleute des Kymren wälsch aufgeputzt sind, anschloß.[8]) Aus der reichen Fülle seiner kostbaren Mitteilungen führe ich dann im letzten Teil dieser meiner Arbeit noch mehrerer neue schlagende Beweise für meine These an. S. weiter unten S. 186 ff.

Dies war der Stand der Frage, wie er seit 1891 unverändert bestand und der hier kurz dargestellt werden mußte, um die richtige Grundlage zu einer gerechten Beurteilung der vorliegenden Dissertation zu gewinnen. Wie sich aus dem Gesagten von selbst ergibt, konnte die Frage nochmals von Neuem nur auf Grund meines Kapitels „die sogenannte Mabinogionfrage“ wieder aufgenommen werden: dabei mußte die Einzelvergleichung von *W* mit 𝔥𝔑 einerseits und *K* anderseits die Hauptsache bilden. Nur so konnte ein eventuelles Plus gegen *K* erschlossen werden, wenn *W* + 𝔥 (oder 𝔑) einen Zug enthielten, der von allen drei nicht spontan erfunden werden konnte — freilich eine sehr heikle und auch so noch immer meist subjektive Untersuchung. So sichere Fälle wie der Sonnenstrahl im Fenster wird es nur sehr wenige geben. Und nur auf dieser Grundlage konnten dann irgend welche neue oder abweichende Schlußfolgerungen gemacht werden. Dies gilt natürlich nur für den Fall, daß nicht etwa neues Material inzwischen gefunden wäre, das zu anderen Schlüssen zwänge oder neue Gesichtspunkte entdeckt worden wären, die zu neuer Prüfung und einem abweichenden Urteil führen könnten, was aber nicht der Fall ist.

Ein rascher Blick in die neue Arbeit des H. Edens lehrt sofort, daß von all dem darin keine Spur sich findet, sondern seine Dissertation nichts anderes ist als ein bloßer Anti-Othmer, den er in dessen 2. und 3. Kapitel (*K* ist besser als *W*, das minderwertig ist) einzeln vornimmt und siegreich zu widerlegen meint, wozu dann am Schluß noch einige andere Bemerkungen oder Betrachtungen kommen, die sich, wie wir sehen werden, ebenso als unhaltbar erweisen. Und wenn er dann am Schluß mit Gervinus (1853) auftritt, oder gar mit Rauch (einer heute ganz wertlosen alten Dissertation von 1869) schließt, so entspricht dies dem Charakter seiner Arbeit, die schon bei ihrem Erscheinen antiquiert war.

Othmers Dissertation zerfällt, wie ich im großen Erec XXVI ff. ausführe, in vier Teile: 1. Der Roman hat das fran-

[8]) In seinem ersten Aufsatz der G. G. A. a. a. O. S. 514 hatte er die Frage noch offen gelassen.

zösische Rittertum und seine Ehre zur Grundlage, die beide nur französisch und nicht keltisch sind; 2. 3. wird auf Grund einer Vergleichung der einzelnen Züge des Romans in *W* und *K* geschlossen, daß *W* die Vorlage öfter ungenau und schlechter wiedergibt, und daß selbst seine Abweichungen erkennen lassen, daß ihnen *K* zugrunde gelegen hat; 4. daß *K* die Vorlage von *W* sein müsse, sucht er ferner zu beweisen aus der Übereinstimmung in der Erzählung der Fabel, die sich bis in die kleinsten Züge und Einzelheiten erstreckt und eine ganze Reihe von wörtlichen Anklängen enthält, die sich in beiden Werken finden. Es folgen endlich in einem 5. Teil noch eine Anzahl von verschiedenen Beobachtungen, die die These Othmers stützen sollen.

Wie jedermann sieht, sind die einzelnen Beweisgründe nicht alle von gleichem Wert; besonders der 2. und 3. Teil zeigen einen sehr subjektiven Charakter, da, wie es in der Natur der Sache liegt, die Darstellung der einzelnen Punkte oder Motive je nach dem Standpunkte des Prüfers verschieden ausfallen wird. So haben denn Rezensionen wie die von G. Paris (Rom. XIX, 157, XII, 148 ff.) und Wilmotte (Moyen Age IV [1891] 126 ff.) für manche Stellen *W* gegen *K* den Vorzug gegeben, besonders für den letzten Teil, den Freudenhof, während wieder z. B. E. Philipot (Rom. XXV [1896]) grad bei diesem *K*'s Darstellung in mancher Hinsicht den Vorzug gibt, was um so mehr wiegt, als er seine Vergleichung nicht auf *W* und *K*, wie die beiden genannten, beschränkt, sondern auf den Boden des allgemeinen Stoffes dieses Märchens, wie sie andere, rein kontinentale, nicht keltische Texte bieten, stellt. (Daß ich dieses Märchen, das die Grundlage des Ivain bildet, in meinem Ivain² (1902) eingehend behandelt und als kontinentales Märchen entdeckt und festgestellt habe, konnte Philipot noch nicht wissen.) W. Golther hat dann in dieser Zeitschrift mit Recht darauf verwiesen, daß die Frage, ob *W* oder *K* besser Motiviertes bieten, für die Frage der Ursprünglichkeit gleichgültig sei, da ein Bearbeiter natürlich bestrebt sein wird, die wirklichen oder vermeintlichen Mängel und Schwächen seiner Vorlage zu bessern.

Und so ergibt sich denn aus den drei ersten Teilen von O.s Dissertation, daß sie zwar eine französische, dem *K* ganz ähnliche Vorlage für *W* sichern, daß aber dabei ebensogut die Möglichkeit besteht, daß auf diese Vorlage sowohl *K* als *W* zurückgehen. Selbst der 4. Teil, der die genaue, an vielen Stellen selbst „wörtliche Übereinstimmung" feststellt, ließe noch immer diese Möglichkeit offen, wenn es sich nicht um Kristian von Troyes, den berühmtesten Dichter des XII. Jahrhunderts, handelte, daher O. mit Recht betont, daß in diesem Fall Kristian nichts anderes als ein sklavischer Nachahmer wäre, der eine fremde Vorlage sehr oft wörtlich abschreibt und daß dies bei

einem so bedeutenden Dichter gänzlich ausgeschlossen ist. Das Entscheidende dabei ist, worauf schon G. Paris hingewiesen hat, daß diese wörtliche Übereinstimmung sich auch an ganz nebensächlichen und gleichgültigen Stellen vorfindet, wobei es unerklärlich ist, daß ein Kristian solche Quisquilien wörtlich abgeschrieben haben sollte, während es bei *W* selbstverständlich ist. Dann spricht aber auch 1. für *K*, während 2., 3. — die bessere oder schlechtere Darstellung und Motivierung des Romans in *W* gegen *K* für die Frage vollständig gleichgültig ist.

Dieser Argumentation haben sich dann, wie schon oben bemerkt, die Kritiker gefügt, die einen, wie Wilmotte, Golther, Varnhagen, H. Zimmer ganz und gar, G. Paris, J. Loth dagegen nur teilweise, indem sie zwar die Vorlage *K* für *W* ohne weiteres zugeben, immerhin aber für die Abweichungen eine zweite Quelle annehmen. (Über die Wahrscheinlichkeit oder Möglichkeit einer solchen zweiten Quelle s. o. S. 153 w. u. S. 166.) Aber, abgesehen von dieser kleinen Variante, gaben sämtliche fachmännischen Kritiker ohne Ausnahme, sowohl Romanisten als Keltisten, die Benutzung des *K* durch *W* ohne weiteres zu. Und zwar wird diese Abhängigkeit des *W* von *K* nicht nur für den Erec, sondern für alle drei *W* zugegeben, sei es implicite, sei es ausdrücklich, s. w. u. S. 162.

Wir nehmen, nachdem die Leser über den Stand der Frage vor Herrn Edens unterrichtet sind, seine Dissertation zur Hand und unterziehen sie im folgenden einer eingehenden Prüfung:

S. VII—IX steht ein „Literaturverzeichnis", das mancherlei Lücken aufweist und etwas einseitig gehalten ist, auch manche Schrift aufweist, von der es dunkel ist, was sie hier zu tun hat, z. B. R. Zenkers Boeve-Amlethus u. a.; so fehlt unter Foerster, Ausgaben von Kristian der kleine Erec[1], 1896, wo ich mich mit F. Lot, den der Verfasser S. VIII zitiert, auseinandersetze (S. XXII—XXV), was hier auch nicht zu lesen ist. Bei W. Golther fehlt sowohl die Rezension von Othmer in dieser Zeitschrift XII[2], 126—131, als auch die meines großen Erec, ebenhier XIII[2], 1—8. (Sie fehlen auch bei den ebengenannten Werken.) Es fehlt E. Wechssler's Gralbüchlein (1898), wo S. 139 „die sog. Mabionogion" „Übersetzungen von Crestiens Werken" genannt werden. Unter Weston Gawain vermisse ich meine Anzeige in dieser Zeitschrift XX[2], 95—103. Überhaupt verstehe ich nicht, warum diese ganz wertlose Arbeit des Fräulein J. Weston hier angeführt wird, die unserm Gegenstand gänzlich fern steht. Es ist auch verwunderlich, daß er sie im Jahre 1899 in zwei Bänden erscheinen läßt, während sie 1897

in einem einzigen Band erschienen ist. Dagegen soll derselben Verfasserin Sir Perceval im Jahre 1898 in einem Band erschienen sein — es ist in zwei Bänden, 1906 und 1909 gedruckt und hat mit unserm Thema auch nichts zu tun. Wohl zitiert der Verf. den ersten Band zweimal (S. 33 und 69) für allgemeine Fragen, hat aber die einzige Stelle, die sich auf den Erec bezieht, nicht gefunden, wiewohl sie durch den Index sofort zu finden war (s. w. u. S. 174), so daß man fragen kann, ob er selbst den Band überhaupt in der Hand gehabt hat. Das schlimmste ist, daß sämtliche einschlägige Arbeiten H. Zimmers fehlen, besonders die zwei Monographien in den Gött. Gel. Anz. 1890, S. 487—528 und 785—832, sowie die anderen zwei ebenso wichtigen in dieser Zeitschrift erschienenen XII (1890), 231—256; XIII (1891), 1—117. Wie wir am Schluß sehen werden, ist diese Unkenntnis geradezu verhängnisvoll für den Ausfall der vorliegenden Dissertation. Ich komme auf einzelnes aus dieser Literaturübersicht zurück in der Besprechung des nun folgenden ersten Hauptstücks „Einleitung", das einen historischen Überblick der ganzen Frage geben will.[9]) S. 3 wird G. Paris zitiert, der neben *K* für *W* eine zweite Quelle anführt; es hätte hier auch die Stelle Rom. ebenda S. 152 zitiert werden sollen: „*Othmer met hors de doute l'utilisation de l'Erec fç. pour Géraint: il y a des coïncidences textuelles qui ne tiennent pas au fond du récit(!)* (diesen entscheidenden Gesichtspunkt, der G. Paris allein am Ende überzeugt hat, hat der Verf. ignoriert), *qui ne sauraient être fortuites.*" Es folgen dann noch J. Loth, den Othmer gleichfalls in diesem Hauptpunkt überzeugt hat, und M. Wilmotte, den er, wie die beiden genannten, für *W* außer *K* noch eine zweite fremde Quelle annehmen läßt (Moyen Age IV [1891] S. 127). Dies ist ein grobes Mißverständnis und mindestens, wenn nicht schlimmeres, eine arge Flüchtigkeit, da Wilmotte sich ganz für Othmer erklärt S. 126: *Aujourd'hui tout le monde est à peu près d'accord pour affirmer la postériorité* [wie der Zusammenhang lehrt, ist, Abhängigkeit' gemeint] *de ces derniers* [der drei *W*], ganz wie G. Paris Rom. XIX, 257: „*personne ne songe aujourd'hui à soutenir une pareille thèse*" — d. h. eine *provenance galloise*, die These des Herrn Edens). Dazu eine Fußnote: *Je réserve naturellement l'hypothèse d'une seconde source de ces M, indépendante de Chr.*, was natürlich heißt: *tout le monde* ist in diesem Punkt nicht einverstanden, also *réserve* = ‚abgesehen von'. Dies erhellt mit voller Bestimmtheit aus dem Folgenden: *Reste à savoir si la démonstration de Mr. Othmer est convaincante de tous points* und er führt G. Paris an, der bei der Ver-

[9]) S. 2, Anm. 4, wird Holland zitiert mit: „*Chrétien von Troyes*" — so was konnte schon damals H. nicht schreiben: der Titel lautet bei ihm richtig: *Crestien von Troies*'.

gleichung von *W* mit *K* mehrmals der Fassung von *W* den Vorzug gibt, was dann Wilmotte seinerseits ebenfalls tut; aber (wie konnte das Herr Edens übersehen?) *nos conclusions* (die von Othmer und Wilmotte) *restent identiques dans ce qu'elles ont d'essentiel*, d. h. daß *W* auf *K* allein beruht. Noch schlimmer ist, daß er W. Golthers, des in Rostock lehrenden Literaturforschers, Anzeige Othmers (diese Zeitschrift XII², 126—131) unterdrückt, die eine ganz besondere Beachtung verdiente. Freilich tritt Golther ganz für Othmer ein. Dasselbe tut Varnhagen, D. L.-Z. 1891, 301 ff., der gleichfalls nicht erwähnt wird. S. 4 folgt dann die Erwähnung der germanistischen Arbeiten von Hagen,[10]) Dreyer und Piquet, die ich bereits oben S. 152 besprochen habe. Daß ich alle von diesen drei Germanisten vorgebrachten Stellen einzeln vorgenommen und eingehend geprüft habe (Karre, Einleitung S. LXLV—CL), hat der Verf. zu sagen vergessen. Weiter erwähnt der Verf. eine Stelle aus meinem kleinen Erec², wo ich drei Stellen aus *K* mit *W* und 𝔥 𝔑 vergleiche und daraus schließe, daß eine andere französische *K*-Redaktion, die ein oder zwei Verspaare gelegentlich mehr gab, alle diese Fälle erklärt. Er faßt dies in die Worte: „Es folgen dann einige Beispiele, durch die Foerster seine Theorie zu erhärten sucht.“ Es ist dies der sicherste Beweis, daß er meine schon mehrfach zitierte Monographie in der Karre nie gelesen hat; denn dort habe ich ja nicht einige Stellen, sondern alle bisher von anderen angeführten Stellen behandelt und, was das schönste ist, an der vom Verfasser zitierten Stelle in Erec² S. XVIII sage ich ja ausdrücklich: „Zum besseren Verständnis lasse ich hier ein paar kleine Exkurse über recht bezeichnende Textstellen des Erec folgen, die ich in der Einleitung des Karrenromans veröffentlicht habe“. Dies hätte er doch nachschlagen müssen.

Er schließt dann S. 7: „Obgleich F. mit großer Bestimmtheit seine Überzeugung als bewiesen hinstellt, so läßt sich doch nicht leugnen, daß an den in seinem Sinne gewonnenen Ergebnissen sehr wohl Zweifel möglich sind und daß die Beweisführung durchaus nicht überzeugend ist.“ Das sind Redensarten und leere Worte. Er mußte meine systematische Behandlung dieser Frage in der Einl. der Karre (die er, wie wir sahen, gar nicht gelesen oder nicht verstanden hat) durch eine genaue, ins einzelne gehende Prüfung und neue kritische Untersuchung widerlegen, woran er in seiner Dissertation nicht einmal gedacht hat.

Es folgt dann S. 8 noch: „Da beim Geraint die Übereinstimmung mit *K* am größten ist, so liegt hier die Vermutung

[10]) Derselbe schrieb auch eine Studie „Der Gral“ (Straßburg 1900), die unter den ähnlichen Schriften durch die Menge der gewagtesten und unwahrscheinlichsten Hypothesen auffällt.

direkter Abhängigkeit am nächsten; ergibt unsere Untersuchung daher für Geraint Unabhängigkeit von *K*, so ist dasselbe Verhältnis für die andern *W* von vornherein (*argumentum a majori!*) sehr wahrscheinlich". Damit will sich der Verfasser vielleicht der von mir aufgestellten Forderung, die ganze Frage nicht für ein *W*, sondern für alle drei zusammen zu prüfen, was schon M. Wilmotte a. a. O. verlangt und zu tun versprochen hatte, entziehen. H. Zimmer (in dieser Zeitschr. XII, 232) nimmt *K* für alle drei *W* an, dasselbe tun alle andern, entweder ausdrücklich oder implicite (s. o. S. 159). Vor allem sei hier der begeisterte Keltophile A. Nutt genannt, der Othmer im „Folklore" bereits vorgeworfen hatte, er renne mit seinem Beweis offene Türen ein und der ganz besonders auch für den Peredur, der sich am weitesten von *K* entfernt,[11]) diese Abhängigkeit annimmt in seinen *Studies on the legend of the holy Grail* (1888) S. 144. 226, also ganz wie Golther,[12]) der es ja in seiner bekannten Monographie (1890) eingehend bewiesen hatte. Derselben Ansicht tritt bei der so vorsichtige Germanist R. Heinzel (1893). Wie die einfache Lektüre der drei *W* lehrt, ist *K* darin ganz ungleich wiedergegeben (s. Karre S. CXXXIII). Während wir Romanisten die genaue Vergleichung von *W* mit *K* selbst besorgen können, müssen aber andererseits die Keltisten diese drei Stücke vornehmen und philologisch-kritisch untersuchen, um uns mitzuteilen, ob sie von einem Bearbeiter herrühren oder

---

[11]) Der wälsche Bearbeiter des Peredur hat, wie bekannt, den ganzen Gral gestrichen, offenbar weil er ihm, dem Kelten, als keltischer Stoff unbekannt war.

[12]) Ich weiß nicht, was ich eigentlich dazu sagen soll, wenn Hr. Edens gegen das Gewicht Golthers, der seine These eingehend begründet hat, S. 7 (Anm. 1) einfach die entgegengesetzte Ansicht einer Anfängerin, eines Fräulein Mary Rh. Williams (1909), vorbringt! Freilich ist ihre Arbeit in diesem Kapitel ebenso verfehlt angelegt, wie die Edens'sche, ignoriert die schwerwiegenden und einleuchtenden Beweisgründe von A. Birch-Hirschfeld (Die Sage vom Gral, 1877, S. 204 ff.) und von W. Golther (1890) und kommt so zum Schluß, daß der Peredur von *K* unabhängig sei. Daß dies ganz hinfällig, hat kein Geringerer als R. Thurneysen selbst für jedermann verständlich und überzeugend nachgewiesen in Zeitschr. für kelt. Philologie 1910, S. 185—189. Ebenso unverständlich ist, daß der Verfasser S. 6 meine Ansicht über den Peredur jener von Golther entgegengesetzen will. Dieser hatte nachgewiesen, daß der mit *K* sich deckende Teil auch richtig auf *K* zurückgeht. Wenn ich gr. Iv. S. XXVIII sage, daß im Peredur außer *K* noch fremde Stücke (z. B. die Hexen!) sich befinden (es sind dies die rein keltischen Interpolationen des Bearbeiters), so widerspreche ich doch nicht Golther, dem ja auch seinerseits, was der Verfasser zu insinuieren scheint, nie einfallen konnte, das dem *K* fremde im Peredur auf *K* zurückzuführen! Unverständlich ist es auch, daß Verfasser A. Nutts oben von mir ausgeführte Ansicht nicht anführt, wo doch einer der überzeugtesten und begeistertsten Keltophilen *K* für Peredur zuläßt. Und unverständlich ist es auch, daß der Verfasser uns vorenthält, was Golther zu Nutt seinerseits äußerte in dieser Zeitschrift XII^2, 127 und 130 f.

jedes *W* von einem andern.[13]) Dazu kommt ferner die Beobachtung, daß in derselben großen Sammelhandschrift, die unsere drei *W* erhalten hat, sich noch ein Dutzend (und noch mehr) anderer Texte befindet, darunter eine wälsche Bearbeitung des Dares, des Galfrid von Monmouth, des Pseudoturpin, der Karlsreise usf., welche alle einen gleichartigen Eindruck machen, so daß zu einer genauen Entscheidung der Frage auch bestimmt worden sollte, wie diese Texte bearbeitet worden sind und was sich daraus für die Art der Bearbeitung der drei mit *K* stimmenden Stücke (*W*) ergibt.

Den Übergang zum 2. Hauptstück bildet der Satz S. 8: „Unsere Aufgabe wird demnächst sein, Othmers Dissertation einer eingehenden Kritik zu unterziehen, und dann unsere Auffassung [nämlich daß *W* nicht auf *K*, sondern beide auf *X* zurückgehen], näher zu begründen.“ Dieses Hauptstück ist überschrieben: „Kritik der Othmerschen Dissertation,“ S. 9 ff.

Hatte Othmer in seiner Arbeit sich bemüht, nachzuweisen, daß die Erzählung in *W*, im Vergleich zu *K*, m i n d e r w e r t i g ist, schlechter motiviert, Kompositionsfehler aufweist u. ä., so bemüht sich jetzt seinerseits der Verfasser, dasselbe, was Othmer zugunsten von *K* getan, jetzt für *W* zu tun, und so den Vorzug des *W* gegen *K* nachzuweisen.

Er übersieht dabei nur, daß diese ganze Frage, welche Erzählung besser angelegt und durchgeführt sei, ob *W* oder *K*, bei ihrer großen Verwandtschaft für die letzte Entscheidung gleichgültig ist, wie bereits von anderen hervorgehoben worden und wie es in der Natur der Sache liegt. Denn wenn *W* besser motiviert, so erklärt sich leicht, daß er *K* unter die Lupe nahm und überall, wo ihm *K* nicht gefiel, dessen Erzählung verbesserte, motivierte, wo *K* gar nicht oder nur ungenügend motiviert hatte; es ist genau dasselbe, wenn z. B. 𝔋 seinen *K* systematisch gründlich nach einem bestimmten Plan überarbeitet. Eine solche systematische Umarbeitung einer Vorlage kann also über die U r s p r ü n g l i c h k e i t nicht entscheiden. Dazu kommt ferner das s u b j e k t i v e Element in einer solchen Untersuchung: dem einen gefällt die Darstellung in *K* besser, einem andern die in *W*. So, um ein recht typisches Beispiel zu wählen, ist der Schluß des Erec, der F r e u d e n h o f, in der *K*-Fassung am schlimmsten hergenommen worden, z. B. von G. Paris, auch von Golther (diese Zeitschrift XIII², 5); es folgt dann Philipot

---

[13]) Schon W. Golther in dieser Zeitschrift XII², 129 hatte bemerkt: „Von größtem Vorteil aber wäre es, wenn einmal ein Kenner der kymrischen Sprache die Vergleiche zwischen *K* und den *W* vornehmen wollte; gewiß würde er manche Stellen finden, an denen aus sprachlichen Gründen die Abhängigkeit von den französischen Gedichten nachweisbar ist, die aber demjenigen, welcher nur Übersetzungen, und seien es auch die besten, benützen kann, entgehen müssen.“

(Rom. XXV, 293),[14]) der, obendrein auf breiterer, sichererer Basis, wiederum *K* verteidigt gegen *W*! Wie soll ein so unsicheres Kriterium eine derartige Frage entscheiden können?

Schon Wilmotte S. 5 spricht von den *procédés du conte gallois*, daß die Erzählung in *W plutôt traditionnel et de veine populaire que courtois et de bel art* ist. Und zur Klarheit der ganzen Frage hätte es vielleicht auch genützt, wenn der Verf. das, was Golther über den Freudenhof (in dieser Zeitschrift XIII², 5) sagt, und was ich im kleinen Erec² XXVII ausgeführt habe, hier zitiert hätte: „Es ist unzweifelhaft diese Version *(W)* besser und logischer; aber muß sie darum auch älter sein als Kristian? Hat der kymrische Verf., dem, wie auch dem *W* und 𝔑, *K*'s Bericht hier unvollkommen schien, dessen Quelle nachgeschlagen? G. Paris behauptet dies; aber ich meine, es liegt näher, dem hier stark kürzenden und vereinfachenden kymrischen Bearbeiter eigene Erfindung zuzuschreiben. Schwer war es doch wahrhaftig nicht, auf diesen Einfall zu kommen, zumal bei einem Manne wie der kymrische Erzähler, der sehr häufig auch im Peredur in den Märchenton verfällt und also in der poetischen Technik der Volkssage sich auskannte. Ist es denn gar so unerhört, daß ein in einen Prosaroman verwandeltes Gedicht in Nebendingen einige folkloristische Züge aufnimmt? Muß es da gleich älter sein als das Original?" Vgl. noch was er in dieser Zeitschrift XIII², 28 dazu sagt. — Dazu kommt aber nun noch etwas neues. Ich habe nachgewiesen, daß der Freudenhof dasselbe Motiv ist, das *K* in seinem Ivain verarbeitet, nämlich das weitverbreitete, wohlbekannte kontinentale Märchen (kl. Ivain 1902) von der Befreiung einer Jungfrau aus der Gefangenschaft eines Riesen, der sie meist in einen Zaubergarten hütet. Es wird dadurch die Benutzung einer insular keltischen Quelle für den Freudenhof um so unwahrscheinlicher. Dazu kommt, daß der F r e u d e n h o f i m E r e c i n k e i n e r V e r b i n d u n g z u m R o m a n e s e l b s t s t e h t, sondern nur ein ganz fremdes, schlecht oder gar nicht verbundenes, schon äußerlich als solches bemerkbares Anhängsel ist, daher kaum in *X*, dem nach Ansicht des Verfassers schon einheitlichen, ins einzelne durchgeführten Roman, wie ihn schon *K* bietet,[15]) gestanden haben wird, während es in *K* als Schluß-Paradefeuerwerk in den Plan seines Romans gut paßt. Ein solches rein äußerliche Anhängsel widerstrebt ganz und gar der realistischen, stets motivierenden Anlage von *W*, paßt aber zu *K*'s Vorgehen, wie wir es aus seinen sonstigen

[14]) Es muß auch Rom. XXVI, 290—301, was der Verf. nicht erwähnt, herangezogen werden. Der Verfasser behandelt auch seinerseits ausführlich den Freudenhof S. 114 ff. — es ist wie wir sehen, ohne Belang für die schwebende Frage.

[15]) Der Verfasser behauptet dies S. 56; ich komme darauf s. S. 166 ff. 184. 190 zurück.

Werken kennen. Da der Freudenhof aber sich ebenso in *W* findet, so muß er, mit all dem übrigen, was ich und andere für *K*'s Ursprünglichkeit vorgebracht haben, mit dafür sprechen, daß hier *W* auf *K* beruht. Ich füge hier eine neue Beobachtung hinzu, die noch nicht gemacht worden ist. *K* hat mehrfach eine schlechte oder eigentlich doch gar keine Motivierung bei besonders auffälligen Dingen, so auch in diesem Freudenhof, ferner in der Jagd auf den weißen Hirsch u. a., wo der Kymre stets motiviert. Sollte *K* diese Motivierung, die ja nach dem Verf. in der Quelle *K*'s gestanden haben soll, unterdrückt haben? Warum sollte er so absichtlich seine Erzählung dunkel und unverständlich gemacht haben? Kann man Derartiges dem größten und genialsten Dichter des XII. Jahrhunderts zumuten? Die Sache bekommt ein anderes Gesicht, wenn wir uns erinnern, daß es sich hier um Märchen handelt. Nun ist aber das eigentliche Kennzeichen eines Märchens, das es eben von anderen Erzählungsarten scharf scheidet, daß es einen Zauber enthält und dabei jeden Versuch einer Motivierung, sowohl einer sachlichen als auch einer moralischen, fernhält. Wenn also *K* in den märchenhaften Teilen seines Romans, gerade wo das Zauberelement sich befindet, eine schlechte oder gar keine Motivierung hat, so ist er eben darin seiner Quelle, die ja in ihrem letzten Ursprung reines Märchen gewesen, um so viel näher und — daher auch ursprünglicher!

Nun meinerseits *W* und *K* zu vergleichen, welches von beiden und wo der eine „vollkommener" oder „minderwertiger" ist, liegt mir ganz fern, da es für die Frage, wie schon gesagt, gleichgültig ist. Im einzelnen freilich wäre es leicht, die einzelnen Ausführungen des Verfassers zu kritisieren. Ein paar Beispiele von sehr auffälligen Entscheidungen des Verfassers, die wohl kaum irgendwo Zustimmung finden werden, gebe ich bei Besprechung des 3. Teils, der, unabhängig von Othmer, nun seinerseits *W* mit *K* vergleicht, stets und fast immer der Fassung von *W* den Vorzug gibt und daraus stets auf Ursprünglichkeit des *W* schließt. Man begreift überhaupt nicht, warum der Verf. diese zweimalige Vergleichung des *W* mit *K* (einmal polemisch gegen Othmer, das anderemal selbständig) nicht in eins zusammengezogen hat. Freilich am Resultat der Untersuchung wäre auch nichts geändert, so daß auch diese Art der Behandlung der Frage gleichgültig ist.

Das entscheidende Hauptkapitel in Othmer ist sein ausführlicher und eingehender Beweis der vielen „wörtlichen Übereinstimmungen", von den „zahlreichen wörtlichen Anklängen" in *W* mit *K* (S. 45—60). Zwar auch sein erstes, der Nachweis, daß *W* ganz wie *K* auf den Anschauungen des ausgebildeten französischen Ritterwesens und der Ritterehre beruht, ist nicht zu übersehen; aber bei der Annahme, daß dies bereits in dem gemeinsamen, *W* und *K*

zugrundeliegenden (offenbar französischen[16]) Prosaroman gestanden, braucht man dem kein weiteres Gewicht beizulegen. Anders aber steht es mit dieser „genauen, wörtlichen Übereinstimmung", welches Argument Othmers bisher jedermann überzeugt hatte, daß *W* auf *K* zurückgehe, bis auf G. Paris und J. Loth, die außer *K* noch eine zweite Quelle annahmen.

Ich behandle hier ganz kurz gleich als Einschub diese Frage einer zweiten Quelle, wiewohl sie streng genommen nicht in eine Besprechung der vorliegenden Dissertation gehört, da der Verf. ja keine zweite Quelle annimmt, sich überhaupt durch Othmers Argument, das alle anderen gewonnen hat, nicht hat imponieren lassen. Da aber im letzten Grunde die zweite Quelle auf dasselbe hinausläuft, wie die gemeinsame Quelle von *W* und *K*, und beider Unmöglichkeit sich durch dieselbe Beweisführung von selbst ergibt, so lasse ich sie hier folgen (vgl. S. 153).

Da die Verteidiger einer zweiten Quelle die Abhängigkeit des *W* von *K* zugeben, und gerade die „wörtliche Übereinstimmung", so entsteht die Frage, was eigentlich diese zweite Quelle überhaupt gewesen sein kann. Sie muß, dies folgt mit Notwendigkeit für beide Annahmen (und der Verf. sagt es ja ausdrücklich S. 38. 55 und vor allem S. 145!), bereits den ganzen, bis ins einzelne ausgearbeiteten Erecroman mit allen Episoden und dem Schlußfeuerwerk des ‚Freudenhofes' (wie wir sehen fremden) enthalten haben. Sie muß im einzelnen auch dieselben Reden und Antworten usf. bereits wörtlich enthalten haben. Etwas derartiges konnte natürlich einem Kenner wie G. Paris nicht einfallen, der nur von einzelnen *contes* wiederholt spricht, einmal von *une des variantes françaises de ce conte d'Érec dont, à l'époque où Chr. rimait, il existait tant de versions*, am deutlichsten a. a. O. S. 166 *une autre forme française de ce même conte, meilleure en quelques endroits, moins bonne en d'autres.* Nach Herrn Edens aber hätte *K* „die Handlung seines Romans in ihren wesentlichen Zügen (d. h. $= W + K$) schon in seiner Quelle vorgefunden", wie der Verf. S. 145 mit dürren Worten und gesperrtem Druck behauptet, also einen fremden Prosaroman einfach getreu in Reime gebracht. Und so hat denn ebenso P. Hagen, Germ. 37, S. 134 zugegeben, „daß sich des Dichters Tätigkeit ... im wesentlichen auf Versbau und Reimbildung beschränkt haben mag"... aber es sei „doch noch Raum genug für eine selbständige Darstellung und eigenartige Ausschmückung des überlieferten Stoffes, zumal in einer Zeit, in welcher

[16]) Wie hätte Kristian sonst das vermeintliche *X* verstehen und bearbeiten können?

die meisten Dichter nur nachahmen, nicht erfinden." Diese den Germanisten eigentümliche Anschauung geht uns Romanisten nichts an; die französischen Dichter erfinden tatsächlich, wie sich oft nachweisen läßt, oder bearbeiten einen rohen, kleinen Stoff in einer so genialen Weise, daß sie einer Neuschöpfung gleichkommt. All das behandle ich, wie überhaupt alles, was sich auf die „französische Mabinogionsage" bezieht, eingehend in meiner Einleitung zur Karre S. CXXXVIII ff.

Bevor ich weitergehe, mache ich darauf aufmerksam, daß ich in dieser so oft und doch nie genug zitierten Einl. der Karre diese Frage der zweiten Quelle noch ausführlich von einem anderen Gesichtspunkte behandle, S. CXXVIII—CXXXI. Ich zeige, daß so oft für irgend eine der Umarbeitungen die Quelle in Frage kommt, sich stets diese merkwürdige zweite Quelle einstellt, so nach G. Paris für $W = K + X$, so nach P. Hagen für $\mathfrak{H}$, der also K, was er ja selbst sagt, vor sich gehabt und, damit nicht zufrieden (warum?), sich noch eine zweite Bearbeitung desselben Textes zu verschaffen gewußt hat, also $\mathfrak{H} = K + Y$; so Dreyer für $\mathfrak{N} = K + \mathfrak{H}$! — ich füge hinzu, daß später ebenso Kölbing für die Ivenssaga eine zweite Quelle verlangt hat, und ebenso für die schwedische Übersetzung eine solche verlangt werden kann und es ist fast eine Naturnotwendigkeit, daß der künftige Prüfer der Dänischen, aus dem Schwedischen gemachten Übersetzung ebenso $\mathfrak{D} = \mathfrak{S} + Z$ aufstellen wird.

Ist das nicht auffällig, daß so oft irgend jemand einen Roman von K bearbeitet, er sich nie mit einer Handschrift begnügt, sondern stets noch eine zweite Handschrift desselben Textes nötig zu haben glaubt (wozu?) und sie nun sucht. Und das Merkwürdigste ist, daß er sie immer auch findet, der Kymre in Wales eine zweite französische Prosa-Handschrift, der Deutsche eine zweite unabhängige K-Handschrift, der Skandinavier außer K sich unseren Landsmann $\mathfrak{H}$ zu verschaffen gewußt hat usw. Wie müssen damals im Ausland, in Wales (hier sogar der bloß erschlossene, hypothetische Prosaroman — ich komme auf seine Unmöglichkeit im folgenden noch zurück), in Deutschland und Skandinavien die K-Handschriften häufig und leicht zu beschaffen gewesen sein?!

Othmer hatte also gezeigt, wie alle die Abenteuer nicht nur in derselben Reihenfolge, ferner auch mit denselben Einzelheiten erzählt werden, sondern auch daß „die Übereinstimmung so weit geht, daß sie sich oftmals sogar bis in die Reden einzelner und in die Gespräche zweier Personen miteinander — Frage, Antwort, Aufeinanderfolge von Fragen und Antworten — erstreckt" (S. 47) und schließt deshalb mit vollem Recht (S. 60): „diese zahlreichen wörtlichen Anklänge der beiden Werke beweisen mit unzweifelhafter Sicherheit, daß W eine Übersetzung des K'schen Werkes ist. Ja,

wenn sie das einzige Beweismaterial bildeten, so wäre schon kein Zweifel über das Verhältnis der beiden Werke zueinander mehr möglich. Denn welche Rolle wollte man bei so sklavischer Abhängigkeit dem französischen Dichter zuerkennen? Soll er sich so sklavisch an seine Vorlage gehalten haben?" Auf dieses entscheidende Argument begnügt sich der Verfasser S. 53 zu bemerken: „die Übereinstimmungen in Einzelheiten können sehr wohl von einer gemeinsamen Quelle herrühren. Die sogenannten (so!) wörtlichen Übereinstimmungen machen (nach O.s Zusammenstellung) nur vier Prozent des *K*'schen Werkes aus." Dem ist zu entgegnen, daß die Prozentzahl für die Entscheidung der Abhängigkeit ganz gleichgültig ist; würden sie etwa alle in einer einzigen Partie beisammen stehen, so müßte man für solch eine auffällige Erscheinung irgend eine Erklärung suchen; dies ist aber nicht der Fall. Diese vier Prozente verteilen sich auf das ganze Gedicht und zu diesen vier Prozent kommt noch die schon mehrmals hervorgehobene, fast ganz *W* umfassende genaue Übereinstimmung der Erzählung bis in die geringsten Einzelheiten, wodurch wir von den 4 Prozent auf mehr als 70 oder 80 Prozent, wenn nicht noch mehr, kommen.[17]) Dies beweist, daß überall also *K* oder *X* von *W* abgeschrieben worden ist. Was von diesen beiden Möglichkeiten eigentlich der Fall ist, behandle ich gleich bei der Besprechung des folgenden III. Hauptstückes der Dissertation.

Hier muß ich noch mit der Besprechung des II. fertig werden:

Othmer hatte dann S. 66 unter VIII mit seinem letzten Beweise geschlossen: „Die durch F. bereits bewiesene, ebenso beschaffene Abhängigkeit des Owein vom *K*'schen Ivain;" wobei er sich auf meine Ausführungen im großen Ivain XXV ff. stützt, wo ich sogar die von *W* benutzte *K*-Hschr., die Familie β, angeben konnte. Ich sage dort: „Die Übereinstimmung geht soweit, daß ganze Seiten von *W* hindurch die Aufeinanderfolge der kleinsten Begebenheiten, sogar der Sprechenden in beiden Texten identisch ist, und daß dieselben Personen an derselben Stelle immer inhaltlich dasselbe (in *W* stets gekürzt) sagen. Welche Rolle will man da dem französischen Dichter zuerkennen? Soll er sich so sklavisch an seine Vorlage gehalten haben? ... Sollte *K* in *I*, dem

[17]) Der Verfasser spricht wiederholt von „den bedeutenden Verschiedenheiten zwischen beiden Versionen". — Die Absicht ist klar; es soll die ins einzelne nachgewiesene „Übereinstimmung in Einzelheiten und in Worten" so abgewiesen werden. Er übersieht oder will es nicht sehen, daß diese Verschiedenheiten nie die Hauptpunkte der Erzählung und ihrer einzelnen Episoden betreffen, sondern ausschließlich die nebensächlichen Dinge, die in den Kram des *W* nicht paßten. Vgl. noch S. 171. 179 u. die Anm. S. 179 u. 183.

vollendetsten seiner Werke, noch sklavischer Übersetzer gewesen sein?"

Dazu bemerkt der Verfasser ganz einfach: „Dieser Beweis ist meines Erachtens nicht erbracht" — kein Wort mehr oder weniger. Das ist ja bequemer als eine Widerlegung, allein man würde ihm hierin dies eine Mal Unrecht tun; denn es folgt die folgende Fußnote zu diesem lapidaren Satz S. 54: „Herr Professor Zenker wird, wie er mitteilt, demnächst eine Untersuchung über *K*'s Ivain veröffentlichen, in welcher er den Nachweis erbringt, daß auch das Mabinogi von Owein nicht auf dem *K*'schen Versromane beruht, sondern mit ihm aus der gleichen Quelle entsprungen ist: wie das M. von Geraint gegenüber dem Erec, so bietet das *W* von Owein gegenüber dem Ivain auf Schritt und Tritt das Ursprünglichere." Wenn, wie aus diesen Worten hervorgeht, Zenkers Arbeit genau so angelegt, wie die vorliegende Dissertation, und daher ebenso verfehlt ist, so sei diese zukünftige Totgeburt auch hier bereits angekündigt und damit erledigt.

Das III. Hauptstück, überschrieben „Grundlage und Methode", steht S. 55—128.

Der Verfasser stellt nun in der Gestalt einer streng logischen Folgerung sein System auf: „Wir haben (S. 56) deshalb [1. weil *K* in den Anfangsversen von den *conteors* erzählt, die die *estoire* zu *depecier* pflegen, also selbst eine fremde von ihm benutzte Quelle eingesteht, 2. weil es „für einen mittelalterlichen Dichter schon *a priori* in hohem Grade wahrscheinlich ist, daß er seinen Stoff nicht rein aus der Phantasie geschöpft, sondern daß ihm dazu eine Quelle vorgelegen hat"] an der Annahme einer Quelle für den Erec, die mindestens die Grundzüge des Romans enthielt, solange festzuhalten, bis uns das Gegenteil bewiesen wird. Daraus folgt nun (!), daß es schon vor *K*'s Erec die Erecfabel gegeben haben muß;[18]) und damit ist die Möglichkeit vorhanden, daß Versionen dieser Fabel auf uns gekommen sein können, die ihre Existenz nicht dem *K*'schen Werke verdanken. Stoßen wir also auf eine Version der Erecfabel [wie unser *W*], so bieten sich folgende drei Möglichkeiten": 1. *W* und *K* gehen auf eine gemeinsame Quelle zurück, 2. *W* geht auf *K* zurück und 3. *K* geht auf *W* zurück, welch letztere Annahme gleich zurückgewiesen wird.

Wie man sieht, leidet dieser ganze so logisch errichtete Aufbau an gänzlichem Mangel jeder Logik. 1. Die Stelle über die *conteors* läßt sich anders erklären: der typische aus den Chan-

[18]) Alles ist von mir unterstrichen und hervorgehoben.

sons de Geste, denen der *K*'sche Erec noch in manchem nahe steht (s. großer Erec S. VIII u. passim), wohlbekannte Ausfall gegen die Konkurrenten. 2. Es ist ganz willkürlich und durch nichts zu erweisen, daß die von *K* benutzte Quelle ein einheitlicher, die ganze Fabel unseres Erec enthaltender Roman gewesen ist. Durch diese Behauptung stützt der Verfasser seine These mit seiner eigenen Hypothese! Es ist im Gegenteil „*a priori*", um ebenso wie der Verfasser zu operieren, natürlicher und der Entwicklung der Märchen und Romane entsprechender, anzunehmen (und damit treffen wir die Vorgangsweise, wie sie sich für so manche mittelalterliche Texte ergibt), daß der Dichter einzelne Episoden, die ursprünglich gar nicht zusammengehören, vorgefunden, vereinigt und auf einen Träger übertragen hat, den er so zum Helden des Romans macht — man denke an Tristan! (soll ich auf W. Wundt's lichtvolle Behandlung dieser Fragen in seiner Völkerpsychologie besonders hinweisen?) und dazu alles übrige, vor allem die Grundidee, aus dem Seinigen geliefert hat. Dieses schon *a priori* viel wahrscheinlichere Verhältnis wird sich im folgenden auch als das einzig mögliche erweisen, wenn es sich herausstellen wird, daß vor *K* kein eigentlicher Artusroman überhaupt anzusetzen ist, sondern bloß kleine, einzelne Episoden umfassende *contes* der keltischen und anderen *conteor*. Der Verf. fährt dann fort (S. 57): „Es liegt auf der Hand, daß *K*'s Vorlage, falls *W* nicht aus ihm stammt, die beiden Werken gemeinsamen Züge enthalten haben muß."

Diesmal haben wir endlich den ersten zwingenden Schluß vor uns; er kann und muß, was ich jetzt tue, verschärft werden: es müssen auch all die Stellen, wo „wörtliche Übereinstimmung" in beiden nachzuweisen ist, bereits in *X* (so nenne ich im folgenden diese gemeinsame Quelle), bestanden haben. Er erkennt dann im folgenden endlich auch den Schwerpunkt der Othmerschen Arbeit, nämlich, daß der Nachweis der „wörtlichen Übereinstimmungen" in Foersters (und daher auch Othmers) Beweise „die wichtigste Rolle spielte .... Da dieses Argument bei Foerster immer wiederkehrt [nicht nur in meinen vom Verfasser benutzten Werken, sondern ebenso ganz besonders in der vom Verfasser, man weiß nicht warum, beiseite gelassenen Karreneinleitung (S. CXXXVIII ff.)], so verdient es, auf seine Stichhaltigkeit näher untersucht zu werden. Wir werden die Schwächen von F.s Beweisführung am besten aufdecken können, wenn wir sie *more geometrico* formulieren (so!)[19]): A. Voraussetzung: Stammt *W* nicht aus *K*, so hätten wir für *K* eine Vorlage anzusetzen, die alles *W* und *K* gemeinsame enthalten haben müßte; *K* müßte seine

[19]) Von mir unterstrichen!

Vorlage also sklavisch abgeschrieben haben. (S. Lanc. Einleitung S. LXXXIII) [es ist die einzige Stelle, wo er die Karreeinleitung heranzieht]. B. Behauptung: Dies ist ein Widersinn. [So wörtlich!] C. Beweis: 1. Die Berühmtheit *K*'s gestattet nicht, anzunehmen, daß der französische Dichter sich so eng an eine Vorlage angelehnt haben könne. (S. p. CXXXVIII: „„Der von seinen Zeitgenossen ebenso wie von der Nachwelt hochgefeierte *K*""). 2. Im Cligés ist *K* ganz „„selbständig vorgegangen"", wie „Niemand ableugnen kann" (p. CXXXVIII), 3. „„dieser ganz selbständige Cligés zeigt dieselbe Eigenschaft, dieselben Vorzüge, wie Erec, Ivain und Perceval (p. CXXXVIII)"". Schon diese Voraussetzung müssen wir ablehnen." ad 1a) Ich hätte diese „Übereinstimmung" maßlos übertrieben — es seien bloß 4 %. (daß dieses Argument belanglos s. o. S. 168). ad. b) S. 59: „Daß eine Anlehnung [! wie wird hier das tatsächliche Verhältnis bei der von Othmer auf vierzehn eng gedruckten Oktavseiten nachgewiesenen „wörtlichen Übereinstimmung", sei es auch nur in 4 %, durch diesen vorsichtig gewählten Ausdruck abgeschwächt!][20]) an die Quellen, wie wir sie bei *K* im Erec anzunehmen hätten, keineswegs mit der Berühmtheit eines Schriftstellers unvereinbar ist, beweisen Beispiele, wie Shakespeare, Molière (Amphitryon, Avare), Corneille (Cid, Menteur), die in der wörtlichen Wiedergabe ihrer Quellen zum Teil noch weiter (!) gegangen sind als unser Dichter, ohne daß das ihren Dichterruhm weder in den Augen ihrer Zeitgenossen noch in den unsern beeinträchtigt hätte. Vor allem aber sei auf *K*'s Landsmann Lafontaine hingewiesen, der bekanntlich die Stoffe seiner Fabeln fast ausnahmslos entlehnt hat, der sich inhaltlich [aber nie wörtlich] an seine Quellen sehr eng (?!) anschließt, der da, wo er ändert, in der Regel wenig glücklich ist (sic!), und dessen Verdienst einzig und allein im Vortrag, in der Form liegt, in die er die alten Stoffe gekleidet hat." Dieses speziöse Argument ist nicht auf des Verfassers Feld gewachsen (ich glaube dies zu seiner Entschuldigung anführen zu müssen), sondern ist geistiges Eigentum seines Lehrers und Referenten, des Prof. Zenker. Es konnte, was seine Sachlichkeit betrifft, nicht unglücklicher gewählt werden — ich zeige dies weiter u. S. 193, wo der Verfasser es noch einmal in anderem Zusammenhang wiederholt. Hier mache ich nur auf die ganz falsche auf unsern höhern Schulen einst sporadisch wohl üblich gewesene Beurteilung des „Landsmanns" Kristians, nämlich Lafontaine's aufmerksam, die völlig von jener, die ihm seine Landsleute, die Franzosen, und alle andern unvoreingenommenen Literarhistoriker angedeihen lassen, abweicht und

---

[20]) Vergl. oben S. 168 Anm. 17.

von seiner „Abhängigkeit" von den von ihm benutzten Quellen ein ebenso verfehltes Bild entwirft.

ad 2) Daß *K* im Cligés „selbständig" gewesen, wie ich „behaupte", sei nicht erwiesen. Eine solche Behauptung zeigt bloß mit voller Sicherheit, daß der Verfasser den Cligés nicht gelesen hat, denn sonst wüßte er, daß der Roman aus zwei ganz verschiedenen, selbständigen Teilen besteht. Zum Verständnis bemerke ich bloß (denn auch diese Frage ist, wie sich aus dem folgenden ergeben wird, für unsere Hauptfrage, ob *X* oder *K*, ganz gleichgültig): *a*) daß *K* im ersten Teil des Cligés „ganz selbständig" ist, hat noch niemand geleugnet und wird auch nie jemand überhaupt leugnen wollen. Dieser erste von *K* rein erfundene Teil steht ganz auf der Höhe des 2. Teiles und ist vielen Partien seiner übrigen Romane noch überlegen, allen aber sicher gleichwertig. Diese sichere Tatsache spricht für *K*'s Selbständigkeit sehr entscheidend auch bei den anderen Romanen. *b*) Ob nun der 2. Teil auf eine Quelle, die nicht mehr bot als das bekannte Kapitel im Marque de Rome zurückgeht oder nicht, ist ebenso gleichgültig. Sicher ist nur, daß ich mit meinem Beweise (s. Cligés[2.3.] S. XXXIII ff.) Fachleute überzeugt habe. Es hat keiner widersprochen — bis auf den Verf., der bei meiner Beweisführung „die nötige Vorsicht" vermißt (S. 60).

Das stärkste ist wohl, was der Verfasser daraus, daß der Cligés Kristians nach seiner Ansicht nicht selbständig erfunden sein soll (was, wie wir eben sahen, falsch ist), schließt (S. 60): „Wenn nun die Gültigkeit dieses Rezepts [Selbständigkeit der Komposition] für den Cligés rein hypothetisch ist, so müssen wir es für die übrigen Werke *K*'s selbstverständlich (so!) rundweg ablehnen." Also, weil der Verfasser nicht begreift, daß der Cligés selbständig komponiert ist, kann *K* auch keinen andern Roman selbständig komponiert haben! Und die Karre?! Und gar der Gral?! Sieh was ich darüber im folg. S. 192 Anm. 40 feststelle und ausführlicher in Karre S. CXL. Und das schreibt jemand, der, wie sein Opus lehrt, außer dem Erec von Kristians Werken kaum etwas gelesen haben dürfte.

Der Verfasser fährt dann fort S. 60 „das einzige Werk *K*'s, dessen Quelle uns noch vorliegt, und das uns deshalb als Maßstab dafür dienen kann, bis zu welchem Grade wir *K* Anlehnung an eine Vorlage zutrauen dürfen, ist die ... Philomena". Da der Verfasser ohne eigenes Urteil in der Frage der Philomena ist, so verweise ich ihn bloß auf Cligés[3] S. VII ff.) und besonders noch Zeitschrift für rom. Philologie XXXV, 479—481, wonach die Verfasserschaft *K*'s mehr als zweifelhaft ist, und füge hinzu, daß selbst nach des Herausgebers Darstellung, die der Verfasser

selbst zitiert, die „Selbständigkeit" ihres Verfassers dem Ovid gegenüber noch immer hundertmal größer wäre als beim Erec, wenn er von dem famosen *X* abstammte. Daß übrigens für den Fall, daß irgend ein Dichter in seinem jugendlichen Erstlingswerke sich wenig selbständig erwiesen hätte, daraus kein Schluß auf seine weitere Entwicklung in seinen späteren Werken geschlossen werden kann, sei nur nebenbei kurz angemerkt. Dann schließt er: „Damit dürfte dem Hauptargumente F.'s der Boden entzogen sein." Der Leser wird aus dem bisher Vorgebrachten selbst leicht ersehen, daß es schon nach dem bisher Gesagten in ungeschwächter Gültigkeit voll bestehen bleibt.

Ich habe absichtlich diesen Teil so ausführlich, größtenteils in wörtlicher Wiedergabe, behandelt, um den eigentümlichen, überlegen sein sollenden, zuversichtlichen und überzeugungsvollen Ton, der sich so durch die ganze Dissertation hinzieht und der offenbar den mit der Frage nicht vertrauten Lesern imponieren soll, meinen Lesern zum Bewußtsein zu bringen. Diese Art ist bezeichnend für die ganze Arbeit: die entgegenstehenden Ansichten, Bemerkungen und Beweise werden so leichthin, ohne auf den Grund der Sache jemals einzugehen, abgetan, und alles, was er selbst vorbringt, ohne irgend einen ernstlichen Beweis sofort als sicher hingestellt. Es scheint dem Verfasser gar nicht zum Bewußtsein gekommen zu sein, welchen Mangel an Verständnis und an Urteilsfähigkeit er hierdurch offenbart und auch seinen Lesern zumutet. — Vgl. S. 56. 60. 62. 81 u. s. f.

Er schließt dann S. 64 mit der Aufstellung der von ihm in der weiteren Arbeit befolgten Grundsätze, deren Ausführung ich sofort im folgenden eingehend prüfe.

Es folgt das IV. Hauptstück: Das Mabinogi von Geraint und *K*'s Erec S. 65—128.

Dieses Kapitel ist der eigentliche Anti-Othmer und offenbar nach der Ausführung und Ansicht des Verfassers das Hauptstück seiner Arbeit. Er versucht, gerade im Gegensatz zu Othmer, an zahlreichen Fällen die Vorzüge von *W* gegen *K* ins hellste Licht zu setzen und schließt daraus stets auf die Ursprünglichkeit des *W*. (Man begreift nicht recht, warum dieses vierte Kapitel, das den gleichartigen Inhalt des zweiten hat, mit diesem nicht in eins zusammengezogen worden ist.) Dieser Schluß ist niemals zwingend und, objektiv betrachtet, auch niemals überzeugend — er kann im günstigsten Fall nur seine Wahrscheinlichkeit dartun. Wenn nach alle dem, was andere und ich (ich sehr ausführlich) über diesen Gegenstand gesagt und vorgebracht haben, der Verf. dies nicht begreift, so ist ihm überhaupt nicht zu helfen. Aber die Streitfrage, ob *K* Quelle von *W* ist oder *X* Quelle von beiden, kann so nie gelöst werden

und hätten wir keine anderen Kriterien, als die Superiorität oder Inferiorität einer Erzählung, so bliebe sie unlösbar. Zum Glück haben wir solche, die von mir und Othmer bereits vorgebrachten, die ich am Schluß, bei der Betrachtung des letzten Hauptstückes der Dissertation, dem Verfasser entgegenhalte und davon einiges diesmal noch stärker stütze und reicher und neu begründe.

Trotzdem also diese ganze Untersuchung belanglos ist, da sie unfruchtbar enden muß, führe ich aus ihr gleichwohl ein paar Fälle auf, um das Subjektive und zugleich das Unhaltbare einer solchen Beweisführung an ihnen zu demonstrieren.

1. S. 65 f. bespricht er die Jagd auf „den" weißen Hirsch, die Artus am Osterfest als ‚*costume*' behandelt. „Offenbar handelt es sich doch um das einmalige Erscheinen eines besonderen, wunderbaren Hirsches, den es Artus zu jagen gelüstet. Da kann doch unmöglich von einer ‚Sitte' die Rede sein. „Der" weiße Hirsch kann doch nur einmal gejagt werden', und so gehts ein paar volle Seiten weiter und am End will er gar *K*'s Ostern und *costume* durch ein ganz fremdes Motiv ersetzen: den zu Pfingsten vor dem Essensantritt auf ein Abenteuer wartenden Artus! *K* soll dies mißverstanden haben!! [„Auf diese Art läßt sich alles beweisen, wenn man", wie H. Zimmer einst so schön jemand anderem einmal vorgehalten hat, „die Texte nicht auslegt, sondern ihnen, was man will, unterlegt."] Hier hätte also bereits *X* ein Ur-*X* verschlechtert!

Der Verfasser begreift also nicht, was für ein Hauptargument er durch diese Annahme gegen sich selbst geschmiedet hat. Denn, ist, wie er behauptet, dieses Motiv der Essenszeit das Ursprüngliche, so hat sowohl *W* als *K*, jeder selbständig, die Urvorlage geändert und, was ganz unbegreiflich ist, jeder in derselben Weise, daß er die Essenszeit durch ein ganz fremdes, und zwar bei *W* und *K* gleiches Motiv ersetzte. Da dies selbstverständlich ausgeschlossen ist, so müßte dann unbedingt *K* auf *W* oder umgekehrt *W* auf *K* zurückgehen, also auf jeden Fall des Verfassers These fallen. Nun hat er den Fall: *K* aus *W*, selbst (S. 56 Mitte) ausgeschlossen — also bleibt nur meine Feststellung: *W* aus *K*, notwendig übrig. — Was bei solchen Schlüssen aus folkloristischen Motiven herauskommt (wovor schon H. Zimmer gegen A. Nutt in G. G. A. a. a. O. nachdrücklich gewarnt hat und was gegen alle solche Versuche der Nutt, Weston und Genossen nicht genug wiederholt werden kann), zeigt hier anschaulich bei demselben Motiv an derselben Erec-Stelle die von S. Singer (bei J. Weston, Sir Perceval I, S. 113 f.) aufgestellte Behauptung, daß dies Hirschmotiv nichts anderes ist als das bekannte Märchenmotiv der in ein Tier verwandelten und durch einen Kuß (also = *K*!) erlösten Schönen, so daß im Gegensatz zu Herrn Edens

grade der K u ß das Ursprüngliche und der Hirsch nichts andres als die verwandelte, zu erlösende Schöne wäre![21])

Die natürliche Erklärung ist so naheliegend, daß sie wohl jedermann einfällt: Die gewöhnlichste Zeit der großen Hoffeste ist (schon des Wetters wegen) Pfingsten, sowohl in den Artusromanen als auch ebenso in den Chansons de Geste, daher *W* die O s t e r n der Vorlage (*K*) eigenmächtig in P f i n g s t e n geändert hat. Warum aber sollte denn *K*, wenn in seinem vermeintlichen *X* das ganz gewöhnliche und allgemein übliche Pfingstfest gestanden hätte, dies seinerseits in das seltene und ungewöhnliche Ostern geändert haben? — Der Verfasser übersieht ferner, daß es sich um ein Märchen, das hier verwendet ist, handelt, wie er dann selbst von einem ‚w u n d e r b a r e n' Hirsch spricht. Im Märchen, wo jede Motivierung und Wirklichkeitsmöglichkeit wegfällt, kommt eben dieser weiße Hirsch jedesmal vor, als ein Wunder[22]), und daher hat *W*, der immer motivieren und der Vorlage am Zeug flicken will, diesen Punkt geändert. Daß wir hier und auch noch in der damit verbundenen Sperberepisode mitten im Märchen sind, brauche ich wohl nicht auszuführen. Ich führe dafür nur noch den bekannten Zug an, daß Enide mit ihrem ärmlichen Gewand, wie Erec sie angetroffen, zu Hofe gehen muß. — Es folgt S. 79 f. das ‚alte Gemäuer' in *W*, die verrostete, wertlose Rüstung, Dinge, die ich bereits oben S. 155 f. behandelt habe.

[21]) Unterhaltend, wie immer, ist J. W e s t o n, wenn sie, hier im Anschluß an diese Mitteilung S. Singers, unsern Kristian kritisiert: *This solution seems to me both natural and probable. Chr. was ecrtainly, in more than one instance, dealing with matter the real character of which h e d i d n o t u n d e r s t u n d.* Auch für ihr Percevalbuch wie für alle ihre vorausgehenden Schriften gilt noch immer mein in dieser Ztschr. XX², 95—103 über ihren Gawain gegebenes Urteil. In éinem Punkt freilich ist ein immer größerer Fortschritt zu verzeichnen. Während sie früher nur aus zweiter Hand arbeitete, hat sie später immer reichlicher und gründlicher die Texte, zuletzt sogar (und zwar viele umfangreiche) Handschriften eingesehen, verglichen und durchgearbeitet und so grade beim Perceval ein großes, wichtiges Material zutage gefördert, was wir mit großer Dankbarkeit annehmen und voll würdigen. Ich bin überzeugt, daß die weiteren Studien der unermüdlichen Verfasserin sie auch noch auf den richtigen Weg und auf die richtige Methode bringen werden, wo sie nicht mehr wie jetzt die Quellen, alte, neue, direkte, indirekte, bunt durcheinander benutzt und darauf hin lustig los konstruiert, sondern auf kritisch gesichtetem Boden vorsichtig sichere oder doch wahrscheinliche Schlüsse aufbaut. Wenn ihre jetzigen luftigen Hypothesen samt ihrem Adonis auch nicht so schlimm sind, wie beispielsweise J. P o k o r n y's Arthur = Kuckuck (! s. Mitt. der Anthropol. Gesellschaft in Wien, Band 39, 1909 — dies müsste eig. jeder Fachmann lesen), so möchte man doch lieber besseres bei ihr finden.

[22]) Ich könnte aber auch auf Grund von vielen sichern jagdlichen Nachrichten auch das tatsächliche, regelmäßige Auftreten von weißen (ebenso schwarzen) Hirschen und Rehen in gewissen Revieren, d. h. die *K*fassung, verteidigen. *W* hatte keine besonderen jagdlichen Kenntnisse. Dies nur nebenbei.

2. S. 90ff. bemängelt er an *K*, daß die Abenteuerfahrt, zu der Erec Enide mitzugehen zwingt, nicht motiviert ist, während *W* „richtig" die Eifersucht als Motiv hat. *K* läßt die Sache, getreu dem Erzählerton des Märchen, unbestimmt. Aber jeder kann es so deuten, wie es *W* getan hat. Wenn der Verfasser dagegen V. 3304 *Erec ne fu mie jalos* zitiert, um *K*'s Mangel an Verständnis damit zu demonstrieren, so übersieht er, daß *K* hier ausschließlich von diesem éinen Fall spricht, wo er dem Grafen die Erlaubnis gibt, sich neben Enide zu setzen. — Hier möchte ich eine allgemeinere Beobachtung einschieben, die zur richtigen Auffassung dieser und anderer Einzelheiten die Richtschnur gibt, nämlich die Eigenart *K*'s, seine Romane spannend zu machen und die Leser in der Erwartung und vorerst im Dunkeln zu lassen; s. Karre S. CXXXVI. Hierher gehört das von mir schon öfter erwähnte Versteckenspielen mit den Namen, sowie die öfter offen gelassene, zurückgehaltene Lösung und Erklärung von einzelnen Abenteuern und Zügen (bes. in der Karre und Gral und zwar nach unserem Gefühl übertrieben angewendet), die erst spät im Laufe der Erzählung folgt. So hat denn *K*, der seine feingebildeten, höfischen Leser kennt, auch hier irgend ein Motiv nicht ausgesprochen, sondern es dem Leser überlassen, sich eines zu bilden, abgesehen davon, daß er bei der märchenhaften Art der Erzählung von Haus aus schon überhaupt zu keiner Motivierung verpflichtet war. Dazu kommt noch ein anderer, für den Kristiankenner einleuchtender Gesichtpunkt. Diese von *W* erschlossene und eingeschobene Motivierung, die Eifersucht, ist ein so plumpes, und im vorliegenden Fall so unpassendes Mittel, daß man sich füglich wundern muß, wie der Verfasser dies selbst nicht gefühlt hat. Warum sollte Erec auf Enide eifersüchtig sein? Sie leben beide in den Flitterwochen Tag für Tag, Nacht für Nacht, stets beisammen (2449 *Mout petit de li s'esloignoit*), von den Hofleuten abgetrennt und leben nur ihrer Liebe. Dann hört Erec auf einmal die Klage Enidens über sein ‚Verliegen'. Nicht Eifersucht, sondern das im Innersten und Tiefsten schwer verletzte Selbstgefühl Erecs mußte sich da in ihm regen! Wie, das Weib, das er aus dem Nichts gehoben, zu seiner Gattin gemacht, mit Außerachtlassung des damals noch viel stärkeren Standesunterschiedes, er, der Königssohn und bewährte Held, die arme Tochter eines herabgekommenen Krautjunkers (dies hatte ich schon früher einmal ausgeführt) wagt es, an seinem Heldentum zu zweifeln! War sie nicht selbst Zeuge des Sperberkampfes? Also so faßt sie seine Hingebung auf? Er mußte auf das Empfindlichste verletzt sein. Nicht Eifersucht, sondern Empörung über das unverständige und gefühlsarme Weib ist es, die ihn zur Ausfahrt bewegt. Und von diesem Standpunkt aus ist die für das moderne

Gefühl etwas brutale Behandlung auch für uns noch verständlich und berechtigt. Man vergesse nicht, daß im ganzen Erec von der späteren Auffassung der Minne keine Spur vorhanden ist, und der Liebende hier noch der Herr und Gebieter, das Weib seine Dienerin ist. Daraus ergibt sich, daß *W*'s Eifersucht seine plumpe Erfindung ist.

3. Fast läppisch aber ist des Verfassers Ansicht, daß *W* das richtige und ursprüngliche (!) hat, weil er eigens motiviert, warum der verhauene und verwundete Erec nicht mit Kei und Gauvain zu Artus ziehen will (V. 3990 ff.). S. 106 „*K* motivert seine Weigerung nicht, wohl aber *W*, wo er „dem Gwalchmei ausdrücklich erklärt, warum er ihn nicht zu Artus begleiten will: „*je ne suis pas dans un état à me présenter devant qui que ce soit*" — dazu bemerkt der Verfasser: „eine vollkommen befriedigende Erklärung." Es ist also eine Hofetikettfrage, Erec getraut sich nicht, in seiner zerhauenen Rüstung sich Artus und seinen Damen zu zeigen. Er hätte sich früher wohl umziehen müssen![23]) Andre werden vielmehr glauben, daß der verwundete Held, der an Rüstung und Schild noch die Spuren harter Kämpfe trägt, gerade die richtige «dress» trägt, in der er sich am vorteilhaftigsten an Artus Hof sehen läßt.[24])

4. und letztens. S. 108 f. wird scharf gerügt, daß Gauvain, der den Erec nicht kennt, heimlich durch einen Diener dem Artus sagen läßt, was er tun soll, wenn er „den besten Ritter kennen lernen und beherbergen will" (V. 4114 ff.): „Wie kann G. wissen, daß der fremde Ritter, den er nicht kennt, der beste Ritter ist?" In *W* dagegen, sagt der Verfasser triumphierend, ist es „sonnenklar", da hier Gwalchmei den Geraint erkannt hat, und so schließt der Verfasser: „Dies dürfte eins der schlagendsten Beispiele für die größere Ursprünglichkeit des *W* sein" (!). — Dieser ganze Einfall ist Prof. Zenkers Eigentum, wie das hier (wie so oft) beigesetzte (Z.) lehrt. Darauf ist einfach zu erwidern, daß hier *W* seine Vorlage geändert hat, und zwar in seiner steten Sucht, jeden Zug der Erzählung seinen Lesern „sonnenklar" zu machen. Aber der aufmerksame Leser von *K* hat dies gar nicht nötig; denn er hat ja noch im Gedächtnis, was er einige Dutzend Verse früher gelesen hat: (V. 4075) der jämmerlich aus dem Sattel gehobene Kei zieht mit dem ihm geschenkten Roß Gauvains zu Artus, *Au tre le roi*

[23]) Dieselbe Sorge des Umkleidens zeigt *W* auch sonst, so S. 165: *Chacun se débarassa de ses habits de voyage*, was bei *K* fehlt, also nach dem Vf. auch hier wohl „ursprünglich" sein wird. Auch sonst verwendet *W* stets große Aufmerksamkeit auf die Toilette seiner Helden und Heldinnen, die er stets nach der neuesten französischen Mode ausstaffiert auftreten läßt.

[24]) Ich komme noch auf diese Episode, die ganz besonders für *K*'s Ursprünglichkeit und *W*'s Abhängigkeit spricht, im folgenden noch ausführlich zurück. S. w. u. S. 187.

vint, si li conte Le voir que rien ne l'an cela. So erfuhr denn Gauvain bei dieser Gelegenheit, daß der fremde Ritter den Kei bloß mit umgekehrter Lanze elegant aus dem Sattel gehoben und ihm dann, ganz entgegen der steten Sitte, daß das Pferd des Gestürzten dem Sieger gehört, es ihm auf die Kunde, es gehöre dem Gauvain, ohne weiteres geschenkt und überlassen hat. Daraus konnte der erfahrene Gauvain schon den besten Ritter erschließen. — Daß hier im Gegenteil *W* geradezu unverständlich ist (warum überläßt der Sieger dem Kei ohne ein Wort der Erklärung sein Roß ?!), hat der Verfasser übersehen. Er tadelt nämlich, daß *K* die Weigerung Erecs (S. 160 = V. 4108 ff.) zu Artus' Hoflager mitzugehen, nicht motiviert, während *W*, wie er annimmt, dies vortrefflich tut. Der Verfasser übersieht nur, daß Erec sich zweimal (schon 4012) geweigert hat, beidemal unmotiviert in *K*, und — man staune! das erstemal ebenso unmotiviert in *W*. Wie kann so was bei dem stets motivierenden *W* vorkommen? Es dürfte so geschehen sein, daß *W* zuerst seinen *K* nur gedankenlos, aber wie immer kürzend und alles nicht insulare ausmerzend, wiedergibt und die erste unmotivierte Weigerung übersieht; wo sich Erec aber das zweitemal (und *K* sagt wieder nicht, warum) weigert, da erfindet er gleich eine Motivierung (er sei nicht präsentabel). Aber schon im vorausgehenden hat er seine Vorlage (*K*) verdorben; *W* 161, Z. 8. *G. le regarda alors avec attention et le reconnut.* Wie kann er den Erec, der in Eisen gehüllt und den Kopf mit dem Helm gesichert hat, erkennen? Es ist dies, ohne Abnahme des Helmes, ganz unmöglich: man vergl. nur den Zweikampf zwischen Gauvain und Ivain der zwei Schwestern wegen! Doch diese ganze, in *W* zu ein paar Zeilen zusammengezogene, bei *K* so schöne und elegante Episode V. 3931—4280 = *W* S. 159—162, also 74 Zeilen gegen 350 Verse in *K*) verrät sich noch von einem andern Standpunkt aus als sichere Verschlechterung, die *W* aus bestimmten und uns offenbaren Gründen an *K* vorgenommen hat; s. weiter unten S. 187 ff. — S. 116 ff. behandelt er die Episode des „Freudenhof", worüber ich schon oben S. 164 das nötige gesagt habe.[25])

Es folgt endlich S. 129—146 das V. und letzte Hauptstück: „Ergebnisse und Schlußbetrachtung." Es beginnt mit dem Schluß, den er hier wiederholt, daß *K* in seiner Vorlage bereits „die ganze Fabel des Erec" gehabt hat [oben schon widerlegt als nicht bewiesen und unwahrscheinlich]

---

[25]) Diese Beispiele lassen sich nach Belieben vermehren und zeigen alle jedermann, wie es mit dieser Methode, die eine Version besser zu finden als die andere, und aus ihrem Bessersein auf ihre Ursprünglichkeit zu schließen, aussieht. Man überlege dann, daß dies der Hauptbeweis ist, den der Verfasser vorbringt; alle seine andern Versuche sind nur nebensächlich und ebenso unhaltbar, wie dies im einzelnen für jeden Punkt nachgewiesen wird.

und erklärt: „wir haben dann Othmers Versuch, die direkte Abhängigkeit des *W* von *K* nachzuweisen, eingehend in allen Punkten widerlegt.“ (!) — Daß ihm dies nirgends gelungen, hab ich schon gezeigt.

„*W* und *K* gehen beide auf dieselbe Quelle [*X* nenne ich sie stets] zurück, da sich viele Teile des Romans in *K* als Korruptionen einer älteren, besseren Fassung der Erzählung deutlich charakterisieren“. Dies will er beweisen, 1. weil *K* und *W* „von Anfang an bis zu Ende in unzähligen mehr oder minder wesentlichen Punkten differieren. „Die vorhandenen näheren Übereinstimmungen in unwesentlichen Zügen[26]) widersprechen der Annahme einer gemeinsamen Quelle nicht.“ — Das sieht fast wie eine Fälschung des eigentlichen Tatbestandes aus. S. 130. 2. „Die Annahme, *K* stammt aus *X*, bietet in allen Fällen von Verschiedenheiten weniger Schwierigkeit als die Annahme, *W* stammt aus *K*.“ 3. „Vor allem enthält *W* eine ganze Reihe besserer, logischerer, durch den Zusammenhang geforderter, also offenbar primitiver Züge, wo *K* Widersinnigkeiten, Unlogisches, Unverständliches bietet“ (!). Jetzt wiederholt er die Stellen, wo *W* nach seiner Ansicht Besseres, also Ursprünglicheres bietet.

S. 132. „Sollen wir glauben, daß der naive kymrische Erzähler seine Vorlage mit dem Auge des modernen philologischen Forschers durchgenommen und von Anfang bis zu Ende durchkorrigiert, und zwar in überaus verständnisvoller, ja geradezu divinatorischer (!) Weise durchkorrigiert hat?“ Ja, wenn auch von dem Übertriebenen der von mir unterstrichenen Stellen vieles zu subtrahieren ist. Ich werde es gleich in der richtigen Form anders sagen. Er schließt dann: „Ich meine, für jeden, der sehen kann, ist es klar (!), daß *W* in den angeführten Fällen die ursprüngliche Version hat, die Chr. ungeschickt geändert hat.“ (so!)

Da haben wir's, der „naive“ kymrische Erzähler hat seine ausgezeichnete Vorlage getreu abgeschrieben, dem genialen Dichter aber ist dieses getreue Abschreiben nicht geglückt, er hat vielmehr seine ausgezeichnete Vorlage ungeschickt geändert und „verschlechtert“!

S. 133 kommt er auf die Entscheidung von G. Paris $W = K + y$ zurück (s. o. S. 159) und sucht sie zu widerlegen. Nun

---

[26]) Das ist wohl das stärkste an Verdrehung, was die daran schon so reiche Dissertation bietet. Man lese die vierzehn enggedruckten Seiten (47—60) bei Othmer nach, um den richtigen Sachverhalt zu erfassen! Ähnlich verdrehend spricht er S. 59 von einer „Anlehnung“ s. o. S. 168 Anm. und vgl. noch w. u. S. 183 Anm. Gerade die Übereinstimmung auch in unwesentlichen Zügen, s. oben S. 160 das Zitat von G. Paris, hat ja diesen überzeugt.

habe ich dies in meiner Karreneinleitung selbst und zwar eingehend getan: der Verfasser erwähnt daraus nur einzig und allein meine Erklärung, daß dieses *y* nichts anderes ist, als eine uns verloren gegangene Redaktion einer oder mehrerer *K*-Handschriften und daß sie sich meistens durch das Ausfallen oder Verändern eines oder mehrerer Verspaare erklären lassen.

Dagegen läßt sich der Verfasser so vernehmen (S. 134): „Solche Fälle spielen aber in unsrer Beweisführung keine Rolle. Die Abweichungen des *W*, auf die wir unsre Argumentation gestützt haben, sind hauptsächlich solche, die bei *K* durch eine ganze, bisweilen aber lange Reihe von Versen — siehe das Abenteuer mit Kei[27]) — eine von der der erhaltenen Handschriften völlig abweichende Darstellung voraussetzen würden: so weit gehende Differenzen zwischen *K*-Handschriften sind vollkommen ausgeschlossen!" Die ganze Argumentierung ist, wie ich gleich zeige, verfehlt;[28]) hier antworte ich nur auf die letzte, sehr merkwürdige Behauptung. Man kann aus ihr nur schließen, daß der Verfasser nie einen Kristianroman nach der V. L., d. h. nach allen Handschriften durchgenommen hat; er hätte dann Dinge gefunden, die das von ihm Geleugnete weit übertreffen! So die zwei großen Interpolationen im *E* und *L*, und gar im *G*!! Da sind die vom Verfasser geleugneten Dinge, damit verglichen, einfach Kinderspiel. Und die großen Lücken in gewissen Handschriften, so in *V* beim *I*, und die vielen hunderte von Stellen, wo sich kleinere, selbst ein paar Dutzend Verse umfassende Interpolationen oder Auslassungen finden! Aber darauf kommt es gar nicht an. Der Verfasser hat meine Argumentierung gar nicht wiedergegeben. Ich hatte diese Erklärung ausschließlich für die Fälle angesetzt, wo ℌ, 𝔑, (𝔖) und *W* etwas anderes sichern, als was in unsrem *K* steht. Für alle andern Fälle gilt die einzig mögliche, im folgenden noch mehr gestützte Erklärung, daß *W* selbständig geändert hat. (S. o. S. 153.)

Die ganze Sache liegt so einfach, wenn man sich folgende Fragen stellt: Wenn *K* an einer Stelle etwas Schlechtes, Schwaches, nicht motiviertes gibt, während sie in *W* in Ordnung ist, gut motiviert, warum hätte *K* gerade hier seine vorzügliche Vorlage, das imaginäre *X*, geändert, d. h. verschlechtert? Welches

---

27) Gerade dieses Abenteuer spricht, wie wir schon S. 177 gesehen haben, am deutlichsten gegen den Vf.; s. noch w. u. meiner ausführlichen Behandlung dieser Episode S. 187 f.

28) Es kann sich, wie ich in der Karren-Einleitung gezeigt, bloß um Fälle handeln, wo, wie beim Morgensonnenstrahl im Fenster, ein sicheres (!) Plus aus $W +$ ℌ $+$ (oder) 𝔑 erschlossen wird. Hier wird stets ein oder höchstens zwei Verspaare genügen und es werden überhaupt sehr wenig solcher Fälle sich nachweisen lassen; siehe oben S. 154 f.

Interesse oder welchen Grund konnte er haben, seinen Lesern etwas Schlechtes und Schwaches statt des Guten und Passenden seiner Vorlage zu bieten? War er nicht imstande, auch hier abzuschreiben? War er denn ein unfähiger Anfänger oder ein Idiot? Darauf gibt's keine Antwort. Dagegen ist es jedesmal klar, warum *W* den ihm nicht gefallenden *K* ändert: entweder ist die Stelle dem Wälschen und seinen Landsleuten unverständlich, die Sache fremd, die Begebenheit erscheint ihm überhaupt nicht motiviert oder nicht so, wie es *W* paßt; wir begreifen, wenn er Episoden und Gespräche, die seine Leser nicht interessieren, kürzt oder rundweg streicht — wir sind fast jedesmal imstande, den Grund seiner Änderung noch jetzt anzugeben. Es ist bezeichnend für das Verständnis des Verfassers, daß ihm derartige so nahe liegenden Fragen nie eingefallen sind.

Die Vorzüglichkeit des *W* ist also für die Frage der Ursprünglichkeit niemals beweisend für *W* — wohl aber ist es die vom Verfasser angenommene „Verschlechterung“, die *K* vorgenommen haben soll — also ganz das Gegenteil von dem, was der Verfasser annimmt.

Es folgen dann noch ein paar unwesentliche Dinge, dann ist für ihn *W* und *K* aus *X* sichergestellt und er untersucht dann S. 136, welcher Natur dies *X* gewesen sei. Nachdem er noch zwischen *X* und *W* ebenso wie zwischen *X* und *K* „mehrere Zwischenstufen“ angenommen, fragt er, in welcher Sprache dies *X* abgefaßt gewesen, ohne zu einem Schlusse zu kommen, und lehrt uns, daß wir uns „hinter *X* für einzelne Züge und Episoden noch keltische Quellen zu denken haben“.!

Und nun behandelt er das Keltische in *W*: Keltisch sei a) „daß Artus nicht früher zu essen beginnt, ehe ihm ein Abenteuer begegnet ist,“ — was (s. o. S. 174) gar nicht in *W*, ebensowenig wie in *K* steht!; b) das ‚Verliegen‘ nach G. Paris — schade nur, daß die Keltisten davon nichts wissen; c) „daß man allgemein die Jagd-, die Sperber- und Freudenhofepisode für keltisch hält, habe ich schon oben gesagt“ — lauter Dinge, die für die Hauptfrage gleichgültig sind, deren Keltizität aber ganz unsicher und jedenfalls bisher unbewiesen ist. Er will damit offenbar die *provenance galloise* des *W*, die nach G. Paris heute niemand mehr behauptet, erweisen. Mit welchem Erfolg, kann jedermann selbst beurteilen.

S. 138 folgen noch eine Reihe von Punkten[29]), die den keltischen oder wenigstens insularen Ursprung erweisen sollen: „Die

[29]) Diese keltischen Punkte rühren meist von F. Lot Rom. XXV, 7 ff. her, was aus des Vf.'s „vgl. F. Lot“ nicht ganz klar hervorgeht — sie sind alle für seinen Beweis gleichgültig. F. Lot polemisiert dort gegen ein paar Einzelheiten H. Zimmers (der ihn nicht einmal einer Antwort gewürdigt hat), ohne daß er die Hauptfragen überhaupt berührte. Hätte der Vf. dies alles bei H. Zimmer nachgelesen, so hätte er wohl seinen ganzen ‚keltischen‘ Exkurs gestrichen.

Handlung der Dichtung spielt ausschließlich in Großbritannien, und zwar vornehmlich in Wales und Cornwall: 1. Artus' Hof befindet sich in Caradigan; 2. Erec schenkt seinem Gastgeber Rotelan (Nordwales); 3. die Ehe Erecs wird vom Erzbischof von Canterbury eingesegnet; 4. Turnier zwischen Evroic (York) und Tenebroc — dies sei Edinburg." Ich bemerke nur nebenbei, daß Edinburg in *K* nur „Isle as Puceles" heißt und wiederhole, was schon Brugger in dieser Zeitschrift XX, 131 moniert, daß eine Ortsangabe wie „Turnier zwischen York und Edinburg", 260 km in Luftlinie, wie H. Ed. selbst berechnet, selbst für einen Insulaner unverständlich wäre. — Der Verfasser natürlich ist vom Gegenteil (wie bei allem!) überzeugt und stützt es mit: „Die Angabe, e i n O r t liege zwischen Hamburg und Berlin, würde auch heute noch nichts Auffälliges haben." Verständigen wir uns vorerst genauer: ein Ort, z. B. „Perleberg", gewiß nicht, aber eine Angabe, „ein Concours hippique (und das ist unser Fall!) zwischen Berlin und Hamburg" wäre heute ebenso widersinnig wie das von dem Verfasser für *K* behauptete. 5. Erec residiert in Tintaguel; 6. sein Vater wohnt in Carnant und ist König von Destregales — dagegen ist zu bemerken, daß Destregales[30]) schon sprachlich unmöglich ist und daß Carnant 2315 sicher Nantes ist, wie Zimmer feststellt; Loth's gegenteilige Ansicht ist durch Nantes 6555 u. a. in *K* widerlegt, da beide Namen dieselbe Stadt bezeichnen. Es ist aber dies alles ganz gleichgültig, wie auch ein paar andere keltische Ortsnamen, die beim Verfasser noch folgen.

Es ist doch klar — und man staunt über einen derartigen Mangel an Verständnis —, daß der kymrische König Artus doch nur in seinem Reich, also auf der Insel, in ihrem keltischen Teil, residieren wird, u n d n i c h t e t w a i n P a r i s o d e r i n R o u e n! Wie oft habe ich schon ausgeführt, daß Artus durch Galfrid von Monmouth zu einem Gegenstück von Karl dem Großen gemacht ist und dem fränkischen Held als der gleichwertige oder noch überlegene kymrische Held gegenübergestellt ist. Der mußte natürlich kymrisch lokalisiert und kymrisch ausstaffiert werden. Dieser ganze Teil also ist für die Beweisführung gleichgültig. Nur das vom Verfasser bei Seite geschobene Nantes = Carnant wird gleich eine große Rolle spielen — gegen den Verfasser.

Die Frage, warum der Franzose, der doch weiß, daß Artus König von Wales ist und auf der Insel lebt und herrscht, trotz-

---

[30]) Es ist die einzige Stelle, wo der Verfasser in diesem nur Keltisches behandelnden Teil den Namen H. Z i m m e r einfließen läßt — offenbar hat er ihn aus F. Lot, also aus zweiter Hand. Denn sonst wäre es wiederum ganz unverständlich, wenn er seine Arbeiten durchgenommen und nicht benutzt hätte. — Was Destregales betrifft, so könnte es nur *de Destregales* lauten, was das Versmaß ausschließt; s. in dieser Zeitschrift XIII[1] S. 40.

dem einen Teil der Handlung in die Bretagne (Armorika) verlegt, wozu für ihn nicht der geringste Anlaß vorhanden war, hat sich der Verfasser auch diesmal, ebensowenig wie sonst in solchen Fällen, nicht gestellt. Welches Interesse hätte er gehabt, die rein kymrischen Lokalitäten zu modifizieren? Ihm war es doch egal, wo Artus, Erec leben, residieren, heiraten! Er hatte keinen Anlaß, seine Vorlage *x* zu ändern, wohl aber der Wälsche, der seinen König auf seine Insel beschränkt.

S. 141 operiert der Verfasser mit dem festländischen Ursprung des Namens Erec (er führt dabei F. Lot, Rom. XXV [1906] an, von dem bereits vorher H. Zimmer (in dieser Zeitschrift XIII [1891], 26 ff.) die wichtige und für unsern Fall besonders entscheidende Tatsache nachgewiesen hat, daß er den insularen Kelten ganz unbekannt ist, wie denn dieser Gelehrte überhaupt alles, was wir jetzt über die Onomastik der Artusromane und ihre Herkunft wissen, festgestellt hat. Aus dem festländischen Ursprung dieses Namens schließt der Verfasser (S. 141): „Der Name des Helden steht bei *K* demnach sowohl geographisch als auch chronologisch mit den aus den Ortsnamen sich ergebenden Tatsachen im Widerspruch“ (vom Verfasser sehr weit gesperrt), während bei Geraint in *W* „der Name des Helden aufs beste stimmt zu den topographischen und chronologischen Daten der Erzählung“ (ebenso vom Verfasser gesperrt). Unter diesen Umständen spricht offenbar (!) alle (!) Wahrscheinlichkeit dafür, daß der ursprüngliche Held der Dichtung Geraint war, daß also, was den Namen des Helden betrifft, *W* das Ursprüngliche hat gegenüber *K*, bei dem der in Frankreich unbekannte (!) inselkeltische Name des Helden durch einen bekannten kontinentalen Namen[31]) ersetzt worden ist. . . . (S. 143). Nehmen wir dagegen an, Erec sei der ursprüngliche Held der Dichtung geworden und diese sei eine Erfindung *K*'s,[32]) so bleibt es gänzlich unverständlich, wie letzterer dazu kam, den festländischen Helden in Wales zu lokalisieren und den Schauplatz der ganzen Handlung nach Großbritannien zu verlegen.“ (!!)

Jetzt ist's aber genug — zum Glück sind wir auch bald am Ende der Dissertation angelangt. Was noch folgt, führe ich aus purer Gewissenhaftigkeit noch an: 1. S. 143. „Der Name der Heldin ‚Enid‘ ist inselkeltisch (nach F. Lot!), während er dem keltischen

---

[31]) Den Franzosen, also auch *K*, waren die bretonischen keltischen Namen ebenso gleichgültig, wie die insular-keltischen!

[32]) Erfindung *K*'s! — dies hat noch niemand behauptet, ich am allerwenigsten; ich lehrte und lehre, daß *K* eine Anzahl keltischer (und meist armorikanischer) Motive, darunter auch den bretonischen Namen, von den Conteors entlehnt und zu seinem Roman verarbeitet hat. Das ist etwas ganz anderes!

Festland fehle und heiße ‚Waldlerche‘ — Triumph. Es ist mir (und ebenso den Keltisten!) nicht bekannt, daß es derartige Namensbezeichnungen auf den keltischen Inseln oder dem keltischen Festland gegeben habe. 2. S. 147 f. *X* werde wohl eine Prosaerzählung gewesen sein, die bereits den ganzen Roman umfaßt haben müsse: alles *K* und *W* Gemeinsame, alles was in *W* besser und ursprünglicher ist und „die wenigen ursprünglichen Züge, die sich in *K* finden“. Und er wiederholt nochmals den Vergleich mit Lafontaine (s. o. S. 171), dem „französischen Homer“ (!), dem man ebensowenig wie dem *K* „den Ruhm eines hervorragend schöpferischen Genies zuerkennen dürfe“; es bleibe aber trotzdem für *K* noch genug Verdienst übrig: S. 146: „woher er auch seinen Stoff nimmt, drückt er ihm den Stempel seiner Persönlichkeit auf.“

Was ich jetzt endlich am Schluß dieser zu langen Ausführungen — schade um die schöne Zeit und die große Mühe, die ich auf einen neuen Gegenstand hätte nutzbringender verwenden können — aber so eingewurzelte Irrtümer müssen endlich ausgerottet werden — vorbringe, ist in manchen einzelnen Zügen schon von andern, so von Golther und besonders von Zimmer, dann von mir zusammenfassend behandelt worden; aber es muß hier nochmals, hoffentlich zum letztenmal, wiederholt werden.

Also der Name und die Topographie in *W* ist ganz insular — alles stimmt: in *K* dagegen ist die Topographie (Artus und sein Hof) auch insular, aber der Held habe einen festländischen Namen und, was ich hinzufüge, mitten in der insularen Topographie taucht Nantes = Carnant, eine Stadt in der Bretagne, auf. — Also grober Widerspruch, mithin *W* ursprünglich!!!

Es zeigt die ganze Gedanken- und Urteilslosigkeit des Verfassers, daß er bei diesem Schluß stehen bleiben konnte. Er mußte sich doch gewisse Fragen (s. schon oben S. 180 f.) aufstellen, die jedermann sofort einfallen: Warum hätte der Franzose, für dem doch die ganze Geschichte nur eine märchenhafte Erzählung ist, und dem dabei alle nationalen Gesichtspunkte, ob kymrisch oder bretonisch, ganz fernliegen (dasselbe würde auch für die von *K* „verschlechtert“ abgeschriebene französische oder lateinische Prosaerzählung gelten, die der Verfasser erfindet), die klare, einheitliche Onomastik und Topographie seiner vermeintlichen Vorlage geändert? Er müßte doch einen Anlaß dazu gehabt haben! Warum verändert er so unhistorisch und untopographisch die Vorlage?!! — Darüber belehrt uns der Verfasser folgendermaßen:

„Dem französischen Dichter, welcher den Namen Erec einführte, mag es nun *K* oder, was wahrscheinlicher ist, schon der Verfasser seiner Quelle gewesen sein, waren offenbar die in der

Erzählung genannten Lokalitäten unbekannt — man weiß ja, wie groß die Unwissenheit der mittelalterlichen Spielleute und conteurs in geographischen Dingen ist. Er ließ deshalb die Ortsnamen, welche er in seiner Quelle vorfand, bestehen, ohne sich bewußt zu sein, daß der festländische Namen seines Helden zu der ihm in der Erzählung zugeschobenen Herkunft und dem ganz insularen Schauplatz nicht stimmt?" Diese Behauptung zeigt wieder so recht deutlich die Unkenntnis ihres Urhebers in den Werken Kristians — denn ihn wenigstens kann sie nicht treffen; ich verweise auf seine genauen geographischen Kenntnisse Englands z. B. in seinem Wilhelm; man lese S. XXVII ff. meiner kleinen Wihelmsausgabe nach.

Warum soll aber *K* (oder seine französische Vorlage) einen keltischen Namen, der ihm unbekannt war, ersetzt haben? Er wird doch noch Dutzende von anderen keltischen Namen auch nicht gekannt haben, und hat sie nicht angerührt. Einem Franzosen sind eben alle keltischen Namen vollständig gleichgültig und gleich unbekannt — sie sind eben fremde Namen. Es ist unfindbar, warum der Franzose einen solchen keltischen Namen geändert haben sollte. Dagegen ist das Entgegengesetzte, daß der Kymre, der alles kymrisiert, und alles seinen Lesern zurecht macht, der soviel anderes Fremde (ich komme bald auf einiges recht bezeichnende zurück), jeden Stein des Anstoßes, über den seine Leser stolpern könnten, entfernt, d. h. alles ihnen Auffallende ausmerzt und durch Einheimisches ersetzt, von selbst einleuchtend. *W* also hatte einen sehr triftigen und dringenden Grund, den auf der Insel ganz unbekannten Erec durch einen bekannten insularen Helden zu ersetzen. Es war für ihn eine Notwendigkeit. Eine solche Substitution war (dies sagt der Verfasser in entgegengesetztem Zusammenhang selbst S. 142 und merkte nicht einmal, daß dies gegen ihn schrieb) „um so leichter möglich, als in gewissen Fällen Geraint auch Eraint lauten kann", wofür er F. Lot, Rom. XXV (1906) zitiert, weil er nicht weiß, daß dies Zimmer ein paar Jahre vorher schon gesagt hat. Der Verfasser hatte geschlossen S. 143: „Nehmen wir dagegen an, Erec sei der ursprüngliche Held der Dichtung gewesen, diese sei eine Erfindung (! siehe Anm. 26) Kristians, so bleibt es gänzlich unverständlich, wie letzterer (*K*) dazu kam, den festländischen Helden in Wales zu lokalisieren und den Schauplatz der ganzen Handlung nach Großbritannien zu verlegen."[33])

[33]) S. 143, Anm. werden sogar die liues *galesches* V. S. 369 als Beweis wälschen Ursprungs angeführt! Soll er denn die Waliser nach französischem Maß messen lassen?! Vgl. Iv. 2959 ff.

Ja (wiederhole ich) wohin soll denn *K* seine Helden, Ritter am Hofe des Königs von Wales und Großbritannien, anders wohin versetzen? Doch nicht nach Frankreich? S. schon H. Zimmer, G. G. A. a. a. O. S. 829.

Und da der Verfasser einmal das keltische Element angebohrt hat (ich habe seine sonstigen sämtlichen Aufstellungen und Schlüsse widerlegt), so kann ich ihm mit weiterem dienen. Zwar einen Punkt hat er auch noch behandelt, und zwar notgedrungen, da Othmer ihn bereits ins Treffen sehr geschickt geführt hat, nämlich das auffällige Erscheinen eines königlichen Hofarztes Morgan Tud an Artus' Hof, der Geraints Wunden heilt, genau an der Stelle, wo bei *K* von einem Pflaster der Fee Morgue die Rede ist, das diese Heilung vornimmt, was Othmer als ein grobes Mißverständnis des Wälschen auffaßt, der die Fee Morgue nicht gekannt hätte. Der Verfasser widmet der Widerlegung dieser einfachen und einleuchtenden Feststellung (S. 40 ff.) mehr als 5 Seiten, und stützt sich da auf ein Fräulein Paton — alles was da steht, läßt sich ja Punkt für Punkt widerlegen, aber schade ums Papier. Es wird dies alles einfach endgültig abgelehnt durch folgende sichere Tatsachen: 1. ein Morgan Tud ist in der ganzen insularen Sage unbekannt[34]), also hier durch das Mißverständnis des *W* eingeschmuggelt als seine eigene Erfindung. 2. Dies wird jedermann klar, der sich erinnert, daß Morgue, die Fee, und Schwester Artus', in der ganzen insularen Artusdichtung unbekannt ist; daher auch der *W* des Owein die Stelle, wo dort Morgue 2953 vorkommt, einfach ausgelassen hat. Dadurch ist also die Interpolation des *W* vollständig erklärt. Eine königliche Hofärztin, was ja die offenbare Femininform Morgue ja hätte veranlassen können, wagte er doch nicht, einzuführen — daß wäre bei dem gänzlichen Fehlen dieser Hofcharge um so auffälliger gewesen. Auf den Einwurf, *W* hätte aus dem Fem. Nom. Morgue nie eine Morgan erfinden können (dies nur aus dem Obl. Morgain), ist zu erwidern, daß er einfach lächerlich ist: *W*, der französische Romane übersetzt, muß doch soviel altfranzösisch kennen, um Formen wie Evain, Bertain, Morgain neben Eve, Berte, Morgue zu kennen, und da er eine Hofärztin nicht zu erfinden wagte, begnügte er sich mit einem Mann. 3. Woran sollte aber *K*, dem doch Morgue *la sage* ebenso Hekuba ist wie der Arzt Morgan Tud, geändert haben? Er hatte gar keinen Anlaß dazu!

---

[34]) J. Loth, Mab. II, 32, Anm. 1, freilich behauptet, *le grand médecin, dans les Mabinogion de Géraint et de Peredur, c'est Morgan Tud* — dies ist falsch; im Peredur werden zwar wiederholt (S. 72 und 81) Ärzte erwähnt, aber kein Morgan Tud. Dieser kommt in der ganzen keltischen Literatur nur ein einziges Mal, eben in unserer Geraintstelle vor.

Noch schlagender wird ein zweiter Umstand, der freilich nur bei Kenntnis der keltischen Verhältnisse, wie sie uns H. Zimmer erschlossen hat, verständlich wird. Es betrifft die hübsche Episode, wo Kei auf Gavains Pferd Guingalet (ohne G.s Vorwissen) wegreitet und im Wald den arg zerhauenen Erec antrifft (s. o. S. 177 f.). Erec hebt den frechen Eindringling statt mit der Eisenspitze bloß mit dem hölzernen Lanzengriff aus dem Sattel und schenkt ihm den Guingalet auf seine demütige Bitte, es sei nicht sein, des Besiegten Kei, Pferd, sondern es gehöre dem berühmten Gavain. In *W* (159, 160) ist diese Episode sehr kurz abgetan und das merkwürdigste, von Gavains Pferd keine Rede! Hier reitet Kei auf seinem Pferd, daher Geraints Großmut, daß er dem Besiegten sein Pferd ohne jede Erklärung läßt, das doch stets die Beute des Siegers ist, ebenso unterdrückt und rätselhaft ist. Warum vermißt der Verfasser hier in *W* nicht die sonst für *K* stets verlangte Motivierung? Er hat dafür stets nur Augen bei *K*, nicht bei seinem teuern *W*! Und die lächerliche Rolle, die Kei hier bei *K* spielt, ist ganz abgeschwächt, wenn nicht eliminiert. Warum nur? Der Verfasser, dem all die Dinge unbekannt geblieben sind, triumphiert bloß, in *K* sei das Nichtkommen Erecs zu Artus, der im Wald lagert, wohin ihn Kei mit Gewalt bringen wollte, unmotiviert, dagegen bei *W* wohl motiviert: Geraint ist nicht präsentabel, nicht in *full dress*! — Die Dinge liegen etwas anders. Erstens hat *W* diese Motivierung, als er die 1. Weigerung Erecs, (3995 ff.) zu Artus zu ziehen, antraf, auch nicht motiviert, während sie dort ebenso unverständlich ist, wie die analoge zweite. Erst, als Erec nochmals (4108) ablehnt, glaubt er, dies doch nicht durchgehen lassen zu dürfen und erfindet die läppische Erklärung. Warum aber hat er den Guingalet und Erecs Großmut ausgelassen, da er doch sonst seinen Helden in ein möglichst helles Licht zu stellen bemüht ist? Antwort: weil in der ganzen insularen Artussage dieses Pferd Gauvains völlig unbekannt ist!, also stets derselbe Grund, warum *W* unbekanntes, fremdes entweder wegläßt oder ändert. Noch nicht genug; diese Episode lehrt uns noch etwas weiteres: Kei spielt in *K* eine geradezu jämmerliche Rolle, eine Rolle, die diesem Thersites am Artushof, wie wir sie aus den französischen Artusromanen kennen, genau entspricht. In *W* ist sie so abgeschwächt, daß einzig das aus dem Sattel Gehobenwerden davon übrig geblieben ist. Warum hat *W* eine Szene, die seine Leser doch ergötzt hätte, so eskamotiert[85])? Weil Kei in der insularen Dichtung,

[85]) Auch im Owein S. 27 ist das Schimpfliche und Lächerliche bei Kei's Niederlage unterdrückt. Vgl. noch dasselbe Keimotiv im Peredur S. 71, 72 (jedesmal gleich K!, aber auch hier ist das Lächerliche eliminiert), hier in Kristians Gral besonders glücklich

was der Verfasser auch nicht weiß, nicht der Thersites der französischen Romane, sondern ein Ritter ohne Fehl und Tadel ist, der nur neben Gwalchmei und ähnliche Helden gestellt wird! Daß aber die ganze Episode in der *K*-gestalt bereits in *X* hätte stehen müssen (stellen wir uns einen Augenblick auf des Verfassers Standpunkt), zeigt sogar noch das, was *W* von ihr übrig gelassen hat. Man vergleiche die Gespräche, die dabei geführt werden, und daher die Ursprünglichkeit des *K* sichern. Also hier ein kleines Meisterstück in *K*, das in *W* zu einer banalen Kleinigkeit zusammengeschrumpft ist — das ist der stets verschlechternde *K*!

Es gibt, wenn wir einmal das keltische Moment heranziehen, noch eine Reihe von Einzelheiten, die auf *W* ein sonderbares Licht werfen. In *K* wird Erec am Schluß 6555 ff. in Nantes gekrönt, was ja gut stimmt, da sein Vater dort König ist = Carnant, d. h. Kaer (keltisch Stadt) Nantes (2315). Dies hat *W* ausgelassen, weil Nantes in der Bretagne liegt, also in seinen insularen Kram nicht paßte. Warum hätte *K* seinen Erec nicht ebensogut auf der Insel krönen lassen können?

Die Eltern Enidens heißen in *K* Liconal und Carsenefide, und zwar kommen sie nach *K*s Versteckenspielerei erst am Schluß vor (6896, 6894). In *W* heißt der Vater comte Ynywl 126, die für ihn nebensächliche Mutter bleibt namenlos — da *W* den Schluß von *K* unter den Tisch fallen ließ, fielen ebenso die dortigen Namen mit; den einen Namen beim ersten Vorkommen hat er erfunden. Wozu sollte Erec den keltischen Namen, falls comte Ynywl in *X* gestanden hat, geändert haben? Warum fehlt ferner in *W* Avalon 1954? H. Zimmer hat uns ja belehrt, daß es „den Wälschen vollständig unbekannt war" (diese Zs. 12, 247).

Warum sollte *K* in der langen Liste seiner Namen (von denen *W* nur wenige übernimmt) gerade den kymrischen Amir, der in *W* vorkommt, ausgelassen haben, falls er in *X* stand? Wohl wissen wir, warum ihn *W* einschmuggelte: er ist rein insular, konnte deshalb in *K*'s kontinentaler Quelle nicht stehen; s. H. Zimmer G. G. A. 1890, 522/3). Ein Amir kommt überhaupt in keinem Artusroman vor!

Ich schließe endlich dieses keltische Kapitel[36]) mit meinem alten, s. Z. zum erstenmal vorgebrachten und all-

behandelt — gerade dies ein sicherer Beweis, daß dieses Keimotiv, das Kristian dreimal behandelt hat, (das zweite und dritte mal ganz sicher!) sein geistiges Eigentum ist.

[36]) Im Verlauf der ganzen Dissertation, besonders aber im letzten Viertel betont der Verfasser nachdrücklich stets das keltische Moment, als wenn es ausnahmslos für seine Ansicht spräche, leitet Begründungen ein mit Worten wie S. 116): „Auf jeden, der mit kel-

gemein anerkannten Haupt-Argument: Auch in *W* ist Artus die bloße Paradefigur, die räumlich zum Sammelplatz dient; er, der große Held und Eroberer in der insularen Artussage, in der auch Peredur, Owein, Lunet, Enit fehlen, ist auch im Geraint dieselbe Null, wie in *K*, genau in derselben Weise ausgeführt, so daß schon hierdurch die Abhängigkeit des *W* vom Kontinent, und da es dort zur Zeit keine andre Artusdichtung gibt (s. w. u. S. 190 f.), mithin von *K* gesichert ist. Die war schon durch Othmers (altfranzösisches Rittertum und Ritterehre) gesichert.

Jetzt kommt noch die Chronologie dran, die auch gegen den Verfasser spricht, da nach ihm dieses vermeintliche *X* spätestens in die erste Hälfte des XII. Jahrhunderts zu setzen ist: S. 63 Erec ist zwischen 1150—1170 entstanden, *W* nach J. Loth Ende des XII. Jahrhunderts (nach H. Zimmer erst 1. Hälfte XIII.), also „wären die *W* ziemlich gleichzeitig mit *K* entstanden.“ Da nun nach S. 136 zwischen *K* oder *W* und *X* „mehrere Zwischenstufen zu denken sind“, so kommen wir nach seiner Auffassung zu dem oben angesetzten Zeitpunkt. Es müßten also schon damals in Frankreich Artusromane bestanden haben und zwar wären diese, nach dem was der Verfasser sagt, in Prosa geschrieben! Beides ist für jedermann, der die Geschichte der Versromane in Frankreich kennt, unannehmbar — es steht im Widerspruch mit allem, was wir von der damaligen Zeit wissen. Einmal ist von Prosaromanen aus so alter Zeit keine Spur vorhanden und solche sind auch nie von irgend einem Fachmann angenommen worden — die Prosaromane folgen erst im XIII. Jahrhundert auf die Versromane![37])

Es sollen sogar nach dem Verfasser vor *K*'s Erec bereits fertig ausgearbeitete, im einzelnen ausgeführte Artusromane bestanden haben und zwar insbesondere ein

tischer Literatur bekannt ist“, u. ä. Dies schreibt jemand, der von H. Zimmers Arbeiten nichts weiß und, soweit aus der Dissertation zu erschließen ist, außer dem Geraint nichts Keltisches jemals gelesen haben kann.

[37]) S. 149 steht noch: „daß *W*'s Quelle ein französischer Versroman gewesen sein muß, wie F. (Lanc. Einl. S. 133 — so zitiert er meine Karreneinleitung) zu beweisen sucht, ist durchaus nicht einzusehen.“ Ich weiß nicht, was der Verfasser meint, denn an der angeführten Stelle steht nichts ähnliches. Es ist aber für jeden klar, daß die Quelle des *W* für mich ein Versroman gewesen sein muß, da ihm *K* vorgelegen hat. Warum ihm keine Prosaerzählung vorgelegen haben kann, hab' ich oben schon gezeigt: die Prosaromane setzen erst nach den Versromanen ein, können also in der vom Verfasser für *W* angenommenen Zeit noch nicht bestanden haben. Es kann aber auch sonst kein Artusroman, sei es in Prosa sei es in Versen, gewesen sein,

vorkristianischer Erec[38]), der alles enthielt, was in *K* steht, und außerdem noch alles, was *W* mehr oder anders und besser hat. Dieser merkwürdige Roman muß sehr bekannt und auch in England und sogar in Wales verbreitet gewesen sein und muß dort am Ende des XII. Jahrhunderts eben vorgelegen haben. Dann hat dieser „naive wälsche Erzähler" diesen Roman genau abgeschrieben, nachdem derselbe etwas früher schon in die Hände *K*'s gefallen war, der ihn nur unvollkommen und „verschlechtert" abzuschreiben imstande war!

Es ist nun das merkwürdige, daß von dieser fremden Glanzleistung (und es sollten eigentlich solcher mehrere andere, ja viele gewesen sein, denn so ein neuer anziehender Roman wird doch zur Nachahmung angespornt haben), die vor die zweite Hälfte des XII. Jahrhunderts fallen soll, nicht das Geringste bekannt ist, keine Spur davon zu finden ist, keine Anspielung, rein nichts! Diese großartige „Erfindung" (hier paßt das Wort) ist also an den Zeitgenossen und den unmittelbaren Nachfolgern spurlos vorübergegangen, hat einen Augenblick wie ein Meteor (aber nur

---

weil vor *K* überhaupt kein Artusroman (außer der lateinische Prosaroman des Galfrid von Monmouth, der sich aber für reine Geschichte ausgibt und für solche genommen sein will) bestanden hat; s. meine eingehende Behandlung dieser Frage und der alles auf diese Frage behandelnden und erlangenden Karreneinleitung S. LXXXVIII bis XCVIII, wo ich E. Wechsslers hingeworfene entgegengesetzte Behauptung ausführlich zurückweise.

[38]) Wenn solche Romane, wie ich in der Karreneinleitung gezeigt, in Frankreich damals nicht bestehen konnten, so sind sie ebenso in der insularen Keltis unmöglich. Über keltische Prosaerzählungen belehrt uns wieder H. Zimmer, daß „sie nicht allzu umfangreich und von wenig künstlerischem Charakter waren. Zu einer einheitlichen Idee waren nur Anläufe vorhanden. Ein Roman wie unser Erec mit Rittertum und Verliegen und Suche würde eine Komposition voraussetzen, die wir nach irischen und wälschen Mustern kein Recht haben anzusetzen." Eine wälsche Artuserzählung, die wir zum Vergleich heranziehen können, ist Kilhwch-Olwen — sie zeigt uns am besten den Unterschied zwischen dem ganz französisch auf kontinentaler Quelle aufgebauten und bloß äußerlich kymrysierten *W* und dem echten, insularen Artus, seiner Tapferkeit in einem Kreis, wo jegliche Spur einer französischen Zivilisation fehlt. Es liegt ein Abgrund zwischen diesen beiden ganz verschiedenen Welten, der auch dem Unkundigen beim bloßen Lesen sofort offenbar wird. Also geht *W* auf eine kontinentale französische Quelle zurück, und daß es damals keine anderen als *K* gab, haben wir immer wieder ins Gedächtnis zurückrufen müssen.

beim „naiven Wälschen“) geglänzt und ist dann in ihr ursprüngliches Nichts wieder zurückgesunken. Diese undankbaren vergeßlichen Zeitgenossen preisen (und erwähnen nicht einmal) unglaublicher Weise nirgends diesen großen unbekannten, genialen Dichter, sondern vielmehr einzig und allein und immer wieder (und dies geht noch im XIII. Jahrhundert so weiter) unseren *K*, der so ungeschickt war, daß er nicht einmal seine vorzügliche Vorlage erträglich abschreiben konnte, sondern sie so arg verhunzt hat!

Und angesichts dieses so gründlich und rätselhaft verschwundenen Unbekannten fallen einem die ebenso unbekannten und ebenso spurlos verschwundenen anglonormännischen Dichter, die dieselben Romane vor und für den *K* geschrieben haben, ein! (s. großen Erec S. XXXII ff. u. kleinen Erec[2] S. XVI).

Wie ist der Verfasser überhaupt auf diese in jeder Beziehung unhaltbare und unmögliche Annahme eines vorkristianischen, vollständigen, noch reicheren und besseren Erecromans gekommen, zu der nirgends der geringste Anlaß sich bietet und gegen die alle Tatsachen, so wie sie die Entwicklung des französischen Versromans sichert, so deutlich spricht? Er stellt sie einfach, ohne ein Wort zu verlieren, als Tatsache hin — ist sich also in seiner Unkenntnis all der Schwierigkeiten gar nicht bewußt. Es ist dieselbe Methode, die ich schon früher (s. o. S. 170) einmal beleuchtet habe, die darin besteht, daß eine zu beweisende, unmögliche Hypothese in Ermanglung von Beweisen durch eine andere, ebenso unmögliche Hypothese gestützt wird. Da nämlich der Verfasser in seiner Dissertation a priori darauf losgeht, ein gemeinsames *X* für *W* und *K* nachzuweisen, diese Annahme aber unbedingt einen solchen, vollständigen, vorkristianischen Erecroman voraussetzt, so wird dieser ohne weiteres einfach konstruiert und der gewollte Beweis ist fertig. Das ist dann wissenschaftliche Methode!

Wie man sieht, der alten vom Verfasser wieder aus dem Grabesmoder herausgegrabenen ‚gemeinsamen Quelle‘ steht eine Reihe von Rätseln, Unmöglichkeiten und Widersprüchen sowie sichere Tatsachen entgegen; während bei der Annahme, *W* stamme aus *X*, alles restlos aufgeht und nicht die geringste Schwierigkeit mehr übrig bleibt.

Und jetzt komme ich zu dem letzten, schlagenden Argument, der schon von Othmer nach mir aufgestellten und nachgewiesenen „wörtlichen Übereinstimmung“ zwischen *W* und *K*, die unsern *K* bei der Annahme von einem X zum „sklavischen Nachahmer“ und Abschreiber macht, was ja ebenso bei dem jetzt geführten Beweis der Fall ist. Dagegen hatte der Verfasser das Zenkersche Argument vorgebracht (s. oben S. 177), dadurch werde *K*'s Verdienst und Ruhm nicht geschmälert, ebensowenig wie der Molières, Corneille's oder Lafontaine's; freilich auf den Ruhm eines „hervorragend schöpferischen Genies“ müsse er verzichten! Bei dieser Geringschätzung würde sich *K*, der schon in seinem Jugendwerk Erec von seinem Roman behaupten konnte, daß er, solange wie die Christenheit bestehen werde (eine bloße Prahlerei hätte den Lesern lächerlich erscheinen müssen, er hatte also schon damals Grund zu einer solchen stolzen Selbsteinschätzung), nachträglich damit trösten, daß (hier gilt wieder das bereits oben von mir gebrauchte Argument) die gesamte Mit- und unmittelbare Nachwelt ihm diesen von den Herren Edens und Zenker im 20. Jahrhundert strittig gemachten Ruhm neidlos und voll- und nachdrücklichst allgemein zugesprochen hat.[39]) Man bedenke, das waren Fachleute, Artusdichter, also eigentlich Rivalen, die von *K* in Schatten gestellt waren, und die die gleichzeitige Literatur kannten (von der wir nur einen Bruchteil haben) und trotzdem die Palme des Sieges allein unserem Dichter zuerkannt haben.

Othmer hatte S. 60 nach mir nochmals, angesichts dieses merkwürdigen, dem *K* ganz entsprechenden, nur vortrefflicheren *X*, angesichts der von ihm nachgewiesenen wörtlichen Übereinstimmung gefragt: „Soll er sich so sklavisch an seine Vorlage gehalten haben?“ er, der so originell war im Cligés (ganz sicher im I. Teil), im Ivain, dann in Karre, wo er nur *matiere et sens* erhielt, alles andere selbst lieferte, und gar im Graal[40]), wo er zwei ganz

[39]) Sollten ihnen die betreffenden Stellen unbekannt geblieben sein, so können sie sie in meinen Kristianausgaben nachlesen.

[40]) Ich hatte gleich von Anfang an (s. z. B. großer Erec S. XXXVI) den Kristianschen Graal scharf in seine zwei einander ursprünglich fremde Bestandteile geschieden, 1. in die Perceval- oder Dümmlingssage und 2. in den eigentlichen Gral, der das ihm von seinem Gönner geschenkte *livre* enthielt. Ich habe dies dann im Zusammenhang behandelt in der so oft schon angeführten Karreneinleitung S. CXL bis CXLII (man sehe noch meinen kurzen Exkurs im Litbl. 1890 Sp. 268 f. nach) und erklärt, warum keiner der vielen Fortsetzer dieses *livre*, das damals sicher noch existierte, hat finden können. Dort weise ich auch (S. CXL) den Kyot als Wolframs Erfindung nach, nachdem ich die Art, wie, wenn er wirklich existiert hätte, dieser Kyot hätte aussehen müssen, skizziert hatte: ein solches Plagiat, das stets hunderte von Zeilen wörtlich aus *K* abschreibt, und dann plötzlich an einer Stelle gegen ihn polemisiert, war bei einem so bekannten Werk auch damals unmöglich. Wenn Wolframs *K*-Handschrift von einem Schreiber Guoit, der sich am Ende (wie beim Ivain) genannt hätte, wie W. Golther

verschiedene Stoffe, den Dümmling und die Gralsuche (nur diese konnte das ihm gelieferte *livre* enthalten) so in eins verarbeitet hat, daß keiner der vielen Fortsetzer, deren jeder nach Kräften dieses *livre* gesucht haben wird, es jemals hat finden können! Nun kommt Zenker und tröstet *K*'s Freunde, sein Ruhm bleibe doch groß, da ja auch Molière im Avare, Corneille im Cid (den Menteur laß ich lieber beiseite) und besonders Lafontaine trotz ihrer wörtlichen Anlehnung großen Ruhm geerntet. Dagegen ist zu sagen, daß kaum ein ungeschickterer und unpassenderer Vergleich zu einer solchen Begründung gewählt werden konnte. Die Abhängigkeit dieser drei als Beispiel angeführten französischen Klassiker hat mit der tatsächlichen, von Zenker und Edens dem *K* zugewiesenen Rolle gar nichts gemein. Denn Molière (dessen Ruhm übrigens mit dem ‚Avare', den Zenker dort anführte, kaum gegründet worden wäre), und noch mehr Corneille (man muß sein langatmiges spanisches Original ganz und gründlich vorgenommen haben[41]) und nun gar Lafontaine

scharfsinnig vermutet, herrührte, so ändert dies nichts an der Sache, da alle Polemik gegen *K* doch auf Wolfram zurückfällt. Auf dieser Grundlage beruhen auch die Rektoratsreden von G. Baist und von W. Golther. Um so erstaunter war ich, als im Anzeiger der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien 1911, Nr. XII (10. Mai) Dr. Victor Junk gelegentlich einer Voranzeige seiner Abhandlung „Gralsage und Graldichtung des MA." ausführt, daß „infolge des unseligen und unsre Erkenntnis eher hemmenden als fördernden Übergewichts, das durch Adolf Birch-Hirschfeld inaugurierte gelehrte Dichtung über die ganze Behandlung gewonnen hat", es förmlich als disqualifizierend galt, von den beiden in der Gral-Parzival-Sage deutlich zutage tretenden, aber miteinander ursprünglich unvereinbaren Elementen, dem märchenhaften und dem christlich-legendarischen, der erstere zu behandeln. Ein Beweis, daß der Verfasser der Voranzeige die einschlägige Literatur nicht genau kennt: Birch-Hirschfeld behandelt eben als seine Aufgabe nur den christlich-legendarischen Teil und sein Ergebnis steht heute noch fest, und schärfer hat wohl niemand die beiden getrennt, wie ich es an der angezogenen Stelle tue und viele andere bereits vor mir getan haben, schon seit K. Simrock (Parzivalübersetzung § 15—17) — ich nenne bloß W. Hertz Parz.-Übers. S. 453 ff. (= seinen Vortrag über die Sage vom Parzival im Juliheft von Nord und Süd (1883) und bes. A. Nutt in seinen Studies on the legend of the holy Grail (1888), dann W. Newell, the legend of the holy Grail (1900), denen noch sicher andere anzureihen sind. Selbstverständlich ist dieser Märchenforschung auch das bretonische Märchen von Peronnik, das V. Junk behandeln will, nicht unbekannt geblieben. Wenn er bis jetzt aber bei der Behandlung des Dümmlingsmotivs trotzdem nicht herangezogen worden ist, die bisherige Forschung vielmehr sich auf die insularen Fassungen beschränkt hat, so geschah es wegen der etwas fragwürdigen folkloristischen Echtheit dieses litterarisch aufgeputzten Souvestre'schen Märchens, das man seiner Glaubwürdigkeit nach neben den anrüchigen Villemarquéschen Barzas-Breiz stellen möchte und man kann auf die Gründe gespannt sein, mit denen Junk seinen Versuch rechtfertigen wird.

[41]) Dies darf ich von mir sagen — ich habe es ja s. Z. herausgegeben — 1878.

(man vergl. die rohen von ihm benutzten Fabeln, selbst die Phädrischen mit den fein ziselierten Lafontaineschen Kleinodien![42]) haben aus ganz verschiedenartigen (Plutus) oder minderwertigen oder ganz rohen Bausteinen glänzende Meisterwerke geschaffen, während *K*, wie Zenker und Edens wollen, bloß ein *X*, das alles das enthielt, was in *W* und *K* steht, also einen nach der Ansicht beider noch vollkommeneren Roman einfach herübergenommen und an manchen Stellen buchstäblich abgeschrieben, aber im großen und ganzen arg „verschlechtert" hat. — Kurz, ein Stümper, der nicht so intelligent war, eine vorzügliche Quelle wiederzugeben, was dem „naiven wälschen Erzähler" so gut gelungen ist. Wir kommen also, mögen wir diese Ansicht einer solchen Vorlage drehen, wie wir wollen, wir kommen immer auf den großen Unbekannten, der hoch über *K* steht, von dem niemand was weiß und von dem keine Spur übrig geblieben, während die Mit- und Nachwelt nur den Kristian preist. G. Paris, Rom. 20, 166 (2), gab denn ohne weiteres zu, daß *W a connu le poème de Chr.: dès lors il devient très difficile de discerner les cas où Chr. suit la source commune* — vielleicht hat er schon selbst an ihr zu zweifeln angefangen.

Daß mit der Zenkerschen Argumentation *K*'s Ruhm angesichts eines so vollkommenen, ihm überlegenen *X* nicht zu retten ist, ergibt sich wohl für jederman von selbst; es muß aber doch bei einem Romanisten, wie Zenker, eigentlich Wunder nehmen. Er lese sich mal den begeisterten Hymnus, den E. Wechssler in seinem Gralbüchlein (1898) S. 45 ff. auf Kristian angestimmt hat, nach. Wenn G. Paris u. a. am *K* nörgeln, so geschieht dies nur von ihrem folkloristischen Standpunkt aus, den man an den Dichter nicht anlegen darf.

Ich kann diese Argumentierung nicht besser als mit folgenden Worten H. Zimmers schließen: „Lächerlich ist es, *K* «inintelligente comprehension des légendes» vorzuwerfen. *K* war doch kein Folklorist, sondern ein mittelalterlicher Dichter, der die Motive und Vorstellungen als Rohmaterial nahm, wie sie sich ihm boten, aber nicht als Folklorist untersuchte."

Im einzelnen ließen sich noch eine Menge von Ausstellungen machen, besonders wo der Verfasser für *W* stets besseres und

[42]) S. 170 sagt der Verfasser, „allerdings wird man *K* den Ruhm eines hervorragend schöpferischen Genies nicht mehr zuerkennen dürfen. Auf diesen hat aber auch der ‚französische Homer' (!) Lafontaine ganz gewiß keinen Anspruch". Daß Lafontaine auf den „französischen Homer" keinen Anspruch erheben kann, darüber läßt sich wohl reden — wegen der darin liegenden Geringschätzung Lafontaines aber siehe das oben S. 171 u. bereits gesagte.

daher (so will er es) ursprüngliches bietet. Nicht einmal die von ihm selbst stellenweise gemachte Beobachtung, daß die französische Erecprosa (die er ganz unnützerweise eingesehen hat, da sie ja nur auf *K* zurückgeht, was ja der Verfasser auch nicht leugnet) öfter an derselben Stelle und sogar ähnlich motiviert, wie *W* (*K* aber nicht), hat ihn nicht zum Nachdenken gebracht. Dasselbe gilt auch einigemal für 𝔥. Dreimal, wenn ich nicht irre, behandelt er auch Stellen, wo 𝔥 𝔫 und *W* gegen *K* gehen; aber in einer Weise, daß wir es nicht zu bedauern haben, daß er die große Arbeit, die oben S. 152 erwähnte, nicht vollendete Untersuchung, die notwendig ist, nicht geliefert hat. Es fehlt ihm auch hierzu das nötige Verständnis und die nötige Unparteilichkeit. Man vgl. zu all dem S. 67, 91, 92, 93, 94, 104, 107.

Ich bin zu Ende. Vielleicht wird sich mancher wundern, warum ich eine Arbeit, die uns so weit zurückversetzt und an der die seitherigen Forschungsergebnisse ohne Eindruck geblieben sind, die in der Anlage, der Methode, den Einzelheiten verfehlt ist, so eingehend besprochen und nicht vielmehr mit ein paar Worten abgetan habe, da sie bei dem Mangel an Verständnis und eignem Urteil andres nicht verdiente. Ich tat es einmal, weil die selbstbewußte, überlegene, siegessichere Art des Auftretens, die auf jeder Seite hervorbricht, Leser, die die Frage nur aus dieser Dissertation kennen, leicht in ihrem Urteil beeinflussen könnte, dann aber, damit, falls dies Thema noch einmal behandelt werden sollte, es mit anderer Methode und anderen Kriterien auf anderer Grundlage geschehen möge.

W. Foerster.

Der Covenant Vivian und der gegenwärtige Stand der Forschung.

---

[1]) Ich gebrauche folgende Abkürzungen: *Cov. V. (Covenant Vivian)*, V. (Vivien), *Enf. V. (Enfances Vivien)*, *Ch. de G. (Chanson de Guillaume)*, *Zs. f. rom. Ph.* (Zeitschrift für romanische Philologie), *Zs. f. frz. Spr.* (Zeitschrift für französische Sprache und Litteratur), Hs. (Handschriften), hsl. (handschriftlich).

[2]) Dieser erste Teil der Arbeit ist unter demselben Titel in einer erweiterten Fassung bereits im Schulprogramm der königlichen Realschule in Wollstein, Prgr.-Nr. 255 Ostern 1911, erschienen.

für V. im *Cov. V.* und *Cornebut* für Bueve in der *Ch. de G.* β) Rechnitz über den Wortlaut von V.'s Gelübde und Guillaume *al curb nes.* γ) Klapötke über die einleitenden Verse von *Aliscans* und das Verhältnis von *Aliscans : Cov.* δ) Weeks' Kritik der *Ch. de G.*: Einteilung des Liedes, Rolle Guis in der *Ch. de G.*, Tedbaldepisode, Zweikampfmotiv. ε) Ich selbst über Handschriftenkunde, Schiffsepisode und Titel des *Cov. V.*, über die Anfangsverse der beiden Lieder und *Cov. V.-Aliscans*, das jüngere Wilhelmslied. 2 Reste alter Überlieferung in der Boulogner Hs.: Kampf Wilhelms und Befreiung durch Bertran; Guichardetepisode. — S. 211—215.

3. Urteile über Züge, welche die *Ch. de G.*, den *Cov. V.* und dessen Bearbeitungen und Nachbarepen mit umfassen. α) *Willehalm*, *Aliscans*, *Foucon*, *Enf. V.*: Titel des *Willehalm*. Über V.'s Bruder und den Tod von V.'s letztem Kampfgenossen in l'Archamp. Über V.'s Todeskampf. β) Der *Prosaroman*. γ) Der *Roman d'Arles*. δ) Die *Storie Nerbonesi* des Andrea da Barberino. Theorie von Weeks über die Entstehung des *Cov. V.* und die Lage von l'Archamp. Der *Siège d'Orange*. ε) Die *Vidianlegende*. — S. 215—222.

Das Epos *Le Covenant Vivian* (das Gelübde Viviens)[3]) gehört zu dem zweiten altfranzösischen Epenzyklus, dem von *Guillaume d'Orange*. Seinen poetischen Text überliefern 10 Handschriften (Hs.) aus dem Ende des XIII. und dem Anfange des XIV. J's., eine freie Prosaauflösung ist im Roman *Guillaume d'Orange* (in 2 Hs. des XV. J.'s.) enthalten. Die 10 Hs. des poetischen Textes gehören zu den sogenannten zyklischen Hs. des Wilhelmzyklus, d. h. zu den Hs., die uns mehr oder minder vollständig die Wilhelmsepen in bestimmter Reihenfolge und Textgestaltung darbieten. — Der *Cov. V.* ist zweimal herausgegeben. 1. von Jonckbloet, *Guillaume d'Orange* I, La Haye 1854; 2. von A. L. Terracher, *La Chevalerie Vivien* I Textes, Paris, Champion 1909.[3]) Terracher veröffentlicht die gesamte Überlieferung,[4]) also auch die Prosafassung, die gerade hinsichtlich unseres *Cov. V.* wegen starker textlicher Abweichungen besondere Beachtung verdient. — Das Gedicht zählt bei Jonckbloet 1918, bei Terracher 1944 assonierende (vokalreimende) Verse. Der Verszahl nach gehört der *Cov. V.* zu den kleinsten, dem Inhalte und Texte nach zu den schönsten und wichtigsten Epen; denn, wie man erst in allerjüngster Zeit hat erkennen können, geht das Lied in seinen Angaben auf einen historischen Kern zurück und nimmt dadurch im Vivienzyklus die Zentralstellung ein.

Die Kürze des *Cov. V.*, die Schönheit der Szenen lassen ein Studium gerade dieses Liedes ratsam erscheinen; die Wichtigkeit in literarhistorischer Hinsicht gibt Grund dazu, die Entwicklung und Umbildung der Ansichten über das Lied einmal zusammenzufassen.

---

[3]) P. Paris, *Histoire Litéraire*, t. XXII, S. 507—511, gab 1852 bei seiner Analyse des Gedichtes diesem den Titel *Chevalerie Vivien.*

[4]) Eine Hs. ist, weil gegenwärtig unauffindbar, nicht mit eingetragen, s. Terracher, a. a. O., S. VI, Anm. 1.

Solche Darstellung muß naturgemäß im Zyklus weitergreifen und zumal die Nachbarepen des *Cov. V.* oder die nächstwichtigsten Epen, bezw. deren Bearbeitungen in Betracht ziehen. Dahin gehören die *Enfances Vivien* (die Jugendtaten Viviens), das die Erzählung des *Cov. V.* fortführende Epos *Aliscans*, dessen mittelhochdeutsche Nachdichtung: der *Willehalm* Wolframs von Eschenbach, *Foucon de Candie*, die Prosatexte des *Roman d'Arles*, der *Storie Nerbonesi* des Andrea da Barberino, die *Vidianlegende* und nicht zuletzt das *Rolandslied*. Den weitesten Raum der Betrachtung aber nimmt die erst im Jahre 1903 aufgefundene *Chanson de Guillaume* und ihr Vergleich zum *Cov. V.* ein; ihr erster Teil enthält die älteste uns bekannte schriftliche Fassung des Wilhelm-, bezw. Vivienliedes, ihr zweiter Teil vornehmlich die von Aliscans.

Inhalt des *Cov. V.* (poetischer Text): Das Lied besingt den Grafen Wilhelm mit der kurzen Nase, den Kampfeshelden (und beharrlichen Verfechter des Christenglaubens, Var.); es beginnt:

Or faites pais, baron, si escouteis
Bone chançon, s'antendre la volés.
C'est de Guillelme, lou marchis au cor neis,
Lo mellor home qui de mere fust neis.
Ans ne fut hons, assés l'oés chanter,
Qui de ses armes peüst tant endureir.[5])

Am Pfingsttage leistet V. seinem Onkel nach eben erfolgtem Ritterschlage das feierliche Gelübde, nie in seinem Leben vor den Heiden auch nur einen Schritt zu weichen. 7 Jahre lang führt er dann grausamen Krieg in Spanien. Da überfällt ihn plötzlich König Deramé von Cordoba, den er durch die Sendung eines Schiffes mit 700 an Nasen und Ohren verstümmelten Sarazenen schwer gereizt hatte, in *l'Archant sor mer*. Der junge Held nimmt trotz seiner kleinen Schar getreu seinem Schwure den Kampf mit unendlich überlegenen Feindesmassen auf. Der erste Schlachttag endet mit einem siegreichen Durchbruch der wenigen Überlebenden nach einem verfallenen Schlosse ganz in der Nähe. Girard durchsprengt als Bote V.'s glücklich die Feinde und holt Wilh. von Orange zur Hilfe herbei. Wilh. kommt noch rechtzeitig in l'Archant an, um V. vor dem Untergange zu bewahren. Bei Wilh. befindet sich auch der junge Bruder V.'s, Guichardet, der dem Heere nachgeeilt war. Man hört V.'s letzten Hornruf. Bertran eilt mit der Vorhut voran; die Feinde weichen anfänglich, sammeln aber bald wieder neue Massen und bringen auch Bertran in Gefahr. Da erscheint endlich Wilh. im Felde. Es beginnt ein grauses Morden. Man sucht eifrig nach V., kann ihn aber nicht finden. V. selbst irrt,

---

5) Bei Zitaten lege ich die Ausg. Terrachers zugrunde.

von Blutverlust fast ohnmächtig, durch die Schlacht; er kann nicht mehr recht sehen und versetzt dem ihm begegnenden Onkel Wilh. einen gewaltigen Schlag. Onkel und Neffe erkennen sich noch im letzten Augenblicke. Wilh. versucht vergeblich, V. aus dem Gemetzel an einen sicheren Ruheplatz zu führen. V. aber will davon nichts wissen; er fühlt sein Ende herannahen und wird, so schwört er, den letzten Rest seines Lebens den Feinden noch teuer verkaufen. Die beiden trennt der Kampf von neuem. Wilh. trifft auf Bertran und hält sich mit diesem im Kampfe zusammen. Die Feinde weichen wehklagend vor ihren wuchtigen Streichen zurück.

Ja mes nul jor si grand dolor n'orrez!

Inhalt von *Aliscans*: Auch Wilh.'s Heer wird vernichtet. König Aerofle nimmt 5 fränkische Barone vor V.'s Augen gefangen. V. erhält den Todesstoß von Halcebier, schleppt sich aber noch an eine Stelle unter einem Baume nahe einer Quelle, wo er bewußtlos liegen bleibt, bis Wilh. ihn abends da auffindet und ihm die Beichte abnimmt. Wilh. versucht vergeblich, den toten Neffen auf dem Pferde mit sich nach Orange zu nehmen; doch er muß V. in l'Archamp unbeerdigt zurücklassen und entkommt am folgenden Morgen als einziger aus der Schlacht, nachdem er u. a. auch Aerofle getötet hat. Er eilt nach Orange, von da zu König Ludwig nach Laon und rächt in einem neuen Feldzuge und mit Hilfe des sarazenischen Riesen Rainoart V.'s Untergang.[6])

Die Kritik über unseren Cov. V. befaßte sich bis zum Jahre 1903 vornehmlich mit dem poetischen Texte, und zwar nur in literarhistorischer Hinsicht und nach der bis dahin einzigen Ausgabe von Jonckbloet in dessen *Guillaume d'Orange* I, S. 162 bis 213. Diese Ausgabe war keine kritische und auch nicht nach der besten, vollständigsten Hs. hergestellt. Jonckbloet legte eine andere Hs. zugrunde und besserte deren Text da und dort durch die Lesarten einer zweiten Hs. aus derselben Familie (der sogenannten c-Familie). Es blieb also gerade die in verschiedenen

---

[6]) Im Wollsteiner Programm habe ich den Inhalt von *Cov. V.* und *Aliscans* bis zu V.'s Tod ausführlich gegeben. Ebenda sind die entsprechenden Inhalte von *Willehalm*, *Folque de Candie*, *Prosaroman*, *Roman d'Arles*, *Nerbonesi* und *Vidianlegende*, — bes. unter Hervorkehrung der gegenüber dem *Cov. V.* unterschiedlichen Stellen, hinzugefügt. Der Text des *Cov. V.* ist, abgesehen von den ersten 6 einleitenden Versen (s. oben), von mir in folgende 7 Abschnitte zerlegt worden: I. Ankunft V.'s in l'Archant (Vs. 7—325). II. Vor dem Kampfe (Vs. 326—487). III. Der Kampf bis zur Sendung Girards nach Orange (Vs. 488—855). IV. Girards Botschaftssendung nach Orange (Vs. 856—1151). V. Wilhelms Hilfezug nach l'Archant (Vs. 1152 bis 1357). VI. Fortsetzung des Kampfes in l'Archant bis zur Ankunft Wilhelms (Vs. 1358—1522). VII. Wilhelm in l'Archant (Vs. 1523 bis 1944). a) Bertrans Ankunft (Vs. 1523—1681). b) Wilhelms Ankunft (Vs. 1682—1797). c) Wilhelm trifft mit V. zusammen (Vs. 1798—1925). d) Wilhelm trifft mit Bertran zusammen (Vs. 1926—44).

Einzelzügen so wichtige andere hsl. Überlieferung bei den Untersuchungen unbenutzt. Aber man legte damals offenbar auch gar nicht so großen Wert darauf, die ganze hsl. Überlieferung des *Cov. V.* für die literarhistorischen Arbeiten kennen zu lernen. Man bewertete den *Cov. V.* anfänglich selbst nicht allzu hoch im Vergleich zu den Nachbarepen, insbesondere zu dem Epos *Aliscans*, das die Erzählung des *Cov.* fortführt. Außerdem gehörten fast alle Hs. zu den zyklischen Hs. des Wilhelmzyklus, deren Charakter und Wert für die Textgestaltung durch Einzeluntersuchungen einer Reihe von Epen des Zyklus hinreichend bekannt schien. Ph. A. Becker hatte es deshalb in *Zs. f. rom. Ph. XVIII*, S. 115 unternehmen können, für alle Hs. des ganzen Zyklus einen gemeinsamen Stammbaum aufzustellen, der auch für den *Cov. V.* gültig sein mußte. Die Hs. Boulogne—sur—Mer gibt danach den besten Text. Ihr gegenüber stehen die Hs. der Vulgata, die in den Hs. der c-Familie (s. oben über Jonckbloets Text) überliefert ist. Diese Vulgata hat nach Becker eine Bearbeitung im Anfang des XIII. Jahrh.s erfahren, und damals ist der sogenannte *petit-vers* oder *vers orphelin* — Sechssilber-Vers an jedem Laissen-Schluß — eines ursprünglichen *Vivien-Aliscans*-Liedes getilgt worden. Die Boulogner Hs. hat allein den *vers orphelin* im *Cov. V.* beibehalten (*Zs. f. rom. Ph. XXIX*, S. 744 f.).

Dem Prosaromane widmet Joh. Weiske eine kurze Studie.[7]) Er vergleicht den Inhalt mit dem Epos und stellt eine ältere *Cov.*-Redaktion fest, die der Roman zur Vorlage gehabt haben muß.

Die literarhistorischen Untersuchungen über den poetischen Text des *Cov. V.* kommen zu folgenden Ergebnissen: Der poetische Text ist nicht in der Urfassung erhalten. Léon Gautier[8]) sagt über unsern *Cov. V.*: *Le Covenant Vivien, qui fait corps avec Aliscans, nous paraît remonter aussi haut que ce dernier poëme avec lequel il a dû être primitivement confondu. La rédaction que nous en possédons aujourd'hui peut être attribuée à la fin du douzième siècle, mais il a certainement eu une rédaction antérieure.* Ph. Aug. Becker[9]) erschloß aus den dem *Cov. V.* nächststehenden Epen: *Enf. V.*, *Aliscans*, *Foucon de Candie* ein in wesentlichen Punkten abweichendes Stammgedicht, zu dem die *Enf. V.* die Einleitung, *Aliscans* und *Foucon* selbständige Fortsetzungen bilden.[10]) Der Inhalt dieses Stammgedichtes ist in großen Zügen folgender: Die Christen werden in einer mörderischen Schlacht in l'Archant geschlagen. V. und Garin fallen; Guischart, Guion,

[7]) Joh. Weiske, *Die Quellen des altfranzösischen Prosaromans von Guillaume d'Orange.* Halle Diss., 1898. S. 161—63.

[8]) Léon Gautier, *Épopées françaises* IV, S. 431, Anm. 1.

[9]) *Die altfranzösische Wilhelmsage.* Halle 1896, S. 43 f. *Der südfranzösische Sagenkreis.* Halle 1898, S. 39.

[10]) Vgl. Gaston Paris, *La Littérature française au moyen âge*, 40. A. Jeanroy, *Romania* XXVI, S. 175—205, bes. S. 180—188.

Guielin werden gefangen, und Wilh. flieht. — Mit A. Jeanroy betrachtet Becker den *Cov. V.* als Ausfluß des verlorenen Stammgedichtes, mit Jonckbloet[11]) und Gautier[12]) als Einleitung zu *Aliscans*. Raymond Weeks[13]) glaubt, *that the Covenant is the result of two separate poems, whose subject-matter is related by Andrea da Barberino.*

Der poetische Text ist hiernach jüngeren Datums, besonders jünger als *Aliscans*; er weicht von seiner Urfassung stark ab. — Sein Dichter, fahren die Kritiker fort, behielt wenig originale Züge bei, denn er benutzt weitgehendst andere Epen: *Aliscans, Enf. V., Moniage Guillaume II, Rolandslied.*[14]) Er schildert zwar in klarer, einfacher, warmer Sprache, reiht wahrhaft schöne, packende, tragische Szenen in rascher Folge aneinander — L. Gautier preist das Gedicht wegen dieser Vorzüge als das schönste des ganzen Wilhelmzyklus[15]) —; aber er sorgt sich wenig um ihre widerspruchsfreie Verknüpfung: Der Aufbau der Handlung ist voller Fehler und Ungereimtheiten, und dem vergleichenden Auge des Kritikers erscheint der *Cov. V.* vor allem zu vag.[16])

Beim Suchen nach historischen Grundlagen stützte man sich weniger auf den *Cov. V.*, als vornehmlich auf *Foucon* und *Aliscans*, wie ja die Resultate Beckers für sein Stammgedicht deutlich zeigen. In den *Enf. V.* glaubt dieser Gelehrte primitive Züge nicht finden zu können; er behauptet, der Aliscansdichter habe V. zu der uns bekannten sympathischen Erscheinung gemacht, und dann erst seien die *Enf. V.* und der uns erhaltene *Cov. V.* entstanden.[17])

---

11) *Guillaume d'Orange* II, S. 42 f.

12) a. a. O., S. 438, vgl. Anm. 4.

13) *Origin of the Covenant Vivien*, University of Missouri Studies 1902, S. 31.

14) Jeanroy, a. a. O., S. 185 f. Jonckbloet, a. a. O., S. 55.

15) Gautier, a. a. O., S. 438, Anm. 1 I: *Le Covenant est, suivant nous, le plus beau poëme de tout le cycle de Guillaume: il en est le plus beau, parce qu'il est le plus primitif. Il faudrait le traduire tout entier, les beautés les plus vraies y abondent. Aliscans présente quelques inégalités qu'on ne rencontre point dans la trop brève Chanson qui lui sert d'introduction. Rien de plus fier que le début du Covenant, rien de plus héroïque que tout le personnage de Vivien. Je veux bien qu'il soit copié sur Roland; mais, il faut l'avouer, jamais copie d'un grand maître n'a été si près de l'original*; vgl. noch S. 104, § 7. — vgl. Densusianu, *Prise de Cordres*, S. CXLVIII.

16) Jeanroy, a. a. O.: *Si la disposition est médiocre, l'invention est plus faible encore. Le personnage principal, il y a longtemps qu'on l'a remarqué, n'est qu'une pâle copie de Roland.* — Becker, *Altfranzösische Wilhelmsage*, S. 43—44. — Weeks, *Origin*, S. 8—10 und *Romania* XXX, S. 195—6. Sie alle decken mehrere Mängel des *Cov. V.* auf. Vgl. dazu meine Abhandlung: *Das Handschriftenverhältnis des Covenant Vivian*, Diss. Halle 1908, S. 37, 65, 66; danach hat der Cov.-Dichter Szenen und Lesarten aus einer älteren Cov.-Redaktion und aus anderen Liedern nur lose, ja oft unverändert nach Inhalt und Form in einen neuen Zusammenhang eingereiht. S. dazu *Rom. Rev.* I, 222.

17) *Der südfranzösische Sagenkreis*, S. 40.

Liegen dem *Cov. V.* historische Ereignisse zugrunde? **Wer ist Vivien, und wo fiel er?** Diese Fragen sind viel umstritten. Bis zum Jahre 1903, dem Erscheinungsjahre der *Chanson de Guillaume*, stehen sich zwei Meinungen schroff gegenüber: diejenige, die Jonckbloet, seine Schule und Gautier; und die, welche G. Paris, Becker, Jeanroy u. a. vertreten.

Die erstere Ansicht ist zuletzt von Gautier kritisch und umfassend dargelegt; wir folgen in der Hauptsache Gautier: Wilhelm der Heilige, Herzog von Aquitanien, ist die historische Grundgestalt sämtlicher Lieder des Wilhelmzyklus, und die Schlacht von Villedaigne, besser am Orbieu genannt, in der Wilhelm 793 von dem arabischen Feldherrn Hescham geschlagen wurde, das historische Ereignis. Der epische Kern der Wilhelmslieder, der diese historischen Tatsachen zur Grundlage hat, ist die *Chanson d'Aliscans*. Der epische Wilhelm entstand aus der Verschmelzung des heiligen Wilhelm mit mehreren Personen gleichen Namens, die mit dem heiligen Wilhelm ähnliche Lebensschicksale gemein hatten und ebenfalls in ihrer Zeit berühmt waren. Jonckbloet und seine Anhänger zählen deren 12 auf. Gautier will nur 2 bestehen lassen: Wilhelm I., den Herzog von Aquitanien (S. 100—01), und Wilhelm I., den Grafen der Provence.

Für die epische Schlacht gilt dasselbe wie für den epischen Wilhelm. Mit den Erinnerungen von Villedaigne fließen die von hauptsächlich 3 Kämpfen zusammen: Der Sieg Karl Martells über Abd-el-Rahman (Deramé) bei Tours und Poitiers im Jahre 732; die Niederlage der Christen in der Schlacht bei Arles um 730; der Sieg Wilhelms I. von der Provence bei Fraxinetum im Jahre 975. Gautier pflichtet Jonckbloet darin bei, daß dieser letzte Kampf die Verlegung der Szene des Schlachtfeldes von Villedaigne nach dem Rhône, dans l'Archant, bewirkt hat (S. 101). *Fraxinet étant le pendant de Villedaigne, les deux batailles furent aisément confondues en une seule, el la légende de saint Guillaume de Gellone, qui était alors en voie de formation, s'enrichit de la légende presque identique de Guillaume de Provence.* Aber die Schlacht von Arles siegte ob und behielt neben Poitiers den Vorrang in der Bildung der Geste, dank dem im Mittelalter weitbekannten und berühmten Friedhof von Arles, Aliscans genannt.[18]) Arabische Geschichtsquellen berichten, daß die in der Schlacht von Arles gefallenen Christen hier beerdigt wurden, daß man noch im XIII. J. zu den Gräbern pilgerte und die Helden als Märtyrer des Glaubens verehrte. Für die Berühmtheit des Fried-

[18]) Die geographische Lage von Aliscans und l'Archant gibt Gautier nach Jonckbloet a. a. O. II, S. 56—59: *Aliscans n'est autre que l'emplacement de l'ancien cimetière d'Arles . . . sous le nom d'Aliscans on entendait une plaine assez vaste. L'Archant ne peut être que le territoire d'Arles situé sur la rive droite du Rhône, connu sous le nom d'Argence ou de terre d'Argence.* (Gautier: Anm. 1, S. 472.)

hofes ist das Zeugnis des *Pseudo-Turpin* wichtig (Kap. 21—29 sind gegen 1133 verfaßt.[19]) Kap. 28: *Et erant tunc temporis bina cimiteria praecipue sacrosancta, alterum apud Arelatem in Aylis campis; alterum apud Burdegalem. Pseudo-Turpin* läßt einen Teil der bei Roncevaux gefallenen Helden hier bestattet werden. — Dieser Niederlage bei Arles verdanken wir einen Teil des Stoffes (sujet) und selbst den Titel der *Chanson d'Aliscans* (S. 88, § 2).

Der *Cov. V.* hat wie *Aliscans* festen historischen Grund; jedoch nur im zweiten Teile der Erzählung, als Wilh. im Kampfe erscheint und die große Schlacht auf l'Archant beginnt (S. 85, § 1).

Vivien ist eine sklavische, wenn auch geschickte Nachbildung des Roland (S. 8, § 2; S. 104, § 7 ... *type d'emprunt servilement calqué sur celui de Roland.* S. auch oben S. 8, Anm. 2) V. ist Wilh. frühzeitig beigesellt, um den kalten, strengen Zyklus mit jugendlichem Feuer zu beseelen (S. 8). Wann dies geschah, sagt Gautier nicht bestimmt; doch wird er V. schon in der älteren Fassung von *Aliscans* annehmen, die er in das Ende des XI. J.'s oder noch etwas höher hinaufsetzt; d. h. nicht lange nach der Verlegung des Schlachtfeldes von Villedaigne nach l'Archant und ungefähr in der gleichen Zeit, da der uns erhaltene *Roland* verfaßt wurde, dem Vivien so getreu nachgebildet sein soll (vgl. S. 468, Anm. 1 I e. *Ce vieux texte était évidemment assonancé; il devait être beaucoup plus bref; la pensée (surtout dans la seconde partie) y était sans doute beaucoup plus primitive. Ce devait être tout à fait l'analogue de notre Roland d'Oxford).*

Danach fiel V. in l'Archant, wie *Aliscans* berichtet.

Die zweite Ansicht, die von G. Paris, Becker, Jeanroy u. a., sagt im Gegensatz zu Jonckbloet und Gautier dieses: *Aliscans* ist nicht das Kernlied, sondern bloß eine Fortsetzung eines alten *Covenant.* Dieser hat keinen historischen Grund, sondern beruht auf einer Lokalsage, die sich um die Gräber von Arles gebildet hat. Vivien ist die Hauptgestalt. Er ist ganz und gar legendare Persönlichkeit, eine Nachbildung des Roland. Die Sage läßt ihn in der Schlacht von Arles fallen. Ursprünglich hatte er, wie in der *Vita Sancti Honorati*, nichts mit den Nerbonois zu tun; er war Begleiter Karls des Großen. Erst verhältnismäßig spät, um die Mitte des XII. J.'s, wurde die kleine Lokallegende an die berühmte Belagerung von Orange angeschlossen und V. zum Neffen Wilhelms gemacht.[20])

---

[19]) Ausg. Ferdinand Castets, Montpellier-Paris 1880. *Litt. franç.*, S. 59.

[20]) Weeks sagt Romania XXXIV über V. folgendes: *On croit voir — et probablement avec raison — le nom de Vivianus sous le nom de Jovianus, que cite à côté de comes Bertramus, Gervais de Tilbury. Le nom Jovianus a peut-être eu son point de départ dans le Jvonius de Turpin.*

Was diesen *Siège* angeht, so folgt er wiederum einer *Prise d'Orange*, in der Wilh. dem sarazenischen Könige Tibaut Orange und dessen Gemahlin Orable abnimmt. Orable heißt als Christin und Gemahlin Wilhelms hinfort Guiborc. Diese Erzählung, die wir z. T. zuerst in der berühmten *Vita sancti Willelmi* nachweisen können, ist nach Becker *(Altfranz. Wilhelmsage)* ein Machwerk der Mönche von Gellone; wie ja überhaupt die *Vita* eine Fälschung derselben Mönche ist. Diese wollten damit beweisen, daß ihr Kloster nicht bloße *cella*, sondern ein von dem berühmten, benachbarten Kloster Aniane (des heiligen Benoit Kloster) unabhängiges Kloster allzeit gewesen war. Jener Wilh. von Toulouse aber hat die *cella Gellonis*[21]) gebaut, um dort sein kampfreiches Leben in Ruhe und Gebet zu Gott zu beschließen. — Daher der Name: *heiliger Wilh.* und das Epos *Moniage Guillaume.* — Ein Dichter des Nordens, der Guillaume Fierebrace und den Wilhelm des Epos *Coronement Looïs* kannte, erfuhr im Süden von der Erzählung der Mönche über den heiligen Wilhelm und den Wilh. von Toulouse, der von Aquitanien nach Orange gegen Theobaldus eilt, und schuf um 1140 die Epen *Moniage Guillaume* und *Prise d'Orange.* Damit war Wilh. in der Provence lokalisiert, und Orange war das Bollwerk des Kampfes gegen die Sarazenen geworden. Ich füge schon hier hinzu, was Joseph Bedier im Anschluß an Becker, aber weitergehend als dieser, in bezug auf die Vita, Gellone und die Wilhelmslieder sagt.[22]) Die Pilgerstraßen und die daran gelegenen Klöster und alten Schlösser mit ihren Erinnerungen an ehemalige Kämpfe haben zur Entwicklung und Verbreitung der Wilhelmsepen ganz wesentlich beigetragen. Den wahren Angelpunkt aber bildet das Kloster Gellone. Hier stellten die Mönche in regem Verkehr mit Pilgern und Jongleurs die Vita her und teilten die einzigen historischen Züge über Wilh., die wir in den Wilhelmsagen finden, dem fahrenden Volk mit. So entstand von Gellone aus das *Moniage Guillaume*, das um 1070 in England auftauchte und ebenso alt ist wie die 1903 aufgefundene *Chanson de Guillaume.*

Eine eigene Stellung bezüglich der ursprünglichen Lage des Schlachtfeldes nimmt Weeks ein. Er hehauptet nachdrücklich: Die epische Schlacht fand ursprünglich bei Tortosa in Spanien statt und beruft sich hierfür auf die Zeugnisse der *Enf. V.*, *Foucons de Candie*, einer hsl. Variante des *Roland*, und bes. der *Nerbonesi* des Andrea da Barberino. Erst eine zweite Stufe in der Entwicklung der Lieder verlegte das Schlachtfeld in die Nähe von Orange und Arles. Das geschah nach 1130.[23])

---

[21]) Nach Pio Rajna: *Una rivoluzione negli studi intorno alle "Chansons de geste"*, Studi medievali, vol. III 1910, S. 346 Anm. 2, ist Gellone wohl aus *vallicello-onis* herzuleiten.

[22]) J. Bédier, *Les Légendes Épiques* I. *Le cycle de Guillaume d'Orange*; vgl. bes. S. 120 f., 131—6, 179, 334 (vgl. dagegen W. Cloetta in *Zs. f. frz. Spr.* XXXIV², 6—25.

[23]) *Romania XXXIV*, S. 260—64.

In diese Meinungen trat die 1903 in Chiswick in England aufgetauchte **Chançun de Willame.**[24]) Sie bietet eine ältere Fassung als jedes der uns erhaltenen Lieder des Wilhelmzyklus. Das Lied will singen von Wilhelm mit der krummen Nase *(al curb nes)*, wie er König Deramed von Cordoba nach längerem Ringen endlich auf l'Archamp tötet. Den Kern seiner Ritterschaft aber hat er einbüßen müssen; bes. beklagt er den Verlust seines tapferen Neffen Vivien *lunsdi al vespre. — Or mais comencet la Chançun de Guillelme* (12).[25])

König Deramé von Cordoba ist in Tedbalds de Berri Land (359, *al regne de Berri*) eingefallen. Die Gironde ist er hinaufgefahren, Bordeaux hat er belagert, danach die Grenzmarken bei l'Archamp beraubt und verwüstet und die Wälder von l'Archamp verbrannt. Ein Bote bringt dem Grafen Tedbald am Abend nach Bourges Kunde. Tedbald führt am folgenden Morgen mit V. und Estormi, seinem Neffen, ein Heer nach l'Archamp *desur la mer a destre* (151). Die Schlacht beginnt, und Tedbald und Estormi fliehen mit einem großen Teile des Heeres. Unterwegs werden beide von V.'s Verwandten Girart beschämt und in den Sand geworfen. V. kämpft mit seiner kleinen Schar, die sich ihm erst freiwillig verpflichtet hat, gegen gewaltig überlegene Feindesmassen 3 Tage lang. In der höchsten Not sendet er am Abend des zweiten Tages Girart auf Botschaft zu Wilhelm in Barcelona und stirbt den Heldentod. Die Heiden tragen seinen Leichnam nach einer verborgenen Stelle, *desuz un arbre l'unt mis lez un sentier* (929). — Wilhelm hatte eben Bordeaux verteidigt; jetzt eilt er mit Girart und Guischard, Guiborcs Neffen, nach l'Archamp, wird in dreitägiger Schlacht (Montag bis Donnerstag früh) geschlagen und entkommt allein (mit der Leiche Guischards auf dem Pferde) nach seiner Stadt. Guiborc, Wilh.'s Gemahlin, hat ein neues Heer bereit. Mit diesem zieht

---

[24]) Ausg. Franz Rechnitz, *Prolegomena und erster Teil einer kritischen Ausgabe der chançon de Guillelme.* Diss. Bonn 1909 (nur Vs. 1—1001).

Hermann Suchier, *la Chançun de Guillelme.* Bibl. Norm. VIII, Halle 1911. Ich zitiere nach dieser Ausgabe, die Vs. 1—1983, d. i. die eigentliche *Chanson de Guillaume* enthält, und benutze für den weiteren Text (bis Vs. 3553) den Abdruck der Hs. von G. Baist: *L'Archanz (la Chançun de Willelme)*, Freiburg i. Br., Wagners Universitätsbuchdruckerei, 1904. (Nicht im Buchhandel. 99 S.)

[25]) Die *Ch. de G.* habe ich im Wollsteiner Programm in folgende 5 Abschnitte eingeteilt: I. Ankunft des fränkischen Heeres in l'Archamp (Vs. 13—151). II. Vor dem Kampfe (Vs. 152—322). III. Der Kampf bis zur Sendung Girards nach Barcelona (Vs. 322—622). IV. Girards Botschaftssendung nach Barcelona (Vs. 623—748, 931—1004). V. Wilhelms Zug nach l'Archamp (Vs. 1005—1983). a) Der erste Zug (Vs. 1005—1290 [1303]). b) Der zweite Zug Wilhelms nach l'Archamp (Vs. [1291—]1304—1983). Fortsetzung der *Chançon de Guillelme* in der Hs. — Vgl. zu diesen Abschnitten die entsprechenden des *Cov. V.*

Wilh. alsbald wieder aus. Der kleine Bruder V.'s, den der Onkel wegen seiner Jugend nicht mitnehmen wollte, eilt dem Heere nach. Wilh. siegt; König Deramé selbst fällt im Kampfe mit Wilh.; Gui schägt dem Könige den Kopf ab. — Wilhelm findet seinen Neffen V. an einer Quelle unter einem Baume und klagt darüber, daß er den jungen, tapferen Ritter so bald infolge seines Schwures verlieren mußte. Der Versuch, die teuere Leiche mit nach Orange zu nehmen, mißlingt. Wilh. muß V. unbeerdigt in l'Archamp zurücklassen. Gui wird unter Wilhelms Augen gefangen; — ähnlich war es schon andern fränkischen Grafen ergangen. Wilh. entkommt allein aus dem Kampfe. Er tötet Alderufe und flieht nach Orange. Auf Guiborcs Rat erbittet und erlangt er Hilfstruppen von König Ludwig in Laon, führt das Heer über Orange nach l'Archamp und rächt mit Hilfe Rainoarts, eines sarazenischen Riesen in König Ludwigs Diensten, seines Neffen V. Untergang.

Romania XXXII, S. 597 f. gibt Paul Meyer eine Analyse der *Chanson de Guillaume*. Er faßt seine Ansichten so zusammen: *Je crois toutefois avoir suffisamment établi qu'il faut y voir la source principale de la fin du Covenant et du poème entier d'Aliscans. Qu'il ait existé un autre poème précédant celui-ci dans l'ordre des récits, où était contée l'histoire de Vivien depuis son adoubement, c'est possible et même probable, mais ce n'est pas ici le lieu d'envisager les hypothèses qui peuvent être formées à ce sujet.* P. Meyer vermutet l'Archamp in Frankreich und Barcelona nicht weit von Bordeaux ... *que Barcelone ne soit pas trop loin de Bordeaux*, S. 607. — Alfred Fichtner[26]) kam bei einem kurzen Vergleiche der *Chanson* mit dem *Cov. V.* zu ähnlichem Resultate; er sucht ‚Archamp' in Frankreich, in der Nähe von Orange (S. 57—8). — H. Suchier brachte in dem Artikel *Vivien* der *Zs. f. rom. Ph.* XXIX, S. 649—682 endlich die Lösung der schwierigen Frage nach der Lage des Schlachtfeldes und nach der Persönlichkeit des Helden Vivien. In *Zs. f. rom. Ph.* XXX, S. 463—464, XXXIII, S. 41—57; XXXIV, S. 343—48 gibt er Erweiterungen und Berichtigungen seiner Ansichten, ebenso in der Einleitung zu seiner Ausg. der *Ch. de G.* Hier faßt er die gesamten Resultate außerdem nochmals übersichtlich unter den folgenden Abschnitten zusammen: 1. Die Handschrift. Chançun de Guillelme und Chançun de Rainoart. 2. Inhalt der Chançun de Guillelme. 3. Versform. 4. Methode der Textherstellung. 5. A. Sprache des Dichters; B. Ort und Zeit der Abfassung. 6. Art der Darstellung. 7. Anspielungen in der Chançun de Guillelme. 8. Geographische Angaben. 9. Historische Grundlage der Chançun de Guillelme. 10. Vorgeschichte der Chançun de Guillelme.

---

[26]) A. Fichtner, *Studien über die Prise d'Orange und Prüfung von Weeks' „Origin of the Covenant Vivien"*, Diss. Halle 1905.

11. Nachwirkung der Chançun de Guillelme in der Literatur. Suchier gelangt zu folgenden überraschenden Ergebnissen:

In der historischen dreitägigen Schlacht des Jahres 851 fiel der fränkische Graf Vivianus — Graf von Tours, Befehlshaber der Truppen des Landes zwischen Seine und Loire (Neustriens), also Verteidiger der bretonischen Mark gegen die Einfälle von Bretonen und Normannen, und der erste Laienabt des Martinsklosters in Tours — an einem Montage (den 24. Aug.) im Kampfe mit den Bretonen in der bretonischen Mark. Die Franken erlitten eine Niederlage, weil vor Beginn des dritten Schlachttages am Montagmorgen König Karl der Kahle und nach ihm auch die große Mehrheit seines Heeres die Flucht ergriffen hatten. Vivianus und einige wenige blieben im Felde und starben den Heldentod. — V. ist nach Suchier der Vivianus der Schlacht von 851 ebenso sicher wie Roland der Hruodlandus der Schlacht des Jahres 778 ist.[27]) Unter *l'Archamp* (aus *Arsus Campus* entstanden) ist die große Feldflur bei dem heutigen Orte Larchamp im Departement der Mayenne (canton Ernée) zu verstehen. *Tere Certeine* der *Ch. de G.* heißt Festland. Les *Aluez de l'Archamp* (Vs. 679),[28]) die Deramé in Brand steckt (17, 43, 966), ist eine waldreiche Gegend im Osten des Departements Ille et Villaine und im Westen des Departements Mayenne. *Les Marches*, die Deramé verwüstet, ist vermutlich die bretonische Mark.

Wilhelm ist der historische Graf Wilhelm von Barcelona, ein Enkel des heiligen Wilh. und wahrscheinlich identisch mit dem Herzog Wilhelm, der im Jahre 848 das von Normannen belagerte Bordeaux verteidigte. Dieser Wilh. ist mit dem berühmten epischen Wilh. *(au court nes*, urspr. *al courb nes)*[29]) identifiziert, dem bereits eine Gruppe von Liedern gewidmet war, und zu V. in verwandtschaftliche Beziehungen gesetzt worden.

Die Feinde der Schlacht von 851 waren die Bretonen. Diese aber standen während der Kriege ihrer Herzöge gegen Karl den Kahlen wiederholt mit den Normannen im Bunde, die gerade in jener Zeit in Nordfrankreich häufig Plünderungszüge unter-

---

[27]) S. *Zs. f. rom. Ph.* XXIX, S. 663. *Zs.* XXXIII, S. 44 ändert Suchier auf Grund von Forschungen, die F. Lot (*Romania* XXXV, S. 258—277) über den Kampfplatz von 851 angestellt hatte, sein Urteil dahin, daß 2 Schlachten in der *Ch. de G.* zusammengeworfen sind: eine in l'Archamp geschlagene Normannenschlacht und die Schlacht von 851.

[28]) Dieser Ausdruck begegnet noch — verstümmelt, weil nicht mehr verstanden — in *Aliscans*, 61, 394 und nach G. Paris, *Romania* XXII, S. 145 Anm. auch im *Cov.* Ob damit wohl Vs. 1647 gemeint ist: . . . *tres en mi les Archans; . . . enz el mi leu des rens?* Vgl. zu *en leue de l'Archant* (*Aliscans*, Var. 61) das *wazzer Larkant* des *Willehalm* (Suchier, S. XLVIII, Anm.).

[29]) Vgl. dazu Suchier, *Ausg.*, S. 78, Anm. zu Vs. 56. Rechnitz, *Prolegomena*, S. 5, Anm. 6.

nahmen und sehr gefürchtet waren. Die Normannen bezeichnet das französische Epos allgemein als ‚Sarazenen‘, mit welchem Namen es alle Heiden gleichmäßig belegt; mochten es nun Nordmänner, Sachsen, Basken oder Mauren sein. Die Erinnerung an die Bretonen kann darum sehr wohl vor der an ihre gefürchteten Bundesgenossen zurückgewichen sein, und so erklärt sich der Name Sarazenen für die Feinde der Schlacht von 851 in unsrer Chanson.

Der König von Frankreich heißt im Epos nicht Karl der Kahle, sondern Ludwig. Das beruht darauf, daß das Epos ganz allgemein alle Ereignisse, die nach Karls des Großen Tode eintraten, auf dessen Sohn Ludwig übertrug, den Namen des Königs Karl aber mit dem Kaiser Karls vermischte.

Es ist noch hervorzuheben, daß die *Ch. de G.* V. an Stätten kämpfen läßt, die durch Víkingerkämpfe historisch bekannt sind. So werden Limenes, Breher, Fluri erwähnt. Weiter geht ein Zug V.'s gegen *Turleu le rei.* Suchier sagt *Zs.* XXIX, S. 665: Limenes ist eine Stadt in Kent. Fluri ist die Abtei Fleury oder Saint-Benoit-sur-Loire, Turleu der Name des irischen Königs Turlough von Munster 1064—1086. Statt Breher liest man besser Treher, heute Tréguier in der Bretagne (*Zs.* XXXIII, S. 51). In diesem Zusammenhange ist auch auf *Ch. de G.*, 2261: die Zerstörung des Martinsklosters von Tours (in der Geschichte durch Normannen, bes. im Jahre 853) hinzuweisen und auf V.'s Gefolgsmann Rahel, der mit V. im Kampfe gegen Turleu steht und wahrscheinlich eigentlich Rabel heißt (Rabel kämpft im Roland gegen einen Turleu!). Suchier vermutet, daß Rabel ein Bretone war. V. muß dann Ländereien in der breton. Mark besessen haben (Rabel ist Bretone im *Horn*, Engländer im *Aymeri*; s. unten S. 219).

Die neue *Ch. de G.* zerlegt Suchier in 2 Teile: *Chanson de Guillaume* (12—1979) und *Chanson de Rainoart* (1980—3553).[30]) Von Teil I trennt er wieder Vs. 12—930 bezw. 938 als das sogenannte *Vivienlied* ab, dessen Fortsetzung die 2 Züge Wilhelms nach l'Archamp umfaßt.

Nur das *Vivienlied* enthält historische Züge. Die Botschaftssendung Girards nach Barcelona und die 2 Züge Wilh.'s sind reine dichterische Erfindungen zum Zwecke der Hilfe und Rache für V. Erst recht gilt das vom *Rainoart*, der Vorstufe von *Aliscans*. Der Dichter des *Rainoart* läßt V. sogar noch lebend unter dem Baume vorfinden, damit er eine Notkommunion erhalte — in der *Ch. de G.* wird V. nicht gefunden —, und zieht zu diesem Zwecke die beiden Wilhelmszüge in einen einzigen zusammen; dieser eine Zug dauert dann auch nur 1—2 Tage.

---

[30]) Zitiert nach Baists Abdruck der Hs. Eine andere Einteilung gibt Weeks, *Modern Philology* III, S. 229. Er trennt den *Rainoart* mit Vs. 2647 ab. Über seine Ansichten betreffs Teil I, s. unten.

Der Botschafter geht nun nicht am 2. Tage abends, wie in der *Ch. de G.*, zu Wilh. nach Barcelona, sondern schon am 1. Tage abends zu Wilh. nach Orange. Wilh. aber trifft bereits am 3. Tage früh in l'Archamp ein; es hat also eine weitere Zusammenziehung stattgefunden, die des dreitägigen Kampfes in einen zweitägigen. Ferner verlegt der *Rainoart* Wilh.'s Sitz von Barcelona nach Orange, der Stadt des epischen Wilh., das Schlachtfeld nach Südfrankreich in die Nähe von Orange und Arles, und der Name l'Archamp wird in Anlehnung an Elysii campi (Friedhof von Arles) zu les Arcans, les Archanz umgeformt und endlich gar durch Aliscans ersetzt. Seit 1150 spätestens ist nach Weeks V. und l'Archanz bei Arles lokalisiert. Um 1120 wurde nach Suchier (Ausg. S. LXIV) der *Rainoart* verfaßt.

Wir sehen also: 1. Der *Rainoart* ist eine erst nachträglich angefügte Fortsetzung der *Ch. de G.* 2. Da er das Gelübde V.'s mit dem Ritterschlage verbindet, setzt er einen ersten *Covenant Vivian* (*Cov. V.* I) voraus. 3. Dieser *Cov. V.* steht dem uns erhaltenen *Cov. V.* bedeutend näher als die *Ch. de G.*, hat aber doch noch wesentlich ältere Züge bewahrt; z. B. Reste der *Tedbaldepisode* (vgl. Vs. 2603—06, dazu *Aliscans*, Vs. 2773, (3053)[31]), die Gefangennahme der Grafen vor Wilh.'s Augen und nach V.'s Tod (1724, 2077, 2340 f. : 2517 f.)[32]) u. a. m. Der uns erhaltene *Cov. V.* ist durch die Erfindung wie durch Nachahmung und Aufnahme von Situationen aus andern Epen *(Enf. V., Moniage Guillaume, Rolandslied)* so sehr verändert, daß der Zusammenhang mit der *Ch. de G.* nur schwer zu erkennen ist.

Der älteste *Cov. V.* und der *Rainoart* sind nach Suchier um 1120 verfaßt, und zwar in französisch Flandern; die *Ch. de G.* um 1080, vermutlich in der östlichen Normandie. Die Hs., die uns beide Gedichte überliefert, stammt aus dem XIII. J. und ist von einem Anglonormannen geschrieben. Dieser Schreiber hatte eine Vorlage, die ein halbes Jahrhundert älter sein mochte; doch nicht ihm ist die arge Verstümmlung der Hs. unserer *Ch. de G.* zuzuschreiben.[33]) — Die *Ch. de G.* ist in gewöhnlichen Zehnsilbern abgefaßt; am Schlusse von 32 der 180 Laissen findet sich ein auffälliger Refrain aus 4 Silben mit weiblicher Endung. Im *Vivienlied* ist einziger Refrain *lunsdi al vespre.* Der erste

[31]) Nach R. Weeks, *Mod. Phil.* II, S. 241 Anm. lautet der viel verbesserte Vers: *Est ce la fable d'Estormi al mouton.* Vgl. außerdem meine Bemerkung über den *Prosaroman*, unten Anm. 45. Ist die Hammelepisode nicht eine Parodie auf *Nibelungenlied* XVI, 957: *dô fuorte er in dem satele einen beren grôz unde starc.*

[32]) Vgl. dazu Rechnitz in *Zs. f. rom. Ph.* XXXII, S. 198 Anm., S. 205—07; meine Abhandlung, a. a. O., S. 13 Anm. Allgemeines über Rainoart, über den ihm voraufgehenden *Cov.* sonst bei Rechnitz, *Prolegomena*, S. 79 f. — Evers, *Notes on Renoart, Rom. Review* II, S. 144—62. Weeks, s. unten, S. 213.

[33]) Bericht über die Hs. gibt J. A. Herbert: *Rom.* XXXII, S. 394 f., XXXV, S. 68 f., XXXVI, S. 87—91.

dreitägige Kampf Wilh.'s und der zweite — wohl sicher ebenfalls dreitägige — Kampf Wilh'.s auf l'Archamp haben die Refrains *joesdi al vespre* (Kampf I) und *lors fu dimercres* (Kampf II). Die beiden letzten Refrains setzen jeder erst mit dem dritten Tage, dem Entscheidungstage, ein und umfassen nur die Ereignisse dieses selben Tages (d. h. Entscheidung der Schlacht und Bericht vor Guiborc). Sonst steht auch hier der Refrain *lunsdi al vespre.* Wegen dieser hervorstechenden Eigenschaft der beiden Refrains (in Wilhelms Kämpfen) schließt Suchier: daß *lunsdi al vespre* im alten *Vivienlied* ganz dieselbe Bedeutung gehabt haben wird; und dieser Refrain bezieht sich also auf den dritten Tag, den Entscheidungstag der Schlacht, und damit auf V.'s Todesstunde am Abend eines Montags. Also: *Lunsdi al vespre* ist der Refrain des *Vivienliedes*, deutet auf V.'s Tod an einem Montagabend nach dreitägigem Kampfe auf l'Archamp. Er ist dann der Hauptrefrain in der Erweiterung des *Vivienliedes*, in der *Ch. de G.*, geworden, als den wir ihn kennen lernten.

Diese Ansichten Suchiers: **Vivien ist der historische Vivianus der Schlacht von 851; l'Archamp liegt in Nordwestfrankreich,** im nördlichen Teile der Departements Mayenne und Ille et Villaine, **und ist erst — um 1120 — vom Rainoartdichter in die Nähe von Orange verlegt worden; der Cov. V. beruht auf der Ch. de G., der Refrain der Ch. de G. deutet auf V.'s Tod** — unterscheiden sich von den oben angeführten Gautiers, Jonckbloets, Beckers, Weeks' u. a. ganz bedeutsam. Der *Cov.* und der erste Teil von *Aliscans* treten mit einem Male in den Brennpunkt der Wilhelmforschung;[34]) sie ruhen auf dem wirklich historischen Kern der V.-, bezw. Wilhelmslieder. Zwar hatten G. Paris, Becker u. a. schon die Wichtigkeit der Vivienlegende erkannt, und ein verlorenes Stammepos war mit Hilfe von *Enf. V.*, *Aliscans*, *Foucon* und z. T. der *Nerbonesi* konstruiert; aber wie weit entfernt sich diese Rekonstruktion von dem Forschungsergebnis, das jetzt nach Auffindung der *Ch. de G.* und den Arbeiten Suchiers vorliegt, und eine wieviel wichtigere und besonders unmittelbarere Stellung nimmt — trotz der so starken Überarbeitung — das ganze uns erhaltene *Covenantlied* (nicht bloß sein zweiter Teil (Ankunft Wilhelms usw., wie noch Paul Meyer und A. Fichtner sagen) gegenüber dem alten Kern der V.-, bezw. Wilhelmlegende ein! **Nicht mehr der heilige Wilh. von Gellone und sein Kämpfen um Orange und auf Aliscans, sondern V. und l'Archamp und Wilh. von Barcelona machen diesen Kern aus.**

Diese Ansichten Suchiers über V. und l'Archamp, über das Verhältnis von *Ch. de G.* und *Cov. V.* und über die Refrainer-

[34]) Vgl. dagegen noch Jeanroys Urteil in *Romania* XXVI, S. 188: *Ce n'est donc point, contrairement à toute attente, au Covenant qu'il faut nous adresser pour obtenir des renseignements sur le poème qu'il a remplacé, mais aux Enfances Vivien, à Aliscans, à Foucon de Candie.*

klärung sind teilweise nicht unwidersprochen geblieben, teilweise ergänzt worden. Wenden wir uns zunächst zu den Ausführungen über **das Verhältnis der Ch. de G. und des Cov. V.:**

Ein eingehender Vergleich der *Ch. de G.* zum *Cov. V.* ist bis jetzt nicht geliefert worden. Einige Textparallelen finden sich bei Alfred Fichtner a. a. O., und im Wollsteiner Programm habe ich *Cov. V.* und *Ch. de G.* in sich einander entsprechenden Abschnitten inhaltlich wiedergegeben (s. Anm. 6, 25). Eine ganze Reihe einzelner, beiden Epen gemeinsamer Züge sind aber bereits hervorgehoben. Ehe ich davon einige aufzähle, will ich das letzte Gesamturteil Ph. A. Beckers über das Verhältnis von *Ch. de G.* zu *Cov.-Aliscans* vorausschicken: „. . . *zu Aliscans gehört als eine Art Einleitung der vœu de Vivian.* Diesen beiden Liedern steht die neuentdeckte *Chançun de Willame* oder *l'Archant* gegenüber, ein triviales, kompositionsloses Machwerk, das mit den abenteuerlichsten geographischen Vorstellungen operiert. Das Verhältnis dieser beiden Fassungen zueinander bedarf noch der Klärung; es fragt sich, ob die *Chançun de Willame* die ältere Vorlage ist, oder ob die *Chançun de Willame* die arg entstellte Konkurrenznachahmung jener beiden *Lieder ist.*"[35]) Der letzte Teil dieses Urteils mutet einen fremd an. Nächst Becker spricht auch Emilio Tron diese selbe Ansicht aus, wie schon der Titel seiner Abhandlung zeigt. Sämtliche anderen Gelehrten aber erkennen bedingungslos das hohe Alter der *Ch. de G.* an und nehmen genau den umgekehrten Standpunkt bezüglich *Ch. de G.* : *Cov.-Aliscans* ein.[36]) — Über das Verhältnis einzelner Züge dieser Epen zueinander handeln: **1.** Suchier in seinen verschiedenen oben zitierten Arbeiten. Ich nenne folgende Gegenüberstellungen von *Ch. de G.* und *Cov.-Aliscans*: a) V.'s Leiche bleibt in l'Archamp unbeerdigt liegen. *Cov.-Aliscans* ebenso, vgl. auch *Aymeri de Narbonne*, Vs. 4544; dagegen *Aliscans*, Vs. 7367. Beachte auch, daß die Leiche des historischen Vivianus im Felde unbeerdigt bleibt. b) *Ch. de G.*, Vs. 797—800: *Cov.*, Vs. 598—606 (*Zs.* XXXIII, S. 54). Ebenda, S. 55: *Cov.*, Vs. 1888—90:

Ne morai pas, je sai molt bien mon estre (Var. terme),
Ans sera nonne, voire passee vespre;
Bien sen la vie qui el cors me flaelle.

Diese Stelle weist deutlich auf den Refrain der *Ch. de G. lunsdi al vespre* als Bezeichnung der **Todeszeit V.'s** hin. c) *Cov.*, Vs. 1576 Var. *Diables est, si fu filz d'un serpent, — Ne puet morir*

---

[35]) Becker, *Grundriß der altfranzösischen Literatur.* Teil I, Heidelberg 1907, S. 54—55.

[36]) E. Tron, *Trouvaille ou pastiche? Doutes exprimés au sujet de la Chançun de Willame.* Bari, Laterza 1909. — Dagegen zuletzt E. Stengel in der *D. Lit.-Ztg.* XXXII, No. 23, S. 1450.

por nulle arme tranchant. Diese Aussage über V. setzt Suchier (*Ausg.*, S. XL) in Beziehung zu *Cornebut* (< *corneum bucum* oder *butum)*, der Namensbezeichnung von V.'s Vater Bueve. Serpent, sagt Suchier, erinnert an den Drachen, dem der gehörnte Sigfried das Blut entnahm, das seine Haut unverwundbar machte. — **2.** J. Bédier, Les Légendes Epiques I, bes. S. 79 Anm. 2, 310 bis 315, 325, 408 f. — **3.** Rechnitz, *Zs. f. rom. Ph.* XXII, S. 184—230, *Prolegomena*..., S. 77—87, bes. S. 81 f. Ebenda, S. 24 Anm. 1, bespricht Rechnitz den Wortlaut von **V.'s Gelübde** und stellt 2 Formen dafür fest: *eine ältere strengere* (V. will nicht *plein piė* zurückweichen), zuerst in der *Ch. de G.* belegt, dann im *Cov. V.*, in *Aliscans* (741) und *Enf. V.* (2206—08) nur teilweise; *und eine jüngere, weniger strenge* (V. will nicht *lonc une lance* zurückweichen), zuerst in *Aliscans* (793—95, 849—53), dann in den *Enf. V.* (2206 bis 2208), die beide Formen des Gelübdes an dieser Stelle kombinieren, und in *Aymeri de Narbonne* (4537—39) [aus *Aliscans* geschöpft!]. Vgl. dazu auch Cloetta: Die *Enfances Vivien* S. 79, Bédier, a. a. O., S. 312—13 u. 428. *Prolegomena*, S. 5 Anm. 6 handelt Rechnitz über die Bezeichnung *au court nes* < *al courb nes* für den epischen Wilh.; vgl. noch Suchier, *Ausg.*, S. 78 Anm. zu Vs. 56. — **4.** Arthur Klapötke, *das Verhältnis von Aliscans zur Chanson de Guillaume*, Diss. Halle 1907. Klapötke möchte annehmen, daß *Aliscans* im Anfang den *Cov. V.* benutzt hat, doch bezeichnet er diese Vermutung als sehr unsicher. Rechnitz hält das Umgekehrte für richtig, da der *Cov.* Personen aufzählt, die erst in *Aliscans* zur Tätigkeit kommen; *Prolegomena*, S. 85 Anm. Vgl. dazu noch *Zs. f. frz. Spr.* XXXV[6], S. 183, wo ich Verse aus L. XLIX und L des *Cov.* anführe, die sich in den ersten Laissen von *Aliscans* wiederfinden. Vgl. endlich unten S. 229. — **5.** Pio Rajna in der *Zs. Studi Medievali* III, 1910, S. 331 bis 391, bes. 369 f. — **6.** Raymond Weeks in *Romania* XXXIV, S. 237—277, XXXVIII, S. 1—43; *Modern Philology* II (S. 1—16, 231—248), III (S. 211—234); *Modern Language Review* V, S. 54 bis 67 *(The Boulogne Manuscript of the „Chevalerie Vivien")*; *La Chevalerie Vivien* (Faksimile-Ausg. der Boulogner Hs.), Missouri Studies, New York 1909. Weeks zerlegt die *Ch.* in zwei Hauptteile und läßt mit Vs. 2647 den *Rainoart* beginnen.[37]) Vs. 450—2647 teilt er wiederum und rechnet einen ersten Abschnitt bis Vs. 1329. Diese letzten beiden Teile entsprechen dem *Cov. V.* von Vs. 851 ab, umfassen jedoch noch V.'s Tod und Flucht Wilh.'s; etwa bei Vs. 1703 beginnen dann die *Aliscans* entsprechenden Verse[38].) — Die beiden Züge Wilh.'s nach l'Archant sind nun aber in dem überlieferten Texte entstellt. Die Hauptschuld trägt die in den zweiten Zug eingeschobene Gui-Episode,

---

[37]) Mod. Phil. II, S. 10.
[38]) Mod. Phil. II, S. 7, s. hingegen Anm. 39.

die ursprünglich im ersten Zuge gestanden haben wird; ebenda hat also auch der Kampf mit Deramé seinen ersten Platz gehabt. Als späterer Zusatz ist ferner auch die Auffindung V.'s durch Wilh. und die Gefangennahme der Wilh. begleitenden Grafen zu betrachten. Diese Grafen fielen vielmehr mit V. in l'Archamp, und Wilh.'s Zug und das ursprüngliche Lied endeten siegreich.[39]) Dieses alte Lied hat eine Fortsetzung durch den anfänglich selbständigen *Rainoart* erfahren, der mit Vs. 2647 beginnt. Dessen Hauptschauplatz war Orange. Bei der Verbindung des *Rainoart* mit der *Ch.* blieb l'Archamp zwar wieder Hauptschauplatz, aber l'Archamp mußte in der Nähe Oranges liegen wie früher in der Barcelonas.[40]) — Was endlich die Anfangsverse der *Ch.* angeht (12—450), so befremden sie durchaus. Die ganze **Tedbald-episode** hat nichts mit der Schlacht auf l'Archamp wirklich Gemeinsames. Ob sie erst von fremd her eingeführt worden ist, um V.'s Heroismus zu steigern und V.'s Untergang durch die Flucht des eigentlichen Führers zu motivieren? Doch scheint sie wieder original, da Erinnerungen an sie in *Rainoart*, *Enf. V.* und *Foucon* gegeben werden (s. oben, S. 209).[41]) — Diese Ansichten von Weeks sind aus dem Vergleiche der Angaben und Widersprüche der *Ch.* mit vornehmlich *Foucon* und Andreas *Nerbonesi* gewonnen; der *Cov.* ist nur insoweit herangezogen, als er zu den beiden eben genannten Epen stimmt oder auch etwas über l'Archant in Spanien auszusagen scheint.[42]) Nach Weeks, *Origin of the Covenant Vivien*, ist ja der *Cov.* eine Verschmelzung zweier Liederfassungen, die uns die *Nerbonesi* überliefern. Weeks hat nicht versucht, die Ch. aus sich selbst zu erklären. Die *Ch.* ist aber nun doch einmal so viel älter als die uns erhaltenen, ihr verwandten Epen und hat außerdem einen so wesentlich andern Text, als aus diesen durch Rekonstruktion erlangt werden kann. Die *Ch.* aus sich selbst erklärt hat bisher nur Suchier, — wie Rechnitz, *Prolegomena*, und Terracher, *Notes sur l'Archant*, hervorheben. Weeks bespricht fernerhin: *Die Kämpfe in Spanien*, die V. nach der Boul. Hs. dort führt; den *Siège d'Orange* (siehe

---

[39]) Mod. Phil. III, S. 233. Hier gibt Weeks die richtige Grenze der *Ch. de G.* bei Vs. 1983 an und stößt also seine frühere Ansicht (s. Anm. 38) um. Herr Prof. Suchier bittet mich ausdrücklich, zu konstatieren, daß Weeks die richtige Abgrenzung der beiden Teile selbständig auch gefunden hatte.

[40]) Mod. Phil. III, S. 229—31.

[41]) Mod. Phil. II, S. 241—2. — Die Tedbaldepisode ist unecht, sagt auch Terracher; s. unten, S. 224. — *Romania* XXXIV, S. 261 Anm., sagt Weeks, daß Tedbald von Bourges wohl Originalfigur für *Tibaut d'Aspremont*, den Verwandten Ganelons, des Verräters, sei. Über die hist. Grundgestalten Tedbalds und Estormis vgl. Suchier, *Zs. f. r. Ph.* 29, S. 644 Anm.; Weeks, *Rom.* 33, S. 41. P. Rajna, *St. Medievali* III, 1910, S. 375.

[42]) Vgl. Barcelona als Wilh.'s Stadt; Cov., Hs. 1448, Vs. 858; ferner Vs. 752 (s. *Mod. Ph.* III, S. 225, Anm. 2); Vs. 61 des *Cov.* u. a.

u. Anm. 59), die *Guischardepisode* (*Mod. Lang. Rev.* I, January 1910, S. 66 f., s. auch unten S. 215, 217), **das Zweikampfmotiv.** Ich füge hier hinzu: Das Original für den Kampf *Wilh.-Alderufe* ist der Kampf *Wilh.-Deramé*, bezw. *V. und der Berber* (*Ch.*, 775 f.); vgl. auch *V.-Alderufe*, *V.-Tedbald* (*Ch.*, 378, 639; 678); — V., bezw. Wilh. sind Sieger. Vgl. weiter *V.-Maltribol* in den *Nerbonesi*, *V.-Noüpatris* im *Willehalm*; — V. und sein Gegner fallen gleichzeitig *(Nerbonesi)*; V. bleibt nur noch etwas länger leben, bis Wilh. die Beichte hören kann *(Willehalm*; *Aliscans*, *Rainoart)*. *V.-Tibaut;* — V. wird vom Gegner erschlagen *(Foucon*, *Nerbonesi*, vgl. *Aliscans* Vs. 34, *V.-Deramé* [?])[43]); vgl. noch *V.-Alderufe* (in einer *älteren Cov.-Redaktion*, s. unten S. 219 u. Anm. 56). — **7.** Terracher, *Annales du Midi* XXII, janvier 1910, S. 1—16. Seine Forschungen über V. und l'Archamp werden unten, S. 224, besprochen. — **8.** Ich selbst, *das Handschriftenverhältnis des Covenant Vivian*, Halle Diss. 1908; *Zs. f. frz. Spr.* XXXIV Heft 6, S. 168—178, XXXV Heft 2, S. 60—70, XXXV Heft 6, S. 169—184; *der Covenant Vivian und der gegenwärtige Stand der Forschung* (Programm Nr. 255, Wollstein 1911).

Der Untersuchung der Hs. des *Cov.* ist eine kurze Übersicht über die hsl. Untersuchungen der Nachbarepen und eine Besprechung davon vorausgeschickt. Die Abhandlung selbst beruht nicht zum geringsten auf einem Vergleiche von Covenant- und Chansonstellen. Ich komme S. 34, 37, 65—6 zu dem Schlusse, daß der **Cov. V.-Text** sehr fehlerhaft kompiliert worden ist. Lesarten und Szenen aus älterer Fassung sind oft unverändert nach Form und Inhalt in einen neuen Zusammenhang eingereiht worden, und der Text ist durch Aufnahme und Nachahmung von Szenen aus andern Epen wesentlich bereichert und entstellt worden. Den gleichen Standpunkt habe ich auch S. 9—14 in bezug auf einige Stellen von *Aliscans* einzunehmen versucht.[44]) — S. 33: Die Schiffsepisode ist eine Zutat des *Cov.*-Dichters. Gewisse Stellen des *Cov.* und die Einleitung zum *Cov.* in der Berner Hs. zeigen, daß éin Heide (nach der Berner Hs. Tiebaut selbst nach einer gegen V. auf Aliscans verlorenen Schlacht) Deramé herbeirief. Demnach stimmen *Cov.* und *Ch.* darin überein, daß der Feind zuerst in l'Archant einbricht, und nicht V.[45]) —

[43]) Einen Zweikampf V.-Deramé nimmt Weeks an (*Mod. Ph.* III, S. 216—22). Der *Cov.* schildert ihn Vs. 1405f., Vs. 550 Var.; s. unt. S. 216.

[44]) Vgl. *Rom. Review* I, S. 222, wo Weeks dem zustimmt. Vgl. darüber nochmals *Zs. f. frz. Spr.* XXXIV[6], S. 171—2; XXXV[6], S. 176. — Ph. A. Becker verharrt bei seiner Ansicht über die Gruppierung der Hs. *Lit.-Bl. f. G. u. R. Ph.* 32, S. 239—42; s. unten Anm. 67.

[45]) Dieselbe Episode, die Hs. Bern aufweist, wird auch Hs. Boulogne gekannt haben; denn Hs. Boulogne gibt in ihrer Überleitung zu *Foucon de Candie* wörtlich einige der Laissen, die Hs. Bern zu Anfang des *Cov.* überliefert. Ähnlich wie Hs. Bern berichtet auch der *Prosaroman*, wo V. unter dem Schutze Girards gegen den in Arleschant eingefallenen

Nach einzelnen Hs. fleht V. nicht bloß Wilh., sondern auch Guiborc um Hilfe an; dasselbe geschieht in der *Ch.* — Terracher gibt in seiner Ausg. dem *Cov.* den Titel *Chevalerie Vivien.* Ich suche in *Zs. f. frz. Spr.* XXXV⁶, S. 171—78 nachzuweisen, daß dieser Titel unberechtigt ist. Nur eine Hs. — und zwar nicht die wichtigste — hat den obigen Titel wörtlich. Aus Vs. 1—6 (vgl. oben den Inhalt des *Cov. V.*), 1616—19, 1601 f. ergibt sich vielmehr unzweifelhaft dies: *Cov.-Aliscans* ist als eine untrennbare Einheit zu fassen, als **das jüngere Wilhelmslied** zu bezeichnen, das sein Vorbild in der *Ch. de G.* hat. „Trennen wir *Aliscans* als Epos für sich ab, dann halte ich den Titel *Covenant Vivian*, den Jonckbloet unserem ersten Teile gegeben hat, für den annehmbarsten" (S. 177). Denn der Kernunterschied des alten *(Ch. de G.)* vom neuen Wilhelmsliede *(Cov.-Aliscans)* liegt in der starken Betonung des Gelübdes. Für die Einleitung wie für den ganzen Verlauf des Kampfes auf l'Archant ist in dem uns überlieferten *Cov. V.* das Durchhalten dieses Gelübdes von entscheidender Bedeutung gewesen. — A. a. O., S. 182: Die **Boul. Hs.** schiebt vor V.'s Zusammentreffen mit Wilh. eine Episode ein, nach der Wilh. sich in der größten Not befindet und wie in der *Ch.* durch Gui (1820 f.), so hier durch Bertran herausgehauen wird (Hs. Boul., Vs. 1691; vgl. auch Hs. 1448, Vs. 1776: Boul. Hs., Vs. 1653, 1662 f.). — S. 183—84 Anm. glaube ich auch Weeks gegenüber als sicher annehmen zu können, daß die Hs. Boul. die einschneidende Umgestaltung der Guichardepisode der Kenntnis einer älteren Quelle, vielleicht gar der *Ch. de G.* selbst verdankt.

Zum Vergleiche des *Cov. V.* mit der *Ch. de G.* sind neben *Aliscans*, Teil 1, auch der *Willehalm* Wolframs von Eschenbach, *Foucon de Candie*, die *Enf. V.*, der *Prosaroman*, der *Roman d'Arles*, die *Nerbonesi* des Andrea da Barberino und die *Vidianlegende* heranzuziehen.

1. *Willehalm-Aliscans*, *Foucon*, *Enf. V.*: Über den *Willehalm* sind eine ganze Reihe von Arbeiten erschienen, von denen ich die beiden letzten von M. Nassau Noordewier und Susan Almira Bacon bes. erwähne.[46]) In Bacons Arbeit findet man die ge-

---

Esrofle zu Felde zieht. Girard scheint in der vom *Cov. V.* abweichenden Fassung Tedbalds de Berri Stelle *(Ch. de G.)* einzunehmen. Über die engere Verwandtschaft der Hs. von Bern und Boul. mit der Prosafassung vgl. *meine Diss.*, *Zs. f. frz. Spr.* XXXIV⁶, S. 177—78; Fritz Reuter, *Die Bataille d'Arleschant des altfranzösischen Prosaromans Guillaume d'Orange.* Halle, Diss. 1911. S. 36. — Über die Anfänge von *Cov. V.* und *Ch.* vgl. *Zs. f. frz. Spr.* XXXV⁶, S. 176—77, ebenda XXXIV⁶, S. 174 Anm. 1; Rechnitz, *Prolegomena*, S. 85 Anm.; Suchier, *Ausg.*, S. LXIII; Weeks, *Mod. Ph.* II, S. 241—2, s. oben S. 213.

[46]) M. Nassau Noordewier: *Bijdrage tot de Beordeeling van den Willehalm.* Delft, 1901. Susan Almira Bacon, *The source of Wolfram's Willehalm* in Sprache und Dichtung, Heft 4. Tübingen 1910. — Krn. Vgl. jetzt noch Evers in *Rom. Review* II, 160 f.

samte einschlägige Literatur zusammengestellt und kurz erläutert. In beiden Abhandlungen wird eine ältere Version von *Aliscans* wahrscheinlich gemacht, welcher der *Willehalm*, der *Prosaroman* (P.) und die *Nerbonesi* des Andrea näher standen als *Aliscans*. Über eine ältere Version von Aliscans vgl. auch meine Diss., S. 13 Anm. und *Zs. f. frz. Spr.* XXXIV[6], S. 178. Ich hebe 3 Dinge hervor, die besondere Beachtung für unsern *Cov.* verdienen. — **1.** Wolfram betitelt sein Epos nicht *Aliscans*, sondern *Willehalm*. Weeks sagt darüber, daß dieser Titel nicht zufällig gewählt sein kann. Die *Ch. de G.* mag kurz der *Guillaume* genannt worden sein wie die *Ch. de Roland* der *Roland*; und Wolfram hat diesen alten Titel treu bewahrt.[47]) — **2.** Wolfram gibt an, daß **ein Schwestersohn Wilhelms** namens Myle (vgl. 14, 21—22; 450, 10) **vor V.'s Ende durch Terramer getötet** worden sei (21, 24—25; 120, 19; 151,30). Rolin, *Aliscans Ausgabe*, S. VIII, Anm. 2 ist der Meinung, daß unter *fil de sa seror*, den Deramé *Aliscans*, Vs. 34 tötet, ebenfalls Milon zu verstehen sei (doch ist er für V. schon S. 2, Anm. 6). Weeks (*Mod. Phil.* III, 239 Anm. 1; s. oben, Anm. 43) versteht, wie vor ihm andere, unter *Aliscans* 34 V. selbst. Man vergleiche aber dazu den *Prosaroman*, der, wenn auch gerade zu Anfang von *Aliscans* stark überarbeitet, immerhin erkennen läßt, daß V.'s Bruder *Gerardin* gleich nach Beginn des Kampfes fiel (Terracher, *Chev. V.*, S. 266, 33). Und so sagt ja ausdrücklich auch die kurze Übersicht der Schlacht von Arleschant, die wir am Schlusse der Ausgabe der *Enf. V.*, S. 279 finden: ... *comment Guillẽ le vint secourir*; *comment Viuien et Gerart son frere furent occis*; *comment Guillẽ fut chacie de la bataille tout seul* ... Man vergleiche ferner *Foucon de Candie*, wo ein Gerin mit V. auf Aleschans gefallen ist; — und ist es Zufall, daß die Berner Hs. des *Cov.* öfter Gerin für Girart aufweist? (Über Guerin für Girart im *Cov.*, Vs. 376, vgl. Cloettas Urteil.)[48]) Vergleiche weiter die *Nerbonesi* des Andrea, wo mit V. die 7 Söhne des Ghibellino gefallen sind und von Tibaldo bestattet werden (s. oben das Urteil Bacons über die ältere Fassung von *Aliscans*, die *Willeh.*, *Nerbonesi* und *Prosaroman* vorlag, und mein Urteil über die Verwandtschaft von P. mit Hs. Boulogne und Hs. Bern). Vgl. den *Roman d'Arles*; hier fallen die letzten Helden Girart und Rainier, ehe V. den Todesstoß erhält und Wilh. nach Frankreich entflieht.

---

[47]) *Modern Phil.* II, S. 6. Vgl. dazu Wolframs Angabe selbst in Vs. 3, 8—11.

lantgrâf von Dürngen Herman
tet mir diz maer von im bekant.
er ist en franzoys genant
Kuns Gwillâms de Orangis.

[48]) W. Cloetta, *die Enfances Vivien.* Romanische Studien IV, S. 82—3 u. f. — Gerin in *Foucon* ist V.'s Bruder; Jeanroy, *Rom.* 26, S. 195. — Mit V. fällt im *Cov.* Gautier (1644 : 1655 : 1662; 1435 : 1463).

Vergleiche endlich die *Ch. de G.* Girard (1174) und Guischard, Guiborcs Neffe (1210), sterben in l'Archamp. Im *Rainoart* werden nun beide Grafen wieder lebend unter den Gefangenen aufgezählt, doch sind sie hier bloße Statisten[49]) (ich erinnere daran, daß auch V. im *Rainoart* noch lebt, ebenso die Heidenkönige Alderufe und Deramé (378, 644 : 2095; 1966 : 2058, 1706), daß ferner Guischard nicht mehr Neffe Guiborcs ist, 1033 : 2410). Und nehmen wir mit Suchier an, daß die Botschaft Girards und die beiden Züge Wilh.'s eine Fortsetzung des alten *Vivienliedes* sind, so kann man wohl aus Vs. 605 folgern, daß zuletzt mit V. sein treuer Kampfgenosse auf l'Archamp fiel (vgl. 605: 1128a (1130), 1730—31)[55]). — Wie hat wohl P. Gerart als Bruder V.'s setzen können? In den der *Ch.* folgenden Epen sind Gerart und Gui, welchem der Girard der *Ch.* in mehr als einem Punkte ähnelt (vgl. bloß 1789), Brüder und Söhne Bueves, d. h. Söhne des Vaters von V. und Gui der *Ch.*. Gerarts Stelle nimmt aber in den *Enf. V.* Guischard, V.'s Bruder in *Cov.-Aliscans* und *Foucon*, ein (3942 f),[50]) und derselbe Guischard ist auch an Stelle Girards Botschafter V.'s in einer von Chabaneau zitierten vatikanischen Hs.[51]) Girard und Guischard sind weiter auch in der Boulogner Hs. des *Cov.* und in der *Ch.* anläßlich ihres Ritterschlages in gewisser Parallele.[52])

Endlich führe ich auch noch den *Willehalm* an, der *Witschart und Gêrart von Blavî* Brüder nennt (13, 16; 93, 12 u. a.).

Wir sehen also, daß Girards Rolle, die er im *alten Vivienliede* spielt, durch Gui im zweiten Zuge Wilh.'s, dann teilweise durch Guischard in den spätern Epen vertreten wird.[53]) Wir sehen, daß Girard und Guischard in der *Ch.* im ersten Zuge Wilh.'s fallen, daß im ursprünglichen *Vivienlied* aber der Kampfgenosse V.'s mit unserm Helden zugleich getötet wurde. — Wie hieß nun der Kampfgenosse? Girard, Gerin oder Gui (Guischard als Neffe Guiborcs ist wohl auszuschalten[54])?) Und war der Kampf-

---

[49]) vgl. meine Diss., S. 13 Anm.; ferner R. Weeks, s. oben, S. 213.

[50]) vgl. Cloetta, *Rom. Stud.* IV, S. 53—57. s. unten Anm. 56.

[51]) Chabaneau, Ausg. des *Roman d'Arles*, S. 80: ... *quo audito per Guischardum, fratrem ejus*[*dem*] *Vasiani, qui interfuit bello, beatus Guillelmus congregavit exercitum* ...

[52]) s. *Zs. f. frz. Spr.* XXXV[6], S. 184 Anm. und oben S. 215.

[53]) Ein analoger Fall liegt in den *Enf. V.* vor. Hier hat Bertran Girards Stelle inne; s. *Zs. f. frz. Spr.* XXXIV[6], S. 173.

[54]) Guischard scheint gerade dadurch, daß er Guiborc in der *Ch.* enger zugesellt ist und wie sie früher Heide war, nicht zum ältesten Stamme der V. umgebenden Kampfgenossen gehört zu haben. V. bittet auch nicht ihn, daß er zu Hilfe komme, sondern wendet sich an Gui, seinen Bruder. Wenn trotzdem nicht Gui, sondern Guischard im ersten Zuge mit Wilhelm und Girard zu Hilfe eilt, so liegt das doch wohl am Aufbau der *Ch. de G.*; außerdem wird Guischard von seiner Tante Guiborc gesandt, Gui aber von s. Bruder V. erbeten. Guischard scheint, nach der *Ch.* und dem *Rainoart* zu schließen, auch erst mit einem dem *Rainoart* voraufgehenden *ersten Covenantliede* V. enger

genosse notwendig V.'s Bruder oder bloß V.'s Gefolgsmann? Ich werfe die Frage nur auf und erinnere vergleichend an die sonstigen Kämpfe V.'s in der *Ch.*, bes. an den vor Orange und an die gegen *Torleu*, wo *Rabel*, V.'s Gefolgsmann, fiel; ferner an das *Rolandslied*. *Pseudo-Turpin* berichtet, daß Rolands Bruder Baldewin den vor Durst verschmachtenden Roland auf dessen

---

zugesellt worden zu sein. Zwar sagt der *Rainoart* darüber direkt nichts aus; er weiß weder von Guischards, des Neffen der Guiborc, Tode (Vs. 2410), noch auch von Guischard, dem Bruder V.'s. Im Gegenteil erhält Guiborcs Bruder *Rainoart* V.'s Land und 7 Schlösser von Wilh. und rückt auch sonst gänzlich in die Stelle des Gui der *Ch.* ein: er erzwingt die Erlaubnis zum Zuge nach l'Archamp, wird durch Guiborc bewaffnet, eilt dem Heere nach, rettet Wilh., sichert den Sieg, erhält V.'s und Wilh.'s Land. —

Was also der *Rainoart* uns indirekt sagt, ist dies: Da der Held Rainoart die Rolle des Gui der *Ch.* im *Rainoartliede* spielt und V.'s Land erhält, so sind in diesem Liede keine Verwandten V.'s mehr am Leben. Nun aber beruht der *Rainoart* mit Sicherheit auf einem ihm voraufgehenden ältesten *Covenantliede*, und dieses zeigt Guischard als V.'s Bruder und in der Rolle Guis der *Ch.*, wie uns der erhaltene jüngere *Cov. V.* und *Folque de Candie* beweisen (*Folque* hat auch den alten Zug bewahrt, der im jüngern *Cov. V.* fehlt, daß Wilh. sein Erbe Guischard verspricht (Vs. 340)). Also sagen der *Rainoart* und der älteste *Cov. V.* vereint aus: daß Guischard, V.'s Bruder, die Rolle Guis im ältesten *Cov.* spielt; und ferner, daß dieser Guischard, der V. zu Hilfe eilt, in l'Archant gefallen ist. Das gleiche gilt für V.'s Bruder im *Prosaroman* und wohl auch im *Willehalm* und *Aliscans*; vgl. dann noch die *Nerbonesi*, wo der die Vorhut Wilh.'s führende Guiccardo bald nach seiner Ankunft in der Schlacht gefangen (!) wird; beachte endlich auch den Tod Guischards und Girards im 1. Zuge Wilh.'s nach l'Archamp (*Ch. de G.*). Wenn Guischard in *Rainoart-Aliscans* trotzdem unter den geretteten Grafen aufgezählt wird und sich dann auch mit in Orange befindet, so ist er weiter nichts, als bloße statistische Figur. — Wie ist nun aber jene Stelle in der vatikanischen Hs. aufzu fassen, wo Guischard, V.'s Bruder, bereits mit V. in l'Archant kämpft und dann bei Wilh. Hilfe holt? (vgl. Girard der *Ch!*); wollen wir damit die Rolle Baldewins, Rolands Bruder, im *Pseudo-Turpin* vergleichen (s. auch oben, l. Text); ferner die des durstigen Gui der *Ch. de G.* im 2. Zuge Wilh.'s (die Heiden denken von Gui, daß er, wie vordem Girard, nach *France* um Hilfe reitet); endlich die Guiscardos in den *Nerbonesi* (1. Erzählung: Guiscardo kommt seinem Bruder V. mit Namieri u. a. zu Hilfe, schlägt sich als einziger zu V. durch und wird dann durch ein zweites Hilfsheer mit V. zusammen befreit. 2. Erzählung: Guis cardo befindet sich von Anfang an mit V. im Felde und wird, bevor V. nach dem Hügel durchbricht, schon gefangen zu den feindlichen Schiffen abgeführt). — Nach diesen Stellen wäre also Guischard doch als etwaiger ursprünglicher Kampfgenosse V.'s auf l'Archamp mit in Betracht zu ziehen, — oder sollen wir glauben, daß Girards Rolle gänzlich, und zwar schon sehr frühzeitig, auf Guischard übergegangen sei? Ich meine, daß die drei zu Anfang gegebenen Gründe: In der für uns ältesten erreichbaren Fassung, in der *Ch. de G.*, ist Guischard Guiborcs Neffe und ursprünglich Heide; V. bittet seinen Bruder um Hilfe, der in der *Ch.* Gui heißt; Guischard ist erst nachträglich (nachweisbar in einem ältesten *Covenantliede*) in Guis Stelle eingerückt und V. engstens zugesellt worden — keinen Zweifel lassen, für welche Ansicht man sich zu entscheiden hat.

Pferd verläßt und Karl dem Großen Nachricht bringt.[55]) Im *Oxforder Roland* ist mit Baldewins Rolle die *Walters del Hum*, des Gefolgsmannen Rolands, z. T. die Oliviers und zuletzt die des Erzbischofs Turpin, der Roland Wasser holen will, zu vergleichen. — Auch *Roland*, Vs. 3014—16, möchte ich in diesem Zusammenhange wenigstens erwähnt haben: Rabel, der später König Torleu tötet (Vs. 3354), soll auf Befehl Kaiser Karls Oliviers Stelle im Kampfe einnehmen. — 3. Wolfram läßt V. durch Halzebier (wie in *Aliscans*) den Todesstreich erhalten. Aber dieser Halzebier ist König von *Falfundê* (45, 29 u. a.), und er nimmt die Grafen nicht vor, sondern nach V.'s Niederwerfung gefangen, — in *Aliscans* geschieht das vorher und durch Aerofle; und diesem kommt auch die Bezeichnung *de Valfondée* zu; nie ist sie im *Cov.-Aliscans* Halcebier gegeben. Bacon, a. a. O., S. 101 sagt denn auch *Halzebier is substituted for Aerofle*. Im *Prosaroman* wird nun V. durch Aerofle tatsächlich erschlagen, und Vs. 4625 der *Enf. V.* bestätigen, daß eine ältere *Cov.-Aliscans*-Version erzählte, wie V. von Aerofles Hand fiel.[56])

2. *Prosaroman.* Über den Prosaroman fällt Léon Gautier, *Ép. fr.* IV, S. 477 folgendes Urteil: *De toutes les modifications de notre Roman, la plus importante est celle qu'il a subie dans la version en prose du ms. de la Bibl. Nat.* 1497. *Et encore n'est-ce pas le fond, mais seulement la forme de notre Chanson qui a été atteinte par le remanieur.* Ein wesentlich anderes Urteil fällt Joh. Weiske, a. a. O. S. 63: Er setzt die Benutzung einer älteren Version des *Cov.* fest, vgl. ebenso Noordewier und Bacon, a. a. O. Weitere Urteile über den Prosaroman betreffen sein hsl. Verhältnis zur Boulogner Hs. und zu einer der Pariser Hs.[57]) Über einige Besonderheiten in P. habe ich schon oben referiert, so über Girards Erkundigungszug kurz vor dem Kampfe auf Arleschant mit dem hier plündernden Esrofle (Anm. 45); weiter über Gerard, V.'s Bruder, und seinen Tod durch König Deramé, dann über V.'s Tod durch Esrofle, und endlich will ich noch einen alten Zug erwähnen: Kampf Wilhelms mit Deramé (Terracher, S. 284, 8 f.) vor dem Auffinden V.'s an dessen Todesstätte (vgl. dazu *Ch. de G.*, Vs. 1891 f; *Aliscans*, Vs. 598 f.; darüber später)

---

[55]) Daß diese Episode älter ist als die Hornepisode des Roland, vgl. G. Paris, *Extraits de la Chanson de Roland* S. XIV, Anm. 1; dazu *Romania* XI, 506. — Vgl. unten S. 226/27.

[56]) s. *Zs. f. frz. Spr.* XXXIV, S. 178. Vs. 4625: *Si comme il fu par Aarofle ocis.* — In diesem Zusammenhange erinnere ich nochmals daran, daß V. in *Folque* und *Nerbonesi* von Tibaut getötet wird, nach der *Ch. de G.* aber sowohl Alderufe (378, 639) wie auch Tedbald (678) getötet hat. — P. stimmt hier mit den *Enf. V.* überein; kannten diese auch Gerart als Bruder V.'s?

[57]) W. Cloetta, a. a. O., S. 1 f. vgl. dazu *Zs. f. frz. Spr.* XXXIV⁶, S. 178 f., bes. 177—8 und ebenda XXXV⁶, S. 172—4, 178. F. *Reuter*, *a. a. O.* S. 36.

3. *Roman d'Arles*: Chabaneau sagt über den *Roman d'Arles* a. a. O., S. XIII: ... *l'extrait confus et fort abrégé d'un ou de plusieurs poèmes français de la Geste de Guillaume d'Orange.* Anm. 1: *Il doit avoir pour source immédiate un poème provençal, déjà traduit ou imité du français, que Boisset ou un copiste antérieur aura mutilé en le transcrivant*; vgl. auch G. Paris, *Histoire poétique de Charlemagne*, S. 258; ferner Jeanroy, *Romania* XXVI, S. 195 f.: *Il me semble que les auteurs de ces deux œuvres* [*Roman d'Arles* und *Nerbonesi*] *ont* dû *s'inspirer d'un poème français qui ne se reflète qu'assez infidèlement dans Aliscans.*

4. Die *Storie Nerbonesi* des Andrea: Über die Theorien Weeks' und dessen Arbeiten, die alle den bes. Wert der *Nerbonesi* hervorheben, habe ich bereits oben berichtet. Ich fasse zusammen. Nach Weeks, *Origin*, ist der *Cov.* eine Verschmelzung zweier Erzählungen, die wir in den *Nerbonesi* noch erhalten finden. V. fällt bei Tortosa in Spanien, in Aliscante, durch Tibaut. Tortosa liegt nicht weit von Barcelona und nahe am Meer. Weeks behauptet, daß die ursprüngliche Schlacht hier stattfand und erst gegen 1150 in die Rhônegegend verlegt wurde. — In der *Ch. de G.* wird erzählt, daß V. vor Orange Tedbald l'esturman tötet und Wilh. befreit. Weeks identifiziert diesen Tedbald mit Tedbald l'Escler des *Rainoart* und den Siège *d'Orange* der *Ch.* mit dem bei Andrea, wo V. aus Spanien nach Orange eilt (— Bertran hatte ihm dahin Wilhelms Not in dem belagerten Orange gemeldet. Nachdem V. selbst erst von ihn belagernden Heiden durch Aïmer und Bertran befreit worden war, zog er mit nach Orange —), Tibaut schwer verwundet und Wilh. befreit. Dann kämpft V. in Spanien weiter und fällt nach 7 Jahren in Aliscante durch Tibaldo.[58])

Fichtner gibt a. a. O., S. 57—58 zu, daß Andrea eine der *Ch.* ähnliche Quelle gekannt habe, da V. auch bei Andrea vor Orange kämpfe; doch sei V.'s Herbeieilen aus Spanien Andreas Machwerk;[59]) Andrea habe sonst *Aliscans*, 2628—31, zur Vorlage

---

[58]) *Mod. Ph.* II, 244—45. Über einen *Siège d'Orange*, bei dem V. Wilh. Hilfe bringt, berichtet uns als einzige Hs. die von Bern; vgl. Fichtner, a. a. O. Beachte: V. verwundet Tibaut in Aliscans, *Cov.*, Hs. Bern; V. befreit Wilh. in Cordres, *Prise de Cordres*, Vs. 1837. — Darüber später.

[59]) Fichtner ist gegen Weeks' Annahme, daß l'Archamp in Spanien bei Tortora zu suchen ist. Weeks führt zur Stütze an: *Foucon*, Andreas *Nerbonesi* — die *Foucon* als Hauptquelle haben —, die *Enf. V.*, den *Cov. V.* und eine hsl. Var. zu Vs. 2640 des *Roland*. Besonderen Wert legt er auf die Boulogner Hs., nach ihm die originalste aller Hs. des *Cov.*, die V. vor Bargelonge, Balesgués, Tortelouse, Porpallart sor mer kämpfen läßt, wie auch die *Enf. V.* tun. Weeks beruft sich endlich mit Nachdruck auf die *Ch.*, in der l'Archamp zweifellos nahe Barcelona liegen müßte. — Was ist dagegen zu sagen? Die Kämpfe V.'s in Spanien sind Einschiebsel der Hs. Boulogne in den *Cov.* Vs. 61 ist unter Espaigne *(Cil sont entrei en Espagne la grant)* Südfrankreich, nicht das eigentliche Spanien zu verstehen. *Foucon* sagt nicht, daß l'Archant

gehabt. Ähnlich ist Bédiers Urteil, *Les Légendes Ép.* II, S. 294 Anm. 1: . . . c'est une combinaison arbitraire et médiocre de la *Prise d'Orange*, telle que nous l'avons, et d'*Aliscans*, tel que nous l'avons. Je me range à cet égard à l'opinion de M. M. Becker et Fichtner.

Daß den *Nerbonesi* eine ältere Quelle vorlag, glaubt auch Bacon annehmen zu dürfen, wie wir oben sahen. Über die Arbeitsweise des Andrea aber sagt sie S. 97: *Storie Nerbonesi, an Italian*

---

in Spanien bei Tortosa liegt; das gibt nur Andrea an (s. Suchier in *Zs. f. rom. Ph.* XXXIII, S. 49—50, dagegen Weeks, *Modern Language Review* I. January 1910, S. 54 f.). Die Variante des Rolandverses gibt l'Archant in Spanien an; sie sagt trotz 2640—2 (Var.!) : *Ch.*, 13—15, nicht mehr aus wie l'Archant der *Enf. V.*, 3922, auf das ich *Zs. f. frz. Spr.* XXXIV[6] S. 177 hinweise; vgl. Suchier, *Ausg. der Ch.*, S. XLV; s. unt. Anm. 66. Und endlich die *Ch?* Barcelona, Vs. 934—5, dürfte im alten *Vivienliede* kaum genannt worden sein; tritt es in der *Ch.* doch erst bei Gelegenheit der Botschaftssendung Girards zu Wilh. auf, und ist diese Erzählung nach Suchier doch erst Weiterführung des *Vivienliedes* zum ersten und zweiten Wilhelmszug nach l'Archamp. Ist Barcelona so aus dem *Vivienlied* auszuschalten, dann darf l'Archamp nicht ursprünglich mit Barcelona in engste Beziehung gesetzt und in dessen Nähe gesucht werden. Barcelona und Wilhelm, V. und l'Archamp sind zwei ursprünglich von einander ganz unabhängige Verbindungen, die erst die *Ch.* und der Hilfeakt des epischen Wilh., des nunmehrigen Onkels von V., vereinigte. — Weiter. In dem Siège d'Orange der *Ch.*, den Weeks als ältere Fassung den *Nerbonesi* gegenüber anerkennt, eilt V. sicherlich nicht aus Spanien zur Hilfe herbei. V. hat ja Normannen in seinem Heere und Leute des nördlichen Frankreich zu Begleitern (über Brusbant, die Stadt Bernhards, vgl. Suchier, *Ausg.*, Anm. zu Vs. 672). Ferner eilt V. in der Berner Hs. des *Cov.* von Toulouse, der Stadt des epischen und historischen Wilh. (vgl. *Vita sancti Willelmi*) nach *Aliscans* (vgl. auch *Gautier le Tolosant*, Herzensfreund V.'s im *Cov.*, 1435, 1463). Es ist wahr, Weeks versteht unter Toulouse: Tortosa (*Mod. Ph.*, S. 226 Anm.), welche Verwechslung gelegentlich vorkommt, u. a. bei Andrea. So leichthin aber ist Toulouse der Hs. Bern durchaus nicht abzutun: vgl. den *Prosaroman* (sein Text ist dem der Hs. Bern nah verwandt; er kannte gleich Hs. Bern eine ältere *Cov.-Redaktion*), wo Esrofle vor Deramés Eintreffen einen Plünderungszug gegen Nîmes und Toulouse unternimmt; wir befinden uns also auch im *Prosaroman* nicht in Spanien. Andrea bleibt allein mit: Tortosa in Spanien. Ich möchte in diesem Zusammenhange noch die Frage aufwerfen: Ist die Gleichung Tortelose = Tortosa überhaupt die älteste? Ich finde im *Roland* Tortelose durch Toulouse, nicht aber durch Tortosa ersetzt! (Vgl. noch Weeks, *Romania* XXXIV, S. 266 Anm. Diese Anm. gebe ich unter dem folgenden Abschnitte *Vidianlegende* wieder.) Andrea weiß zudem, wo er Tolosa zu suchen hat (. . . *la quela gli* [dem Könige Re di Rames] *sedeva molt bene a' confini della Ragona, inverso la Francia* [S. 287]); wenn er trotzdem Tolosa (über Tortelose) mit Tortosa verwechselt, so mag ihn, den aufmerksamen Redaktor, eher der Widerstreit zweier Fassungen dazu verleitet haben (vgl. dazu Evers, *a. a. O.*, S. 158: *Andrea got his material from a number of sources, very different in age and literary value*); — eher, als daß wir mit Weeks annehmen sollten: Da die Verwechslung Tolosa: Tortosa bei Andrea feststeht, hat sie auch dem — umsichtigen — Verfasser der Berner Hs. unterlaufen können. — Beachte, daß Toulouse auch in den Epen als von Feinden besetzte Stadt gilt (*Aymeri*, 253; *Agolant* (Schlacht vor T.)).

prose version of the Guillame cycle, is notoriously free in its treatment of Aliscans, cuts it into pieces and distributes it in widely distant parts of the story. Hierzu vgl. A. F. Reinhard, *Die Quellen der Nerbonesi*, Halle Diss. 1900, S. 74 (über den *Cov. V.*, s. S. 73—4). Der Quellenwert der Nerbonesi ist gleich Null, sagt Becker in seiner Untersuchung *Der Quellenwert der Storie Nerbonesi*, Halle 1898.

5. *Vidianlegende.* Antoine Thomas, *Romania* XXVI, S. 134—5: *... c'est que la légende de saint Vidian telle qu'elle a cours aujourd'hui, ne remonte guère au delà de* 1764: *c'est sans doute aux environs de cette ville qu'on a imaginé d'adapter en patron de Martres-Tolosanes, qui n'avait pas pour ainsi dire d'histoire, l'histoire légendaire des exploits de Vivien, neveu de Guillaume d'Orange, dans les chansons de geste français, . . .* Dieses Urteil ist von G. Paris, *Romania* XXII, S. 142 f. (Besprechung v. A. Thomas), Saltet im *Bulletin de litérature ecclésiastique, publié par l'Institut catholique de Toulouse*, Paris 1902, S. 37—56 und J. Bédier, *Annales du midi* XIX, nur wenig modifiziert worden. Dieser glaubt, getreu seiner Hypothese, die wir oben charakterisierten, daß V. durch Pilger und Jongleurs auf der Pilgerstraße, die über Martres führte, in dieser Stadt zu derselben Zeit bekannt und bald verehrt wurde wie anderwärts andere Helden der Nerbonois; d. h. im Anfange des XII. J.'s wurde V. mit Vidianus von Martres identifiziert; seit 1251 ist Vivianus Schutzpatron der Liebfrauenkirche dieser Stadt. *Romania* XXXIV, S. 266 Anm., sagt Weeks: *Remarquons en passant que cette légende de Martres a pu devoir son début en partie du moins au fait que le jeune héros mourant dans le voisinage de Tortose (écrit Tortelouse et même Toulouse), une confusion s'est peut-être établie entre cette ville et Toulouse. Notes sur l'Archant, Annales du midi* XXII, S. 14 Anm., leitet Terracher den Namen Vivien der Epen her von Vidianus und behauptet, daß l'Archant und Vidian in Catalonien zu suchen seien; er identifiziert l'Archant mit Argent-ona nahe bei Mataró (darüber s. unten).

Wie die **Ansichten Suchiers** über das Verhältnis von *Cov.* und *Ch.*, so haben auch die **über V. und l'Archamp,** — und gerade sie von verschiedenen Seiten her Angriffe erfahren.

1. *Romania* XXXV, S. 258—277, XXXVIII, S. 599—602. Hier bestreitet F. Lot, daß der epische V. mit dem historischen Vivianus identisch sei. Das Schlachtfeld von 851 lag sehr wahrscheinlich nahe der Villaine und Redon, nicht bei dem Orte Larchamp. V. fiel gegen Bretonen, nicht gegen Sarazenen. R. H. hat in der *Historischen Zs.* Bd. XCVII, S. 667—8 und Suchier selbst in *Zs. f. rom. Ph.*, XXXIII und XXXIV, S. 343—47 mit Erfolg geantwortet.[60]) Lot ist es dank einer neugefundenen

[60]) Weitere Besprechungen: *Annales de Bretagne* XXII, S. 182. Ph. A. Becker: *Lit.-Bl. f. G. u. R. Ph.* 1906, Sp. 327. E. Stengel: *D. Lit.-Ztg.* 32, S. 1450—51. E. Langlois: *Bibl. de l'Éc. des Ch.* 72, S. 154.

Urkunde gelungen, das Schlachtfeld von 851 nahe der Villaine wahrscheinlich zu machen; alle andern Angriffe aber sagen nichts gegen Suchiers Aufstellungen; selbst der erste Angriff: V. fiel nahe der Villaine, recht eigentlich auch nicht, da die Ausdehnung des Schlachtfeldes von l'Archamp, wie Suchier schon in seinem ersten Artikel betonte, noch nicht endgültig feststeht. In der Einleitung zu seiner Ausg. hat Suchier diese Gegend näher umgrenzt.

Ebenso ist schon oben genügend der Grund gegeben, weshalb die Sarazenen an Stelle der Bretonen getreten sind. Lot bringt in bezug auf Vivianus noch eine Urkunde bei, die V. als *camerarius* des Königs nachweist. Ein *camerarius* aber, sagt Lot, kann nicht 16—18 Jahre alt sein, wie *l'enfant Vivien* der Epen! Hiergegen betont Suchier: Die Bezeichnung *l'enfant* kommt in der alten *Ch.* nicht vor. Die Tendenz, V. zu verjüngen, zeigt sich erst in den spätern Chansons. Außerdem werden ja V. in der *Ch.* vor der l'Archampschlacht viele Kriegszüge gegen Normannen zugeschrieben; er muß dann doch ein höheres Alter besessen haben als 16—18 Jahre; vgl. dazu noch *Zs. f. frz. Spr.* XXXV[2], S. 69, wo ich V.'s Alter zur Zeit der Schlacht auf l'Archamp mit 23 Jahren angebe. V. ist vom siebenten Jahre ab 15 Jahre lang bei Guiborc, wird dann Ritter und fällt ein Jahr später in l'Archamp.

2. Joseph Bédier sagt in *Les Lég. Ép.* I über V. nur soviel, daß V. in Arles nicht autochthon und in den Epen stets nur Neffe Wilh.'s und Enkel Aimeris von Narbonne ist (S. 382—3). Unter diesem Wilh. erkennt er allein den heiligen Wilh. von Gellone, den historischen Grafen Wilhelm von Toulouse, als historische Grundgestalt an (s. oben S. 204); läßt also von sämtlichen 16 Wilhelmen der Geschichte, die nach Ansicht der Gelehrten zur Gestaltung des epischen Wilh. Züge beigetragen haben können, nur den einen von Gellone gelten und leugnet damit auch Wilh. von Barcelona (S. 334); vgl. ebenso Lot, *a. a. O.*

3. L'Archamp liegt nicht im nördlichen Frankreich, sondern in Spanien, in der Nähe Tortosas, Barcelonas, so lehrt fernerhin R. Weeks, zuletzt in der *Faksimile-Ausg. der Boulogner Hs.* (Ausführliches darüber, s. oben Anm. 59).

4. W. Foerster sucht in der Besprechung von Bédiers *Lég. Ép.* (*Lit. Zentralblatt* 27. VI. 1908. Sp. 845—8) l'Archamp ebenfalls in Spanien. Er hält gleich Bédier, Weeks, Terracher u. a. die wenigen geographischen Angaben der *Ch.* für absurd, bes. hinsichtlich des Anfanges der *Ch.* Wilh. und Barcelona sind echt; „Gironde und Bourges sind auf bis jetzt noch nicht aufgeklärte Weise eine spätere Änderung."

5. Rechnitz (*Prolegomena*, S. 85—6) tritt Weeks entgegen, stimmt Suchier im allgemeinen zu, stößt sich aber noch an Vs. 856 des *Oxforder Roland*, der für die spanische Hypothese spreche.

Sein Lehrer, Herr Prof. Foerster, machte ihn auf diesen Vers aufmerksam; vgl. dazu *Zs. f. frz. Spr.* XXXV², S. 69.

Eine weitere Besprechung Bédiers gibt Pio Rajna in *Studio medievali* III, S. 331 f. (*Una rivoluzione negli studi intorno alle „Chansons de geste"*). Sicher liegt l'Archamp ursprünglich anderswo als bei Arles. Die berühmten Gräber, Turpins Bericht, die Verwandtschaft der Namen l'Archamp und Aliscans ließen auch V. dort lokalisieren (381). — Unter Limenes will er Rimini verstehen (S. 345). Zweifel kommen ihm nicht, ob Deramé aus Abderramo richtig ist (375 und Anm.).

7. L'Archamp liegt in Spanien, in der Nähe Barcelonas, so behauptet auch A. L. Terracher (*Notes sur l'Archant*, *Annales du Midi* XXII, S. 1—16. Bespr. A. Th., *Romania* XL, S. 149—150.).

Seine Gleichung lautet: *l'Archant est Argent-ona qui désigne une ville, une rivière et une région côtière près de Mataró, en Catalogne* (S. 5). — Die Stadt hat den Namen von dem *riu d'Argent* (S. 10). Die ursprüngliche Namensform von Vivien ist nicht Vivianus, sondern Vidianus; und diese Form treffen wir an bei Vidian von Martres-Tolosanes und Vesian in der Legende von Arles. Vivien ist die nordfranzösische Weiterbildung des Namens. In der Gegend von Argent-ona sind die Vidians seit 1079 erwähnt. Auch Terracher betrachtet gleich Weeks, Becker, Bédier, Foerster, die Geographie der *Ch.* als absurd und will die Tedbaldepisode als der *Ch.* fremden Stoff aufgefaßt wissen; er nimmt Suchiers Begrenzung der *Ch. de G.*, Vs. 12—1983 an, will aber Vs. 12—280 (Tedbald de Bourges) ausschalten; dieser Teil stecke voller Widersprüche; erst nach ihm seien der Text und die Örtlichkeit klar. Er fragt: Wie können Sarazenen zu gleicher Zeit vor *Bourges* (102 f.), *amont Gironde* (15) und *desur mer a destre* (151) sein? — Also Bourges, die Gironde und an ihr Bordeaux, les Aluez de l'Archamp, les Marches, — all diese Örtlichkeiten, die gerade zur Bestimmung von l'Archamp bei Suchier dienen, werden von Terracher u. a., weil sich Widersprüche im Texte vorfinden, beiseite gelassen, und viel eher stützen sie ihre Untersuchungen auf Angaben, die entweder in der Fortsetzung des alten *Vivienliedes* (Botschaftsmotiv, Wilhelmszüge und Barcelona) stehen, also erst Wert 2. Grades haben; oder auf Angaben im Vivienlied selbst (duit, fontaine, Terracher gar auf das Schloß im *Cov.*, das, von der *Ch.* nicht überliefert, wohl identisch ist mit dem aus keltisch-romanischer Vorzeit stammenden und sagenumwobenen Feenpalast: *castell de Sant Vicens ou de Burriach* bei Argent-ona [S. 12—13]), die einem allgemeinen Sagenmotiv zu entstammen scheinen (vgl. Siegfrieds Todesort und -Umstände).[61]

[61]) vgl. oben Anm. 31. Über die Schloßepisode vgl. Bédier, *l. c.*, S. 311; *Prise de Cordres*, 1334 f. (!); *Enf. V.* (s. Jeanroy, *a. a. O.*; Weeks, *Origin*); *Aymeri*, 3033 f.; *Mort Aymeri*, 2420 f., 2951 f.; *Aquin* (Kampf vor Guidalet).

S. 15 Anm. will Terracher unter Limenes der *Ch.* *Nimenes (vgl. Nimles der *Prise d'Orange*, Nimbre des *Cov.* (Hs. Bern) und des *Charroi de Nîmes*) verstehen; Paul Meyer dachte an Luiserne (*Rom.* XXXII, S. 606). Fluri könnte, wie im Roland (3211), sarazenischer König sein; Baist meinte einen Pferdenamen darin zu erkennen; ebenso Hamilton, *Rom. Review* I, S. 453.

8. Gegenüber diesen Gelehrten, die in der Mehrzahl l'Archamp in Spanien suchen, sage ich *Zs. f. frz. Spr.* XXXV², S. 67—9 dieses: L'Archamp liegt im *Rainoart* nahe Orange in Spanien; aber Spanien bedeutet sicher Südfrankreich. Die Epen halten l'Archamp in Spanien mit starrer Konsequenz fest; nur die *Ch. de G.* gibt statt Spanien die Bezeichnung *estrange cuntree* (684, vgl. den entsprechenden Vers 679 *es Aluez de l'Archamp*). M. E. ist diese *estrange cuntree* nicht in *France*, sondern außerhalb *France* zu suchen; d. h. aber außerhalb Franziens oder des Frankenreiches, das etwa dem Umfange von ***France nostre tere***, Vs. 804 des ***Roland***, gleichkommt (S. 68—9).[62]) Damit vertragen sich die Feststellungen Suchiers über die wirkliche Lage von l'Archamp im Departement der Mayenne.

In der Ausgabe der *Ch.* sagt Suchier, S. XLI—XLII: „Nicht ganz leicht ist die Frage zu beantworten, wie weit die Länder *Berri* und *France* sich erstrecken . . . *France* ist zunächst das Königreich Frankreich . . . An einer Stelle könnte mit *France* die Ile-de-France gemeint sein. V. 1791 sagen die Heiden von dem durch ihr Heer sprengenden Gui: „*Cist vait en France pur le rei Loowis.*" Vielleicht aber heißt *France* hier nur so viel wie: das innere Frankreich, im Gegensatz zu dem Grenzgebiet, in dem sich die erzählten Schlachten abspielen." Terracher, *Notes* S. 14, verhält sich mir gegenüber bei seinem Standpunkte des l'Archamp in Spanien natürlich ablehnend; er fragt, was denn bei all dem aus der *mention expresse de Barcelone aux* v. 931—32 werden soll. Auch hier hat man in erster Linie sich doch auf Angaben des *Vivienliedes* zu stützen, dann erst auf Stellen in dessen Fortsetzungen, die eine Erhaltung oder Weiter-, bezw. Umbildung der alten Stellen des *Vivienliedes* verraten.

Mit V. und l'Archamp hängt noch eine letzte Frage zusammen: die nach der **Bedeutung des Refrains in der Ch. de G.** . Suchier hat, wie oben dargelegt, den Refrain *lunsdi al vespre* zuerst als den Hauptrefrain erkannt und ihn nach den beiden folgenden Refrains im ersten und zweiten Wilhelmszuge als auf den dritten entscheidenden Schlachttag und damit auf dessen Hauptereignis, auf V.'s Tod am Abend

[62]) Ich hebe auch an dieser Stelle nochmals hervor, daß die Gegend des Mont-Saint-Michel zur *estrange cuntree* im *Rainoart* gerechnet wird (2413—14).

eines Montags, gedeutet. — Es ist hervorzuheben, daß der historische Vivianus in der Schlacht von 851 an einem Montage nach dreitägiger Schlacht gefallen ist. — Ist uns nun dieser Refrain in dem sogenannten *petit vers* oder *vers orphelin* einzelner späterer Epen erhalten geblieben? Suchier antwortet S. LXVII—LXVIII mit: nein. Weeks dagegen sagt in *Mod. Ph.* III, S. 230 Anm. *It* (Refrain der *Ch.*) *seems to be the original form of the petit vers of the Cycle de Guillaume.*[63]) Gegenüber Suchiers Deutung des Refrains hat Rechnitz in *Zs. f. rom. Ph.* XXXII, S. 184—230 folgende Lösung gefunden: Man berechne und deute den Refrain rein aus der Aufeinanderfolge der Ereignisse wie sie die *Ch.* liefert, so ergibt sich dieses: *lunsdi al vespre* bezieht sich gleich den beiden andern Refrains zunächst auf den Entscheidungstag, dann aber noch auf die Ereignisse vor den Entscheidungstagen sowohl der Vivien- wie der beiden Wilhelmschlachten; insbesondere auf die Ankunft des Boten in Bourges, auf den jemaligen Ausmarsch Wilh.'s und den Beginn der Schlacht an einem Montag Morgen. Danach berechnet Rechnitz die Vivienschlacht auf 5, die beiden Wilhelmschlachten auf je 3 Tage Dauer. Suchier hat Rechnitz *Zs. f. rom. Ph.* XXXIII geantwortet. Gleichfalls hebe ich *Zs. f. frz. Spr.* XXXV², S. 60 f., hervor, daß Rechnitz nicht mit einer Entwicklung der *Ch. de G.* rechnet, die *Ch.* vielmehr zu sehr als sprachlich-stilistisch-logische Einheit faßt. Die Schlüsse, die er nun für seine Refrainerklärung aus der *Ch.* zieht, müssen darum einseitig sein. Es bestehen gerade hinsichtlich der zeitlichen Angaben der *Ch.* Schwierigkeiten, die sich auch im *Cov.* wiederfinden und bis heute noch keine Erklärung erhalten haben.[64]) Weiter ist die *Ch.* eben keine Einheit, sondern wir haben ein altes *Vivienlied* herauszuschälen, das durch die Botschaft Girards und die damit bedingten Züge Wilhelms zu der uns erhaltenen *Ch. de G.* erweitert worden ist.

Über dieses alte Vivienlied gebe ich a. a. O., S. 66, einige Mutmaßungen. Es besang in der Hauptsache die näheren Umstände von V.'s Tod am dritten und letzten Schlachttage; die beiden ersten waren ganz summarisch gegeben, etwa so wie Vs. 1122—27 (und 2989 bis 2991). *Lunsdi al vespre* begann dann den Gesang und schloß ihn wohl auch. Der neue Aufbau der *Ch. de G.* hat den alten Sinn verwischt. (S. 67.) Ich füge hinzu: An Stelle von Girards Botschaft war vermutlich ursprünglich auf die Flucht der Franken hingewiesen (vgl. jetzt Tedbalds Flucht am Anfange des Kampfes,

---

[63]) Weeks gibt in dieser Anmerkung die Literatur über den *petit vers.* Herr Oberlehrer Dr. Paul Rasch, Magdeburg, hat eine weitere Arbeit über dieses Thema in Vorbereitung.

[64]) S. a. a. O., S. 63—66, ebenda XXXV⁶, S. 177. Suchier, *Ausg.*, S. X, Anm. 1.

bes. aber die versuchte Flucht der 20 gegen Abend des zweiten Tages und noch eben vor Girards Botschaftssendung, die nun nach Rückkehr der 20 zu V. erst möglich wurde). — Die Widersprüche in der *Ch.*, die Weeks, Terracher u. a. dazu brachten, gerade dem Anfange der *Ch.* am wenigsten Wert beizumessen, erklären sich allein aus der Entwicklung des Liedes. Ich gebe hier eine solche Schwierigkeit an: Tedbald sieht bei Tagesgrauen Sarazenen vor Bourges; es sind jedoch seine Mannen, die er bei näherem Aufmerken auch als solche erkennt (100—105, 107). Tedbald ist aber zu gleicher Zeit wirklich auf l'Archamp und sieht die wirklichen Feinde ganz ebenso von einem Hügel aus (235, 186 f.).[65]) Bald darauf, noch vor Beginn der Schlacht, flieht er wiederum mit Girard und seinem Neffen Estormi. Girard aber kehrt zu V. um und findet diesen, obgleich der Kampf eben begonnen hat, bereits in Not, klagend, um Hilfe flehend, wie kurz vor seinem Ende. — Hiernach ist wohl die Frage berechtigt: Wie kommen die Sarazenen nach Bourges? oder befinden wir uns gar von Anfang des Liedes an in l'Archamp? etwa am Morgen des dritten Schlachttages, wo die Franken eben geflohen sind und V. mit wenigen Getreuen noch aushält? (vgl. o. S. 207, 213, 217 f.)

Fassen wir zusammen, so kommen wir für *Cov., Vivien und l'Archamp* zu folgenden Ergebnissen: Der *Cov. V.* beruht auf der *Ch. de G.* und damit auf dem eigentlich historischen Grunde der Vivien-, bezw. Wilhelmlegende. Der Held V. ist der historische Vivianus, Befehlshaber Karls des Kahlen in Tours; er fiel in der historischen dreitägigen Schlacht an einem Montag im August des Jahres 851. L'Archamp bedeutet ein größeres Gebiet im nördlichen Mayennedepartement (Suchier). Nach Weeks, Becker, Terracher u. a. bleibt es fraglich, ob V. eine historische Person ist; sein Schlachtfeld l'Archamp liegt ursprünglich in Catalonien. — Ein altes **Vivienlied,** das in der *Ch. de G.* stark verändert überliefert ist, sang vermutlich von V., wie er am dritten Schlachttage, einem Montage, infolge der Flucht des größten Heeresteiles und seiner Führer am Abend vorher mit wenigen Getreuen den Heldentod starb. Der in der *Ch.* erhaltene Refrain: *lunsdi al vespre* mag den Gesang beschlossen haben. Er weist auf V.'s Todestag und -Stunde und hat seine Erinnerung im *Cov.*, Vs. 1889.[66])

---

[65]) Die Verse der sich inhaltlich entsprechenden Stellen stimmen zudem auch wörtlich fast genau überein. — Und wie konnte doch auch Tedbald über Nacht ein kriegsbereites Heer von 10 000 Mann beschafft haben? — Zu *Ch.*, 186 f. vgl. *Roland*, 1017—38; *Nerbonois*, 6541—54.

[66]) Vgl. auch die *Nerbonois*, 5701—22. Die wenigen Verse, welche an die Vorgeschichte von Narbonne anspielen, sagen, daß der römische Held Fenice nach zweitägigem Kampfe am Sonntag und M o n t a g gegen die siegreichen Bretonen unter Salemon fiel. — Ich schließe hier noch einige kurze Bemerkungen an. 1. Eine dreitägige Schlacht kennen *Aymeri* (117) in bezug auf die Dauer des Kampfes

— Die **Ch. de G.** besteht aus dem überarbeiteten *Vivienlied* und dessen Fortsetzungen: Botschaft Girards und Zügen Wilh.'s. V.'s Tod soll gerächt werden; so wird V. erst zu Wilh. von Barcelona, dann mit diesem zum epischen Wilh. von Orange in Beziehung gesetzt. — Die *Ch. de G.* wird zum **Cov.-Rainoart** erweitert, die dreitägige Schlacht zur zweitägigen gekürzt, das Schlachtfeld in die Nähe von Orange verlegt. V. wird Wilh. ganz untergeordnet, erhält von ihm den Ritterschlag in Termes im Alter von 22 Jahren, tut dabei das verhängnisvolle Gelübde und fällt mit 23 Jahren in l'Archamp. Der Onkel kann dem Sterbenden noch die Notkommunion geben und wird ihn später rächen. Sein jetziges Hilfsheer ist aufgerieben. Er flieht nach Orange, — reitet von da nach Laon zu König Ludwig, kommt mit dem Riesen Rainoart au tinel zurück, und dieser rächt dann V. *(Ch. de Rainoart)* — oder: Wilh., in Orange belagert, entbietet Huon de Floireville u. a. . .; Huons Sohn Foucon übernimmt die Rache V.'s und Besiegung des Feindes *(Foucon de Candie)*. — Aus der *Ch. de Rainoart* entsteht nach mehr als einer Bearbeitung die uns erhaltene Chanson **Aliscans**. — Der *Ch. de Rainoart* näher als der *Ch. de G.* steht unser **Cov. V.**; er beruht auf einem der *Ch. de Rainoart* voraufgehenden Cov. I. Aus den Nachbarepen, den *Nerbonesi*, dem *Prosaroman* und hsl. Varianten unsres *Cov.* ist ebenfalls eine zweite ältere

---

in Roncevaux und *Gormond und Isembart* (426; beachte auch die letzten Verse dieses Fragmentes, die auffällig bes. an *Aliscans* erinnern. Isembart fällt *au quarefoz de treis chemins lez un bruillet espes foilli* [vgl. *Ch. de G.*, 342 f.], schleppt sich unter einen Olivenbaum und stirbt nach Gebet zu Gott mit dem Gesicht nach Osten gewandt [s. *Aliscans*, 701; *Roland*, 2013, 2360.]. 2. Das Schlachtfeld: In den *Nerbonois* fällt die Entscheidung auf den **Canpi Strigilis** vor Narbonne. Im *Mort Aymeri* kämpft man am Meere bei Narbonne: *Granz fu la plaigne et larjes li sablons*, 1793 (vgl. auch die Lage von Esclabarie und die Schilderung der ausgehöhlten Felseninsel 2413 f., 2951 f.; vgl. *Aquin*, Kampf vor Guidalet bei Nacht wie in den *Nerbonois*). Die Stelle ist der in den *Enf. V.* verwandt, wo V. vor Luiserne landet und den Emir von Barbastre besiegt; die *Enfances*-Stelle der in der *Ch. de G.*, wo V. auf l'Archamp zum Angriff rüstet (s. *Zs. f. frz. Spr.* XXXIV[6], S. 177). Vor Luiserne liegt weiter Ualmai, nach den c-Hs. l'Archant (3922); und im Hafen liegt eine Insel (s. *ebenda*). Luiserne selbst liegt in Spanien (238—9; 302 u. a.); J. Bédier hat das kürzlich auch für *Pseudo-Turpin und Anseïs de Carthage* einwandfrei nachgewiesen (*La vile légendaire de Luiserne*, Studi letterari e linguistici dedicati a Pio Rajna, Firenze 1911, S. 29—40); aber Vs. 148—9 geht der von Garin gesandte Bote aus Luiserne nach Anseune folgenden Weg: *Trespasse Aniou et Poitou et Navarre — A Anseune vint* . . . Also Luiserne liegt nach diesen zweifellos alten, echten Versen nördlich von Anjou; es liegt an *l'eue de Maine* (*d'Ermine* in Hs. 1448 ist verderbt), 3489 (2151); am Meer bei einer Insel; Gormund äschert die Stadt ein, und Gormund ist nach Gaufrid von Monmouth beim Mt-St-Michel eingefallen. — So ist also Luiserne in den *Enf. V.* doppelt lokalisiert: im Nordwesten Frankreichs und in Spanien. Ich neige der Ansicht zu, daß Luiserne (vielleicht

Cov.-Redaktion zu erschließen. Der uns erhaltene *Cov.* endlich mag als eine Einleitung zu einem älteren (als dem uns erhaltenen) *Aliscansliede* geschrieben sein. Sein Text ist durch zahlreiche Entlehnungen ganzer Episoden aus *Enf. V.*, *Moniage Guillaume II*, *Aliscans*, *Roland* bereichert, durch Fehler im Aufbau und in der Handlung arg entstellt; er bildet so kein einheitliches Ganze, vielmehr eine lose Zusammenknüpfung von Erzählungen. Aber diese Erzählungen sind wahrhaft schön gegeben — einfach, kurz und packend; so daß wir Gautiers Urteil verstehen, der das Gedicht als das schönste des ganzen Wilhelmzyklus preist.

Suchier bezeichnet es in seiner Ausg. der *Ch. de G.*, S. LXIV, als einen überaus glücklichen Umstand, daß uns nicht der ältere *Cov.(-Rainoart)*, sondern dessen Vorstufe, die *Ch. de G.*, erhalten ist. Ich möchte den Satz dahin erweitern: Es ist ein überaus glücklicher Umstand, daß uns ebenso der Text des *Cov. V.*, wenn auch bloß als Einleitung zu einer älteren Aliscansfassung geschrieben, erhalten blieb. Denn nun sind wir in Stand gesetzt, die Entwicklung eines Liedes von der textlich fast ältesten Fassung bis zur jüngsten zu verfolgen. — Der Vergleich zwischen *Cov.* und *Ch.* ist bis jetzt für einzelne Züge, nicht aber im ganzen geliefert worden; ich trage mich mit dem Gedanken, ihn unter dem Titel: Aufbau und Entwicklung des Cove-

---

Lucerne d'Outremer bei Avranches?) nach Spanien (s. Bédier, *a. a. O.*) verlegt worden ist. Trifft diese Mutmaßung zu, dann können wir ähnliches auch für eine zweite äußerst auffällige Lokalisierung im *Ps. Turpin* annehmen. Kap. VIII heißt es, daß Agolant und König Karl aufeinanderstoßen *in terra quae dicitur* **de Campis** *supra flumen quod dicitur Ceia, in pratis, scilicet in optimo et plano loco, quo postea beatorum martyrum Facundi et Primitivi ingens basilica et optimo iussu et auxilio Karoli fabricatur, in qua et eorundem martyrum corpora requiescunt et . . .* *Mousket* (Ausg. Reiffenberg) gibt die fragliche Zeile 4869 so wieder: *Sour l'aigue de See* **à Descans**; die *Chronik von St.-Denis* (bei Reiffenberg zitiert: *Bouquet* V, 286 E) sagt *en un lieu qui est appele* **la terre des chans**, *sous un fleuve qui est nommé Cheia.* Die Übereinstimmung unsrer Namen mit **le Champêtré** oder *in* **agris qui dicuntur Campestres** . . . oder *qui dicitur* **Al Campestres** der *Vidianlegende* (s. oben), mit **aridi campi** (Weeks, *Rom.* 34; Bédier, *Lég. Ép.* I, 373), mit **l'Archant, largus campus, arsus campus** ist die auffallendste. Dazu kommt, daß Agolant in den folgenden Schlachten an der Grenze von *France*, d. i. hier bei Agen, Saintes, gegen Karl kämpft, dann erst bei Pamplona. Beachtung verdient vielleicht auch die Angabe der Abteigründung auf dem Schlachtfelde für die Heiligen Fagon und Primitif. Im *Agolant* besitzt Fagon *et Tors et Saint Martin* (1142). Im *Aquin* rettet ein General Fagon den schwerverwundeten Naimes (vgl. Wilh. und V. in *Aliscans*). — Und noch einige Angaben: die Väter Rolands wie V.'s fallen vor dem Entscheidungskampfe: Tiori (R.'s Vater im *Aquin*) vor Guidalet; Milon, s. *Mousket* 4940. Garin d'Anseune vor Narbonne (*Huon Capet* S. 42, Vs. 1076), vor Esclabarie (*Mort Aymeri* 3691), vor Oringa (*Nerbonesi*); vgl. weiter Garin in Luiserne *(Enf. V.)*; Garin ist gestorben, *Cov. V.*, Vs. 119—120 Var., 138—9.

n a n t V i v i a n später zu geben.[67]) Ist dieser Vergleich durchgeführt, dann wird man auch zu Hypothesen über die ältere Vorlage der *Ch. de G.* übergehen und nach einem Vergleiche mit dem *Rolandsliede* auch über dessen Struktur wichtige Aufschlüsse erlangen können. Wie ich *Zs. f. frz. Spr.* XXXV², S. 66, 69 sage, hat das *Rolandslied* eine Fülle von Motiven aus der Viviengeste zum Aufbau verwandt.

WILLY SCHULZ.

---

[67]) Von bis jetzt angekündigten Arbeiten, die auch den *Cov.* berühren werden, erwähne ich die folgenden:

R. W e e k s , Ausgabe des *Siège de Barbastre.*
A. L. T e r r a c h e r , Bd. II zu der Ausg. der *Chevalerie Vivien* (Über die Hs., deren Stammbaum; über Alter, Dialekt, Versbau des Gedichtes).
W. S c h u l z , *Aufbau und Entwicklung des Covenant Vivian.*
S c h u l t z - G o r a , Bd. II und III zu seiner Ausg. des *Folque de Candie.*
P a u l R a s c h , Über den *petit vers* in *Enfances Vivien*, *Covenant Vivian*, *Aliscans.*
G e o r g S c h a d , *Die Wortstellung in der Chanson de Guillaume und ihrer Fortsetzung, der Chanson de Rainoart.* Halle, Diss. 1911.
B e s z a r d , *Étude sur l'origine des noms de lieux habités du Maine*; Thèse, Nancy 1910. (Mir nur dem Titel nach bekannt geworden.)
Weitere Besprechungen von Suchiers *Ausg.* der *Ch. G.* durch A. L. Terracher *(Romanic Review)*; Ph. A. Becker.

Sprachgeographisches.

Soif und die sprachliche Expansion in Nordfrankreich.

(Vgl. E. Herzog, Aus dem Atlas Linguistique, in dieser Zeitschrift Bd. XXVII, 134 ff.)

Daß ich in meiner *Sprachgeographie* soif als ein „prächtiges Beispiel für das Wandern der Wörter" verwende, ist eine rhetorische Ausschmückung, die ich Herzog zugute halten will, gibt sie ihm doch Gelegenheit, nachzuweisen, daß die Sprachgeographie gerade da unrecht hat, wo sie am vertrauensvollsten ins Blaue baut. In Wirklichkeit lautet die Stelle wörtlich:[1] „Die Wörter wandern. Versuchen wir dies noch auf anderem als auf lautlichem Wege nachzuweisen. Das lateinische sitem würde, wenn es sich regelmäßig entwickelt hätte, über sete > seit > soi > swe zu einem neufranzösischen *swa* geworden sein. Statt dessen finden wir in der heutigen Schriftsprache *swaf (soif)* mit *f*; analoge Formen charakterisieren das graukolorierte Gebiet der Karte Nr. V. Unter den Erklärungen, die man für den abnormalen Typus soif gegeben hat, scheint mir diejenige die wahrscheinlichste, die von Stämmen mit auslautendem *f* ausgeht, das vor flexivischem s verstummt (vgl. z. B. *noif* — *nois* la neige, *clef* — *cles*, *boeuf* — *boeus*[2]) u. s. f.).

Nach *nois* — *noif* usw. wurde zu *sois* ein *soif* gebildet. [Dazu die Anmerkung: Ganz ähnlich haben wir uns die Entstehung von *cercueil* statt **serqueuf* (afr. *sarcuef*) zu erklären. Man vergleiche die Karte 214 des Atlas linguistique: sie bietet uns ein typisches Expansionsbild, das demjenigen des gleich zu besprechenden *blaireau* sehr ähnlich sieht.]

Eine imminente Analogiebildung war soif [Dazu Anmerkung: Vom Dict. gén. aus dem Ende des 12. Jahrhunderts

---

[1]) *Sprachgeographie* S. 6. Ich drucke alles ab, was ich über soif gesagt habe, auch das, was ich jetzt nicht mehr aufrecht erhalten möchte.

[2]) Ich hätte hier auch auf *sois-soif* „Hecke" hinweisen sollen.

belegt.] nicht; es muß daher auf einem engbegrenzten Gebiete — unsere Karte weist auf das Zentrum Nordfrankreichs — entstanden sein und sich von da aus verbreitet haben. Wir erkennen deutlich einen Vorstoß nach Norden, einen Vorstoß nach Westen und einen ähnlichen nach Osten. Weniger scharf ausgeprägt ist ein südöstliches Expansionsgebiet. Was zwischen dem östlichen und dem südöstlichen Arm stehen geblieben ist, entspricht ungefähr dem alten Burgund."[3])

Es folgen als weitere Beispiele für sprachliche Expansionsbilder blaireau, établi de menuisier und il faut; und zwar habe ich die Karten so gewählt, daß die nachfolgende stets die Expansion in einem vorgerückteren Stadium zeigt als die vorangehende. Nirgends habe ich soif besonders hervorgehoben. Den Ausstellungen Herzogs gegenüber behaupte ich nun aber in der Tat: soif ist ein prächtiges Beispiel für das Wandern der Wörter.

Um dies nachzuweisen, muß ich freilich die betr. Karte des Atlas linguistique eingehender besprechen, als ich es in einem Vortrage tun konnte und wollte, in dem ich ausdrücklich erklärte (was Herzog vollständig ignoriert): „Theoretische Betrachtungen über den Wert eines bis jetzt vernachlässigten Zweiges der Sprachwissenschaft erwarten Sie ebensowenig von mir, wie die Lösung wichtiger Probleme. Ich stelle mir bloß die Aufgabe, Ihnen an der Hand einiger Beispiele zu zeigen, welche Art von Problemen die Sprachgeographie der Lösung näher zu bringen bestimmt ist und welchen Weg sie zu diesem Zwecke einschlägt."[4])

Daß [*soif*][5]) an den Punkten 284 (Pas-de-Calais), 475 (Morbihan), 479 (Ile d' Yeu) und 518 (Charente) der Reichssprache entstammt, ist so selbstverständlich, daß es selbst von Herzog als durchaus wahrscheinlich angenommen wird. P. 284 ist St. Pol, der Heimatort von Edmont. Für diesen Ort gibt der Atlas linguistique sowohl die Sprache der Stadt als auch die Sprache der Vorstädte. Während die Stadt stark reichssprachlich infiziert ist (was sich aus der Durchsicht von ein paar Karten zur Evidenz ergibt[6]),

---

[3]) Die beiden letzten Sätze im Original nicht gesperrt. — Allgemeine Bemerkungen zu der von der Hauptstadt ausgehenden sprachlichen Expansion s. *Sprachgeographie* S. 9.

[4]) *Sprachgeographie* S. 4.

[5]) Ich deute im folgenden da, wo Mißverständnisse entstehen könnten, französierte Typen durch eckige Klammern an.

[6]) Vgl. darüber Genaueres *Revue des pat. gallorom.* I, 51 ff. (Einleitung zum *Lexique Saint-Polois* von Edmont), besonders S. 53:

haben sich die Vorstädte noch eine größere Originalität bewahrt. So werden wir uns nicht verwundern, in der Stadt neben *swe swaf* zu finden, während die Vorstädte nur *swe* aufweisen. Über den Punkt 475 (Noyal-Muzillac) werden wir nicht lange im Zweifel sein, wenn wir hier für boire (K. 3) inmitten von *ber* und *baer bwär*, für agneau (K. 11) inmitten von *añe* und *iña₀ año*, für aiguille (K. 14) inmitten von [*aguille*] *egẅiy*, für nous allons (K. 27) inmitten von *ž alõ nuz alõ* u. s. f. finden. Für die Insel Yeu (P. 479) gibt uns schon das benachbarte Noirmoutier (P. 478) einen Wink, das, offenbar infolge sprachlicher Unsicherheit, den Begriff „Durst" gerade so wie Punkt 621 an der provenz.-französischen Sprachgrenze mit [*envie de boire*] umschreibt. Wer diesem Wink nicht traut, der mag wieder den Atlas durchblättern und konstatieren, daß die Insel Yeu (trotzdem sie auf andern Karten recht originell erscheint) im Gegensatz zum Festland für abeille (K. 1), sont allés (K. 32), âne (K. 41), appuyé (K. 48), armoire (K. 58), aveugle (K. 80) etc. den reichssprachlichen Typus besitzt und daß *swaf* in einem ganz analogen Gegensatz zu festländischem *soy*, *so*, *sa* steht. Ich fürchte, der Leser würde sich langweilen, wenn ich ihm ebenso umständlich nachweisen wollte, daß auch das *swef* von P. 518 importiert ist. So beschränke ich mich darauf, aus der Notice zum Atlas linguistique abzuschreiben, was Edmont zu dem betreffenden Punkte bemerkt: „Chassors, Jarnac, *Charente*. Cordonnier, 75 ans, originaire de la localité même. Il n'y a plus guère que les vieillards qui parlent le patois purement.[7]) Dans la région de Cognac Jarnac, le patois est très mélangé de français."

Im übrigen vergleiche man die Kartenbeilage Nr. I, die auch über den reichssprachlichen Einfluß in den Punkten 241 (Aisne) und 167 (Ardennes) Auskunft gibt.

Es ist nicht immer leicht, reichssprachliche Expansionstypen mit Sicherheit zu erkennen. Insbesondere versagen oft die lautlichen Kriterien, mit denen der Sprachhistoriker zu operieren gewohnt ist. Aber auch semasiologische Überlegungen lassen einen gelegentlich vollständig im Stich, wenn es sich nicht

---

„Le patois de Saint-Pol-ville est loin d'avoir la même originalité qu'autrefois; il est actuellement fort mélangé de français, et les gens du peuple ne s'en servent plus guère qu'entre eux. Toutefois les expressions locales y sont encore usitées, concurremment avec les termes français équivalents; mais ces derniers dominent dans les conversations tenues avec les étrangers ou les personnes de condition élevée....

Le parler des faubourgs a conservé beaucoup plus d'expressions locales; il en est de même de celui de la banlieue. Mais le français commence à les envahir....

[7]) Der Gewährsmann, dessen Behauptung Edmond registriert, täuscht sich darin, wie der Vergleich mit den umliegenden Orten ergibt: auch die Sprache der Alten, die er repräsentiert, ist stark mit Französisch vermischt.

um Wörter handelt, die offenbar wandernde Kulturbegriffe bezeichnen. Daß [*tailleur*] und [*boulanger*], [*menuisier*] und [*charpentier*] siegreich ganz Frankreich durchzogen haben, ist ohne weiteres verständlich; aber daß reichsfranzösisches [*soif*] altes [*soi*] verdrängt, ist a priori durchaus nicht anzunehmen. Da müssen wir denn sorgfältig alles berücksichtigen, was geeignet ist, einen expansiven Typus als solchen erkennen zu lassen. Ein wichtiges Indizium (beileibe kein Beweis) dafür, daß ein reichsfranzösischer Typus sich auszubreiten strebt, ist nun gerade die Beobachtung, daß er isoliert, inmitten älterer Formen, gleichsam als Vorposten hauptstädtischer Kultur auftritt. Man betrachte daraufhin etwa die Karten aujourd'hui (72), beaucoup (120), bruyère (183), chiffon (281), jupon (737), tablier (1274), um unter vielen Karten einige wenige herauszugreifen.[8]) Die reichssprachlichen Spritzer, die wir auf der Karte soif bemerken, lassen uns somit vermuten, daß auch auf dem kompakten [*soif*] Gebiet nicht alle Formen einheimisch sind. Untersuchen wir also dieses kompakte Gebiet etwas näher! Und zwar wenden wir uns zunächst dem westlichen Arm zu. Daß an den vorgeschobensten Punkten 447 und 435 *swef* der gemeinfranzösischen Verkehrssprache entlehnt ist, hält auch Herzog, aus lautlichen Gründen, für das durchaus wahrscheinliche. War es nicht angebracht, die Wahrscheinlichkeit noch etwas weiter nach Osten auszudehnen? Der Leser möge auf der beiliegenden Karte I, indem er zur Kontrolle den Atlas linguistique herbeizieht, von der Ecke zwischen P. 313 (Eure-et-Loire) und 315 (Sarthe) der Grenze des schwarz schraffierten [*soif*]-Gebietes nachwandern, zuerst nach Osten, dann nach Süden, nach Westen und wieder nach Süden, endlich wieder nach Osten bis ins Dep. Indre-et-Loire hinein. Dabei wird er die eigentümliche Beobachtung machen, daß zu seiner Linken, d. h. im schraffierten Gebiet, stets Formen mit steigendem Diphthong und auslautendem *f* (*swef*, *swäf*, *swaf*), zu seiner Rechten stets Formen mit Monophthong und ohne *f* (*sö*, *se*, *sa*) liegen.[9]) Mit andern Worten, die Grenze zwischen *f*-Formen und *f*-losen Formen fällt im Westen mit der Grenze zwischen steigendem Diphthong und Monophthong (resp. fallenden Diphthong an den zwei in der Anmerkung genannten Punkten) zusammen. Daß das ein

[8]) Besonders wertvoll als Gradmesser reichsfranzösischer Expansionskraft, resp. provinzieller Widerstandsfähigkeit ist St. Pol-ville im Vergleiche zu St. Pol-faubourgs. Doch auch andere Punkte — wer sich viel mit dem Atlas beschäftigt, kennt sie gewiß — bilden eine Art sprachlicher Barometer: P. 475 und 518, eine Reihe von Punkten in den Dép. Aube und H^te^ Marne, sowie solche an der untern Loire gehören dazu.

[9]) P. 445 (*sa*$_e$) und P. 416 (*say*) machen eine Ausnahme, insofern sie das Fehlen von auslautendem *f* mit dem Vorhandensein eines fallenden Diphthongs verbinden.

Zufall sei, wird kaum jemand annehmen wollen. Ich sehe nur drei Erklärungsmöglichkeiten: Entweder ist der Diphthong von [*soif*] durch *f* bedingt, oder der Schwund des *f* ist nur nach *ǒ*, *e*, *a* (a_e und a_y) eingetreten, nicht aber nach *we*, *wä* und *wa* — die eine Annahme ist ebenso unwahrscheinlich wie die andere — oder [*soif*] mit steigendem Diphthong und auslautendem *f* ist vom Zentrum Nordfrankreichs aus nach Westen vorgedrungen.

Wenden wir uns nach Osten. Von P. 208 (S.-et-Marne) an ostwärts weist das schraffierte Gebiet an den Punkten 208, 210, 117, 108, 111, 114, 115, 122, 121 *swaf*, an den Punkten 126, 124, 130 *swäf*, nur am Punkte 133 *swef* auf. Ringsum finden wir, die eng ans schraffierte Gebiet sich anschmiegenden Punkte 118 und 113 mit *swa* ausgenommen, *swe*, *so*, *swo*. Ist auch hier die Übereinstimmung weniger frappant, so ist sie doch groß genug, um uns die Frage nahezulegen: Ist es ein Zufall, daß das auslautende *f* an den der hauptstädtischen Aussprache näher liegenden Diphthong gebunden erscheint?

Bleibt der nördliche, genauer nordwestliche Arm: P. 239: *swaf*, P. 249: *swäf*, P. 258: *swäf*, P. 248: *swäf*, P. 238: *swäf*, P. 227: *swaf*. Ringsum *swe*, *se*, *swe̊*, nur P. 268, der z. B. auf der Karte d o i g t (416) neben veraltetem *de_y dwa* aufweist, besitzt *swa*. Auch das ein Zufall?

In dem „Französische Invasion" betitelten Kapitel der *Sprachgeographie*, dem der oben wiedergegebene Abschnitt über s o i f entnommen ist, habe ich nicht ausdrücklich gesagt, daß ich aus der Form und Lage des geographischen Bereiches eines Wortes schließe, daß es ein Wanderwort sei; es geht aber aus dem ganzen Zusammenhang, daraus, daß ich überall die Kulturstraßen aufzeige, die von der Hauptstadt ins Land hinausführen und aus der einleitenden Bemerkung „Die Wörter wandern. Versuchen wir das noch auf anderm als auf lautlichem Wege nachzuweisen" mit aller Deutlichkeit hervor und ist auch von Herzog nicht mißverstanden worden. Er hat sogar ganz richtig erkannt, daß die Überlegung, „weil ich mir eine so eigentümliche Analogiebildung wie s o i f höchstens auf einem kleinen Gebiet erklären könnte, so muß ich annehmen, daß die ziemliche Ausdehnung des *f*-Typus auf Entlehnung (Wanderung) zurückzuführen sei"[10]) nicht die eigentliche Grundlage meiner Argumentation ist. Ich bedaure, dieses Argument, dessen subjektiven Charakter Herzog mit Recht beanstandet, in die Darstellung eingeführt zu haben.[11]) Das für mich entscheidende Argument war die Übereinstimmung des Kartenbildes von s o i f mit den Kartenbildern anderer expansiver Typen; und daß Herzog

[10]) Herzogs Worte.

[11]) Freilich ist das, was Herzog vorbringt, kaum weniger subjektiv.

auch dieses nicht gelten lassen will, versetzt ihn, wie mir scheint ins Unrecht.

Bevor ich nun die Beweisführung nach dieser Richtung hin ergänze, füge ich zu dem Indizium für sprachliche Expansion, das ich oben S. 234 angeführt habe, noch ein anderes hinzu. Wer selber einen Dialekt spricht oder wer sich eingehend an Ort und Stelle mit Dialektstudien beschäftigt hat, der weiß, wie illusorisch die sprachliche Einheit selbst abgelegener kleiner Dörfer ist. Er weiß, daß neben alteingebürgerten[12]) Wörtern und Formen stets solche herlaufen, die einem näher oder ferner liegenden kulturellen Zentrum entlehnt sind. Der Dialektforscher notiert sie häufig nicht, weil er sie sofort als fremde Bestandteile erkennt und weil sie den Dialektsprechenden selber als solche erscheinen. Allein was heute fremd ist, kann morgen das Bürgerrecht erwerben. Gerade darin liegt ein großer Vorzug des Atlas linguistique, daß er derartige Fremdlinge verzeichnet, ohne sich durch irgend welche linguistische Überlegungen hindern zu lassen. Wo er aber zwei Formen nebeneinander notiert, da wissen wir, daß ein Kampf stattfindet. Welches das vordringende und welches das zurückweichende Wort ist, wird in der Regel nicht schwer zu entscheiden sein. Häufig wird sogar das eine als veraltet, in anderen Fällen als bloß in der Sprache der Jungen oder derjenigen „qui veulent bien parler“ gebräuchlich bezeichnet. Ein Indizium für das Vordringen eines Wortes ist es also, wenn wir es am Rande seines Verbreitungsgebietes neben einem anderen finden, das mit dem Vermerk „veraltet“ versehen ist oder das wir an anderen Merkmalen (z. B. Bedeutungsverengerung) als veraltend erkennen.

Und nun zum Studium der reichssprachlichen Expansion! Der Einfluß eines kulturell beherrschenden Sprachzentrums, in unserm Falle der Hauptstadt Paris, macht sich bei verschiedenen Wörtern (resp. lautlichen, morphologischen und syntaktischen Eigentümlichkeiten) in der mannigfaltigsten Weise geltend. Das eine Wort dringt mit überraschender Schnelligkeit bis in die abgelegensten Bergtäler; das andere erobert in jahrhundertelangem Kampf sich mühsam kaum die nächste Umgebung der Hauptstadt. Wo die Wortwelle in einem Fall sich an konservativen Klippen bricht, flutet sie im andern ruhig dahin, ohne den geringsten Widerstand zu finden. Bald teilt sich ein Wort von Ort zu Ort mit und dringt gleichmäßig nach der Peripherie hin vor; bald rückt es sprunghaft vor und schafft sich sekundäre Expansionszentra; oder es nistet sich da ein, wo zwei Dialekte

[12]) Ich wähle absichtlich diesen Ausdruck und nicht die Bezeichnung autochthon. Was an einem Orte autochthon ist, sind wir nicht imstande zu beurteilen, wenn wir wenigstens diesen Begriff nur auf die Wörter anwenden wollen, die seit der Kolonisierung eines Ortes dessen Wortschatz angehören.

oder zwei sprachliche Typen im Kampfe stehen. Sprachliche und kulturhistorische Momente kombinieren sich, um den Erscheinungsformen der Expansion jene Mannigfaltigkeit zu geben, die sich in den wechselnden Konturen der Kartenbilder ausdrückt. Dazu kommt nun noch, daß der Beginn der Expansion für die einzelnen Wörter sich über Jahrhunderte verteilt, daß der Einfluß der Hauptstadt und kultureller Nebenzentren, die Verkehrsverhältnisse und damit die sprachliche Widerstandskraft der Provinz zu verschiedenen Zeiten verschiedene gewesen sind. Wenn man das alles bedenkt und sich dazu noch an den Augenblickscharakter der Aufnahmen Edmonts erinnert, so wird man nicht darüber erstaunt sein, daß nicht zwei Expansionsbilder sich vollständig decken; man wird im Gegenteil sich wundern, wenn es gelingt, ähnliche Expansionsbilder zu finden. Daß das letztere möglich ist, liegt daran, daß gewisse Gebiete in neuerer Zeit dem reichsfranzösischen Einfluß besonders stark unterworfen sind; so ergeben sich gewisse Expansionsrichtungen, die bei aufmerksamem Studium des Atlas linguistique deutlich hervortreten. Wählen wir nun Wörter, bei denen der Beginn der Ausstrahlung chronologisch ungefähr zusammenfällt, so mag es auch gelingen, ähnliche Expansionsbilder zu erhalten. Doch ist vor allem auf die Expansionsrichtungen zu achten; es liegt in der Natur der Sache, daß diese konstanter sind als die Expansionsintensität. Ich bespreche nun im folgenden 8 Wörter, die ungefähr dasselbe Verbreitungsgebiet besitzen wie *soif*. Dabei kommt es mir nicht darauf an, die Geschichte dieser Wörter darzustellen; auch die gründliche sprachgeographische Betrachtung, deren jede einzelne Karte bedürfte, würde mich zu weit führen, wäre auch ohne weitere Kartenbeilagen kaum möglich. Es genügt mir durchaus, wenn es mir gelingt, den Leser zu überzeugen, daß die angeführten Wörter im Nordfranzösischen, wenigstens in der heutigen Bedeutung, spät auftreten und daß sie gegenwärtig im Vordringen begriffen sind. Die einzelnen Karten, die den folgenden Erörterungen zugrunde liegen, habe ich zu einer synthetischen Karte (Beilage Nr. I) vereinigt, die weiter unten besprochen werden soll.

Ich beginne mit den Namen von drei Kleidungsstücken; der pariserische Einfluß ist hier, wo es sich um Modefragen handelt, besonders plausibel.

1. *jupon* (K. 737). *Jupe* und *jupon* sind die französischen Vertreter[13]) einer Wortsippe, die in den romanischen Sprachen weit verbreitet ist. *Jupe* tritt zum erstenmal ums Jahr 1200 auf; die Ableitung *jupon* ist nicht vor dem 14. Jahrhundert belegt. Beide bezeichnen bis ins 17. Jahrhundert hinein ein Kleidungs-

[13]) Daneben wäre noch *jupel* zu nennen, das ein Bauernkleid bezeichnet hat und zuerst bei Adam de la Halle auftritt.

stück, das sowohl von Männern als auch von Frauen getragen wird und das ursprünglich eine enganliegende Weste, die man unmittelbar über dem Hemd trug, später eine Art Wams oder ein bis zu den Knien herabfallender Rock gewesen ist.[14]) Dialektisch finden wir heute noch *jupe* und *jupon* in der Bedeutung Weste oder Wams.[15]) Über das Aufkommen der modernen Bedeutung für *jupon* = „kurzer Unterrock“ findet man die beste Auskunft in Livet's *Lexique de la langue de Molière* II, 620 f. Sie wird zuerst von Richelet im Jahre 1680 verzeichnet: *jupon* „petite jupe de femme“. Aus dem Jahre 1684 findet sich bei Littré unter *jupe* ein Beispiel aus Mad. de Sévigné, wo *jupon* die neue Bedeutung zu haben scheint. Furetière 1690: „Petite jupe de dessous fort courte.“[16]) Ungefähr um dieselbe Zeit scheint *jupe* seine heutige Bedeutung erhalten zu haben. Livet zitiert folgende charakteristische Stelle aus Melle de Gournay, *L'Ombre* (1627) S. 603, 604: *Mais veut-on sçavoir, Madamc, en quoy consiste la particularité du langage de ceste Cour des aygrettes et des mignardes? C'est à l'affectation ou rebut de vingt mots ou manieres de parler .... Porterous-nous nostre argent à leur escole pour apprendre à dire une j u p p e de femme au lieu de cotillon?* Aus Lafontaine habe ich mir notiert:

. . . laissons la qualité.
Sous les cotillons des grisettes
Peut loger autant de beauté
Que sous les j u p e s des coquettes.
Joconde.

Die Beispiele sind interessant, weil *jupe* hier gegenüber *cotillon* als das Modernere, Vornehmere erscheint. Nicht anders wird das Verhältnis zwischen *jupon* und *cotillon* gewesen sein. Die Dekadenz von *cotillon* findet deutlichen Ausdruck in der

---

[14]) So wird uns in der gegen die Jungfrau von Orléans (die Männer kleidung trug) gerichteten Anklageakte berichtet von einem *gipon* und von *chausses longues d'une seule pièce attachées au dit gipon par vingt aiguillettes*. Vgl. Grande Encyclop. unter *Costume* (Der Artikel ist ein Auszug aus Quicherat, der mir in Bern nicht zur Verfügung steht). Hier tritt der Charakter eines den Oberkörper bedeckenden Kleidungsstückes besonders deutlich hervor.

[15]) *Jupon* ist in diesen Bedeutungen recht weit verbreitet. *Jupe* kenne ich nur aus Bridel S. 123: *dzepa*, „petite veste ou corset d'homme, jupe de femme“ (die letztere Bedeutung wohl modern). — Über *jupon* bei Molière vergleiche man die Verweise in der Ausgabe der Grands Ecrivains Bd. XI S. 297.

[16]) Wie die Bedeutungsänderung zustande kam, müßte eine eingehendere Untersuchung feststellen. Ich vermute, daß *jupe* und *jupon*, um die Taille eng anliegend, in einen obern und einen untern Teil getrennt wurden und daß der untere Teil die alte Bezeichnung behielt. Möglich auch, daß ein aus der Mode gekommenes Wort in neuer Bedeutung wieder aufgenommen wurde.

Bemerkung von Le Roux, *Dict. comique*[17]): „*Ce mot ne se dit que dans le comique et le discours familier.*“

Die weitere Entwicklung läßt sich für *jupon* (*jupe* fehlt) aus der Karte des Atlas ablesen. Von der Hauptstadt dringt *jupon* in die Provinz, *cotillon*, das der verbreitetste Dialekttypus ist, da und dort auch andere Wörter[18]) verdrängend. An der Hälfte der Punkte, die *jupon* aufweisen, ist *cotillon* oder ein anderes Wort (*cote* in P. 258 Seine-Inf., P. 182 Wallonie, P. 166 Ardennes, P. 144 Meuse, 68 Vosges, *corset* in P. 259 Seine-Inf.) noch erhalten. Für 8 Punkte wird das Konkurrenzwort von *jupon* als veraltet bezeichnet (321 Eure, 259, 258 Seine-Inf., 238 Oise, 103 Cher, 135 Marne, 230 Aisne, 938 Jura); an drei Punkten (187 Yonne[19]) 68 Vosges, besonders bezeichnend P. 681 Landes (*jupon:* „en laine“, *cotillon:* „blanc“) ist Bedeutungsdifferenzierung eingetreten. Die Karte ist charakteristisch für das sprunghafte Vorrücken eines neuen Wortes. Man bemerke besonders die Vorposten im Provenzalischen und Frankoprovenzalischen. Von den Expansionsrichtungen von *soif* erkennt man die nordwestliche, östliche und südöstliche. Die westliche fehlt.

2. tablier (1274). Die Schürze, über die man in Trachtenwerken nur sehr spärliche Notizen findet, scheint ursprünglich ein Kleidungsstück von Handwerkern und Frauen niederer Stände gewesen zu sein. Sprachlich ist sie seit dem 14. Jahrhundert durch Ableitungen von *devant*, wie *devanteau (devantel)*, *devantail*, später (erst im 16. Jahrhundert) *devantier* und *devantière*[20]) nachgewiesen[21]) (vgl. Godefroy). Doch schon 1680 bezeichnet Richelet *devantier* als „mot hors d'usage“, *devanteau* verschwindet im Jahr 1762 aus dem Dict. de l'Acad. Als veraltet, familiär oder provinziell werden *devanteau*, *devantier* und *devantière* in andern Wörterbüchern heute noch weitergeführt. Das Konkurrenzwort, das seit dem 16. Jahrhundert die genannten Wörter zunächst aus der Sprache der Gebildeten, dann auch aus der Sprache der ungebildeten Pariser und der umliegenden Provinz verdrängt, ist *tablier.*[22]) Ableitungen von *table* mit dem

[17]) Es liegt mir die Auflage von 1752 vor.

[18]) Einige Verbreitung haben die Typen *cote*, *coteron*, *cotin*, *corset*, *godillon*, *gonel*, *gredon*. — *Cotillon* selber, das der Dict. gén. zuerst bei Villon belegt, ist ein älterer Expansionstypus. Man beachte die periphere Lage des noch älteren *cotte*.

[19]) *Jupe* und *jupon* scheinen nicht überall auseinander gehalten zu werden. In P. 107 wird offenbar *jupon* in der Bedeutung „jupe“ gebraucht. Andere Punkte weisen *jupe* für *jupon* auf. Andrerseits mögen Bedeutungsunterschiede zwischen *jupon* und *cotillon* bestehen auch wo der Atlas sie nicht bezeichnet.

[20]) Zu letzterem vergleiche Ménage „Nous appelons proprement *devantière* cette sorte de grand tablier que les femmes portent à cheval.“

[21]) Vgl. Thurot, Prononc. fr. II, 184.

[22]) Das *tablière* von Godefroy VII, 618 dürfte „Pensionärin“ und nicht „Schürze“ bedeuten.

Suffix *-ier* sind im Mittelalter mehrfach unabhängig voneinander gebildet worden. Sie bezeichnen entweder tischähnliche Gegenstände („Spielbrett" — „Verkaufsbank") oder Gegenstände oder Personen, die zum Tische in irgend einer Beziehung stehen („Tischtuch" — „Tischler" — „Pensionär"). Zur letzteren Gruppe gehört *tablier* „Schürze". *tablier* in dieser Bedeutung ist das was man bei Tische anzieht.[23]) „*Il vient*", schreibt Robert Estienne in seinem *Dict. françois latin*,[24]) unter *tablier de femme* „*de ce mot T a b l e, car les femmes d'estat ceindent leurs tabliers seulement quand elles se veulent mettre a table, pour contregarder leurs robbes.*" Ménage, *Orig. l. fr.* Paris 1694 zitiert aus Périon: „*Sed ut ad propositum revertamur, illud quadratum quod feminae cinctum ante ventrem habent, a Parisiis t a b l i e r, a tabulae forma, ut opinor,*[25]) *vocatur; a nostris autem d e v a n t a l, sive d e v a n t a u, vel d a v a n t a l quod ante, et a fronte, eo se tegant.*" Hier werden also von Périon,[26]) der aus der Touraine stammt, und zwar aus Cormeri, das südwestlich von P. 406 des Atl. ling. (Indre et. L.) liegt, wo heute *tablier* (in der Form *tabeye*) neben *devanteau* und *devantière* (= „tablier de femme pour ramasser l'herbe") auftritt, die Ableitungen von *devant* ausdrücklich als provinziell bezeichnet gegenüber dem pariserischen *tablier*.[27]) Daß dieses heute noch im Vorrücken begriffen ist, und als jüngste Schicht[28]) die Ableitungen von *devant*, im Nordosten auch den artesischen, den pikardischen und den niederlothringischen Sondertypus überdeckt, geht aus der Karte des Atl. ling. mit aller Deutlichkeit hervor. Wir finden es an zahlreichen Vor-

---

[23]) Vgl. P. 509 (Vienne) der Karte t a b l i e r, wo die Kinderschürze mit *serviette* bezeichnet wird.

[24]) Ich habe die zweite Auflage von 1549 vor mir.

[25]) Diese Auffassung dürfte gegenüber derjenigen von Rob. Estienne nicht zu halten sein. Vgl. *tablier* „Tischtuch".

[26]) Das Zitat, das ich nicht nachprüfen kann, wird aus *Dialogorum de linguae gallicae origine .... libri IV* stammen. (1555).

[27]) Bei P. Lacroix, *Le XVIIe siècle. Institutions, Usages et Costumes de France* (1590—1700) *Paris 1880* finden wir zahlreiche Abbildungen von Frauen, die Schürzen tragen. Dabei ist der Unterschied zwischen der lang herabfallenden großen Bäuerinnenschürze [*devanteau* etc.?] und der kleinen eleganten Damenschürze [*tablier?*] frappant. Vgl. *Grande Encycl.* unter *tablier.*

[28]) Den Begriff der Schicht gegen das zu verteidigen, was Herzog im *Literaturbl. f. germ. und rom. Phil.* 1911 Sp. 237 Anm. 1 vorbringt, halte ich nicht für notwendig. Wer sich die Mühe nimmt, sich in die Gilliéronsche Betrachtungsweise hineinzudenken, erkennt ohne weiteres, daß dieser Begriff sich mit Notwendigkeit aus ihr ergibt und zu den Grundbegriffen der Sprachgeographie, oder wenn man lieber will der Sprachgeologie (denn der Geologie ist er entlehnt) gehört. Auch die Sektion, die Herzog, *Ltbl.* 1911 Sp. 238 an einer meiner Metaphern vornimmt, wird kaum jemand ernst nehmen. Es läßt sich jede Metapher lächerlich machen, wenn man sich nur recht Mühe gibt, sie mißzuverstehen.

posten reichssprachlichen Einflusses, getrennt von der Hauptmasse, in bald größeren, bald kleineren Gebieten. An vielen Punkten tritt es neben andern Typen auf, die in manchen Fällen als veraltet bezeichnet werden (399 Guernesey, 460, 453 Ille-et-V., 465 Morbihan, 356 und 345 Calvados, 351 Eure, 258 Seine-Inf., 257 Oise, 167 und 158 Ardennes, 114 Aube, 907 Saône-et-L., 904 Allier, 400 Cher, 694 B. Pyrénées, 920 Drôme), in andern eine von *tablier* abweichende Bedeutung aufweisen.[29]) Bezeichnend ist, was wir bei Hécart, *Dict. rouchi-français* unter *tabier* lesen: „Ceux qui parlent le franc rouchi disent *écourchué*; mais ceux qui disent *tabier* et *tabélier* croient parler très-purement le français."

Die Expansion von *tablier* ist weiter gediehen als diejenige von *soif*; die Expansionsrichtungen aber sind, wenn wir von der nordöstlichen absehen, die auf der Karte s o i f nur durch zwei Punkte angedeutet ist, dieselben.

3. m a n t e a u (810). Nicht immer sind es neue lekikologische Typen, die das Land überschwemmen; oft verbreiten sich von Paris aus auch lautliche Neuerungen oder alte Typen in lautlich verjüngter Form. Das letztere trifft für *manteau* zu.[30]) Wir finden dieses nämlich an einer ganzen Reihe von Punkten in der Form *mãto*, wo wir nach dem Ausweis der Karten c o u t e a u, m a r t e a u und r a t e a u, mit denen man e a u und p e a u vergleichen möge, einen andern Auslaut erwarten sollte, sei es daß dieser einen andern lautlichen oder einen andern morphologischen Typus darstelle.[31]) Als veraltet wird *mãte* gegenüber *mãto* in P. 361 (Seine-Inf.) bezeichnet. Erwähnenswert ist die Bemerkung zu *manté* in Baudouins *Glossaire du patois de la Forêt de Clairvaux S. 215*: „*manté* et

[29]) Der Bedeutungsunterschied wird sich wohl meist daraus ergeben haben, daß das Wort mit einer neuen Schürzenform einwanderte. Da und dort aber mögen wir es mit sekundärer Bedeutungsdifferenzierung zu tun haben. Vgl. die Legende zu K. 1274.

[30]) Auch die Karte t a b l i e r weist derartige Erscheinungen auf. P. 227 (S. et-Oise) des Atlas besitzt *tablie* neben veraltetem *tabye*, und für P. 901 (Allier) hat Edmont *tabəle* neben *tabye* notiert, die offenbar in demselben Verhältnis zueinander stehen. Ebenso sehen wir nach Hécart im Rouchi ein [älteres] *tabélier* und ein [jüngeres] *tabier* dem ursprünglichen *écourchué* Konkurrenz machen. Ob die sprachliche mit einer Modeneuerung Hand in Hand geht, läßt sich ohne lokale Detailstudien nicht erkennen. Oft wird es der Fall sein.

[31]) Das Suffix -e l l u m bedarf einer Spezialuntersuchung. Es dürfte sich dabei ergeben, daß sowohl die Monophthongierung von altem *-yo* resp. *-eo*, wie sie sich in Paris vollzogen hat (während wir in nächster Nähe der Hauptstadt an einzelnen Orten noch *yo* erhalten finden), als auch das Suffix *-o* [*-eau*] an sich, resp. zahlreiche mit diesem Suffix gebildete Wörter (der Atlas weist deren gegen 50 auf) eine Ausbreitungstendenz haben. Das Minimalgebiet für *-o*, das wir erhalten, wenn wir die drei relativ konservativsten Karten

mantieau, manteau. Manté est le plus souvent dépréciatif." Nun liegt Clairvaux in unmittelbarer Nähe von P. 122 (Aube), der selber *mãto* aufweist und rings von *mãto* umgeben ist, während das *mãte*-Gebiet erst bedeutend weiter östlich beginnt. Das *manté* von Clairvaux mit seiner pejorativen Bedeutung, die ein Sympton des Veraltens ist, deutet an, daß einst *mãté* nach Westen bis in das heute fast vollständig französierte Dép. de l'Aube hineinreichte und hier mit jetzt ebenfalls verschwundenem *mãtyo* konkurrierte.

Von den Expansionsgebieten der Karte manteau sind diejenigen an der untern Loire, im Berry (Dep. Cher und Indre), in Eure-et-Loire, sowie die einzelnen Punkte an der untern Seine zu beachten. Im Osten reicht das Gebiet von *mãto* bedeutend weiter als das von [*soif*].

4. tonneau (1313). Besser als das von *mãto* stimmt, wenn wir vom Südosten absehen, das Gebiet von *tono* mit dem von [*soif*] überein. Das Gebiet von *tono* sehe ich in erster Linie aus lautlichen, aber auch aus sprachgeographischen Gründen (isolierte Vorposten) als expansiv an. P. 340 (Seine-Inf.) besitzt *tono* neben veraltetem *toño*, P. 108 (Yonne) neben veraltetem *tyo*. In P. 940 (Isère) bezeichnet das alte Wort *(bušе)* ein kleines, das neue *(tono)* ein großes Faß.

5. chiffon (281). *Chiffe* und *chiffon* sind nach dem Dictionnaire général zum erstenmal bei Cotgrave (1611) belegt. Littré gibt für *chiffon* auch ein Beispiel aus Régnier Sat. XI. Die beiden Wörter gehen allem Anschein nach auf einen germanischen Stamm zurück und sind sehr wahrscheinlich in Nord- und Nordwestfrankreich zu Hause. Dafür sprechen historische und sprachgeographische Gründe. *Chifetier* „crieur de vieux drapeaux" ist uns nämlich, wieder nach dem Dict. gén., durch Thierry schon 1564 als normannisch bezeugt.[32]) Andrerseits weist die Karte chiffon in Maine und Normandie [*chiffe*] = „chiffon" auf; Dialektwörterbücher ergänzen den Atlas durch ein *chife* (Rouchi), *chiffon* (Rennes; Bonneval in Eure-et-Loire) = „Stück Brot". Aus dem Norden oder Nordwesten

couteau, manteau und rateau übereinander legen und die Punkte besonders kennzeichnen, wo alle drei Wörter die Endung *-o* aufweisen, ist seinerseits schon ein Expansionsgebiet, wie sich aus dem Vergleich mit eau und peau, sowie aus dem Umstand ergibt, daß *kutyo*, *martyo*, *ratyo* mehrfach als veraltet bezeichnet werden. Zum Überfluß sind selbst *yo* und *pyo* an manchen Punkten veraltet. Um den übermächtigen Einfluß des pariserischen Sprachzentrums zu demonstrieren, dürfte kaum ein Beispiel geeigneter sein. Ich glaube behaupten zu dürfen, daß an der Mehrzahl der Punkte auch der konservativsten -ellum Karten *-o* ganz jungen pariserischen resp. reichssprachlichen Einflüssen zu danken ist. Von der Komplikation durch Analogiewirkungen sehe ich hier ab.

[32]) Dieses *chifetier* finden wir wieder in dem *šifkyc* „*chiffonnier*" von Dottin, *Gloss. des parlers du Bas-Maine*.

gelangten die Wörter nach Paris.[33]) *Chiffe* ist hier nie recht heimisch geworden; dagegen hat *chiffon* in der Hauptstadt sein Glück gemacht und von hier aus in der Bedeutung „Lumpen" seinen Siegeszug in die Provinz angetreten, wo es die landschaftlichen Ausdrücke verdrängt.[34]) „Ne dites pas une *patte*[35]); dites un *chiffon*" empfiehlt Callet[36]) den Waadtländern. Fast sollte man meinen, er habe Erfolg gehabt: Zwei waadtländische Orte weisen inmitten des *patte*-Gebietes *chiffon* auf. Daß *chiffon* ein vordringendes Wort ist, zeigen die zahlreichen Vorposten, die bis ins Provenzalische hineinreichen (man bemerke besonders den Streifen längs der Südwestküste, der oft französischen Einfluß zeigt).[37])

6. celui-ci (207). Über die Geschichte von *cestui-ci*, *cestui-là*, *celui-ci*, *celui-là* orientiert man sich am besten bei Brunot, *Hist. de la langue fr.* I, 426 f., 459; II, 315 f., 420 ff.; III, 1, 290 ff.; III, 2, 493 ff. Die mit *ci* und *là* verstärkten Formen der Demonstrativa *cestui* und *celui* werden, nachdem sie schon früher sporadisch aufgetreten sind, im 14. Jahrhundert häufiger und bleiben bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts nebeneinander bestehen. Dann veralten *cettui-ci* und *cettui-là* in der Schriftsprache, während die Banlieue von Paris wenigstens *cettui-là* noch länger bewahrt.[38]) Da, wo der Einfluß der Schriftsprache, resp. der reichsfranzösischen Verkehrssprache stark ist, beginnen nun auch die Dialekte *cettui-ci* und *cettui-là* fallen zu lassen, während *celui-ci* und *celui-là* bleiben, ja sich in Gebiete eindrängen, die ihnen ursprünglich fremd waren.[39]) Bezeichnend sind die Doppelformen in P. 284 (St.

---

[33]) Die Grundbedeutung des Stammes *chif-*, der im Zusammenhang mit *chip-* noch näherer Untersuchung bedarf, scheint „Stück" zu sein. *Chiffon* „Stück Brot" und *chiffon* „Lumpen" sind wohl unabhängige Ableitungen von *chiffe*.

[34]) Interessant ist es, daß es dabei, z. B. in der Normandie, mit seinem Mutterwort in Konflikt gerät. — In der Gegend um Paris ist das verdrängte Wort wohl *chipe*, das die Karte *chiffon* noch in P. 313 aufweist, das aber nach anderen Quellen teils in der Bedeutung „Lumpen", teils in der Bedeutung „Stück" weiter verbreitet ist (vgl. auch die Ableitungen *chipet* und *chipette*).

[35]) Dies der ostfranzösische Typus von Lothringen bis in die Provence. Über die Verbreitung im Volksfranzösischen der Westschweiz, s. Wissler, *Das schweiz. Volksfranz.* Berner Diss. Erlangen 1909, S. 69.

[36]) *Glossaire vaudois.* Lausanne Bridel 1861.

[37]) Die Karte des Atl. ist im Nordosten von Paris nicht ganz vollständig, was in dieser Gegend für meine synthetische Karte eine kleine Fehlerquelle ergibt.

[38]) Brunot III, 1, 292 verweist auf Nisard, *Etude sur le langage populaire ou patois de Paris*, wo wir *cesty-là*, *stilà* in Texten aus der Mitte des 17. Jahrhunderts finden. Dazu stimmt das *stila* in P. 226 des Atlas, unmittelbar südlich von Paris.

[39]) Es kombinieren sich also hier negative und positive Einflüsse der Hauptstadt.

Pol), 124 (Aube), 307 (Loiret) und die isolierten Punkte 284 (St. Pol), 359 (Ille-et-Vilaine), 475 und 465 (Morbihan), 445 und 467 (Loire-Inf.), 518 (Charente), 902 und 904 (Allier), 3 (Nièvre), die alle in Gebieten liegen, die uns als stark französiert bekannt sind.[40])

7. p l u i e (1039). *Pluie* in der Form pl ẅ i und p ẅ i (zum Schwund des *l* vergleiche man die Karte p l u s) mag an manchen Orten eine alte einheimische Form sein. In den peripheren Gebieten aber, auf die es uns hier besonders ankommt, in P. 281 (Nord), P. 284 (St. Pol), in der Normandie, in P. 475 (Morbihan), in P. 518 (Charente), in Anjou, Touraine und dem nördlichen Poitou, in Berry, Bourbonnais und Nivernais (Dép. Cher, Allier, Nièvre, südl. Teil von Yonne), endlich in der Champagne (Dép. Aube,[41]) Haute Marne, Marne, Ardennes) ist es französischer Import. Das ergibt sich einerseits aus dem Vergleich mit der Karte t r u i e (1342) < t r ǫ j a, welche auf den genannten Gebieten für ǫ + j + a vielfach abweichende, zweifellos ursprünglichere Resultate aufweist als *p l ǫ j a,[42]) andrerseits aus der Beobachtung, daß *plẅi* und *pẅi* oft in frappanter Weise den lautlichen Habitus der Nachbarorte verleugnen. Dazu kommt, daß besonders im Westen, die Fortsetzer von *p l o j a nicht populär sind und daher durch [*eau*] ersetzt werden.[43]) Als veraltet werden die provinziellen Typen, trotzdem sie mehrfach neben [*pluie*] auftreten, nirgends bezeichnet; dagegen schreiben Verrier und Onillon, *Gloss. ét. et hist. des patois et des parlers*

---

[40]) Um absolut sicher zu gehen, habe ich zur Herstellung der Karte c e l u i - c i nur die Formen mit *ẅi* : *celui-ci*, *celui-là*, *çui-ci*, *çui-là* (über diese Schnellsprechformen s. Nyrop, *Man. phon.* § 47 Remarque, über *stisi* und *stila* Nyrop, *Gramm. hist.* II, § 564) verwendet, trotzdem ich einige andere Formen, die in ihrem lautlichen Habitus stärker von der Schriftsprache abweichen, ebenfalls als importiert ansehe. — Ein Blick auf die Karte des Atl. zeigt, daß die mit *ci* und die mit *là* verstärkten Demonstrativa durcheinander gehen. Das läßt sich entweder dahin interpretieren, daß die Bedeutungen der Verstärkungen abgeblaßt sind (dies ist sicher der Fall in P. 407 und 409 mit *sẅilala*), oder daß die durch den gefragten Satz suggerierte Vorstellung nicht genügend präzis war.

[41]) Riceys, P. 113 (Aube), ist bei Tarbé, *Recherches sur l'histoire du langage et des patois de Champagne 1851* Bd. I, 144 ff. mit zwei Texten vertreten. S. 146 findet man in dem Dialog zwischen zwei Bauern *pleue* = 'pluie' (auch S. 150 im Gloss. angeführt). Der Atlas gibt französisches *plẅi*. Auch Baudouin, *Gloss. du patois de la Forêt de Clairvaux* (bei P. 122 Aube, der *pẅi* hat), führt nur *pleue (pieue)* an.

[42]) In konservativen Gebieten dagegen ist die Übereinstimmung zwischen den Resultaten von *p l o j a und · t r o j a, soweit diese beiden Typen erhalten sind, frappant.

[43]) Bei Dialektaufnahmen habe ich häufig die 3. P. Sing. des Verbums erhalten, wenn ich nach dem Subst. „Regen" fragte. Es weist dies darauf hin, daß dem volkstümlichen Sprachbewußtsein der Verbalbegriff in diesem Falle näher liegt als der substantivische.

de l'Anjou unter *piée*: „Ce mot .... est encore usité, mais il a beaucoup vieilli."

Für die Herstellung der Karte verwende ich wieder bloß die Formen mit *wi*. Gewiß sind noch andere entlehnt; ich darf sie vernachlässigen, ohne meine Karte zu fälschen, weil die Gebiete, die eingeführte Wörter ihrem Lautstand assimilieren, relativ widerstandsfähig sind, also bei der Feststellung junger reichsfranzösischer Einflüsse weniger in Betracht fallen. Das gilt auch für die folgende Karte:

8. beaucoup (120). „Viel" gehört zu jenen unscharfen und daher vielgestaltigen Begriffen, die nach sprachlicher Mannigfaltigkeit rufen. Sie zu vergrößern, kommt ein subjektives Moment hinzu: wir haben die Tendenz, Größen und Mengen übertreibend darzustellen. Diese Überlegung genügt nun freilich nicht, um zu erklären, warum [*multum*], das altfranzösisch und altprovenzalisch sehr lebenskräftig war, auf galloromanischem Gebiet bis auf ganz wenige Spuren in den Dep. Ardennes und Meuse, sowie an P. 176 in Belgien, P. 87 in den Vogesen, verschwunden ist; denn in andern Sprachen finden wir neben reich nuancierten Mengeausdrücken stets ein von konkreten Vorstellungsbestandteilen möglichst gereinigtes Wort, das auf einem großen Teil der Romania eben gerade [*multum*] ist. Außerdem tritt als Ersatzwort an vielen Orten das wenn möglich noch farblosere *bien* auf. Der Grund des Schwundes von [*multum*] in Frankreich ist also noch zu finden; dagegen erklärt sich die heutige lexikologische Mannigfaltigkeit aus dem oben Gesagten leicht: Da [*multum*] aus irgend einem Grunde zur Bezeichnung des Begriffes 'viel' nicht mehr geeignet erschien, griff man zu einem schon bestehenden Ausdrucke (*hardi*, *grandment*, *bravement*, *tout plein*, *gros* usf.), den man verallgemeinerte. Daß *beaucoup*, das im 14. Jahrhundert zum erstenmal auftritt, ein besonders glückliches Ersatzwort war, wird man kaum behaupten wollen. Seine große Verbreitung verdankt es vielmehr dem Umstand, daß es in einem überlegenen Sprachzentrum entstand. Wenn wir die Karte 120 des Atlas linguistique betrachten, so erkennen wir, daß [*beaucoup*] sich auf ausgedehnten Gebieten, insbesondere im nördlichen Teil von Südfrankreich, dem lokalen Lautstande angepaßt hat (vgl. die Formen *betkop*, *belkot*, *belko*, *byoko* u. s. f.); es kann hier auch bloßes Bedeutungslehnwort sein. Anderswo aber tritt es in der charakteristisch pariserischen Lautform *boku* auf und läßt sich durch den Vergleich mit der Karte beau (117) sofort als fremd feststellen. Wenn es in diesem Gewande selbst ins Frankoprovenzalische eindringt, können wir sicher sein, daß es nicht mehr in seinen Bestandteilen erkannt wird. Auf meiner synthetischen Karte habe ich bloß die Orte mit *boku* berücksichtigt. Von den Expansionsgebieten sind besonders bemerkenswert die Dep. Indre-et-Loire, Loire-et-Cher, Allier;

dann die uns nun bereits vertrauten vereinzelten Punkte 284 (St. Pol), 475 (Morbihan), 518 (Charente).

Das mag genügen. Der Leser, der meine Ausführungen an Hand des Atlas linguistique nachgeprüft hat, wird sich überzeugt haben, daß die reichsfranzösischen Expansionsstraßen gerade die Richtungen verfolgen, in denen das Kartenbild von [*soif*] seine Arme ausstreckt. Noch frappanter kommt dies aber auf der synthetischen Karte zum Ausdruck, die meinem Aufsatz beiliegt. Diese ist auf folgendem Wege entstanden: Ich habe zunächst für jedes besprochene Wort eine Karte gezeichnet, auf der ich alle Punkte, die den expansiven Typus aufweisen, unterstrichen habe. Dann habe ich alle Striche der 8 Karten auf eine einzige Karte übertragen. Auf dieser erscheint also ein Punkt um so vielfacher unterstrichen, je stärker er dem reichsfranzösischen Einfluß unterworfen ist. Je weniger zahlreich die Striche, desto größer die Widerstandsfähigkeit gegenüber der sprachlichen Zentrale. Um die Übereinstimmung mit [*soif*] noch deutlicher zu machen, habe ich das Gebiet der Punkte, die zum mindesten vier Expansionstypen aufweisen, mit einer gestrichelten Linie eingeschlossen. Das so entstehende Kartenbild bedarf keines langen Kommentars. Nicht bloß zeichnet die gestrichelte Linie die Arme von [*soif*] (schraffiert) nach. Sie umfaßt sogar die isolierten Punkte 284 (St. Pol), 475 (Morbihan), 518[44]) (Charente) und zum Teil das vorgeschobene Gebiet im Dep. Allier und Umgebung. Eine mathematische Übereinstimmung ist, ich wiederhole es, nicht zu erwarten. Nicht vertreten ist auf der Karte s o i f das Expansionsgebiet der Dep. Calvados, Manche und Ille-et-Vilaine. Wir werden es aber auf andern Karten für auslautendes *f* angedeutet finden. Das nordöstliche Expansionsgebiet der synthetischen Karte dagegen ist bei s o i f durch die Punkte 241 und 167 vertreten.

Ich hätte mir den Nachweis, daß [*soif*] sich nur in sprachlich widerstandslosen Gebieten findet, bedeutend leichter machen können, wenn ich einen Arm nach dem andern betrachtet hätte. Man braucht keine hundert Karten durchzublättern, um zu sehen, daß z. B. fast das ganze Dép. de l'Aube ein mehr oder weniger dialektisch gefärbtes Französisch, aber gewiß keinen alteinheimischen Dialekt spricht. Man braucht nur die Karten p o i r e a u (1048), p o t e a u (1066), p o u t r e (1080), p r o f o n d e (1095), r e g a i n (1139), r u c h e (1174), t a c h e (1275) u. s. f.[45]) zu betrachten, um zu erkennen, wie eine nach

[44]) Zu dem in der Landschaft Aunis gelegenen Punkte 523 vgl. Görlich, *Die südwestlichen Dialekte der Langue l'oïl.* Die Einleitung zu dieser Arbeit mit ihren Hinweisen auf den im Südwesten früher als anderswo beginnenden französischen Einfluß ist überhaupt beachtenswert.

[45]) Ich habe aufs Geratewohl mit Fasz. 23 begonnen und einige Faszikel durchgesehen.

Norden und Nordwesten vordringende Sprachwelle den Zusammenhang zwischen dem Pikardischen und dem Normannischen sprengt. Analog verhält es sich mit dem westlichen und dem südöstlichen Arm.

Doch Edmont gibt uns noch ein direkteres Mittel, um den reichssprachlichen Einfluß abzuschätzen. Er hat bei einer ganzen Anzahl von Orten den Grad der Französierung angedeutet durch Bemerkungen von der Art der oben S. 233 benutzten. Wir lesen in der Notice: „Les jeunes ne parlent plus guère patois" (P. 3), „Parler de la partie rurale; dans le bourg, le patois est fortement mélangé de français" (P. 4); „A Château-Chinon-ville, même patois, mais fortement mélangé de français" (P. 5), „Patois de la banlieue; dans le bourg, on parle français" (P. 6); „C'est le parler des vieillards. Les jeunes gens et les personnes d'un âge moyen parlent français," (P. 14); „C'est le parler des vieillards" (P. 28); Patois qui tend à disparaître (63); „Les jeunes gens parlent presque totalement français (P. 101), „Village industriel (métallurgie), dont le parler s'altère au contact d'éléments étrangers. . . . ." (P. 181) u. s. f. Alle diese Bemerkungen orientieren nicht systematisch, sondern sind mehr oder weniger vom Zufall abhängig. Auch läßt die Angabe, daß der Dialekt nur mehr von den Alten oder nur mehr in den ländlichen Bezirken gesprochen wird, nicht notwendigerweise folgern, daß er verdorben ist.[46]) Um so auffälliger ist es, daß von den in der Notice mit den eben charakterisierten Bemerkungen versehenen Punkten (ich habe sie auf der Karte mit einem unten offenen Halbkreis versehen) die große Mehrzahl innerhalb der Gebiete liegen, die wir auf anderem Wege als dem französischen Einfluß besonders zugänglich festgestellt haben. Die Übereinstimmung mit *soif* ist im westlichen und östlichen Arm besonders auffällig, doch auch der südöstliche ist angedeutet.

Allein Herzog wird einwenden: Reiner Zufall! Der allgemeinen Entwicklung entgegen sind die *f*-losen *soi*-Formen von der Provinz her in der Richtung nach Paris vorgedrungen, haben Breschen in ein altes, ausgedehntes *soif*-Gebiet geschlagen und nur diejenigen Punkte verschont, die unter einem starken reichsfranzösischen Einfluß standen. Das Urteil über die Wahrscheinlichkeit einer solchen Annahme überlasse ich dem Leser. Über Wahrscheinlichkeit läßt sich bekanntlich nicht streiten. Wir messen einer Argumentation im allgemeinen eine um so größere Beweiskraft bei, je häufiger wir sie in einer Beweisführung haben verwenden sehen oder selbst verwendet haben, je besser

[46]) So verschwindet im Waadtländer Oberland der Dialekt, ohne daß er vorher durch die Schriftsprache vollständig durchseucht würde, wie dies z. B. im Gros de Vaud der Fall ist. Vgl Jaberg, *Über die assoz. Erscheinungen in der Verbalflexion einer südostfr. Dialektgruppe*, Aarau 1906, S. VIII.

wir, mit anderen Worten, daran gewöhnt sind. Daher kommt es, daß Wahrscheinlichkeitsargumente, die auf methodisch neuem Wege gewonnen sind, viel weniger Eindruck machen als solche, die nach alten, eingelebten Methoden, z. B. mit Hilfe der Lautgesetze (denn daß auch diese bloß Wahrscheinlichkeitsschlüsse gestatten, werden selbst die enragiertesten Verteidiger der Ausnahmslosigkeit zugeben) gewonnen wurden. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn die Argumente der Gilliéronschen Methode bei ihren Gegnern so wenig Verständnis finden, wenn man nicht einsehen will, daß die Gestalt eines Kartenbildes, die geographische Bedingtheit einer sprachlichen Erscheinung oder die geographische Übereinstimmung zweier Phänomena ebenso große Beweiskraft haben kann wie ein Lautgesetz. Aber merkwürdig ist es, daß ein Forscher, dem etwas am Fortschritt der Wissenschaft und an der Erziehung des jungen Romanisten liegt, Anfängern rät, ein paar Punkte aus dem großen Zusammenhange herauszuzupfen und daran „ihren Scharfsinn zu zeigen und zu üben".[47]) Gewiß hat die Beschäftigung mit dem Einzeldialekt ihre Berechtigung, und ich bin weit davon entfernt, ihren Wert zu unterschätzen; gewiß ist die Gefahr der Entgleisung dabei für Anfänger geringer als bei sprachgeographischen Arbeiten[48]) (die ich nur begabten Schülern zuweisen würde). Allein dann lege man nicht den Atlas linguistique zugrunde, der sich für phonetische und morphologische (von syntaktischen gar nicht zu reden) Detailuntersuchungen gar nicht eignet, sondern man schicke die jungen Leute hinaus in romanische Lande, lasse sie ihre Dialektaufnahmen an Ort und Stelle machen, lasse sie hören und beobachten und eindringen in das Verständnis der lebenden Sprache; dann werden sie nachher auch dem Material des Atlas linguistique anders gegenüberstehen, als wenn nie ein romanischer Dialekt an ihr Ohr geklungen hat, geschweige denn daß sie imstande wären, einen solchen zu verstehen. Dann werden sie auch sehen, daß die Sprache sich nicht in die Schraubstöcke der Junggram-

---

[47]) Siehe Herzog, *Litteraturbl. f. germ. und rom. Phil.* 1911, Sp. 238 f.

[48]) Daß Herzog im Literaturblatt die Gefahr der Mechanisierung speziell gegen die Gilliéronsche Methode ausspielt, ist recht sonderbar. Entgeht irgend eine Methode der Mechanisierung? Ist diese bei der lauthistorischen nicht schon längst eingetreten? Wird sie nicht bereits bei der jungen onomasiologischen Methode gerügt (vgl. Meyer-Lübke in *Wörter und Sachen* I, 116 f.)? Darf man wirklich behaupten, daß die bis jetzt erschienenen sprachgeographischen Arbeiten über denselben Leisten geschlagen sind? Und noch eines! „Die Erklärung ist aber überhaupt die schwache Seite der Gilliéronschen Schule" schreibt Herzog im Literaturblatt. Ja gewiß! Aber warum? Doch nur deswegen, weil sie sich mit Problemen beschäftigt, die von der historischen Grammatik entweder ignoriert oder vorsichtig beiseite geschoben worden sind.

matiker und ihrer Nachfolger hineinzwängen läßt, daß die sprachlichen Einflüsse hin- und herwogen, daß alles fließt und wechselt und daß selbst die Mannigfaltigkeit des Atlas linguistique nur ein schwaches Bild gibt von der unendlichen Vielgestaltigkeit des wirklich Gesprochenen. Sie werden die phonetischen Gräschen etwas weniger gut wachsen hören als etwa Herzog in den *Streitfragen der romanischen Philologie;* sie werden — und das wird ein Hauptgewinn sein — ihrer Wissenschaft etwas bescheidener gegenüberstehen als wenn sie ihr nur am Schreibtisch begegnet sind.

Ich kehre zum Thema zurück. In derselben Weise wie wir bei andern Expansionswörtern die Schlüsse aus dem Atlas ling. durch Angabe von Dialektwörterbüchern ergänzt haben, die im allgemeinen einen etwas älteren Sprachzustand wiedergeben als der Atlas (es liegt dies hauptsächlich an der Art, wie das Material gewonnen worden ist), können wir das auch bei *soif* tun. Den Sprachschatz eines ausnahmsweise konservativen Gebietes des Dép. de l'Aube stellt Baudouins *Glossaire du patois de la Forêt de Clairvaux* vom Jahre 1886 dar. Dieses Gebiet liegt zwischen P. 122 *(swaf)* und 121 *(swaf)*; es besitzt *soi* und *so*. Für Anjou belegen Verrier und Onillon (1908) *sé* in Le Longeron, Montjean und Briollay. Montjean liegt zwischen P. 435 *(swef)* und 423 *(swef)*, Briollay in unmittelbarer Nähe von P. 423. Das *Gloss. du Centre* von Jaubert, 2. Aufl. (1864), das hauptsächlich das Gebiet südlich vom Knie der Loire darstellt, wo der Atlas an der überwiegenden Mehrzahl von Punkten *soif* mit *f* gibt, schreibt S. 281: „A la fin des mots *f* reste le plus souvent muet: ainsi l'on prononce toujours *boeu*, *eu*, *neu*, *soue*, *crainti*, *poussi*, *tardi*, *vengeati*, pour *boeuf*, *oeuf*, *neuf* etc." (dagegen *vifement* und *vefe* = veuve). S. 622: „*soif* s. f. . . . le plus souvent la lettre *f* ne se prononce pas comme dans le français *clef*. On dit alors *soi*, et plus souvent *soué*. Quand on prononce le *f*, on dit *souéf*." Vgl. auch unter *soué* S. 627[49].)

Fassen wir die bis jetzt gewonnenen Resultate zusammen. Daß [*soif*] ein Expansionswort ist, geht mit aller Wahrscheinlichkeit hervor:

1. Aus der Übereinstimmung der Grenze für den Pariser französischen oder den dem Pariser französischen nahestehenden Vokal mit der Grenze für die *f*-Formen.

2. Aus der Übereinstimmung des Verbreitungsgebietes von *soif* mit den Ver-

---

[49]) Dottin, *Gloss. du Bas-Maine* (Mayenne) verzeichnet neben *sè* und *sö* S. 468 *söf*. Herzog wird darin den Rest eines alten *seuf*-Gebietes sehen. Für denjenigen, der seinen Blick auf die Gesamtheit der Mundarten richtet, ist es eine moderne Rückbildung, die unter dem Einfluß des franz. *soif* entstanden ist.

breitungsgebieten anderer junger Expansionswörter.

3. Aus den Angaben der Dialektwörterbücher.

Allein Herzog stützt seine Ansicht, daß das heutige *f*-Gebiet im Gegenteil eher als der Rest eines früheren größeren Gebiets aufzufassen sei (S. 136)[50]) auf ein scheinbar entscheidendes Argument: Altfranzösische Dialekttexte weisen *f*-Formen in Gebieten auf, die das *f* heute nicht mehr kennen. Als solche Gebiete nennt er: das Normannische, das Lothringische, das Wallonische und Pikardische, Vendôme. Untersuchen wir, wie es sich damit verhält.

Wir beginnen mit dem Lothringischen. Hauptbeweisstück ist das *saif*[51]) aus dem *Dialogus anime conquerentis et rationis consolantis* des 12. Jahrhunderts, den Bonnardot *Romania* V, 269 ff. veröffentlicht hat. Daß dieser Beleg aus einer Gegend stammt, die heute das *f* nicht mehr kennt, hätte mir, bemerkt Herzog, nicht entgehen sollen. Mir scheint, wenn schon geschulmeistert werden soll, es hätte Herzog nicht entgehen sollen, daß gerade der *Dial. an. conq.*, wie überhaupt die östlichen Texte, (vgl. unten S. 256 Anm. 78) in der Behandlung der Endkonsonanten ganz eigene Wege geht,[52]) daß er speziell *f* einerseits vereinzelt fallen läßt,[53]) andererseits rein graphisch anfügt.[54]) Herzog hätte darauf aufmerksam gemacht werden müssen durch den Artikel von Gröber Zs. II, 459—463; allein er scheint diese von den Untersuchungen zum *soif*-Problem am besten dokumentierte Arbeit gar nicht zu Rate gezogen zu haben; sonst würde er doch wohl nicht Beispiele aus Prosatexten und solche, wo *soif* im Versinnern vorkommt, als Belege für die Aussprache des *f* verwenden. Für den *Lothringer Psalter* (aus diesem stammt der zweite lothringische Beleg Herzogs) gilt das eben für den *Dial. an. conq.* Bemerkte.[55])

„*soif* scheint auch vereinzelt im Wallonischen und Pikardischen vorgekommen zu sein, wo es heute ebenfalls nicht ge-

---

50) Weniger bestimmt S. 137.

51) Ro. V, 309 (*Dial.* XXXI, 9).

52) Vgl. Ro V, 328 f.

53) Vgl. *grie* für *grief*.

54) Vgl. *fuf* (= focum) XXXI, 22. Bonnardot *Ro V*, 327 führt, ohne Belegstellen, aus spätlothringischen Texten noch *pechief* (peccatum) und *nif* (nidum) an. Die beiden Beispiele finden sich im *Lothringer Psalter*. Vgl. Ed. Apfelstedt S. XLV. *Alevonf* (elevamus) könnte Lesefehler sein.

55) Als weitere Beispiele aus dem Osten füge ich hinzu: *soif*, *Serm. Bern.* 22, 29(S. Ed. Förster S. V; der erste Kopist, dem die Form angehört, meidet die auffälligsten Dialekteigentümlichkeiten). Vgl. auch Gröber Zs. II, 461 oben. Franche-Comté: Der *Lyoner Yzopet* 65 (Ende XIII. Jahrh.) hat im Versinnern *soi*.

funden wird“ (Herzog 136). Belege: Wiese, *Sprache der Dial. Grég.* S. 104. *Wist. le m.* 1611, Jean Bod. *Jeu Nic.* 1059. Der Leser, der nicht nachprüft, nimmt natürlich an, Wiese belege *soif* in den Dialogen Gregors. Schlägt man nach, so findet man auf S. 104 ein *soif*, das den wallonischen Fastenpredigten des 13. Jahrhunderts[56]) entstammt, während die älteren *Dial. Greg.* Ed. Förster S. 26, 23 *soit* aufweisen. Für das Wallonische habe ich mir ferner notiert: *Poème moral* (A. XII. Jahrh.) Str. 528 (im Reim) *soit* [: *voit* : *esploit.*] Dazu Cloetta in der Einleitung S. 106 f. (Cloetta glaubt, daß für seinen Dichter *f* wie *s*, *z* und *t*[57]) verstummt waren; doch scheinen mir die Belege, die er dafür anführt, nicht beweisend.)[58])

Reichlicher fließen die Quellen für das Pikardische. Ich habe 21 Beispiele vor mir, die zwei, die Herzog beibringt, nicht mitgerechnet, davon 13, die unser Wort im Reim aufweisen, nämlich *Carité* Ed. v. Hamel S. 50 *soi* [: *tornoi* : *toi* : *moi*], *Miserere* ib. S. 215 [: *toi* : *soi* : *foi* etc.], *Mousket* v. 3058 *soit* [: *froit*], ib. 5595 [: *maleoit*], dagegen im Versinnern 3064 *soif*[59]), *De Venus la deesse d'Amor* str. 110 d[60]) *soi* [: *moi*]; *Baudouin de Condé* VII, 118 *soif* [: *soit* = *sit*],[61]) ib. IX, 140 *soit* [: *soit*], ib. XVIII, 459 *soit* [: *soit*], ib. XXI, 1370 *soif* [: *boif*], dagegen im Versinnern ib. 1365 *soif*[62]); *Veuve* Ed. Montaiglon und Raynaud, *Rec. gén.* II, 203 *soit* [: *soit* = sit]; *Chev. au Cygne et Godefroy de Bouillon* Ed. Reiffenberg (14. Jahrh.) v. 14719 (Bd. II, 404) *soy* [: *Godefroy* : *moy* : *pourquoy* etc.], v. 19316 (Bd. III, I, 20) *soit* [: *disoit* : *voit* : *acoloit* etc][63]) Froissart *Poés.* II, 330, 43 *soit* [: *boit*], dagegen im Versinnern ib. I, 146, 2016 u. 2022 *soif*.[64]) Unter diesen 13 Beispielen findet sich ein einziges, das *soif* mit einem Worte auf *f* bindet, *soif* : *boif* bei Baudouin de Condé, und dieses einzige Beispiel

---

56) Ed. E. Pasquet, Bruxelles 1888 (*Mémoires couronnées* ... p. p. *l'Acad. Royale de Belgique* t. XLI).

57) S. 103 ff. S. 107 f.

58) Bemerkenswert ist das in einer Urkunde aus Lüttich vom Jahre 1236 wiederholt auftretende *sar*, *sa* = *sauf*. Vgl. Behrens, *Altfranz. Gramm.* 8. Aufl., S. 257 f. In derselben Urkunde Beispiele für Verstummen von auslautendem nachkonsonantischem t *(sain Lamber de Liege, la feste sain Lamber)*. Vgl. ebenda *ce letres*. Weitere Belege für Schwund des auslautenden *s* vor Konsonant in den späteren Lütticher Urkunden ib. S. 258 ff.

59) Die Beispiele bei Gröber Zs. II, 460.

60) *God.* X, 656.

61) Mss. A u. B schreiben *soit* (Ed. Scheler S. 102).

62) Alle Beispiele bei Gröber Zs. II, 460. Dort auch der Hinweis darauf, daß v. 1369 f. *(boif-soif)* im Turiner Ms. fehlt.

63) Das erste Beispiel auch bei Gröber, Zs. II, 460. Daneben zweimal (v. 16121 und 20877) *soit* im Versinnern.

64) Gröber Zs. II, 460.

fehlt in einer wichtigen Hs.[65]) Bleibt der wohl der östlichen Pikardie[66]) zuzuweisende, aber in dem einzigen Ms. französische Spuren aufweisende *Wistasse le Moine*, den Herzog mit dem Reime *soif* : *noif* anführt, dessen Beweiskraft Gröber Zs. II, 461 angezweifelt hat.[67]) Ob mit Recht, bleibe dahingestellt; die Entscheidung wird davon abhängen, ob man für das 13. Jahrhundert für das Pikardische schon Schwund des auslautenden *f* annimmt oder nicht, worüber weiter unten. Aber selbst wenn man diesen Schwund verneint, wird man es wagen, auf ein gegen 11 Beispiele linguistische Schlüsse zu gründen zu einer Zeit, wo der literarische Einfluß des Franzischen immer größer wird?[68])

„Im Normannischen gab es die Formen *seif*, *seyf*, *sef*, die sogar über den Kanal ins Anglonormannische verpflanzt wurden: *Eneas* 2750, *Simund de Freine*, *Roman Ph.* 684, 694, *Saint Grégoire* in Bartsch, *LLfr.* 99, 7, vgl. auch die Beispiele bei Godefroy.“ (Herzog 135.) Herzog hat eine ganz eigentümliche Geschicklichkeit, die Beispiele herauszusuchen, die nichts beweisen. In den vier genannten Beispielen steht *seyf* resp. *sef* im Versinnern. Sobald wir nach den R e i m e n schauen, finden wir *sei*. Besonders charakteristisch ist der *Roman de philosophie*. v. 691 ff. lauten:

Cum plus tret aver a sei
Plus e plus li crest sa s e i,
Plus e plus tut tens amasse,
Ceo est la s e i f ki ne trespasse.

Herzog zitiert das *seif* von v. 694, das *sei* von v. 692 verschweigt er.[69])

Es liegen mir 5 normannische Beispiele aus dem 12. oder dem Anfang des 13. Jahrhunderts vor, die unser Wort im Reim aufweisen:

---

[65]) *soif* : *boif* findet sich in der *Prison d'Amour*. Diese druckt Scheler S. 267 ff. seiner Ausgabe nach einem Wiener Manuskript aus dem 14. J a h r h u n d e r t ab. In den Anmerkungen gibt er die Varianten des Turiner Ms.'s L. v. 32, das, wenigstens zum Teil, in den letzten Jahren des 13. Jahrhunderts geschrieben worden zu sein scheint. — Im übrigen wäre zu untersuchen, ob zur Zeit Baudouins die 1. Pers. Sing. von *boire* (selbst wenn man annimmt, das *f* sei sonst von ihm noch gesprochen worden) noch *boif* lautet und nicht schon analogischen Einflüssen unterlegen ist.

[66]) So viel mir bekannt ist, ist dieser Text nie der Gegenstand einer sprachlichen Untersuchung gewesen.

[67]) Das Beispiel von Herzog aus Jean Bodel, *Jeu Nic.* 1059 kann ich nicht nachkontrollieren, da mir der Text nicht zur Verfügung steht. Steht hier *soif* im Reim?

[68]) Prosabeispiele oder Beispiele von *soif* im Versinnern halte ich nicht für nötig, anzuführen. *Soi* und *soif* wechseln hier.

[69]) v. 684 hat übrigens das Ms. L. *saie* statt das *sef* von O u. C, die dem Text von Matzke zugrunde liegen.

Brand. 787 *s e i d* [: *cunreid*], 805 [: *feid*][70]); *Reimpredigt* Ed. Suchier Str. 92 *sei* [: *rei*]; Marie de Fr. *Fables* Ed. Warnke *s e i* [: *crei*]; *Folie Tristan Berne* Ed. Bédier v. 432 *s o i f* [: *t o i*].[71]) Überall verlangt der Reim *f* lose Formen. Die *f*-Formen treten nur in Prosatexten und im Versinnern auf, doch auch hier nicht durchweg.

Von anglonormannischen Beispielen sind mir drei mit *s i t e m* im Reime bekannt: *Folie Tristan d'Oxford* Ed. Bédier v. 471 *s e i* [: *rai* = r eg e m]; Simund de Freine, *Rom. Phil.* 692 *s e i* [: *sei* = s e] s. oben, *Reimpredigt Deu le omnipotent* Ed. Suchier (im Anhang zu *Grant mal fist Adam*) Str. 15 *s e i* [: *mei*]. Daneben zahlreiche *f*-lose Formen in ältern Prosatexten und in poetischen Texten im Versinnern. Das älteste Beispiel für die Schreibung mit *f* bietet nach Gröber Zs. II, 460 die Londoner Brandanhandschrift aus dem Ende des 12. Jahrhunderts. Im 13. Jahrhundert werden die *f*-Formen häufiger; doch kenne ich keine Belege im Reim.

Vorläufer der westfranzösischen *sö*-Formen ist nach Herzog das *seuf*, das Villon (der sich lange in der Loire-Gegend aufgehalten hat) auf *éteuf*[72]) und der aus Vendôme stammende und Dialektwörter nicht meidende Ronsard mit *boeuf* reimt.[73]) Solange mir Herzog nicht das Gegenteil beweist, glaube ich durch das, was Thurot II, 133 ff. über die Aussprache des auslautenden *f* berichtet, zu der Annahme berechtigt zu sein, daß Villon *etö* und Ronsard *bö* gesprochen hat (vgl. unten S. 260 ff.).

Wie verhält es sich endlich mit dem Zentralnordfranzösischen (ich verstehe darunter das Franzische und die daran angrenzenden Mundarten, die nicht scharf hervortretende dialektische Eigentümlichkeiten aufweisen)?

Noch einmal die auffallende Tatsache, daß bei den 18 Beispielen, die mir vorliegen, *soif* mit *f* bis zum Ende des 14. Jahrhunderts zwar innerhalb des Verses, aber nie im Reime vorkommt. An Reimen sind mir bekannt: *Orson de Beauvais* Ed. G. Paris v. 1521 *s o i* [: *Fois*], v. 1527 *s o i s*[74]) [: *sois* = saepes]; *Ren.* *s o i* [: *moi*] bei Littré; Rutebeuf Ed. Jubinal I, 219, 80; 219, 83; II, 83, 128, 332, 591; 342, 859; 362, 1422; 364, 1498; 372, 1716 *s o i* [: *soi* = se][75]); Eustache Deschamps Ed. De Queux

---

70) Ich glaube den Brandan wegen seines hohen Alters hier nennen zu dürfen, trotzdem er in England entstanden ist. Die obigen Beispiele bei Gröber *Zs.* II, 460.

71) ibid. 348 im Versinnern ebenfalls *soif*.

72) *Seuf* im Versinnern Bartsch-Wiese, Chrest. 93 b, 27.

73) Hier wäre als später Reim auch *soif* : *soef* bei Marot 8e opusc. 31 zu nennen (nach Gröber *Zs.* II, 461).

74) *sois* „Durst" ist Obliquus, *sois* „Hecke" Rektus.

75) Alle diese Beispiele mit Ausnahme von zweien, die ich beigefügt habe, bei Gröber, *Zs.* II, 160; *f* läßt der Dichter nach Gröber, soweit erhalten, für sich reimen.

de S. Hilaire und Raynaud I, 109 *soy* [: *loy* : *foy* : *croy* etc.]; I, 128 *soy* [: *loy*], dagegen im Versinnern *soif* ib. VII, 236.

Ziehen wir das Fazit. Summe der Beispiele, die unser Wort im Reime aufweisen bis zum Ende des 14. Jahrhunderts: 30, davon im Reime mit Wörtern auf *f*: *Wist. le M.* 1611, Baudouin de Condé XXI, 1370 (worüber oben S. 251 f.). Die Formen mit *f* treten in Prosatexten und im Versinnern (wofür natürlich der Schreiber, nicht der Verfasser verantwortlich ist) seit dem Ende des 12. Jahrhunderts auf, und zwar fast zugleich im Zentrum, im Osten, im Nordosten, im Normannischen und im Anglonormannischen, zu derselben Zeit da, wie wir gleich sehen werden, wahrscheinlich auf dem größten Teil des genannten Gebiets auslautendes *f* zu fallen beginnt. Ich gestehe, daß ich an der Richtigkeit der Erklärung von Meyer-Lübke, die ich in der *Sprachgeographie* akzeptiert hatte und die Herzog S. 136 f., nicht mit durchweg einwandfreien Argumenten, zu stützen sucht,[76]) nachgerade zu zweifeln beginne und daß mir die Annahme von Gröber, das *f* sei bloß graphisch und erst durch späteren Grammatikereinfluß in die Aussprache eingeführt worden, nicht mehr so unannehmbar scheint wie vor fünf Jahren. Für den Westen, spricht immerhin zugunsten eines recht alten *f* die Labialisierung des Vokals in *sö* (die, wie man oben gesehen hat, schon im 15. Jahrh. bei Villon belegt ist) und die Ableitung *desseiver* (*dessoiver* in der Orne) bei Moisy, *Dict. du pat. normand.* Daß aber *f* in vielen Fällen (so z. B. gewiß im

---

[76]) Der Einwand von Huber (in dieser Zeitschrift XXXIV² 139) und Gauchat (*Deutsche Litt. Zeitg.* 1910 Sp. 1948 f.), daß *soif* sozusagen nie im Nominativ vorkommt, ist an und für sich zwar durchaus berechtigt: Wenn alle romanischen Sprachen „ich habe Durst" durch [*habeo sitem*] ausdrücken und wenn wir in altfranzösischen Texten den Obliquus mehr als 10 Mal so häufig finden wie den Nominativ (für diesen habe ich 6 Beispiele notiert), so vermag dagegen die theoretische Behauptung, man habe altfranzösisch auch sagen können *Ma soiz est plus granz de ma fain*, *la soiz me destraint* (das letztere einmal belegt) nicht aufzukommen. Allein es ist zu bedenken, daß der Nominativ, da wo es sich um eine Proportionsbildung handelt, im Bewußtsein durch andere Nominative gestützt wird und daher eine Rolle spielen kann, selbst wenn er selten oder gar nie vorkommt. — Die übrigen *soif* betreffenden Einwände Gauchats muß ich ablehnen. Warum soll meine Skizze über das Vorkommen des auslautenden *f* in *soif* ohne Untersuchung des Abfalls dieses Endkonsonanten in der Basis verfehlt sein, wenn ich *soif* aus andern als aus lautlichen Gründen als Expansionswort erkenne? Komisch wirkt es, daß Herzog seine Kritik durch diejenige Gauchats zu stützen versucht, der als erfahrener Dialektforscher in den sprachlichen Grundfragen, die meine Arbeit berührt, auf einem dem Herzogschen diametral entgegengesetzten Standpunkt steht und speziell das *soif*-Problem ganz anders beurteilt als Herzog.

Osten) bloß graphisch ist, daran, scheint mir, kann nach dem oben Ausgeführten nicht mehr gezweifelt werden. Denn daß eine Analogiebildung zu gleicher Zeit auf einem so großen Gebiet auftritt, ist — daran halte ich fest — unwahrscheinlich. Wenn man die Erklärung durch funktionelle Angleichung nicht aufgeben will, dann ist sie örtlich zu beschränken und es ist daneben die Möglichkeit lautlicher Angleichung in Betracht zu ziehen. Setzen wir nämlich den Anfang des Schwundes von vorkonsonantischem *f* ins Ende des 12. Jahrhunderts, dann kann zu *soi* ein *soif* gebildet werden nach dem Muster von vorkonsonantischem *soi* (Hecke), *noi*, *clé*, *boeu* etc. denen *soif*, *noif*, *clef*, *boeuf* etc. in Pausa entsprechen.[77]) Daß wir es mit einer 'falschen Rückbildung' zu tun haben, wird uns gerade durch die Gleichzeitigkeit des Schwindens von auslautendem *f* und das Auftreten in *soif* nahegelegt. *Soif* (Hecke) mag dabei, wie schon Groß vermutet, wenigstens für die Graphie eine Rolle gespielt haben. Der Schwund eines auslautenden Konsonanten, der sich natürlich nicht überall gleichzeitig vollzieht, ruft allerhand Reaktionen, wie wir sie heute gerade bei *r* sehr schön beobachten können.

Doch ich gerate vom geraden Wege ab, ich will nicht meinerseits voreilige Schlüsse ziehen und Hypothesen aufstellen; ich will gar nichts erklären, ich will nur f e s t s t e l l e n, feststellen, daß man aus ein paar leichtfertig hingeworfenen Belegen nicht auf die geographische Verbreitung einer lautlichen Eigentümlichkeit im Altfranzösischen schließen darf. Aus den über 80 Belegen, die mir vorliegen und die ich alle, soweit es die mir zur Verfügung stehenden Hilfsmittel gestatteten, nachkontrolliert

---

[77]) Vollständig ausgeschlossen sind, wenigstens für *soif*, durch die schon von Gröber festgestellten chronologischen Bedingungen die Varnhagensche (ϑ > *f*) und die Ascolische Erklärung. Was Robert Groß, *Roman. Forschungen* XXVII, 606 ff. (*Soif und Verwandtes*) über die Frage schreibt, zeugt von einer großen Unerfahrenheit in sprachlichen Dingen überhaupt, in der Benutzung des Atlas linguistique im Besonderen. Wer wird denn bezweifeln, daß ϑ zu *f* werden kann? Es frägt sich nur wo und wann. — Phantastisch sind die Versuche, *soif* durch *boif* zu erklären, oder gar *swar* (P 901 und 902 des Atlas) durch *boire*. Dieses *swar* ist neben *estomar* in P. 5 u. 4 (Nièvre) der Karte e s t o m a c (K. 486), *nör* in P. 117 (Yonne) für n o e u d (K. 915), *kör* in P. 117 u. 108 (Yonne), sowie 515 (Char.-Inf.) für q u e u x (K. 121), *per* und *par* für p i s (K. 1020) in westlichen Mundarten, nordfr. weitverbreitetes *sũsür* (das Suffix *-ure* hat sich eingemischt) für s a n g s u e (K. 1189), *syör* (P. 493 Côtes-du-N.), *sir* (P. 294 Belgien), *χyor* (P. 969 Schweiz), *šör* (P. 975 Aostatal) und *šur* (P. 985 Aostatal) für s u i f (K. 1266), *sür* nördlich von Paris (auch sonst vereinzelt) für *su* = s u r e a u (K. 1270), n e u r s für *neufs* in Montjean (Verrier u. Onillon II S. 55) u. s. f. zu stellen, sei es nun, daß diese „falschen Rückbildungen" (der Atlas ist voll von derartigen Erscheinungen) unter dem Einfluß von Nachbarmundarten, oder auf Grund von Satzdoppelformen entstanden sind. Vgl. Gauchat, *R anorganique en franco-provençal. Mélanges Chabaneau* S. 874—881.

und auf Alter, Herkunft und Zuverlässigkeit geprüft habe, lese ich nur ein großes Ignoramus.

Vorbedingung für die Lösung des *soif*-Problems ist eine möglichst vollständige Sammlung der Belegstellen, insbesondere der Reime, für die Wörter mit auslautendem *f* (*fief*, *bief*, *blef*, *moeuf* etc. inbegriffen). Die Geschichte des auslautenden *f* hier zu schreiben, kann ich nicht unternehmen; dazu fehlen mir die nötigen Materialsammlungen. Doch scheint mir aus den vereinzelten Angaben, die man da und dort in Abhandlungen über altfranzösische Dialekte findet,[78]) hervorzugehen, daß der

---

[78]) Ich habe mir notiert (meine Zusammenstellung macht keinen Anspruch auf Vollständigkeit):

F. Bonnardot, *Romania* V, 326 ff., worüber oben S. 250.

G. Gröber, *Zs. f. rom. Phil.* II, 361 (Die meisten hier angeführten Beispiele beweisen nichts).

F. Apfelstedt, *Lothringer Psalter* S. XLV (Unorganisches *f* in *soif*, *pechief*, *nif*, *muef*).

E. Goerlich, *Der burgundische Dialekt im XIII.* u. *XIV. Jahrhundert.* (*Franz. Studien* VII, 1) 1889 S. 117: „Es ist wohl anzunehmen, daß im Auslaut stehendes f bereits verstummt war; es gibt zahlreiche Formen mit fehlendem f in den Urk. aus Saône-et-Loire und Bourbonnais (*derechié*, *sau*, *chié*)" [das älteste Beispiel, das sich nach den Angaben von Goerlich datieren läßt, vom Jahre 1268] .... Andrerseits gibt es eine Reihe von Formen, in denen sich ein unorganisches f angefügt findet; so häufig in den Urkunden aus Côte d'Or und zwar zunächst in Übereinstimmung mit dem Gemeinfranz. in *blef*, *bleif* etc. ... sonst *luef* (locum), *aluef* etc. ... *lieufs*. ... ähnliche Belege bietet Girart I [Ed. Mignard, Paris Dijon 1858]: *soif*, *aluef*, *blef* (Breuer § 106 [Bonner Diss. 1884]); sonst bleibt f im Auslaut in Girart I u. II" [Romania VII, 179 ff.]. Folgt Verweis auf:

Förster, *Lyoner Yzopet* S. XXXV § 79a: „Auslautende Konsonanten verstummen meist." Beisp.: *cer* „cerf", *chaiti* „chaitif", mit falschen Konsonanten statt der stummen *cert* „cerf"; die genannten Beispiele im Versinnern; im Reim: *meschief*: *enaschiez*; *de rechier* [= „derechef"]: *estachier* [= „attacher"]; wo wir es vielleicht mit lautlicher Rückbildung zu tun haben. Vgl. *cler* „clef" ib. im Vers. — Die Behandlung der auslautenden Kons. im *Yzopet* erinnert lebhaft an diejenige im *Dial. an. conq.*

Wendelborn, *Sprachliche Untersuchung der Reime der Végèce-Versif. des Priorat v. Besançon*, Würzbg. Diss. 1887 § 79a: *fichiez*: *de rechief* 9168.

J. Jeanjaquet, *Un document inédit du français dialectal de Fribourg an XV*[e] *siècle.* (*Aus romanischen Sprachen und Literaturen, Festschrift f. Morf*, Halle, 1905) S. 290: „Pour *f* non étymologique de *luef* l o c u, il existe de nombreux exemples dans d'autres textes" z. B.: *juef* < j o c u, *chief* < c a s a, *clochief* < c l o c c a r i n, *teif* < t e c t u, *lief* < l e c t u, *ebrief* < h e b r a e u etc. „Cet emploi de l'*f* n'est pas rare dans les documents de l'Est de la France (cf. Goerlich, *Der burgundische Dialekt* S. 117) et c'est sans doute à l'influence de la langue écrite de cette région qu'il faut attribuer encore d'autres particularités orthographiques de notre texte... Über die Sprache der Dokumente der franz. Schweiz, speziell über den Mischcharakter der freiburgischen Kanzleisprache s. Jeanjaquet S. 27 ff. (Vgl. dazu G. Paris in der Einleitung zum *Orson de Beauvais*,

Schwund[79]) an der südöstlichen, östlichen und nordöstlichen Peripherie des nordfranzösischen Sprachgebietes begonnen hat (während der Westen *f* länger bewahrt zu haben scheint),[80]) ursprünglich

der in einem in Lothringen geschriebenen Ms. aus dem Ende des 13. Jahrh. erhalten ist, S. XV: *chez* tritt oft in der Schreibung *chief* auf).

Cloetta, *Poème moral* S. 107, worüber oben S. 251.

Wiese L., *Die Sprache der Dial. des Papstes Gregor.* Halle, Niemeyer 1900, S. 54: ,,v im Auslaut > f: *serf*, *grief*, *boif*, *vif*. Dagegen *ner* Nom. plur. 159, 22 unter Einfluß des Nom. Sing. oder satzphonetisch vor Kons. des folgendes Wortes".

Gröber, *Zs. f. rom. Phil.* II, 459 mit Beispielen von *tré* und *soué* im Reim in pik. Texten.

Für den Verfasser des *Orson de Beauvais* nimmt G. Paris *soué*, *tré* als auf analog. Wege entstanden an (S. XXV).

W. Förster, *Cligès* kl. Ausgabe[3] S. LXXVIII: *Erec* 712 *cerf*: *fer*. Im Reim nur *tre* ,,tref". Zu *cerf* : *fer* s. auch S. LXXIX unten ff.

K. Graß, *Sainte Paule* (*Rom. Bibl.* Bd. 19) S. XLI: f im Auslaut gefallen: *relié* v. 495 [: *lié*]. Der Text gehört der östlichen Champagne an. (Vgl. Förster *Cliges*[3] LXXX f.)

A. Stimming, *Der festländische Bueve de Hantone Fassung I* (um 1200, Gegend von Rheims?) *Ges. f. rom. Lit.* Bd. 26 S. XXVII: *söef* mehrmals im Reim auf *é*.

Niederstadt, *Alter und Heimat der altfranz. Ch. de geste Doon de Maience* etc. Greifswalder Diss. 1889. (Niederstadt sucht die Heimat des Verfassers in der Gegend von Beauvais. XIII. J. Der Dialekt ist nach ihm identisch mit demjenigen von Phil. de Remi): das *f* ist in *souef*, *nef*, *clef*, *tref* bereits verstummt. Die genannten Wörter reimen mit Wörtern auf *e*.

Gottschalk, A., *Über die Sprache von Provins im 13. Jahrhundert.* Hall. Diss. 1893 S. 36: Im Auslaut stehendes *f* ist verstummt in *bailli* und *ble* (letzteres im Reim mit *taasté* bei Guiot de Provins). Daneben Schreibungen mit *f*.

E. Görlich, *Die nordwestlichen Dialekte der langue d'oïl* (*Franz. Studien* V, 3) S. 66: Auslautendes *f* bleibt erhalten (ausnahmsweise *sau le dret* in einer bretagnischen und *nou* in einer Urkunde aus der Touraine). — Bei Eggert, Küppers und Burgass finde ich nichts über auslautendes *f*.

F. M. Auler, *Der Dial. der Prov. Orléanais und Perche im 13. Jahrh.* Straßburg. Diss. Bonn 1888 S. 110: Auslautendes *f* ist verstummt. *tref*: *entré* im Rosenroman. In der Schreibung meist *f*.

A. Tobler, *Gött. Gel. Anz.* 1874 S. 1416: Auslautendes *v* nach Vokal fällt im Poitevinischen: *nu*, *vi*, *sau*, *o*, *né* = afr. *nuef*, *vif*, *sauf*, *uef*, *nef*.

E. Görlich, *Die südwestlichen Dialekte der Langue d'oïl (Franz. Stud.* III, 2) S. 96 ff. erklärt den Abfall des *v*, der sich neben dem Übergang zu *f* oder zu *u* findet, durch Analogie, wie mir scheint mit Unrecht.

Alle diese Angaben bedürfen der kritischen Sichtung; sie haben sehr verschiedene Beweiskraft. Auch wäre zu untersuchen, wie weit der Schwund von *f* ein rein lautlicher ist, wie weit er auf Verallgemeinerung von satzphonetischen Doppelformen, wie weit auf funktioneller Analogie beruht.

[79]) Im Frankoprovenzalischen ist ein auslautendes *f* höchst wahrscheinlich gar nie vorhanden gewesen. Möglich, daß auch das Poitevinische, das schon in den ältesten Denkmälern stark französisch beeinflußt ist, auslautendes *f* ursprünglich ebenfalls nicht besaß.

[80]) Heute dagegen setzen gerade einzelne Gebiete des Nordwestens der Wiedereinführung den kräftigsten Widerstand entgegen.

wohl nur unter gewissen lautlichen Bedingungen, und daß er von da nach dem Zentrum hin vorgedrungen ist.

Besser als über die altfranzösischen Dialekte sind wir seit dem 16. Jahrh. über das Pariserische orientiert. Bei diesem bleiben wir daher etwas länger stehen. Die allgemeine satzphonetische Regel, die sich aus dem Verhalten der französischen Endkonsonanten abstrahieren läßt, können wir so formulieren: Auslautender Konsonant wird gesprochen vor Vokal und in Pausa. Er verstummt vor Konsonant (I).[81])

Von welchem Zeitpunkt an und auf welchem Gebiet diese Regel gilt, wird sich wohl kaum genau bestimmen lassen. Jedenfalls besteht sie im 16. Jahrhundert für die Sprache der Gebildeten nach übereinstimmenden Grammatikerzeugnissen noch zu Recht, wenn wir sie wenigstens bloß als die grobe Zusammenfassung mannigfaltiger Tatsachen ansehen. Zu ihrer Interpretation macht Henri Estienne (1582) interessante Angaben:[82]) „Considera igitur hanc orationem, *vous me dites tousiours que vostre pays est plus grand de beaucoup et plus abondant que le nostre, et que maintenant vous pourriez bien y viure à meilleur marché que nous ne viuons depuis trois mois en ceste ville*: *mais tous ceux qui en viennent parlent bien vn autre langage* : *ne vous desplaise.* Eam sic pronuntiabis, nullum illis dans literis sonum quae obmutescere in recta et minimè affectata pronuntiatione debent. *Vou me dite touiours que votre pays est plu gran de beaucoup et plus abondan que le notre*, *e que maintenan vou pourrie bien y viure à meilleur marché que nou ne vivon depui troi mois en cete ville*: *mai tou ceux qui en viennet parlet bien vn autre langage*: *ne vou deplaise.* Considera hic, in vocula *plu* priore quidem loco mutam esse literam *s* quod sequatur consonans: at in posteriore nequaquam, quoniam sequitur vocalis... Animadverte item me in *tousiours* retinere literam *s*, quamvis sequatur consonans; quod praecedant aliquot aliae voces contiguae, in quibus illa obmutescit, et illae quidem tam cito una post alteram pronuntietur, ut propemodum efficere unicum vocabulum videantur: at vero post *touiours* aliquantulum interquiescat qui loquitur. Quae res vel sola in causa est interdum cur hanc literam aut aliam sono suo non privemus: praesertim tamen ubi paulo etiam plus quam hic interquiescendum est. Veluti quum dicitur *C'est vn propos qu'on tient tousiours*, *quand on ne sçait que respondre*, aut *qu'on tient sonuent*, *quand*. . . ita enim proferes, *c'est vn propo qu'on tien touiours*, *quand on ne sçait que repondre* aut *qu'on tien souuent*, dando sonum literae *s*, aut literae *t*. Atque adeo sunt etiam qui *propos* pronuntiarent, non obmutescente

[81]) Das Tatsachenmaterial, auf das sich die nachfolgende Darstellung stützt, stammt fast ausschließlich aus Thurot.

[82]) Thurot II, 11 ff.

litera *s*: nec malè certè, quod hic quoque aliquantulum interquiescatur, licet minus quam post illud *touiours*, vel illud *souuent*.“ Und weiterhin: „Verum et hoc sciendum est, quod ad litterarum suppressionem attinet, etiam ab iisdem lentius loquentibus non supprimi alicubi eas ipsas, quas supprimerent, si celeriter loquerentur. Satius autem plerumque est in illam quam in in hanc partem peccare.“ Mit anderen Worten: Die Aussprache der Endkonsonanten ist individuell variabel; sie hängt ab vom Sprechtempo, von der Abgrenzung der Sprechtakte, also indirekt vom Sinne des Satzes, von seinem Affektgehalt, kurz von der Ökonomie des Sprechens. Es ist genau der Zustand, wie ich ihn für auslautendes *s* und *t* in den francoprov. Mundarten des obern Orco- und der Sturatäler von Lanzo beobachtet habe,[83]) der Zustand, der, wie mir Jud mitteilt, auch die savoyischen Mundarten von Ste. Foy, Tignes (Tarentaise) und Bessans (Maurienne) jenseits des Alpenkamms charakterisiert, der Zustand, wie wir ihn ähnlich für den Wandel von auslautendem $s > \check{s}$ im Portugiesischen finden.

Von demselben Estienne[84]) hören wir aber, daß das Volk schon im 16. Jahrhundert die Endkonsonanten auch in Pausa fallen ließ (ob unter dem Einfluß der vorkonsonantischen Aussprache, bleibe dahingestellt) und übereinstimmend berichten die Grammatiker, daß die Gebildeten sie in dieser Stellung nur schwach sprachen. Die Tendenz ist deutlich erkennbar: sie geht auf den Schwund der Endkonsonanten auch in Pausa. Die Entwicklung, die das 16. Jahrhundert vorgezeichnet hat, gelangt im 17. Jahrhundert im großen und ganzen zum Abschluß. Von jetzt an lautet die Regel grosso modo: Auslautender Konsonant wird gesprochen vor Vokal, er verstummt vor Konsonant und in Pausa (II).

Ein Lautwandel pflegt nicht den ganzen Sprachschatz zugleich zu ergreifen: Einzelne Wörter eilen voraus, andere hinken nach. Das gleiche gilt für die sprechenden Individuen: einzelne setzen der Strömung einen kräftigen Widerstand entgegen; andere lassen sich in raschem Tempo mitreißen. Während einer solchen Übergangszeit allgemeine Regeln aufzustellen, ist kaum möglich. Die Entwicklungsbedingungen wechseln von Wort zu Wort. Ganz besonders ist das nun aber bei den Endkonsonanten der Fall, deren Behandlung in so hohem Maße von der individuellen Sprechökonomie abhängt. Dazu gesellen sich assoziative Vorgänge: lautliche und funktionelle Analogie, Verallgemeinerung der vorkonsonantischen, vorvokalischen oder Pausaform; Ausgleichung zwischen Singular und Plural, beim Adjektivum zwischen Maskulinum und Femininum. Und nun erinnere man

[83]) Vgl. *Arch. f. d. St. der n. Spr.* 126, 389 Anm. 3 und 401 Anm. 4.
[84]) Thurot II, 14.

sich, daß die entscheidende Phase der Entwicklung der Endkonsonanten in Paris in eine Zeit fällt, wo der Einfluß der Grammatiker immer machtvoller einsetzt, wo man die Sprache zu meistern und zu reglementieren beginnt. Die spontane Entwicklung wird dadurch gehemmt, vorübergehende Zustände werden künstlich fixiert. Wenn man das alles bedenkt, dann verwundert man sich nicht über die zahlreichen Ausnahmen und Modifikationen, die die oben angeführten allgemeinen Regeln erleiden, über all die Besonderheiten, die Thurot in dem Kapitel über die Endkonsonanten bucht.

Der allgemeinen Regel des Verstummens der Endkonsonanten vor Konsonant des folgenden Wortes entziehen sich nach der Mehrzahl der Grammatiker des 16. Jahrhunderts *l*, *r*, *c* und *f*.[85]) Wir müssen uns auf die Betrachtung des letzteren beschränken, trotzdem die Verhältnisse bei andern Konsonanten, insbesondere bei *c*, geeignet sind, auf das Verhalten von *f* Licht zu werfen. Entgegen der Ansicht von Thurot[86]) glaube ich, daß die allgemeine Regel I ursprünglich auch für *f* galt,[87]) mit dem Unterschied, daß *f* vor Vokal *v* lautete,[88]) daß aber gerade hier schon frühe allerhand Ausgleichungen die ursprünglichen Verhältnisse verdunkelten. Ausgleichungen, die um so leichter eintraten, als die Wörter mit auslautendem *f* relativ wenig zahlreich und nur wenige unter ihnen wirklich volkstümlich waren. Sei dem aber wie ihm wolle, soviel steht fest, daß im 17. Jahrhundert bei den niederen Schichten die Tendenz vorhanden ist, *f* wie die übrigen Konsonanten auch in Pausa fallen zu lassen. Besonders deutlich drücken sich in dieser Beziehung der Anonymus von 1624, Maupas (1625) und Martin (1632) aus. Der Anonymus schreibt: „Finale non tacite, ut rude vulgus, sed plane et clare effertur, *beuf*, *vif*, *neuf*.“ Maupas: „... l'*f* se doit prononcer clairement, *oeuf*, *boeuf*, *s o i f*,

---

[85]) Thurot II, 3 ff.

[86]) Thurot II, 134 glaubt, daß *f* vor Konsonant erst im 17. Jahrhundert in einer Reihe von Fällen verstummt (er nennt *chef-d'oeuvre*, *oeuf*, *boeuf*, *neuf*, *cerf*, *nerf*).

[87]) *chef-gros* „Pechdraht“ wird 1596 von dem sehr gut beobachtenden Lanoue *chégros* geschrieben (Thurot II, 134). Meurier (1568) bemerkt, daß *f* besonders in einsilbigen Wörtern wie *oeuf*, *boeuf*, *clef* halbstumm oder stumm ist (Thurot II, 133) und H. Estienne berichtet 1582: Quamvis in omnibus illis vocibus *neuf*, *oeuf*, *veuf*, *beuf*, *bref*, *nef*, *clef*, *serf*, *cerf* exprimi literam istam *f* dixerim, a vulgo tamen et nonnullis etiam qui e vulgo non sunt, in quibusdam interdum supprimitur: ac praesertim in *clef*. Vgl. auch *sa vostre honneur*, *sa vostre grace*, was man nach H. Estienne in Paris und den benachbarten Städten hört (Thurot I, 433). Hier kann es sich freilich um eine Assimilation handeln.

[88]) Péletier lehrt schon im Jahre 1549, daß in *homme d'esprit naïf*, *inuentif*, *é résolu* *f* wie *v* zu sprechen sei. Saint-Liens bezeugt 1580 *neu-vheures* (Thurot II, 135). Vgl. bei Thurot II, 136 bis zum Ende des 18. Jahrhunderts reichende Belege.

veuf, *vif*, bien que le bas populas prononce assez negligemment.“ Martin: „*f*... quiescit in *neuf*, *chef d'oeuvre*, et, apud vulgus, in *clef*, *oeuf*, *boeuf*, *esteuf*.“[89]) *f* lose Formen in Pausastellung[90]) kennen die Grammatiker des 17. Jahrhunderts nach Thurot II, 136 ff. bei *couvrechef*, *clef*, *bief*, *oeuf*, *boeuf*, *neuf* (novus), *éteuf*, *meuf*, *cerf*, *nerf*, *lof*,[91]) *apprentif*, *plaintif*, *baillif*, *suif*, *juif*, d. h. bei allen gebräuchlicheren auf *f* ausgehenden Wörtern außer bei *bref* (wenn man dieses als gebräuchlich ansehen darf), *neuf* „neun“, *veuf*[92]), *sauf*.[93]) Dazu kommen die Adjektiva auf *-if*, von denen einige recht gebräuchlich sind; diese letzteren sind aber offenbar von den zahlreichen gelehrten Bildungen auf *-if*, die sich der volkstümlichen Entwicklung entzogen, assimiliert worden.

Soif nennt Maupas (1625) unter den Wörtern *oeuf*, *boeuf*, *soif*, *veuf*, *vif*, bei denen der Pöbel *f* schwach spricht;[94]) ähnlich drückt sich Raillet (1664) aus.[95]) Ob die genannten Zeugnisse als Beleg für Nichtaussprache des *f* angeführt werden dürfen, wie Littré unter *soif* dies tut, bleibe dahingestellt.[96]) Aber ein ausdrückliches Zeugnis für das Verstummen des *f* in diesem Wort führt Thurot nicht an. Daß *soif* wegen der häufigen Verwendung in Pausa wie *neuf* „neun“ dem Schwund des *f* größeren Widerstand entgegengesetzt hätte, wäre wohl denkbar, ist aber aus anderen Gründen unwahrscheinlich.

Von den oben aufgezählten Wörtern werden heute in der Sprache der Gebildeten mit *f* gesprochen: *couvre-chef* (nur spaßhaft gebraucht), *bief*, *oeuf*, *boeuf*, *neuf* „neu“, *éteuf* (veraltet), *cerf*, *nerf*, *lof*, *suif*, *juif*. Die volkstümliche Tendenz ist also nur

---

[89]) Thurot II, 133.

[90]) Meistens unterscheiden die Grammatikerzeugnisse die verschiedenen Stellungen nicht. Unrichtige Verallgemeinerungen sind also nicht ausgeschlossen.

[91]) Für das Anjouinische nennt Ménage auch *fié* „fief“.

[92]) Bemerke, daß Lanoue 1596 den Plural *veufs* mit gesprochenem *f* gegenüber den übrigen Pluralen auf *-eufs* als Ausnahme hervorhebt (Thurot II, 72).

[93]) Für *vif*, das Thurot bei der Einzelaufzählung nicht nennt, vgl. oben die Bemerkung des Anonymus von 1624.

[94]) Vgl. schon Palsgrave (1530) (Thurot II, 13): „Whan so ever a frenche worde hath but one consonant onely after his last vowel [*s*, *x*, *z* sind ausgenommen], the consonant shall be but remissely sounded, as *auec*, *soyf*, *fil*, *beaucoup*, *mot* shall be sounded in maner *aue*, *soy*, *fi*, *beaucou*, *mo*. How be it, the consonant shall have some lyttell sounde ....

[95]) *f* in dictionibus sequentibus parumper auditur, iungendo labia, *éteuf*, *soif*, *suif*, *juif* (Thurot II, 137).

[96]) Woher die Behauptung Littrés stammt, *soif* sei im Anfang des 18. Jahrhunderts *soif* gesprochen worden, weiß ich nicht. A. François, der mit der Sprache des 18. Jahrhunderts besonders gut vertraut ist, kennt, wie er mir gütigst mitgeteilt hat, aus dieser Zeit keine Belege für *soi*.

bei *clé* durchgedrungen. Im übrigen haben die konservativen höheren Kreise, unterstützt von den Grammatikern, auf der ganzen Linie gesiegt. Besonders hartnäckig ist der Kampf bei *boeuf* und *oeuf* gewesen. De la Touche (1696 und 1710) schreibt: „la plupart des gens de Paris ne la prononcent point dans *boeuf*, *oeuf*, mais il vaut mieux l'y faire sonner"; Antonini (1753), Moulis (1761) und Demandre (1769) bemerken, daß *f* in *boeuf* und *oeuf* selten gesprochen wird.[97]) Die Differenzierungsmöglichkeit von Singular und Plural (in den Plural ist *f* bei diesen Wörtern in Paris nie gedrungen) scheint bei dem Kampfe der Grammatiker für die Aussprache des *f* eine Rolle gespielt zu haben. Standessprachliche Unterschiede kommen besonders deutlich zum Ausdruck in einer Bemerkung von Antonini (1753) über *cerf*, wonach *f* überall gesprochen wird außer in den Sätzen, die der Jägersprache angehören („les phrases consacrées à la chasse").[98])

Über die Dialekte erfahren wir aus dieser Zeit herzlich wenig. Vom 15. Jahrhundert an sind wir, wenn wir mehr als Einzeltatsachen über die Geschichte der Dialekte erfahren wollen, auf Rekonstruktionen aus dem Atlas linguistique angewiesen. Diesem wenden wir uns also von neuem zu. Ich gruppiere die Karten, die uns über das auslautende *f* Auskunft zu geben geeignet sind, nach dem Vokal (resp. Kons.) der dem *f* vorangeht:

-ef:

1. *Clé* (K. 301)
2. *ef* (K. 1: abeille)
3. *nef* (K. 115: bateau)
4. *tref* (K. 1080: poutre
   550: fenil
   1227: seuil)

vgl. 5. *blé* (K. 136).

-oif:

1. *noif* (K. 903: neige)
2. *soif* (K. B 1592: haie haies)
3. *soif* (K. 1237).

-öf:

1. *boeuf boeufs* (K. 141)
2. *neuf* „neun" (K. 906: neuf
   (K. 414: dix-neuf)
3. *neuf neuve* (K. B 1644)
4. *oeuf oeufs* (K. 935)
5. *veuf veuve* (K. 1382)

vgl. 6. *bleu bleue* (K. 138).

---

[97]) Vgl. Thurot II, 137 f.

[98]) Thurot II, 139. Regnier Desmarais (1705) nennt als Sätze, in denen *f* nie gesprochen werde: *courre le cerf*, *estre à la mort du cerf*, *un cerf de dix cors*, *un cerf aux abois*. Es handelt sich also nicht etwa nur um vorkonsonantische Stellung.

-if:

1. *apprenti apprentie* (K. B 1438)
2. *canif* (K. 199)
3. *chétif* (K. 79: a v a r e
   K. 826: m a u v a i s
   K. 827: m a u v a i s e s h e r b e s)
4. *tardive* (K. 1283)
5. *vif* (K. 1391)

-uif:

1. *suif* (K. 1266).

-rf:

1. *cerf* (K. 215).

Die *-ef*-Karten sind bald erledigt. Sie weisen heute kein einziges *f* mehr auf. Das stimmt dazu, daß uns gerade für diese Gruppe von Wörtern schon frühe altfranzösische Reime der zentralen Dialekte (s. oben S. 256 f. Anm.) die Aussprache *-é* sichern, und daß *clé* schon im 16. Jahrhundert in der Pariser-vulgärsprache ausdrücklich bezeugt ist.[99])

Auch die *-oif*-Karten halten uns nicht lange auf. Die Halbkarte h a i e, h a i e s (B 1592) gestattet uns bloß, *soif*, und zwar in der Form [*soi*] (ohne *f*), an einigen Punkten des Wallis und des Waadtlandes, sowie in der Nähe von Belfort (P. 65) festzustellen.[100]) Die Karte n e i g e (903) weist *noif*, ebenfalls in der Form [*noi*], in Guernesey und Jersey, sowie im Frankoprovenzalischen auf.

Unter den *-euf*-Karten zeichnen sich b o e u f b o e u f s (141) und o e u f o e u f s (935) durch ihre Ähnlichkeit aus. Die Sprache der Gebildeten hat die altfranzösischen Verhältnisse erhalten, so wie sie sich nach dem Verfall der Zweikasusflexion ergaben: Sing. mit *f*, Plur. ohne *f*. Der größte Teil von Nordfrankreich jedoch weist im Singular, mit dem wir uns zunächst beschäftigen, *f*-lose Formen auf. Die *f*-Formen habe ich auf Kartenbeilage II, die eine genaue Reproduktion von I ist (unter Weglassung der Striche, die zur Feststellung des nordfranzösischen Expansionsgebietes vom Typus *soif* geführt haben), eingezeichnet; und zwar sind die Orte, die [*boeuf*] besitzen, mit einer ausgezogenen, diejenigen, die [*oeuf*] aufweisen, mit einer punktierten Linie unter-

---

99) Vgl. oben S. 260, auch Thurot II, 136, wo Ménage für Angers *clef* statt *clé* angibt (Dagegen S. 137 *fié* statt *fief*). — A p e m > *e*, *a*, *o* findet man an einigen Punkten der Pikardie und im Freiburgischen. n a v e m > *ne* in P. 76 (Vosges); zu p o u t r e s. Jud im *Arch. f. d. Stud. d. n. Spr.* Bd. CXX $^{1}/_{2}$ S. 82 ff., dazu Kartenbeilage III. (Das *tra*, *trey* von P. 181 der K. 779 l i t i è r e, das Jud S. 84 Anm. 3 zu t r a b e m stellt, ist doch wohl identisch mit dem *stre* von P. 86 in den Vosges und hat mit t r a b e m nichts zu tun.)

100) Vgl. einige weitere Belege bei W. O. Streng, *Haus und Hof im Französischen.* Diss. Helsingfors 1907. S. 136 f. — *God.* VII, 439.

strichen. [*boeuf*] und [*oeuf*] treten mit ganz wenigen Ausnahmen im jungen nordfranzösischen Expansionsgebiet[101]) auf. Deutlich erkennbar sind die wenig sprachfesten Gebiete in der Champagne und an der Loire, der nordwestliche und der nordöstliche Arm.[102]) Dazu kommen einige isolierte Punkte, besonders im Bretagnischen und Westnormannischen. S. Pol-Stadt besitzt Sing. *bö* und *böf*, Plur. *bö*; Sing. *ö*, Plur. *ö*; die Vorstädte kennen nur *f*-lose Formen. Die geographische Bedingtheit der *f*-Formen führt uns zu der Annahme, daß sie auf reichssprachlichem Import beruhen. Diese Annahme wird bestätigt durch einzelne Angaben des Atlas linguistique, aus denen zu ersehen ist, daß *boeuf* und *oeuf* vordringen: P. 249 (Eure): Sing. *bö* (veraltet) und *böf*, Plur. *bö* (in „Il mène les boeufs à l'abreuvoir") und *böf* (in „atteler les boeufs").

P. 158 (Ardennes): Sing. *bö* und *böf*, Plur. bö.

P. 226 (in unmittelbarer Nähe von Paris): Sing. *öf* und *ö* (letzteres veraltet), Plur. *ö*.

P. 248 (Oise): Sing. *ö* und *öf*, Plur. *öf*.

Der Plural von *boeuf* und *oeuf* lautet an den nicht unterstrichenen Punkten von Nordfrankreich im allgemeinen [*boeu*] und [*oeu*]. Dieselben Formen finden wir meist auch an den unterstrichenen Punkten. Einige davon aber (P. 460 Ille-et-Vil., 259 Seine-Inf., 248 und 242 Oise, 263 Somme, 169 Aisne, 178 Ardennes, 293 und 196 Belgien, 126 Aube der Karte boeuf boeufs, P. 425 Maine-et-L., 258 Seine-Inf., 330 Eure, 148 Marne, 158, 167 und 178 Ardennes, 293 Belgien, 122 Aube, 130 Haute Marne, 13 Côte d'Or der Karte oeuf oeufs) weisen auch im Plural *f* auf. Es ist theoretisch sehr wohl denkbar, daß all diese Punkte spontan den Plural an den Singular angeglichen haben, und eine örtlich beschränkte Betrachtung würde sich sicher mit dieser Erklärung zufrieden geben. Allein sobald wir [*boeuf*] und [*oeuf*] als Expansionsformen erkannt haben, rückt das Problem in eine andere Beleuchtung. Zu den alten einheimischen Formen Sing. [*boeu*] Plur. [*boeu*] resp. [*oeu*] [*oeu*] gesellt sich das neue Paar [*boeuf*] [*boeu*] resp. [*oeuf*] [*oeu*]. Welches ist die Folge? Offenbar eine sprachliche Unsicherheit für den Singular ([*boeu*] neben [*boeuf*]), die sich nun auch auf den Plural überträgt. [*boeu*] und [*boeuf*] gehen eine Zeitlang durcheinander; die Sprechenden haben aber das Bedürfnis, sich aus dieser Konfusion herauszuarbeiten. Das geschieht, indem man entweder [*boeuf*] [*boeu*] akzeptiert (das wird besonders da geschehen, wo der franz. Einfluß stark ist) oder [*boeuf*] im Sing. und im Plural

---

[101]) Ich bezeichne so im folgenden kurzweg das Expansionsgebiet der Karte I.

[102]) Augenfälliger als auf meiner überladenen Kartenbeilage wird die Verteilung der *f*-Formen, wenn man für [*boeuf*] und [*oeuf*] besondere Karten herstellt.

durchführt (im allgemeinen da, wo die Mundart noch einige Selbständigkeit gewahrt hat).[103] Es kann aber auch geschehen, daß eine Mundart die Doppelformigkeit zwar zur Funktionsdifferenzierung benutzt, aber dabei umgekehrt verfährt wie das Französische, d. h. [*boeu*] resp. [*oeu*] für den Singular, [*boeuf*] resp. [*oeuf*] für den Plural behält. Das ist nun in der Tat an einer Reihe von Punkten (sie sind auf unserer Karte mit └──┘ resp. └┈┈┘ bezeichnet) der Fall. Und daß sich diese Punkte vorwiegend[104]) in der Nähe von Punkten mit [*boeuf*] [*boeuf*] resp. [*oeuf*] [*oeuf*] befinden, ist eine Bestätigung unserer Auffassung. Ja der Atlas gestattet uns sogar, da und dort das Übergangsstadium zu beobachten. P. 249 (Eure)[105]) besitzt im Sing. veraltetes *bö* neben *böf*, im Plural *bö* und *böf*.[106]) Es ist nicht vorauszusehen, ob *böf bö* wie in 258 oder *böf böf* wie in 248 das Endresultat sein wird. Wahrscheinlich wird *bö böf* in 470 (Ille-et-Vil.) das Ende sein, wo uns berichtet wird, daß *böf* (im Plural) von denen gesagt wird „qui veulent bien parler." P. 126 (Aube) hat *bö* und *böf* sowohl im Sing. als auch im Plural. Auf der Karte oeuf oeufs ist der oben S. 264 angeführte P. 248 (Oise) bemerkenswert: Geht *öf* im Singular unter, so bleibt Sing. *ö*, Plur. *öf*. Ähnlich P. 204 (Loir-et-Ch.) mit *ö* im Sing., *ö* und *öf* im Plural. Dagegen kann 470 Ille-et-V. (*öf* im Sing., *ö* und *öf* im Plur.) bei *öf ö* oder *öf öf* endigen. Im übrigen ist in allen diesen Fällen der individuelle Charakter der Antworten von Edmonts Gewährsmann zu berücksichtigen.

Nehmen wir zu dem oben Ausgeführten das hinzu, was Thurot über die Aussprache von *boeuf* und *oeuf* berichtet (vgl. oben S. 262[107]), so werden wir über die Interpretation unserer beiden Karten nicht mehr im Zweifel sein: Das auslautende *f* von *boeuf* und *oeuf* war einst in ganz Nordfrankreich verschwunden. Es wurde aber von der Pariser gebildeten Gesellschaft entweder festgehalten oder unter dem Einfluß der Orthographie wieder eingeführt; aus der Sprache der Gebildeten drang es wohl im 18. Jahrhundert, jedenfalls spät, von neuem in die Pariser Vulgärsprache und verbreitete sich in die Provinz. Unter der heutigen [*boeuf*, *oeuf*]-Schicht liegt eine [*boeu*, *oeu*]-Schicht, und erst wenn wir weiter graben, gelangen wir zu altfranzösischem

---

[103]) Auch Rückkehr zum ursprünglichen Zustand ist natürlich nicht ausgeschlossen.

[104]) Auf der Karte *boeuf boeufs* ausschließlich, dagegen auf der Karte *oeuf oeufs* nur zur Hälfte.

[105]) Vgl. oben S. 264.

[106]) Daß *bö* vor Vokal, *böf* in Pausa auftritt, ist rein zufällig. Die Betrachtung der Karte zeigt, daß Pausa und vorvokalische Form in bezug auf das *f* sich nicht unterscheiden.

[107]) S. besonders Thurot S. 137 f. Es geht aus den Angaben der Grammatiker mit aller Deutlichkeit hervor, daß die Pariservulgärsprache des 17. Jahrhunderts nur [*boeu*] und [*oeu*] kannte.

[*boeuf*, *oeuf*]. Der Prozeß ist in seinem allgemeinen Verlaufe genau derselbe, wie ich ihn im *Arch. f. d. Stud. n. Spr.* Bd. CXXVI S. 389 ff. für den Lautübergang von intervokalem $r > z$ festgestellt habe.[108])

n e u f n e u v e liegen leider nur auf einer Halbkarte vor (B 1644), die für Nordfrankreich bloß einige Punkte gibt. Das Maskulinum lautet, soweit es belegt ist, [*neu*][109]) im Dep. Pas-de-Calais, in P. 453 (Ille-et-Vilaine), 316 (Loir-et-Ch.) und im Dép. Allier. *nöf* findet sich nur einmal an P. 906 (Saône-et-L). Mit Hilfe von Dialektwörterbüchern[110]) lassen sich weitere Formen belegen für:

Lüttich: *nou* f. *nouve*
Mons *nué*, *nwé* f. *nwaife*
Rouchi *nué* f. *nuéfe*
Normannisch *neu*
Pléchâtel *nö* pl. *nö*
Montjean (Anjou), *neuf* pl. *neurs*[111])
Zentrum: *neu* f. *neue*[112])
Bournois (Doubs) *no* f. *nov*
Clairvaux (Aube) *neu*
Bourberain *nö*
Lothringisch *nieuf* und *nieu*, f. *nieuve*.

Aus diesen Angaben geht mit aller Wahrscheinlichkeit hervor, daß die Karte n e u f „neu", wenn sie vollständig wäre, ähnlich aussehen würde wie b o e u f und o e u f: im größten Teile von Nordfrankreich *f*-lose Formen, vereinzelt Formen mit *f*, die als importiert oder als unter reichssprachlichem Einfluß rückgebildet anzusehen sein dürften.[113])

Keine *f*-Formen weist die Karte b l e u b l e u e (138) auf.[114])

---

[108]) Ganz ähnlich verhält es sich mit dem Infinitiv [*asseoir*] an den Punkten 114, 122, 130, 3, 414 der K. s'a s s e o i r (62). Vgl. *Arch. f. d. St. d. n. Spr.* CXXVI, S. 382 f. und die jenem Artikel beiliegende Karte I.

[109]) Und zwar sowohl vor Vokal als in Pausa (n e u f h a b i t und h a b i t n e u f).

[110]) Da der Leser aus früheren Zitaten ersehen hat, welche Dialekt-Wörterbücher mir zur Verfügung stehen, begnüge ich mich hier mit den Ortsangaben.

[111]) Wir haben es hier mit einer falschen Rückbildung zu tun, die neben *swar* zu stellen ist. Vgl. oben S. 255 Anm. 77.

[112]) Jaubert 460 „C'est le *f* non senti comme dans *clefs*, *boeufs* etc. — Le *f* du masc. et le *v* qui le remplace dans le fém. ont également disparu chez nous.

[113]) Importiert ist sicher das *nöf* von P. 906. — Bemerkenswert das auf *neu* neu aufgebaute Fem. *neue* im Zentrum. — Vgl. im übrigen Thurot II, 138, wo *neu* im 17. u. 18. Jahrh. auch für Paris belegt wird.

[114]) *f* in altfranz. Graphien (*blef*). Noch *bleu* und *bleuf* bei Tabourot (1587). Ich bin dem Wort nicht nachgegangen.

[*veuf*] (K. 1382 veuf veuve) ist nicht volkstümlich. Wie G. Paris *Romania* XV, 440 mit Recht hervorgehoben hat, besitzt nur die Witwe eine rechtliche und soziale Sonderstellung. Daher beobachten wir nicht nur in den romanischen, sondern überhaupt in den indogermanischen Sprachen,[115]) daß der sprachliche Ausdruck für die „Witwe" das Primäre, für den „Witwer" das Sekundäre ist. In Nordfrankreich drückt sich das darin aus, daß [*veuve*] vielfach — und zwar ist dies der ursprüngliche Zustand[116]) — auch für „Witwer" gilt. Der Nordwesten hat ein [*veuvier*] gebildet, was an das deutsche Witwer erinnert. Daß [*veuf*] ein Expansionswort ist, würden wir aus der Karte herauslesen, auch wenn wir nicht wüßten, daß es erst spät auftritt. Bezeichnend sind besonders die Formen mit *f* auf provenzalischem und frankoprovenzalischem Gebiet. *f*-lose Formen finden wir in der Normandie, im Maine, im Dép. de la Charente (P. 610 und 621) und in den Vogesen (P. 140). Im übrigen wäre die Karte einem eingehenden Studium zu unterziehen, das gewiß allerlei Interessantes zu Tage fördern würde.

neuf „neun" (K. 906, vgl. auch K. 414 dix-neuf) hat den auslautenden Konsonanten wie andere Zahlwörter in Pausastellung abnormalerweise erhalten. *f*-lose Formen finden wir in Jersey und Guernesey, im Dép. de la Manche, in P. 371 (Seine-Inf.), P. 531 (Vendée) und an einigen Punkten an der französisch-prov. Sprachgrenze. Inwieweit die Erhaltung des *f* auf reichssprachlichem Einfluß[117]) (die Zahlwörter erliegen solchem als Verkehrsbegriffe leicht) beruht, wäre zu untersuchen. Der Vokal würde wohl speziell in den peripheren Gebieten allerlei verraten.

Unter den *-if*-Wörtern verdient *chétif* (vgl. K. 79, 826 und 827) deshalb besondere Beachtung, weil es in den Dialekten der südlichen Hälfte von Nordfrankreich in Bedeutungen vorkommt, die die Schriftsprache nicht kennt („schlecht" von Personen und von Dingen, „wertlos", „kleinlich", „geizig" etc.) und sich daher dem schriftsprachlichen Einfluß bis zu einem gewissen Grade entzieht. Dazu kommt, daß es sich, wohl infolge seiner Einsilbigkeit (*šeti* ist zu *šti* geworden), von den *-if*, *-ive* Adjektiven, die meist gelehrt sind (vgl. oben S. 261), losgelöst hat, was darin seinen Ausdruck findet, daß das Femininum wie das Maskulinum

[115]) Vgl. Walde, *Lat. et. Wb.* unter viduus.

[116]) Vgl. Gaston Paris *Romania* XV, 440. Daß *veuf* nicht vor dem 17. Jahrhundert auftritt, ist freilich nicht richtig. Littré zitiert ein Beispiel aus Du Bellay; und Lanoue (1596) spricht über die Aussprache von *veufs*. Vgl. oben S. 261 Anm. 92. — Das älteste Beispiel für *veuve* m. das God. im *Complément* zitiert, stammt aus der *Naissance du Chevalier au Cygne* (ungefähr 1200).

[117]) Vgl. z. B. in Bournois, nordöstlich von P. 54 (Doubs) altes *ñü* neben importiertem *nəf*.

lautet (also Typus [*chétie*]), oder nach *pti*, *ptit* zu *štit* [*chétite*] wird.[118]) Das letztere herrscht, soweit uns die oben genannten Karten des Atlas ling. informieren, vor. [*Chétive*] ist nur an einem Punkte der Karte mauvais (507 Vienne) und an einem Punkte der Karte mauvaises herbes (504 Creuse) belegt.[119]) [*Cheti*] kommt nach dem Atl. ling. vor in den Departementen Vendée, Char. Inf., Gironde, Charente, Deux-Sèvres, Vienne, H. Vienne, Creuse, Indre, Loir-et-Ch., Loiret, Cher, Allier, Saône-et-Loire, Nièvre, Yonne und Côte d'Or, also auf einem breiten Streifen, der sich längs der nordfranz.-provenzalischen Sprachgrenze bis zum Frankoprovenzalischen hinzieht. Das Gebiet läßt sich nach Norden erweitern durch die Angaben von Verrier und Onillon, Dottin (Bas-Maine), Jaubert (Centre) und Baudouin (Clairvaux).

Für vif vive (K. 1391), das lautlich und morphologisch ähnliche Bedingungen aufweist wie chétif chétive, würden wir eine analoge Entwicklung erwarten. Allein der Atlas ling. zeigt uns, daß die Kartenbilder der beiden Wörter grundverschieden sind. Finden wir bei chétif im Mask. ausschließlich *i*-Formen, so herrschen bei vif die *-if*-Formen vor. Lautet dort das Fem. vorwiegend *-ie* und *-ite*, so finden wir hier fast durchweg *-ive* und *-ife* und zwar hält sich *-ive* mehr nach der Peripherie hin. *f*-lose Formen besitzt im Mask. nur das Westnormannische (P. 394, 393, 395, 387, 377, 378, 367, 358, 359) und das nordwestlich ans Frankoprovenzalische angrenzende Gebiet, sowie das Frankoprovenzalische selbst. [*vive*] im Maskulinum zählt 20 Punkte im Nordosten, im Nordwesten und vereinzelt in 448 (Vendée), 226 (Seine), 153 und 143 (Meuse). Daß *vif* eine Expansionsform ist, unterliegt keinem Zweifel, ist es doch sogar ins Provenzalische und ins Frankoprovenzalische (kompakte Gebiete im Lyonnais und in Savoyen)[120]) eingedrungen, denen auslautendes *f* überhaupt fremd ist. Die große Verbreitung des Femininums [*vife*], das ganz aus dem nordfranzösischen Laut- und Formensystem herausfällt, ist nur unter reichssprachlichem Einfluß denkbar. Begleiterscheinungen der Expansion sind die Paare *vi* (Mask.) *vif* (Fem.) an den Punkten 325 (Orne), 128

---

[118]) Für die Assoziation von *[cheti]* mit *[petit]* spricht auch das *ch'tiau*, das Verrier und Onillon I, 205 verzeichnen. Es stellt offenbar *[chetiot]* dar und ist *petiot* nachgebildet. Dieses in demselben Wörterbuch II, 101 in der Schreibung *pequiot* belegt. — Endlich vergleiche man Thurot II, 172: „*Chetif*. *F* se prononce (effertur) comme *t*, *chetif instrument*, *chetif homme*, Raillet 23" [1664], d. h. zu *cheti* ist die vorvokalische Form *chetit* gebildet worden nach der Analogie von *peti* (Pausa und vorkons.): *petit* (vorvokalisch).

[119]) *Chétive* auch bei Verrier und Onillon, *Gloss. des patois et des parlers de l'Anjou* I, 196.

[120]) Dabei ergibt sich durch Anpassung an den einheimischen Maskulintypus des Adjektivs die Form *vifo*.

(Haute Marne), 19 und 14 (Côte d'Or) und 23 (Jura), deren transitorischer Charakter sich durch ihr Auftreten in der Grenzzone zwischen [*vif*] [*vive*] resp. [*vife*] und [*vi*] [*vive*] verrät. Ihre Entstehung ist nicht anders zu erklären als die Entstehung von [*boeu*] [*boeuf*] und [*oeu*] [*oeuf*].

tardive (K. 1283) lehrt uns nur insofern etwas, als wir aus dem Fem. [*tardie*] an den Punkten 359 (Ille-et-V.), 514 und 509 (Vienne), 1 und 105 (Nièvre), 30 (Jura), 76 (Vosges), 182 und 186 (Belgien) und 191 (Malmédy) auf ein Maskulinum [*tardi*], aus dem Femininum [*tardife*] an den Punkten 339 (Mayenne),[121]) 259 (Seine-Inf.)[122]), 303 (Indre), 630 (Gironde), 909 (Saône-et-L.), 28 und 38 (Haute Marne) auf ein Maskulinum [*tardif*] schließen dürfen, das für 327 (Orne), 632 (Gironde) und 986 (Aostatal!) direkt angegeben wird. Über die Volkstümlichkeit der Adjektive auf *-if* vergleiche oben S. 261. Im übrigen zeigen die zahlreichen Umschreibungen, mit denen der Satz „la chaleur a été tardive cette année" wiedergegeben wurde, daß diese Ausdrucksweise an vielen Orten nicht volkstümlich ist.

Das Fem. [*apprentive*] der Halbkarte apprenti, apprentie (B 1438) in Saintonge, Aunis und einem Teil von Poitou weist auf ein altes [*apprentif*],[123]) das heute zu [*apprenti*] geworden ist. [*Apprentie*] belegt der Atlas für Pas-de-Cal., für das Gebiet südwestlich von Paris, für den Unterlauf der Loire und das nordfr.-prov. Grenzgebiet, *apprentif* außer an den beiden in der Anmerkung genannten Orten an einigen Punkten der Dep. Mayenne und Sarthe. Im übrigen sind die Materialien des Atlas zu unvollständig und die Verhältnisse zu kompliziert, als daß ich ohne genaueres Studium Schlüsse ziehen möchte.[124])

Canif (vgl. K. 199), ein germanisches Lehnwort, das nach God. *Compl.* zum ersten Male in einem anjouinischen Text von 1441—1442 auftritt (seit dem 12. Jahrhundert ist dagegen die Ableitung *canivet* belegt),[125]) weist nach dem Atlas ling. in Nordfrankreich fast überall auslautendes *f* auf. Der Typus [*cani*] findet sich nur im Dép. de la Manche, in P. 440 (Mayenne), wo *gəni* neben *kenif* als veraltet bezeichnet wird, in 325 (Orne), 313 (Eure-

[121]) Wohl auch 349 u. 338 mit der Notierung *tardivə* (*v* mit übergeschriebenem *f* in der Notierung Edmonts).

[122]) Wohl auch 371, 361 u. 340 mit der Notierung *tardiv* und *tardivə* (*v* mit übergeschriebenem *f*).

[123]) Mit diesem ist das *apprentif* an P. 518 (Charente) und 611 (Dordogne) chronologisch wohl nicht zu identifizieren. Die beiden Formen dürften jünger sein als das umgebende *apprenti* und auf reichssprachlichem Import beruhen, der zu einer Zeit stattgefunden hätte, da *apprentif* noch als gut französisch galt.

[124]) Vgl. *Dict. gén.*, Littré und Nyrop, *Gramm. hist. du fr.* II, 280 f., III, 119.

[125]) Vgl. *Dict. gén.* unter *canivet*.

et-L.) und 315 (Sarthe), endlich an den Punkten 513 (D. Sèvres) und 514 und 509 (Vienne) an der prov.-franz. Sprachgrenze. Ins Provenzalische scheint das Wort in zwei Wellen gedrungen zu sein, einer ältern [*cani*] und einer jüngern [*canif*]. Ich schließe dies daraus, daß [*cani*] sich in denjenigen frankoprov. und provenzalischen Gebieten findet, die im allgemeinen weniger widerstandsfähig sind (Waadtland, Rhonetal, Dep. H. Vienne, Charente und Dordogne), also dem französischen Einfluß schneller erlagen, *canif* dagegen in den konservativeren Gebieten. Wenn meine Vermutung richtig ist, so läßt sich daraus auf eine einstige größere Verbreitung der *f*-losen Formen auch in Nordfrankreich schließen.[126])

Die Karte s u i f (1266) stellt uns zu schwierige lautliche Probleme, als daß ich sie im Rahmen der vorliegenden Arbeit zu lösen versuchen könnte. Soviel geht aber auch aus einer oberflächlichen Betrachtung hervor, daß [*suif*] im Vordringen begriffen ist, hat es sich doch sogar den Weg ins Frankoprovenzalische und Provenzalische gebahnt. Die Expansionsbedingungen werden kompliziert durch das gleichzeitige Vordringen von *suie* (K. 1265).[127]) Die *f*-losen Formen finden sich besonders an der Peripherie, vereinzelt auch im Innern von Nordfrankreich.

Das bunte Bild, das c e r f (K. 215) bietet und das gewiß nicht ohne Einfluß der widerstreitenden Strömungen in der Hauptstadt entstanden ist, bedürfte ebenfalls genauerer Analyse.

Aus der flüchtigen Betrachtung, der wir die Karten mit auslautendem *f* unterzogen haben, ergibt sich, wenn auch die Bedingungen von Wort zu Wort wechseln und eine Menge von Problemen noch der Lösung harren, eines mit Sicherheit: Die *f*-losen Pausaformen, mögen sie nun durch regelmäßige lautliche Entwicklung, durch lautliche oder formale[128]) Analogie entstanden sein, waren einst viel verbreiteter, die *f*-Formen sind im allgemeinen im Vordringen begriffen.[129]) Wenn also, wie uns der historische Teil unserer Untersuchung nahegelegt hat, der *f*-Schwund von der Peripherie nach dem Zentrum hin vorgerückt ist, so beobachten wir in jüngster Zeit ein vom Zentrum ausgehendes Zurückfluten der *f*-Formen. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, erscheint uns das moderne Vordringen von *soif* bloß als eine Episode, eine Teilerscheinung der allge-

---

[126]) Vgl. das veraltende *gəni* an P. 440 (Mayenne). Vgl. Dottin (Bas-Maine) S. 223 *gani(f)*, S. 227 *gəni* (im nordöstl. Teil des Dep. Mayenne) und S. 284 *kəni*.

[127]) Wer an die Wirkungen der Homonymie noch nicht glaubt, der möge die Karten s u i f und s u i e aufmerksam studieren und vergleichen. Ich gedenke gelegentlich auf diese Karten zurückzukommen.

[128]) Im Paulschen Sinne.

[129]) Wenn ich für jedes Wort ein Kartenbild beigeben könnte, würde dieses Faktum noch viel klarer hervortreten.

meinen Entwicklung. Und wenn wir, worüber uns die historischen Belege im Ungewissen lassen, in altfranzösischer Zeit [*soif*] an Orten finden, die es heute nicht mehr besitzen,[130]) so ordnet es sich auch in dieser älteren Entwicklungsphase dem allgemeinen Geschehen unter: Es ist in mittelfranzösischer Zeit das *soif*-Gebiet auf ein Minimum zusammengeschrumpft, um wie die Gebiete anderer auf *f* auslautender Wörter (vgl. insbesondere *boeuf* und *oeuf*) in neufranzösischer Zeit sich von neuem auszudehnen. —

In der Besprechung meiner *Sprachgeographie*, die er in den *Gött. Gel.-Anz.* 1909 S. 138 ff. veröffentlicht hat, hebt Meyer-Lübke einleitend hervor, daß durch die Feststellung der Expansionskraft der Sprache, wie sie sich aus der Betrachtung des Atlas linguistique ergibt, ein neuer Faktor in unsere Auffassung vom Wesen und Leben der Sprache nicht eingeführt werde. Er hat damit gewiß recht; allein er vergißt eines: die fortschreitende Einsicht in Wesen und Leben der Sprache hängt nicht nur davon ab, ob neue Faktoren in die Auffassung eingeführt werden, sondern auch davon, welche Bedeutung man schon bekannten Faktoren beimißt.[131]) Daß aber in dieser Beziehung der Atlas linguistique eine tiefgreifende Verschiebung zu bewirken bestimmt ist, dürfte nun doch nachgerade in die Augen springen. Es dürfte nicht mehr zu bestreiten sein, daß die Bedeutung der lautlichen, morphologischen und syntaktischen Expansionserscheinungen eine unendlich größere ist, als man bisher geglaubt hat, und daß die Regelmäßigkeit der lautlichen Entwicklung eine weit geringere ist als Meyer-Lübke, Herzog und andere Forscher annehmen, wenn sie auch theoretisch die Existenz der Expansionserscheinungen durchaus nicht bestreiten. Wie könnte sonst Meyer-Lübke als Beleg dafür, daß der Atlas linguistique in dieser Beziehung nichts Neues bietet, ein Buch wie das von Joret nennen, und wie könnte Herzog ganz moderne Formen (*soif*, *boeuf*, *oeuf* an den meisten Punkten, an denen sie heute auftreten) als beiläufig tausend Jahre alt ansehen?

Ich fasse die Resultate meiner Untersuchung, soweit sie *soif* betreffen, zusammen:

1. Über die Entstehung von *soif* können wir beim heutigen Stande unserer Kenntnisse nichts Bestimmtes sagen.

---

[130]) Ziemlich sicher ist das, wie wir gesehen haben, im Westen (vgl. oben S. 254).

[131]) Daß, um ein Beispiel herauszugreifen, das einem nach der Lektüre des letzten Heftes von *Wörter und Sachen* (Bd. III, 1) besonders nahe liegt, der Etymologe auch die Sachen kennen muß, ist gewiß keine neue Forderung; und doch hätte man unrecht, den Männern ihr großes Verdienst abzusprechen, die in den letzten Jahren für die Verbindung von Wortforschung und Sachforschung gestritten haben.

2. Die heutige Verbreitung von *soif* steht in keiner direkten Beziehnung zur Entstehung dieser Form.

3. **Das heutige soif - Gebiet ist ein modernes Expansionsgebiet.**

Die Ansicht Herzogs, wonach das heutige Gebiet der Rest eines früheren ausgedehnteren Gebietes wäre, ist verkehrt. Sie beruht:

a) Auf der Vernachlässigung des geographischen Gesichtspunktes.
b) Auf einer ungenügenden Kenntnis des Gesamtzustandes der nordfranzösischen Mundarten.
c) Auf der kritiklosen Verwendung altfranzösischer Belege zur Feststellung linguistischer Fakta.

In dem Abschnitt „Gibt es Lautgrenzen?" (*Sprachgeogr.* S. 4—6) bin ich unter Zugrundelegung von 15 Karten, die sich auf 3 Phoneme beziehen, zu folgender Antwort gelangt:

„Das Lautgesetz, das da sagt, daß ein gewisser (lateinischer) Laut unter gewissen Bedingungen an einem bestimmten Orte sich gleich bleibt oder sich zu einem bestimmten neuen Laut entwickelt, ist eine Abstraktion. In Wirklichkeit hat jedes Wort seine besondere Geschichte.

Gebiete gleicher lautlicher Entwicklung bei verschiedenen Wörtern decken sich auch in sprachlich widerstandsfähigen Gegenden nur annähernd. Immerhin lassen sich bei sorgfältiger Sichtung der Beispiele häufig die Normalgebiete ungefähr feststellen."[132])

Ich habe diese Sätze auf rein empirischen Wege gewonnen und ich mache mich anheischig, ihre Richtigkeit an hundert weiteren Beispielen nachzuweisen. Ich habe weder die Gesetzmäßigkeit der lautlichen Entwicklung, noch die Konstanz der Lautgrenzen a priori geleugnet, wie der Leser von Herzogs Aussetzungen glauben muß. Theoretische Erörterungen lagen mir, trotzdem die empirisch gewonnenen Resultate durch

---

[132]) Man vergleiche damit, was Schuchardt im letzten Januarheft der *Zeitschr. f. rom. Phil.* schreibt (XXXV, 90): „Die Wortgeschichte liegt der Lautgeschichte voraus; diese löst sich aus jener ab und schwingt sich gebieterisch zu ihrer Führerin auf; sie darf aber nicht vergessen, daß sie in einer ganz bestimmten Abhängigkeit von ihr zu bleiben hat. . . . . Zwischen dem Lautwandel, der sich nur in einer Wortform aufzeigen läßt und dem „ausnahmslosen" besteht eine ununterbrochene Stufenreihe. . . . das Lautgesetz ist nichts Ursprüngliches, sondern etwas Gewachsenes".

solche sehr wohl zu stützen gewesen wären, durchaus fern.[133]) Für so naiv wird mich, nehme ich an, selbst Herzog nicht halten, daß ich auf knapp zwei Seiten die Lautgesetzfrage zu lösen unternähme. In einem Artikel, der zur einen Hälfte aus Selbstverständlichkeiten (für die sich übrigens der Verfasser selber entschuldigt), zur andern aus Postulaten, Hypothesen, Annahmen und Vermutungen besteht, glaubt Herzog meine Feststellungen erschüttern zu können. Sobald Herzog sich entschließt, nach s e i n e r Methode die Entwicklung eines Lautes (freies betontes vlat. ę würde ein würdiges Thema sein) auf dem Gesamtgebiet der französischen Mundarten erschöpfend zu besprechen und sich nicht mit der Aufzeigung abstrakter Möglichkeiten zu begnügen, sobald er sich nicht mehr auf den Standpunkt stellt: ich habe meine Theorie, möge der Atlas linguistique sehen, wie er sich damit abfindet, werde ich die Diskussion weiterführen. Bis dahin bitte ich ihn, den Vorwurf der Oberflächlichkeit für sich zu behalten.[134])

K. Jaberg.

---

[133]) Wie Herzog im *Literaturbl.* 1911 Sp. 237 dazu kommt, mir das Recht abzutheoretisieren, mit den Normalgebieten zu arbeiten, die ich empirisch festgestellt habe, ist mir unverständlich.

[134]) S. 264 und auf der Kartenbeilage II ist, wie ich nachträglich bemerke, P. 263 (Somme) irrtümlich unter den Punkten mit *bǫ̈f* im Plural angeführt.

Miszellen.

Friedrichs des Großen erste französische Reimversuche.

(Zum 200 jährigen Geburtstag des Dichters.)

Die folgenden Reimversuche des jungen Fritz sind die ersten ihrer Art, insofern keine früheren bekannt sind. Sie sind bis jetzt noch nicht veröffentlicht und finden sich in Facsimiles auf dem Geh. Staatsarchiv zu Berlin (Rep. 94, IV Lb.). Sie wurden in einem geheimen Schubfach eines alten Schreibtisches gefunden, der aus Rheinsberg stammt. Die Handschrift ist zweifellos die des Kronprinzen Friedrich, jedenfalls was die beiden ersten Gedichtchen betrifft, mit voller Wahrscheinlichkeit auch in betreff des dritten, wie mir Herr Dr. Volz, der Herausgeber der *Politischen Korrespondenz Friedrichs des Großen*, bestätigte.

Während die ersten bis jetzt bekannten poetischen Produktionen Friedrichs aus der Zeit nach dem Fluchtversuch (1730) stammen und in das Jahr 1731 gehören, sind unsere Verse jedenfalls vor jenem einschneidenden Ereignis geschrieben und gehören in die Jahre 1728 oder 1729. In diesen Jahren besuchte Fritz nachweislich das Tabakskolleg, aus dem er in den ersten Versen eben herauskommt, und in dem Jahre 1728, seinem sechszehnten Lebensjahr, erklärte er in seinem Alter, nach einer Notiz seines Gesellschafters Lucchesini, die ersten Verse gemacht zu haben.

I.

je Sort de la tabajie
oux Sens melér la majie
[j'aurez pancé etoufér]
lon peux fortbien S'enujér
lon parle de batailér
et moi qui d'humeur pasiphique
n'aime point cete pratique
je m'enfui dabort aux roti
point par ce que j'us apeti
mais pour boire d'un halene
à la senté de La Cher Reine.

Die eingeklammerte Stelle ist wieder ausgestrichen, aber zum Verständnis des Vorhergehenden wünschenswert. *J'eus* schreibt der Kronprinz noch später statt *j'eusse*; *u n haleine* ist ein weiterer Fehler: im übrigen ist das Französische, von der völlig im argen liegenden Orthographie abgesehen, ziemlich korrekt. Von Metrik hat der Anfänger freilich noch wenig Ahnung. Der Inhalt zeigt Friedrichs bekannten Spott über das Tabakskolleg, seine Friedensliebe, die er auch später oft betonte, wenn er ihr auch nicht Gehör schenken konnte, und endlich seine Verehrung der Mutter.

II.

Lote à rimé Sur le Saint maszaux
mais je soutien en fasze de son musaux
que je lui ferai avouér
q'on ne peut plus que moi à la Reine se devouér.

Zum Verständnis dieses Quatrain ist das in der Handschrift davorstehende Quatrain von Schwester Lotte, der späteren Herzogin Philippine Charlotte von Braunschweig, notwendig, das lautet:

La Reine veut que je dois rimer à l'étron Massow.
Que peut-on dire d'un si saint museau?
Le peu d'esprit qui lui reste lui fait avouer
Qu'il n'est pas le seul à la Reine dévoué.

Der „Waschlappen" Massow ist wohl — nach den „*Nachrichten über das Geschlecht derer von Massow*" (Berlin 1878) zu urteilen — entweder der bei Friedrich Wilhelm I. sehr beliebte Oberpräsident von Pommern, Caspar Otto von Massow, oder dessen Sohn Joachim Ewald von Massow, Kapitän beim Infanterieregiment von Schwerin zu Frankfurt a. O., Amtshauptmann zu Rügenwalde und Domherr zu Cammin. Näheres vermag ich über ihn nicht anzugeben zur Aufklärung des schmeichelhaften Epitheton. Aus den Worten ‚*La Reine veut*' scheint hervorzugehen, daß die Königin Sophie Charlotte diese Reimversuche ihrer Kinder veranlaßt hat. Auf wen sich das folgende Epigramm bezieht, ist nicht ersichtlich. Es ist nur dadurch interessant, daß es bereits im Keime den Sinn für Pointen zeigt, in denen der König später so stark war. Es lautet in moderner Orthographie:

III.

Ci-gît de qui l'esprit inconstant
Préféra la mort à la vie pour le changement.

Steglitz. W. MANGOLD.

Über frz. là.

Es handelt sich um den Gebrauch von *là* in Sätzen wie *Et puis, pouf, je m'endors, mais là je dors à n'pas entendre gueuler l'ange du jugement dernier*, Maupassant, Mlle. Fifi, etwa zu übersetzen: „und dann, plumps, schlafe ich ein, aber weißt du ich schlafe so, daß man hätte Kanonen abfeuern können". Dieses *là* findet sich meist nach einem *mais*, das dem Vorhergehenden nicht etwas gegenüberstellt, sondern dieses näher ausführt (Typus: *c'est bon, mais très bon*): *Un mari qui vous aime, mais là, tout à fait, sait trouver un tas de petits coins à cacher des baisers*, Mlle. Fifi; *et nous allons vous tourner un article, mais là, un article à succès*, Maupassant, Bel Ami; *voulez-vous que nous soyons amis, bons amis, mais là, de vrais amis, sans arrière-pensée?* ebenda (mit hübscher Klimax); *Henriette avait un défaut, par exemple, oh! mais là, un sale défaut*, Courteline, Boubouroche. *Là* könnte in allen diesen Beispielen durch „wissen Sie!" oder „wirklich" oder „nun aber" übersetzt werden; neben *tu sais* findet es sich denn auch im Bel Ami: *Mme. Walther est une de celles dont on n'a jamais rien murmuré, mais tu sais, là, jamais, jamais.* Zur Erklärung könnte man an das *là* mit der Bedeutung „da, diesmal, in diesem Fall" (das Littré unter No. 4 s. v. *là* bespricht) denken, z. B. in *(il) reconnaissait là tout entières ces deux ennemies acharnées des gens de bien, l'administration et la loi*, Courteline, Boubouroche: in unserem Fall würde das *là* vor der näheren Ausführung eines Begriffes andeuten, daß ‚in diesem Fall' kein gewöhnlicher Artikel verfertigt werden soll, sondern ein [wirklicher,] erfolgreicher Artikel, daß Henriette einen Fehler hatte, aber ‚nun einmal' (das Deutsche verfährt hier ganz gleich!) einen ekelhaften, ausgiebigen Fehler etc., allgemein gesagt, daß in vielen Fällen dies oder jenes behauptet wird, diesmal aber die Behauptung am Platze sei. Auffällig wäre nur die — sekundäre? — Unterbrechung des Satzes durch eine Pause nach *là*. Daher wird eher das exklamative *là* = ‚siehe!' vorliegen (wie in *ça me fait bien de la satisfaction, là*, Goncourt, Fille Élisa; *Eh bien, là, vrai, est-ce que tu n'as jamais eu la tentation de ....?* Maupassant, le Colporteur): ‚ein Artikel, da (= ‚na paß mal auf!'), ein erfolgreicher Artikel' etc. Die Pause nach *là*, wohl durch eine Geberde unterstützt, läßt dem Hörer Zeit, ja macht ihm Lust, sich das Nähere auszumalen: ‚ich schlafe ein — na weißt du [= ich kann es dir nicht schildern] — ich schlafe...' Der interjektive Charakter erhellt u. a. auch daraus, daß alle obzitierten Beispiele der direkten Rede entnommen sind, daß, wenn *là* gestrichen wurde, nur die Lebhaftigkeit der Behauptung herabgemindert, nicht der Sinn leiden würde, daß endlich dem *mais là* in einem Beispiel *oh!* und *par exemple!* vorangehen, wodurch die Wiederholung des partitiven *de* nötig

wird. So sagt auch Littré, s. v. *là* No. 10: Dans le s t y l e f a m i l i e r et e x p l é t i v e m e n t (?), *là* se dit quand on insiste sur quelque circonstance, quand on excite l'attention ou le souvenir de celui à qui l'on parle, und seine Auffassung scheint sich mit der meinigen zu decken, da er den als historischen Beleg wichtigen Satz aus Marivaux: *Avez-vous de l'amour pour elle, là, ce que l'on appelle de l'amour; ce n'est pas de l'amitié que j'entends* neben Fälle stellt wie: *je m'en vais vous aider; là, regardez-moi bien.*

Fz. *là* besitzt bei weitem mehr rhythmische Tragkraft und Eindrucksintensität als das phonetisch gleich gebaute und synonyme ‚da' im Deutschen: mußten wir schon in den obigen Fällen *là* durch Sätzchen wiedergeben, so würde in den folgenden Sätzen die Übersetzung durch ‚da' ganz farblos wirken: *elle fit un effort pour trouver les mots qui traduiraient une pensée qu'elle avait là, précise et lucide* (*là* = ‚vor sich'), Bourget, André Cornélis; *croyez-vous .... que cette ressemblance soit assez grande pour que je puisse faire tressaillir l'assassin s'il me rencontrait tout à coup, là, ainsi?* ebenda (*là* gleichgeordnet mit dem voluminösen *tout à coup*, dem satzschließenden, also starkbetonten *ainsi*); *elle soulageait ma conscience du reproche que je me faisais trop souvent de demeurer là, inefficace*, ebenda; *elle était restée, là, elle, morte d'anxiété, entendant par minutes les voix qui grondaient*, ebenda; *lorsque j'étais là, immobile, le cœur battant, les yeux fixes, en proie à la même émotion*, ebenda; *réalité ou roman, ces hypothèses se tenaient là, devant moi qui ne pouvais pas demeurer sur une ignorance ou un doute*, ebenda; *il avait une maladie de cœur et dépérissait à vue d'œuil. Et je voyais sa femme, là, tranquille près de lui*, An. France, Le crime de Sylvestre Bonnard; *Jean, mon fils, était là, debout, nous regardant*, Maupassant, le Colporteur. Es ist natürlich klar, daß man im Fz. *tomber là, rester là, planter là* ebensowohl wie im Deutschen ‚h i n fallen, d a bleiben, s t e h e n lassen' sagen kann (obwohl *tomber là* — vgl. etwa *j'eus peur de tomber là, sur le tapis*, Bourget, André Cornélis — mehr sagt als ‚hinfallen', *être là, debout* mehr ist als ‚aufrecht stehen'); nicht das Syntaktische des Ausdrucks, sondern das psychologische Motiv seiner Entstehung ist bemerkenswert: das Verb + *là* drückt nichts als ein Dasein, Dableiben etc. aus, erst später erfahren wir aus den prädikativischen, durch eine Pause abgesonderten Bestimmungen die nähere Modalität dieses Daseins; dadurch, daß vorerst die Existenz als einzige Tatsache mitgeteilt wird, gelangt diese zu größerer Eindruckskraft, sie bildet einen Kulminationspunkt, einen Moment der Spannung, von dem erst die prädikativen Bestimmungen uns befreien: *lorsque j'étais là* (< >), *immobile* = ‚als ich [ratlos] dastand — ohne mich zu bewegen'. In dem Beispiel *elle était restée là, elle, morte ...* rekapituliert *elle* die ganze Situation. Der sprachliche Ausdruck

des Fz. ist also „das Korrelat zweier apperzipierter Vorstellungen", wie J. Haas sagen würde. Ins Deutsche ist ein *demeurer là, inefficace* mit seiner rhythmisch-gedanklichen Zweiteilung (dableiben + untätig) ohne Opferung eines Gliedes (entweder: ‚unwirksam bleiben' oder ‚nur so dastehen', nicht: ‚dableiben, unwirksam') nicht zu übertragen. Auch wirkt der rhythmische Gegensatz eines mit dem oxytonen Monosyllabum *là* abschließenden Wortkomplexes und der abwechslungsvollen Reihe der nachfolgenden Bestimmungen oder der silbenreichen einzelnen Bestimmung: *lorsque j'étais là, immobile, le cœur battant, les yeux fixes, en proie à la même émotion* oder *demeurer là, inefficace* (*là* ⏑⏑⏑–́). Das *là* könnte man oft als „Vergegenwärtigungspartikel" bezeichnen: es bezieht sich oft auf einen „idealen", nur dem Sprecher, nicht dem Hörer bekannten Ort: gleichsam visionär bezeichnet A einen Punkt mit *là*, den B erst geistig aufsuchen muß: *une pensée qu'elle avait là, précise et lourde*; *ces hypothèses se tenaient là, devant moi ...*; *et je voyais sa femme, là, tranquille près de son lit.*

Wien. L. Spitzer.

fr. tuer.

Ich finde nachträglich, daß ich in meinem Artikel über *tuer*, den ich für die *Studi letterari e linguistici dedicati a Pio Rajna* geschrieben habe, die Form *tuent* des Cambridger Psalters unrichtig aufgefaßt habe. Wie schon Fichte, *Flexion*, S. 27, gesehen, ist dies *tuent* ohne Zweifel die regelrechte Wiedergabe des lat. *tŏnet*. Damit fällt die vornehmste Stütze meiner Etymologie *tutan* > *tuer*. Der kritische Teil meines Artikels wird aber davon nicht berührt.

J. Vising.

Die Chastelaine de Vergy bei Margarete von Navarra und bei Matteo Bandello.

Eine Entgegnung.

In meinem Buche „*Die Kastellanin von Vergi in der Literatur* ..." ist gezeigt, daß Margarete die Novelle Bandellos in einer Abschrift als Vorlage benutzt hat. Die spätere Drucklegung der Novelle Bandellos gegenüber der Margaretens beweist nichts für die Priorität der letztern. Wenn Margarete sonst nicht Bandello nachahmte, diese stofflich großartige Erzählung zog sie eben an. Aus der noch breitern Darstellung Bandellos konnte Margarete sehr leicht einiges weglassen. Ihrer Benutzung der altfranzösischen Novelle widersprechen die Abweichungen davon, die meine Arbeit nachweist. Bei Margarete steht „*d'Ixion*", bei Bandello „*di Titio*". Sicherlich beruht das darauf,

daß „*di Titio*“ in der Vorlage Margaretens schlecht geschrieben war oder flüchtig gelesen wurde und so zu „*d'Ixion*“ führte. Golluts Schilderung auf Bandellos Novelle oder deren französische Übersetzung als Vorlage zurückzuführen, ist nicht angängig: Gollut nennt den Herzog Hugues und läßt ihn in den heiligen Krieg ziehen, „wo er starb“. Wie ich sehe, hat auch Morellini („*Matteo Bandello*“, 1900) das Jahr 1518 als Entstehungszeit der Novelle Bandellos angenommen, im übrigen noch mehrere andre des IV. Teiles der Zeit bis 1520 zugewiesen, so daß demnach der IV. Teil aus der ganzen, nicht bloß der letzten Schaffenszeit Novellen enthält. Nach Morellinis Aufstellung hat Bandello alle Novellen (‚drei ausgenommen‚) bis 1554 abgefaßt, und nach 1555 hat er vielleicht nicht mehr gelebt.

Berlin. EMIL LORENZ.

Antwort.

Eine derartige Entgegnung, die auf einige Punkte meiner ausführlichen wohlbegründeten Darlegungen (Zsch. XXXVI[1] S. 103 bis 115) mit unbewiesenen Versicherungen des Gegenteils antwortet und das übrige übersieht, kann ich unmöglich ernst nehmen. Ein Beispiel mag indes das Ganze beleuchten: Die schlichten Worte Margaretens:

> „O mon cueur, trop craintif de mort & de banissement, dechiré soys tu des aigles perpetuellement comme celluy de Ixion.

sollen aus Bandellos abgeschmackter Steigerung:

> Ahi, cor mio scelerato troppo timoroso di morte, o di perpetuo esilio, perche non diuenti cibo immortale di vn famelica Aquila comme quello di Prometeo, o, come il fegato di Titio, sia tu corroso da vno mordace e famellico Auoltoio.

entlehnt sein, wobei Margarete über das richtige „Prometeo“ hinwegstolperte, flugs aus „di Titio“, „de Ixion“ machte und den Geier (Auoltoio) mit samt der Leber (fegato) zum Geier schickte! Difficile est satiram non scribere.

München. ARTHUR LUDWIG STIEFEL.

Zeitschrift

für

französische Sprache und Litteratur

begründet von

Dr. G. Kœrting und **Dr. E. Koschwitz**
Professor a. d. Universität z. Kiel — weil. Professor a. d. Univers. z. Königsberg i. Pr.

herausgegeben

von

Dr. D. Behrens,
Professor an der Universität zu Giessen.

Band XXXVIII.
Referate und Rezensionen.

Chemnitz und Leipzig.
Verlag von Wilhelm Gronau.

INHALT.

Referate und Rezensionen.

Miszellen.

Referate und Rezensionen.

Siluiae uel potius Aetheriae peregrinatio ad loca sancta, hgg. von W. Heraeus. Heidelberg, 1908, Karl Winters Universitätsbuchhandlung [Sammlung vulgärlateinischer Texte, hgg. von W. Heraeus und H. Morf].

Meister, Karl. *De Itinerario Aetheriae abbatissae perperam nomini S. Silviae addicto* [Rheinisches Museum, 6 H. (1909), 337—392].

Nous voici bien en retard pour annoncer l'édition de M. Heraeus et nous nous en excusons bien sincèrement auprès des lecteurs de cette revue. Nous regrettons d'autant plus ce retard qu'il s'agit ici du premier volume d'une collection intéressante entre toutes et destinée à rendre de grands services aux étudiants en philologie latine ou romane et même à leurs maîtres. Quelque opinion que l'on ait sur ce que l'on appelle le «latin vulgaire», il y a toute une «littérature» dont la connaissance est indispensable à ceux qui s'occupent de la décadence de la langue latine et des origines des langues romanes. Seulement, s'il est facile aux maîtres de se procurer la plupart de ces textes, il n'en est pas de même pour les étudiants. La nouvelle Collection répond donc à un besoin.

Les directeurs ont été bien inspirés de commencer par la *Peregrinatio ad loca sancta*. Ce texte est précieux à plus d'un titre et les études nombreuses dont il a été et dont il est encore l'objet le prouvent bien. L'édition comprend une courte préface et une bibliographie sommaire. Le texte a été établi conformément à celui du manuscrit d'Arezzo. C'est là encore une idée heureuse. Ce texte est corrompu, c'est certain; plusieurs passages sont et resteront inintelligibles. Mais dans la correction de ce texte et de cette langue barbare une prudence extrême est obligatoire. Les corrections proposées par le nouvel éditeur sont peu nombreuses et la plupart paraissent justifiées. On ne peut pas en dire autant de quelques éditeurs précédents, en

particulier de Bechtel, qui a pris avec le texte de la *Peregrinatio* des libertés un peu trop grandes.

Cependant quelques corrections proposées en note par M. Heraeus ne me paraissent pas nécessaires. Ainsi p. 5, l. 2 le texte *licet et tectum non sit* présente un sens satisfaisant; il n'en serait certainement pas de même avec *lectum*. P. 19, l. 18: il semble que M. P. Geyer ait raison de regretter *ante*: je lirais *per quas ieramus* [iam ante] *tres annos*; cf. la ligne 22 de la même page: *iam tres anni*. Chapitre XXXI, l. 2: *in ecclesia* [ubi] *sedet episcopus?* P. 46, l. 28, lire *die*.

Il y aurait peut-être intérêt à rendre uniforme l'orthographe de mots comme *quem ad modum*, écrit tantôt en trois mots, tantôt en un seul. De même p. 3 on lit *inbeccillitate* et p. 7 *inbecillitate*: si ce n'est pas là une faute de typographie, c'est une faute du scribe. De nouveaux fragments de la *Peregrinatio* ont été découverts et publiés par D. D. de Bruyne *(Revue Bénédictine*, 1909, p. 481—484). Malheureusement ils ne comprennent qu'un feuillet et dans ce feuillet même une dizaine de lignes seulement étaient inconnues. D'autre part les recherches poursuivies en Espagne par Dom Férotin n'ont pas abouti jusqu'à maintenant. Contentons-nous donc des fragments qui nous restent, en attendant qu'un heureux hasard vienne à notre secours. Ces fragments ne représentent pas d'ailleurs le texte authentique de la *Peregrinatio*: en une ligne ou deux le compilateur résume plusieurs lignes du texte. Cependant on peut relever quelques leçons intéressantes: ch. III, 2: *fumigabat* (A), *fumabat* (fragment de Madrid, M); ch. III, 6: *petrinus* (A), *pitrineus* (M). Ch. XVI, 3: *corui escam portabat* (A) = *corvus ei escam portabat*; *corbus escam Aeliæ afferebat* (M): quoique ce fragment du manuscrit de Madrid soit une périphrase du texte, il ne semble pas justifier la conjecture que M. Heraeus propose en note: *corvi ei escam portabant*. Ch. XX, 12: *Niuizin* (M). On lit dans les fragments *monasterium* et *monasterius* (ligne 9, 11).

Dans le premier passage inédit on lit: *uibunt (uiuunt)*, *nihil similantes Amalecites*, *exacrant*, *pro iuramentum dicant*. Dans le second: *egressurum Abraham de Hur Chaldeorum ciuitas*. Si ces fragments ne sont qu'un résumé de certains passages de la *Peregrinatio*, on peut dire que le copiste s'est bien assimilé l'incorrection de l'original.

A peu près en même temps que paraissait l'édition Heraeus, M. Karl Meister consacrait à la *Peregrinatio* une étude qui apporte[1]) sur quelques points importants des conclusions nouvelles. M. K Meister n'a pas eu de peine à démontrer que la *Peregrinatio* était plus récente qu'on ne le croyait. Pour ma part j'avais

[1]) Rheinisches Museum 64, p. 337—368 [cf. cette *Zeitschr*. XXXV², p. 16 f.].

accepté depuis longtemps les conclusions de M. Clermont Ganneau, qui a été un des premiers à établir la véritable date de la *Peregrinatio*; malheureusement j'ai connu son article trop tard pour l'utiliser dans mon étude de 1905 (*De latinitate libelli qui inscriptus est Peregrinatio ad loca sancta*). M. K. Meister revient sur le sujet traité sommairement par M. Clermont Ganneau et confirme par de nombreux arguments, tirés de l'histoire religieuse de l'Orient, les conclusions du savant orientaliste français. Il résulte de ses recherches que Aetheria aurait quitté Jérusalem entre les années 534 et 539 (p. 357).

M. Meister me paraît beaucoup moins heureux quand il essaie de démontrer que l'auteur de la *Peregrinatio* est originaire de la Gaule et non de l'Espagne. J'ai été frappé, je l'avoue, par un de ses arguments, d'après lequel il n'y aurait pas eu de couvents de femmes en Espagne, ou plutôt dans l'Espagne occidentale, avant le milieu du VIe siècle environ, c'est-à-dire plusieurs années après l'epoque où l'on place le voyage d'Etheria en Terre Sainte. Mais cet argument ne paraît pas aussi solide que le croyait M. Meister et que je le croyais moi-même sur son témoignage. On le verra par la note additionnelle qui accompagne ce compte rendu.

Les témoignages du moine Valérius résistent à la réfutation qu'a tenté d'en faire M. Meister: *occidua plaga*, *occidua pars*, *occiduum mare*, termes dont se sert Valérius, me paraissent désigner la même contrée, celle d'où Valérius est originaire; ces mots sont un peu vagues en apparence, mais ils peuvent désigner la longue côte qui s'étend depuis la Lusitanie jusqu'à l'Aquitaine. L'allusion aux poissons de *Mare Italicum* dans Paul Diacre n'est pas un argument suffisant: Etheria ponvait avoir mangé des poissons de la «mer Italique» soit dans son voyage, soit pendant un séjour qu'elle peut avoir fait, en allant en Terre Sainte, dans un couvent de Provence ou d'Italie, etc. Cet argument ne me paraît pas plus valable que celui qu'on a tiré du fait qu'elle ne connaît pas le flux et le reflux: cela prouve qu'elle n'habitàit pas au bord de l'Océan, mais à l'intérieur des terres, comme le fait observer M. Meister. Quant aux arguments tirès de la langue d'Etheria, ils ne m'ont pas convaincu. J'ai conclu mon étude de 1905 en disant que si nous n'avions à notre disposition, en ce qui concerne la *Peregrinatio*, que des arguments d'ordre linguistique nous pourrions renoncer à l'espoir de retrouver la patrie de son auteur. Les arguments de M. Meister n'ont pas ébranlé ma conviction sur ce point. Il n'y a rien de spécifiquement provençal dans la *Peregrinatio* et je n'ai pas pu démontrer qu'il y eût rien de spécifiquement espagnol. La tentation pourrait venir de regarder comme hispanisme l'emploi de *parati* (éd. Heraeus, ch. XXIX, 3; XXX, 2; XXXVI, 3) = esp. *parados*, *vicus (quod nos dicimus uicus)* = port. *beco*, etc. Mais je connais

trop la fragilité d'une pareille base pour établir là-dessus des conclusions fermes. En attendant qu'un heureux hasard vienne nous apporter, avec le texte complet de la *Peregrinatio*, la solution définitive du problème, nous nous réjouissons que l'édition de M. Heraeus et l'étude si consciencieuse de M. Meister aient de nouveau appelé l'attention des latinistes et des romanistes sur un texte dont l'importance reste considérable.[2])

J. ANGLADE.

Note Additionnelle.

M. Zacharie Garcia a publié récemment le texte de la lettre du moine Valérius, d'après un nouveau manuscrit de Tolède, écrit en 902 (Z. Garcia, *La lettre de Valérius aux moines de Vierzo sur la bienheureuse Aetheria*, in *Analecta Bollandiana*, tom. XXIX, fasc. IV, p. 377—399). Il y réfute un argument de M. K. Meister qui m'avait frappé. M. Meister ne croit pas qu'il y ait eu en Galice, au commencement du VI[e] siècle, des couvents de femmes. Mais M. Z. Garcia cite un texte d'Idace, d'après lequel en 456, en pleine domination suève, il y avait déjà en Galice des Vierges consacrées à Dieu *(virgines Dei)*.

M. Z. Garcia réfute également l'argument tiré des poissons savoureux du *Mare Italicum*, dont nous parle Paul Diacre, dans un passage extrait probablement de la *Peregrinatio*. Cet argument ne paraît pas très solide à M. Garcia: je suis de son avis. L'argument tiré de la comparaison de l'Euphrate et du Rhône ne le frappe pas davantage.

Enfin M. Z. Garcia me paraît avoir démontré par plusieurs exemples topiques empruntés soit à Valérius lui-même, soit à ses contemporains que des expressions comme *extremo occidui maris Oceani litore (exorta)* sont des expressions géographiques techniques, qui, chez les écrivains du temps, désignent la *Galice*. „Cette conclusion, ajoute-t-il, est confirmée par le premier texte: *dum olim* . . . On ne comprend pas autrement la connexion de ces deux idées, que Valérius donne comme corrélatives: le voyage d'Aetheria d'un côté, et, de l'autre, l'état du christianisme en Galice à ce temps là" (P. 390). M. Garcia conclut que Aetheria, née en Galice, suivant le témoignage de Valérius, a pu cependant habiter l'Aquitaine.

Enfin nous signalerons, en terminant, un compte rendu du travail de M. K. Meister, qui remet en question les résultats acquis. Ce compte rendu a paru dans la *Revue Biblique* (1910, p. 432—445) sous la signature de M. Joseph Deconinck. Il est impossible de résumer ici les arguments d'ordre archéologique et liturgique donnés par M. Deconinck (durée du Carême à Jérusalem, description d'Edesse, organisation du monachisme en Espagne et dans le reste de la chrétienté, etc.). Nous ne pouvons citer que la conclusion de ce long et important compte rendu: „Après une étude détaillée de la thèse de M. Meister, nous ne comprenons bien cet itinéraire que si nous persistons à le dater de la fin du IV[e] siècle". Voilà la voie encore ouverte à de nouvelles discussions! J. A.

---

[2]) La collection des textes de latin vulgaire, inaugurée avec l'édition de la *Peregrinatio*, s'est augmentée jusqu'ici (mars 1911) de trois autres volumes: la *Cena Trimalchionis*, avec un choix d'inscriptions pompéiennes, des extraits des *Mulomedicina Chironis*, et des extraits concernant le *Roman d'Alexandre*.

Facsimili di documenti per la storia delle lingue e delle letterature romanze raccolti da **E. Monaci.** Roma, Domenico Anderson [1910]. 7 pages + 65 planches phototypiques, in 8⁰.

Cette nouvelle publication de M. Monaci répond à un besoin vivement senti. On s'était rendu compte, dans ces dernières années, qu'à côté de grandes collections de fac-similés, destinées à prendre place dans les bibliothèques et d'un prix forcément élévé, il était nécessaire de publier des recueils de reproductions d'un prix assez modique pour pouvoir être acquis par tout le monde, y compris les étudiants. C'est, sauf erreur, M. Maurice Prou qui donna le branle en faisant paraître, en 1892, un recueil de ce genre, auquel vinrent s'adjoindre bientôt deux autres (1896 et 1904).[1]) Son exemple fut suivi en France par M. Flammermont[1 bis]) en Belgique par M. Van der Gheyn et M. Pirenne,[2]) en Suisse par M. Steffens[3]) et en Allemagne par M. Ihm.[4])

L'excellent éditeur des *Facsimili di antichi manoscritti per uso delle scuole di filologia neolatina* et de l'*Archivio paleografico italiano* n'est pas resté en arrière de ce mouvement. En 1906, il publiait les *Esempi di scrittura latina dal secolo I dell'era moderna al XVIII*, un recueil de planches phototypiques vendu au prix de six francs, si j'ai bon souvenir.[5]) Il a mis quelque temps à doter les romanistes d'un recueil analogue. Ils n'ont toutefois rien perdu à l'attendre. La présente publication surpasse toutes les tentatives similaires: ce sont de belles planches phototypiques au nombre de soixante-cinq, qui sont offertes ici pour le prix minime de sept francs. M. Monaci ne pense d'ailleurs pas en rester là: il annonce la publication prochaine d'un second recueil destiné à compléter celui-ci.

---

[1]) Les recueils de 1892 et 1896 sont épuisés. Sur le troisième, intitulé *Recueil de fac-similés d'écritures du Vᵉ au XVIIᵉ siècle*, 50 planches phototypiques contenant 63 documents, in 4⁰, (20 fr.), voy. cette *Zeitschr.*, XXXVII², p. 232, n. 1.

[1] bis) *Album paléographique du nord de la France*, chartes et documents historiques, Lille, 1896, 56 planches phototypiques, in 8⁰ oblong (20 fr.).

[2]) J. Van den Gheyn S. J., *Album belge de paléographie*, Bruxelles, 1908, 32 planches autotypiques, in 4⁰ (20 fr.); H. Pirenne, *Album belge de diplomatique*, Bruxelles, 1909, 32 planches autotypiques, in 4⁰ (30 fr.).

[3]) *Proben aus Handschriften lateinischer Schriftsteller* (tirés à part de la *Lateinische Paläographie* du même auteur). Je ne connais ces tirés à part que par la citation qui en est faite dans l'avant-propos de la publication nommée à la note suivante. Dans la *Lateinische Paläographie* de M. Steffens, la France est assez mal représentée à partir de l'époque gothique.

[4]) *Palaeographia latina*, Leipzig, 1909, 18 planches phototypiques contenant 22 spécimens, in folio (5 Mk.). Treize spécimens pour la période antérieure au XIᵉ siècle, six pour la période du XIᵉ au XIVᵉ siècle, trois pour le XV siècle.

[5]) Ce recueil ne m'est pas accessible en ce moment.

Cette belle entreprise ne contribuera pas peu au progrès des études romanes. Les étudiants d'abord, au lieu de se borner à consulter, dans les bibliothèques, les grands recueils, dont les apparences monumentales leur inspirent, ce semble, un respect par trop mêlé de crainte, pourront faire emplette d'un recueil familier et l'étudier à leur aise chez eux. Leur éducation paléographique en tirera grand profit. De même, les cours universitaires se feront mieux quand ils seront illustrés par des reproductions dont chaque élève possédera un exemplaire. Les explications des plus anciens monuments surtout, qui tiennent une si grande place dans l'enseignement, auront tout à gagner à être faites sur des fac-similés et non sur des reproductions diplomatiques, si décevantes quand elles s'efforcent de rendre par les moyens typographiques les divisions des mots et les autres particularités matérielles de l'écriture de manuscrits.

La modicité du prix de ce recueil n'a pu être obtenue que par l'adoption d'un format assez réduit. Les planches mesurent 15 sur 24 centimètres (en tenant compte des marges). Elles n'en restent pas moins parfaitement lisibles. Elles ne remplacent évidemment pas le grands fac-similés pour l'étude du menu détail, mais aussi leur destination n'est-elle pas de dispenser les érudits d'y recourir quand il importe de se livrer à un examen minutieux de l'écriture. Leur but, c'est de servir à l'étude courante; elles y suffisent complètement.

Autant que j'ai pu m'en rendre compte, les images ont, en général, réussi fort bien. Le choix me semble aussi heureux. Assurément, on pourrait disputer de l'opportunité de certaines planches, peu nombreuses d'ailleurs, mais j'avoue que cette critique ne me tente guère. Tout choix comporte une part d'arbitraire, et de légères divergences d'appréciation sont inévitables.

Le plan du recueil est parfait. La période antérieure à la naissance des littératures romanes, le français, le provençal, l'italien, le castillan et même le ladin (le texte d'Einsiedeln) sont représentés dans ce fascicule. Le catalan et le portugais — je ne parle pas du roumain dont la paléographie n'est pas romane — ont été sans doute réservés pour le fascicule suivant.

Plusieurs planches sont inédites. En me limitant, conformément à l'objet de la *Zeitschrift für frz. Spr. u. Literatur*, à la France, je signale la formule de confession du ms. Bibl. Nat. lat. 11312 et les pièces en langue vulgaire du ms. Bibl. Nat. 1139 y compris l'*Epoux* (reproduction intégrale). La publication comprend les plus anciens monuments.[6]) De même que les textes inédits que je viens d'indiquer, les Serments, la séquence

[6]) La période prélittéraire est représentée par deux tablettes de plomb, le petit glossaire latin-grec de la Collection Sault, l'*Appendix Probi*, les litanies carolingiennes du ms. 409 de Montpellier, les gloses de Cassel avec l'*Exhortatio ad plebem christianam*.

en l'honneur de s. Eulalie, le verso du fragment de Valenciennes, l'aube bilingue de la Vaticane, le poème sur Boèce, l'*Alexandre* de la Laurentienne et la prose *Quant li solleiz converset en Leon* sont reproduits en entier. Les deux poèmes du ms. de Clermont-Ferrand sont représentés chacun par une page, le poème sur s. Foi par deux, les sermons bilingues de Turin par plusieurs.

Au sujet de ces spécimens, j'ai une petite remarque à présenter. M. Monaci a publié de la *Passion* la page correspondante à la pl. 5 de l'*Album* de la *Société des Anciens Textes*, la même qui est reproduite dans les *Facsimili di antichi manoscritti*. La page reproduite, dans l'*Album*, à la pl. 4 me semble plus intéressante: les trois morceaux que M. Dreyer croit être de trois mains différentes s'y rejoignent.[7]) Le poème sur s. Foi est représenté par les deux premières pages. Ce sont les mêmes deux pages que M. Leite de Vasconcellos a reproduites dans le tome XXXI de la *Romania*, et comme il n'en a pas été publié d'autres, M. Monaci pouvait les croire caractéristiques de l'écriture du ms. de Leyde. Elles ne le sont peut-être pas tout à fait parce qu'on n'y rencontre pas un seul *d* oncial dont presque chaque page ultérieure contient plusieurs exemples.[8])

On ne pense pas assez, quand on publie des fac-similés, que toutes les pages d'un ms. ne se valent pas, et qu'une page mal choisie peut donner une idée par trop incomplète de la manière du copiste. Assurément, il arrive parfois qu'un ms., même lorsqu'il est suffisamment volumineux, ne contient aucune page réunissant toutes les particularités caractéristiques. C'est ce qui se produit, p. ex., dans le Psautier latin-français du ms. Bibl. Nat. nouv. acq. lat. 1670 que Léopold Delisle a fait connaître.[9]) Dans ce cas, il faut compléter le fac-similé par une notice[10]) ou, mieux encore, reproduire plusieurs pages. Ainsi, ce qui caractérise le Psautier que je viens de nommer, c'est l'emploi d'un *o* barré alternant avec *oe* pour représenter la diphtongue, des tentatives faites pour distinguer *i* et *u* voyelles des consonnes représentées par les mêmes lettres au moyen d'un accent simple, employé aussi pour marquer les monosyllabes, et l'usage, peu

---

7) *Zur Clermonter Passion*, Erlangen 1901 (*Roman. Forschungen, XIII.*]. Je réserve mon opinion sur les conclusions de M. Dreyer. Les critères paléographiques auxquels il a recours ne sont pas décisifs. Je n'ai pas pu comparer moi-même les morceaux en question: le format de l'*Album*, dont je ne connais que des exemplaires reliés, difficilement maniables, en rend l'étude très pénible pour mes yeux qui accommodent mal.

8) J'utilise la reproduction photographique intégrale du poème conservée à la Bibliothèque de la Sorbonne (Ms. f. 462).

9) *Notice sur un psautier latin-français du XIIe siècle* (*Notices et extraits des mss.* XXXIV, 1re partie, p. 259 sqq.). Résumé succinct dans *Romania* XXI p. 301—302 (P[aul] M[eyer]).

10) C'est ce qu'a fait Léop. Delisle qui reproduit le fol. 161, r^o du Psautier.

rigoureux, à la vérité, du double accent pour indiquer la prononciation en deux syllabes d'une voyelle redoublée, *ee* pour la plupart.[11]) La suite des pages 33 v⁰ à 35 r⁰, que les dimensions de ce livre (192 sur 270 millimètres, 24 lignes par pages), permettent de reproduire sur deux planches du recueil de M. Monaci, offre toutes ces particularités rassemblées. On y trouvera plusieurs exemples de *io* (ego) avec l'*o* barré à côté d'un exemple de *ieo*, plusieurs fois *oeures* à côté d'un exemple de l'autre graphie, *á tun*, *á lui* à côté d'*a els* (deux fois), *a sun*, *leece* et *seintee* surmontés du double accent à côté de *depreerai* (deprecabor), *aurez* (adorate) avec l'accent simple sur la deuxième lettre à côté de *uuiz* (uocem), lequel ne prête pas, à la vérité, à confusion. En même temps, le fol. 35 r⁰ contient un exemple de la manière dont le copiste, qui met tous les versets à la ligne, s'est parfois pris pour garder la correspondance entre le texte latin occupant la 1re colonne et le texte français transcrit sur la 2e colonne. Il utilise notamment les fins des lignes remplies incomplètement pour y colloquer des mots qui trouveraient difficilement place si on les transcrivait dans leur contexte. A la page signalée, les mots *sa seintee* (avec le double accent), qui forment la fin du verset: *Chantez al seinur*, *li sun seint*, *et regeïssez a la memorie de*, occupent la fin de la ligne 5 que les mots *mis sur mei* (fin d'un verset antérieur) n'ont pas suffi à remplir complètement. Le verset *Chantez* occupe les lignes 11 et 12. Un signe spécial (le signe habituel de division, une manière de *C* orné) tracé à l'encre de couleur est mis devant les mots rejetés et avertit qu'ils ne se rapportent pas au contexte de la ligne qu'ils occupent.[12]) Il n'y a qu'une particularité notable du Psautier qui ne se rencontre pas sur les quatre pages susindiquées. On regrettera d'autant moins son absence qu'elle ne serait pas reconnaissable sur le fac-similé. Je fais allusion aux initiales vertes qu'on rencontre sporadiquement dans le Psautier.[13])

Je me suis permis cette petite digression sur le Psautier signalé par Léop. Delisle parce qu'il me semble qu'il y aurait

[11]) Chaque page offre des exemples de la quatrième particularité de ce ms. que M. Delisle a omis de noter et que voici. La conjonction *et* est rendue, dans le texte latin, par la ligature &, dans le texte français, par la note tironienne ornée (= barrée) d'*et*. Je n'ai pas remarqué d'exception à cette règle.

[12]) Autres exemples de ce procédé: foll. 11 r⁰, 21 v⁰, 22 r⁰, 38 r⁰, 41 v⁰, 62 r⁰ etc. etc.

[13]) P. ex. foll. 7 r⁰, 29 r⁰, 114 r⁰, 114 v⁰, 128 v⁰, 131 r⁰. Ailleurs elles sont bleues et rouges. — On est surpris que Schum-Bresslau (Gröber, *Grundriß*² I 249, texte et note 1) s'étonne de la présence des initiales vertes dans le Psautier de Montebourg: les initiales vertes ne sont pas rares dans les mss. exécutés en Angleterre antérieurement aux premières années du XIIIe siècle (dernier exemple de date certaine: l'autographe du frère Angier de 1212, foll. 125 à 143, voy. P. Meyer, *Romania*, XII, p. 150).

grand intérêt à en publier un fac-similé facilement accessible aux romanistes. Il date encore du XIIe siècle et, à ce titre, il est propre à figurer dans la série des plus anciens monuments paléographiques que M. Monaci se propose de continuer dans le second fascicule. Ce ms. est de provenance anglaise, comme d'ailleurs la plupart des mss. français du XIIe siècle parvenues à nous. Ce sera même un petit inconvénient du prochain fascicule que de donner tant de spécimens d'écriture anglo-normande. Quatres Livres des Rois, Psautier de Montebourg, Alexis L, Alexis A (ou un autre poème du même ms.), Roland Oxf.: tous les manuscrits notables nous ramènent en Angleterre. Seule, l'Epître farcie du ms. de Tours fait exception parmi ces célébrités. Aussi serait-il bon peut-être d'apporter un peu de variété dans le recueil en publiant les fac-similés du ms. A[rsenal] 2986, écrit en Picardie,[14]) et du ms. Bibl. Nat. fr. 24768 contenant les sermons de s. Bernard, de provenance orientale.[15]) L'écriture de ces deux mss. présente des traits qu'on remarque de la fin du XII siècle aux premières années du XIIIe siècle. Les deux livres se recommandent, en outre, à l'attention des paléographes par une particularité dont on n'a pas beaucoup d'exemples sur le continent: ils sont accentués.

Pour les XIIIe et XIVe siècles, M. Monaci n'aura que l'embarras de choix. On lui saurait gré de représenter cette période par une suite chronologique de mss. à date certaine. On en possède un certain nombre, surtout à partir de 1250, et on y rencontre quelques-unes des œuvres les plus célèbres de la littérature française. Chrétien de Troies n'y est pas malheureusement représenté. Mais le ms. dû au copiste Guiot offre un beau spécimen de l'écriture de la première moitié du XIIIe siècle et mériterait, à ce titre, une planche.[16])

---

[14]) Fac-similé litographique dans Crapelet, *Partenopeu de Blois*, Paris 1834. J'indique ici les fac-similés, mais il va s'en dire que mes appréciations reposent sur l'examen des originaux.

[15]) Fac-similé litographique dans Delisle, *Cabinet des Manuscrits, Atlas* pl. XXXIX, n° 1. Un autre (litographique?), cité par M. Wendelin Foerster, *Rom. Forschungen*, II, p. 193, n. 3, dans la Collection du Séminaire Roman à Bonn.

[16]) Bibl. Nat. fr. 794. Fac-similé, cité par Schum (Gröber, *Grundriss, première éd.*, I, p. 173, n. 1) dans la Collection du Séminaire Roman à Bonn; sur les autres fac-similés, voy. Bresslau dans Gröber, *Grundriss*, deuxième éd., I, p. 225, n. 3. Il serait utile de donner une page entière du *Chevalier au lion*, si lu par les étudiants. Ce serait pour eux une occasion de comparer le texte critique et normalisé de M. Foerster à un ms. de Chrétien. — L'écriture anglo-normande du commencement du XIIIe siècle sera probablement illustrée par une page du frère Angier (Fac-similé dans *Romania*, XII et *Héliogr. de l'Ecole des Chartes* n°. 14; le fol. 82 r° joint au fol. 151 r°, vient d'être reproduit dans *New Palaeogr. Society*, part VIII, n°. 192). Malgré l'étendue probable de la série anglo-normande, je souhaiterais que M. Monaci donnât une page du Psautier latin-français du ms. Bibl. Nat. lat. 768,

Les *Facsimili di antichi manoscritti* ne contiennent pas de reproductions de chartes rédigées en France. Il en est de même du présent recueil. Tout le monde approuvera cette réserve. L'*Album* dont est accompagnée la 3e édition du *Manuel de paléographie* de M. Prou et le *Recueil de fac-similés* publié en 1904 par le même auteur fournissent des spécimens suffisants d'écritures diplomatiques. Le français et le provençal y sont fort bien représentés, et le prix modéré de ces deux publications les rend facilement accessibles aux romanistes.

Il serait, par contre, très désirable que M. Monaci joignît au prochain fascicule des notices explicatives. Le fascicule publié n'est accompagné que d'un index (avec des indications bibliographiques sommaires). Il ne serait peut-être pas nécessaire d'insérer, dans ces notices, des transcriptions, mais on serait reconnaissant à M. Monaci d'y donner un petit commentaire paléographique. Il compléterait très heureusement cette belle publication, appelée à rendre de si grands services aux études romanes.

JEAN ACHER.

Pillet, Alfred. *Beiträge zur Kritik der ältesten Troubadours* (Extrait du 89e *Jahresbericht der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur*), Berlin 1911. 19 pages in 8⁰.

Dans cette communication, M. Pillet annonce qu'il va mettre sous presse la „Bibliographie complète et critique des troubadours" qu'il prépare depuis longtemps, et prie les provençalistes de lui signaler tout ce qu'ils publient.[1])

Cette prière est suivie de trois „contributions." Dans la première M. Pillet publie la pièce *Mal vezem de novel floir*, signalée dans le chansonnier a^1 et attribuée par l'index de ce livre $(a + a^1)$ à Bertran de Pessars, mais que Chabaneau soupçonnait de n'être qu'une copie de la chanson *Pos vezem de novel florir* de Guillaume VII, comte de Poitiers. Ce soupçon est confirmé par cette publication. M. Pillet étudie ensuite les variantes fournies par cette

écrit en Angleterre au début du XIIIe siècle: il est très instructif pour l'étude de la règle de M. Wilh. Meyer (de Spire) sur les liaisons. On y trouve, en outre, des accents simples et doubles, l'ę cédillé et, sauf erreur, la ligature *æ*. Au fol. 59 r⁰, ligne 20 le mot *quor* a l'*o* barré comme dans le Psautier signalé par Léop. Delisle. Il ne faut pourtant pas s'y tromper: cette barre ne représente que l'essai de corriger l'*o*, mis fautivement, en *e*: le copiste a écrit *quor* et l'a transformé, au moyen de cette barre, en *quer*. Voy. fol. 96 v⁰, ligne 14 ou le mot *remembrere*, écrit d'abord, par mégarde, *remombrere* présente le même „*o* barré". Je ne connais pas de fac-similé de ce ms.; une notice en a été publiée par S. Berger, *La bible française au moyen âge*, p. 321.

[1]) L'adresse de M. Pillet est 69, Kronprinzenstraße, Breslau XIII.

nouvelle copie, discute l'attribution de la pièce à Bertran de Pessars, la réfute et termine en dépossédant cet inconnu encore de la seconde pièce *(Cortezamen voill comensar)* que lui attribue le même index. Il la restitue à Marcabru. Le texte d'*a*[1] de cette pièce est communiqué à l'appendice de ce mémoire. Ce ms. avait, en effet, échappé à M. Dejeanne (*Poésies complètes du troubadour Marcabru, Bibliothèque Méridionale*, 1re série, t. XII, Toulouse et Paris 1909).

La deuxième notice n'est pas moins intéressante. M. Pillet y attire attention sur la rime intérieure dans les poésies des troubadours, principalement chez Cercamon et Marcabru. Dans la troisième, il publie des notes critiques et explicatives sur le texte des poésies de Marcabru (éd. Dejeanne).

Ce bref résumé suffit pour signaler à cette place cette communication que M. Pillet a eu la singulière idée d'insérer dans un recueil où aucun romaniste ne songera à la chercher. On est vraiment surpris que l'auteur d'une bibliographie des troubadours, qui a dû lui-même avoir du mal à réunir les matériaux dont il avait besoin, complique inutilement la tâche de ceux dont il veut faciliter le travail en publiant une communication sur les troubadours dans le *Jahresbericht der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur.* Quel rapport les troubadours ont-ils avec une société silésienne pour le développement de la culture allemande, et où se procurer ce recueil quand on s'intéresse à Marcabru sans avoir l'heur d'habiter Breslau ou Ratibor?

JEAN ACHER.

Les Classiques Français du Moyen Age. *La Chastelaine de Vergi*, poème du XIIIe siècle édité par *Gaston Raynaud.* Paris, H. Champion, 1910, VIII + 32 + 7 pages in 12.

Sous le titre *Les Classiques Français du Moyen Age*, M. Mario Roques entreprend de publier une collection de textes accessibles à toutes les bourses. La nécessité d'une publication pareille a été vivement sentie par tout le monde. En dehors de quelques romanistes, de plus en plus rares, qui, ayant assisté aux débuts de la philologie romane, ont pu constituer leur bibliothèque au fur et à mesure que les ouvrages paraissaient, il n'est personne qui n'ait éprouvé le besoin de s'outiller en textes anciens et qui n'ait constaté que la dépense dépassait les ressources d'une bourse moyenne. Des efforts n'ont pas manqué, à la vérité, pour donner des éditions réduites et partant moins coûteuses que les éditions savantes. Je ne crois pas qu'il soit exact de prétendre, comme le fait le prospectus des *Classiques Français*

joint au présent volume, qu'ils ont imparfaitement abouti. Il est vrai toutefois que la littérature française est si vaste qu'il restait encore beaucoup à faire en ce sens. Il est probable que malgré toute son activité, M. Roques n'aura pas raison de cette production prodigieuse du moyen âge. Celui qui se sentirait le courage d'entreprendre une collection parallèle à la sienne, ne risquerait pas de manquer de besogne fructueuse. Pour en rester aux publications existantes, il est à souhaiter que la fondation de la collection des *Classiques Français du M. A.* provoque l'émulation de ses aînées en en stimulant l'entrain. La seule chose qu'il conviendrait d'éviter, c'est que cette émulation ne dégénérât en concurrence. Sous ce rapport, je ne puis m'empêcher de regretter que le prospectus de M. Roques annonce la publication de deux volumes peu utiles: les œuvres de Villon et *Aucassin et Nicolete.*

Depuis que M. Auguste Longnon a publié, chez Lemerre, à un prix nullement exagéré, les œuvres complètes de François Villon, il pleut des éditions de cet écrivain. La critique du texte n'a pas tiré, que je sache, grand profit de cette activité débordante des éditeurs. Elle en est toujours au point où l'ont laissée M. Longnon et un ou deux érudits qui, eux, n'ont pas cru devoir réimprimer l'œuvre du premier éditeur moderne. L'édition annoncée dans le prospectus de M. Roques marquera-t-elle un progrès sur ses devancières? Son caractère anonyme empêche de fonder de trop grands espoirs à cet égard, encore qu'une indiscrétion me permette d'assurer que l'auteur de ce volume est qualifié entre tous pour rééditer Villon.

L'édition d'*Aucassin et Nicolete* étonne encore davantage. Depuis trente ans, M. Hermann Suchier publie la cantefable en la révisant sans cesse. Depuis quelques années ces éditions paraissent en français. Elles sont d'un prix modique et donnent satisfaction à tous les besoins. Elles répondent en particulier fort bien aux nécessités de l'enseignement français, ainsi qu'on peut le constater non seulement par un compte-rendu de M. Jos. Anglade (*Rev. lang. rom.*, LIII, p. 229), mais encore par la mise d'*Aucassin* sur les programmes officiels de l'Université. Rien ne saurait donc justifier une édition concurrente, regrettable à tous les égards.

Le choix des autres volumes annoncés pour paraître en 1911 est plus heureux. Il l'est même tout à fait: il porte sur des textes difficilement accessibles ou épuisés, et suffisamment variés pour satisfaire d'emblée tous les goûts. Une annonce de librairie indique que le prix d'un volume ne dépassera pas trois francs. J'espère que cette limitation n'aura pas pour conséquence d'exclure de la collection les œuvres trop étendus pour pouvoir être publiées à ce prix, mais seulement de les répartir en deux ou plusieurs volumes.

Le titre de *Classiques Français* est pris par M. Roques dans un sens large. La collection n'entend nullement se borner aux chefs-d'œuvre; tout ce qui présente de l'intérêt dans la littérature du moyen âge sera pris en considération. A côté du français, le provençal et sans doute aussi le catalan y trouveront leur place. Il ne semble pas que la sollicitude de M. Roques doive s'étendre au latin du moyen âge. Je le regrette vivement. Rien ne serait plus logique que de faire entrer dans les *Classiques Français* les chefs-d'œuvre latins d'origine française. Et ce serait une entreprise utile entre toutes que de publier des éditions à la fois satisfaisantes et peu coûteuses des plus importants de ces textes. Il se peut pourtant que la limitation de la collection aux textes en langue vulgaire soit une nécessité pratique pour M. Roques. Son désir est, en effet, de fournir au public, le plus rapidement possible, des textes assez nombreux pour qu'ils puissent former une véritable bibliothèque comprenant les productions les plus importantes de la littérature française au moyen âge. Il peut très légitimement craindre de retarder la réalisation de ce dessein en étendant sa collection à la littérature latine.

La forme extérieure de la collection — c'est un détail auquel on me permettra d'attacher de l'importance — est digne de tous les éloges. Avec juste raison, M. Roques n'a pas cédé a la tentation de réduire le prix de ses volumes dans les proportions inconciliables avec la bonne exécution matérielle. Le format, le papier, l'impression et le brochage des *Classiques Français* sont irréprochables à en juger par la *Chastelaine de Vergi*. Ces volumes ne fatigueront pas les yeux et feront bonne figure sur les rayons d'une bibliothèque. Leur prix n'en reste pas moins modéré.

Je n'ai qu'un reproche à faire à M. Roques au sujet de l'agencement matériel de la collection. Il est malheureusement grave. Pour des raisons d'économie sans doute, les variantes du texte ne sont pas communiquées au bas des pages, mais se trouvent rejetées dans la préface. Autant vaudrait les supprimer purement et simplement parce que, colloquées à cette place étrange, elles ne seront consultées par personne. On ne peut vraiment demander au lecteur de s'interrompre à chaque instant pour rechercher la page de variantes et pour essayer d'y repérer le vers qui l'intéresse. J'ai tenté l'exercice, mais malgré la meilleure volonté du monde, j'ai dû l'abandonner au bout des cent premiers vers. Et encore ai-je renoncé, lors de cet essai, à consulter le glossaire, ce à quoi les lecteurs ordinaires de la collection ne se résigneront sans doute pas. Seules, les personnes qui considèrent les variantes comme un ornement de pure forme sans aucune utilité pratique s'accommoderont de ce système barbare.

Les pages du volume sont pourvues du titre courant et de l'indication des cotes extrêmes des vers imprimés sur les deux

pages qui se font face. Comme tous les vers sont cotés, à gauche du texte, de quatre en quatre, et comme chaque volume ne contiendra en principe qu'une seule œuvre, ces indications ne sont pas bien utiles. Elles pourraient être avantageusement remplacées par un sommaire courant conçu sur le modèle de celui de la grande édition des œuvres de Chrétien de Troies publiée par M. Foerster. — M. Roques ne semble pas se proposer de numéroter les volumes de la collection. Les bibliothécaires s'en plaindront parce que cela compliquera leur besogne: les règles de l'art et l'intérêt bien compris du service leur prescrivent de cataloguer les collections sous une double cote: l'une désignant la collection, l'autre le volume. Il y a intérêt à ce que cette deuxième cote soit authentique.

Les volumes de la collection comporteront, en dehors du texte, une introduction sommaire et un glossaire. Il est difficile de porter d'ores et déjà un jugement sur le plan adopté pour l'élaboration de ces accessoires. Les indications du prospectus sont peu précises à cet égard. Juger la collection entière d'après le premier volume serait peu équitable. Je m'y résigne pourtant par nécessité. Si j'ai l'occasion de rendre compte ici des volumes ultérieurs, je m'empresserai de corriger mon jugement en ce qu'il peut avoir de précipité.

La préface de la *Chastelaine de Vergi* comporte un peu moins de six pages, dont deux de variantes. De ces variantes je ne dirai rien pour des raisons indiquées plus haut. L'introduction littéraire sommaire et les indications bibliographiques remplissent la valeur d'une page et demie. Le reste, soit la valeur de deux pages, est consacrée à l'énumération des manuscrits et des éditions. Je dis bien énumération des manuscrits et non renseignements sur la tradition manuscrite parce que cette liste ne contient presque rien d'utile. Les cotes des mss. désignés par des lettres conventionnelles y sont indiquées avec un luxe de détails puéril: on ne nous fait grâce d'aucune cote caduque. Par contre, le silence le plus complet est fait sur la valeur respective des manuscrits et sur leurs rapports réciproques. Nous apprenons tout juste qu'ils ne sont pas „susceptibles d'un classement rigoureux". L'âge des manuscrits est noté, mais on n'apprend rien sur leur provenance. Le manuscrit reproduit par M. Raynaud dans son édition ne fait pas exception à cette règle: on laisse au lecteur le soin d'en déterminer la langue. La pédanterie est poussée jusqu'à l'indication, toujours avec des détails oiseux, des manuscrits non utilisés par l'éditeur. Les raisons qu'avait M. Raynaud de les écarter demeurent, bien entendu, secrètes. La remarque que M. Raynaud n'aurait pu s'en servir avec profit ne les laisse aucunement deviner.

On peut se demander à quoi sert cette liste et aussi celle où l'imitation de Legrand d'Aussy et l'édition de Méon, qui, l'une

et l'autre, ne présentent qu'un intérêt historique depuis la grande édition de M. Raynaud (*Romania*, XXI, p. 145 sqq.), sont indiquées avec tous les détails imaginables. L'histoire de la tradition manuscrite est, à mon avis du moins, une chose de la plus grande importance pour qui s'intéresse à la littérature du passé. Les cotes ne sont utiles qu'aux érudits qui veulent contrôler le travail de l'éditeur ou reprendre son œuvre. M. Raynaud et M. Roques ne supposent évidemment pas qu'en ce qui concerne la *Chastelaine de Vergi*, on puisse entreprendre ces besognes sans avoir recours à l'introduction placée en tête de la grande édition de la *Romania*. Quelles raisons les ont-elles fait alors accorder le meilleur de la place exiguë assignée à la préface de la petite édition aux renseignements aussi vains à cet endroit ? Je viens de relire l'introduction de la grande édition: l'ordonnance en est parfaite, et c'est une vraie gageure que d'avoir tiré de cette œuvre de goût la pédante notice actuelle.

J'insiste tant sur cette faute parce qu'elle a eu des conséquences graves. La seule chose qui soit assurée pour la *Chastelaine de Vergi*, c'est que sa composition se place avant 1288, millésime dont est daté le manuscrit *A*. Ce fait est mis en lumière suffisante dans l'introduction de la grande édition. Il est noté dans le présent volume, mais si discrètement qu'il passera inaperçu du lecteur qui devra s'en consoler en apprenant que l'édition princeps de la *Chastelaine* a été donnée en 1808 par Méon, aux pages 296 à 326 du tome IV des *Fabliaux et contes*, d'après trois manuscrits de la Bibliothèque Nationale qui y portent les cotes 375, 837 et 25545 du fonds français. Car qui découvrira cette date précieuse dans la notice suivante figurant dans la liste des mss: „*A* = Paris Bibl. nat. fr. 375 (anc. 6987), vélin, 1288, fol. 331 v⁰ à 333 v⁰" ? Qui est-ce qui comprendra, en dehors des gens habitués à lire les inventaires de manuscrits, que ce chiffre de 1288 indique la date exacte du manuscrit ? Quel est le lecteur de la petite édition qui saisira l'importance de cette date ?

L'introduction ne donne aucun renseignement sur la langue de la *Chastelaine de Vergi* ni sur la versification. Ces indications ont été jugées moins utiles que la mention que le ms. *H* actuellement Bibl. Nat. fr. 25545 portait anciennement la cote Notre-Dame 274 bis, antérieurement N. 2 ou que le ms. sur papier de Hambourg, rejeté par M. Raynaud, est encarté de parchemin. Je suppose que c'est uniquement le manque de place qui a empêché de donner la description des reliures et les dimensions, en millimètres, des manuscrits.

Le glossaire donne également prise à la critique. Il contient vingt-cinq articles, dont un renvoi. Les articles *se descouvrir* (v⁰ *descouvrir*), *en venir*, *estraindre(s')* sont de nature à faire croire aux novices que la proclise des pronoms et particules pronominales devant l'infinitif est un fait courant en ancien

français, aux philologues que la *Chastelaine de Vergi* a été composée sur les confins du pays chartrain et du Poitou septentrional, deux opinions aussi fausses l'une que l'autre. Les articles *connoistre*, *conseil*, *corage*, *descouvrir*, *doie (a deus)*, *en venir*, *estraindre(s')*, *rassambler*, *reconnoistre*, *tens(par)* étonnent dans un glossaire qui suppose au lecteur la connaissance des mots *acointe* 44 et 708; *adès* 284; *aloin'gne* 363; *beer a mal* 589; *choisir* (au sens d'apercevoir) 399; *cointe* 43, 703, 707; *cointise* 251; *desroi* 785; *endementiers* 431; *envoisëure* 449; *errant* 111, 170, 526, 941; *esconser* 388; *estovoir* 169; *ez (vous)* 910; *hidor* (au sens d'effroi) 903; *isnel le pas* 315, 619; *ire* (au sens de chagrin) 939; *maintenant* 154, 865, 911, 916; *mescroire* 429; *messervir* 287; *metre au desouz* 571; *metre seure* 193; *neïs (nis* 749*)*, 775, 908; *(soi metre a la voie grant) oirre* 915; *(tout) outre* 870; *pers* 864; *ramposner* 880; *reqoi* 702; *rover* 856; *soi soffrir* 560; *sarqueu* 937; *taindre* (au sens neutre) 724, 836; *(ne) tant (ne quant)* 173; *vers* (au sens de couplet) 294. Je ne sais aussi si l'on peut prêter aux lecteurs de la collection la connaissance de la valeur exacte d'*et* dans un vers comme p. ex. 158, de *sans doute* 171, de *mort* 189, 270, 273, de *tout (a pié)* 373. Les articles *chienet*, *uisset* font regretter l'absence d'*anglet* 33, 653. Il était utile de noter les expressions *fet soi* 120; *(parjurés est et) foimentie (:amie)* 279; *soi penser* 256, 287, omises au glossaire, parce qu'elles sont du nombre de celles que beaucoup de textes évitent. *Au lonc le jor* 127 et *ma dame m'a fat regret que* 736 méritaient également une mention. Ceux qui ignorent le sens du mot *deserte* ne l'apprendront point en lisant l'article que voici: *deserte (sanz)*, *injustement*; ceux qui le connaissent n'ont pas besoin de cette explication. J'en dirai autant de l'article suivant: *geu ... parti*, *alternative*, *choix entre deux solutions*, au sujet duquel j'ajoute qu'au vers 269, indiqué à cet article, on a à faire au passé indéfini du verbe *partir (le geu)* et non au substantif *geu parti*, ainsi qu'il résulte de l'ordre des mots de la phrase et de l'emploi de la détermination adverbiale *si fort*. L'article *rendre sa promesse*, *tenir parole* ne peut qu'induire en erreur le lecteur. Voici le passage où figure cette expression: *Maintenant vint* (scil. *li dus*) *a la duchesse*, *Si li a rendu sa promesse* 917—8. Il est évident que le pronom possessif se rapporte à la duchesse, et non au duc comme le fait supposer le glossaire. Cf. *En haute gloirie ierent cil mis Que Dex tenra pour ses amis*; *Et lor promesse ert molt estable*, *Car la couronne est parmenable* Bal. et Josaph. 1875, où *lor promesse* désigne la promesse faite par Dieu aux justes.

L'édition n'est pas pourvue de notes explicatives. La collection n'en comporte pas. M. Roques estime „qu'il existe aujourd'hui assez de recueils philologiques, d'ouvrages généraux, d'études particulières auxquels il est légitime de renvoyer".

Je recommande aux lecteurs de la *Chastelaine* de ne pas négliger de se reporter à ces recueils, ouvrages et études pour trouver l'explication des vers 639, p. ex., et 683, au sujet desquels j'avoue sans fausse honte de ne pas savoir à quel saint me vouer. Quant aux vers 374—378 qui forment un si étrange début d'une nouvelle division dans l'édition, j'ai été assez heureux pour mettre la main sur l'étude particulière qui en facilite l'intelligence. C'est le *Beitrag* 4 de la deuxième série d'Adolf Tobler. Si M. Raynaud l'avait présent à l'esprit, il aurait compris que les vers 375—6 se rapportent au v. 373, et qu'il était par conséquent peu indiqué de commencer un alinéa nouvel avec le v. 374. Il serait absurde de reprocher à un éditeur de n'avoir pas vaincu toutes les difficultés du texte. Il est toutefois inadmissible d'imprimer sans sourciller des passages qu'on ne comprend point. Dans une collection comme les *Classiques Français* ces pratiques sont plus regrettables encore qu'ailleurs, et il est indispensable que M. Roques mette à la disposition de ses collaborateurs une ou deux pages par volume où ils pourront s'expliquer sur les passages qui offrent des difficultés d'interprétation.

Quant au texte, il est celui de la grande édition „revu et amélioré en quelques endroits". Il est regrettable qu'on n'ait pas indiqué ces différences dans la préface. Je n'ai pas d'observations à présenter sur l'établissement du texte. La manière dont est faite la grande édition empêche de contribuer utilement à la critique de la *Chastelaine.* Il ne s'y trouve aucun renseignement sur la valeur respective des manuscrits ni sur la langue des copistes. Les indications sur les rapports des manuscrits entre eux et sur la langue de l'auteur sont insuffisants: ils ne peuvent servir de points de repère. J'ai examiné avec attention les 150 premiers vers de la grande édition sans arriver à saisir les raisons qu'avait l'éditeur d'adopter telle leçon de préférence à telle autre. J'ai eu l'impression qu'il procédait assez arbitrairement. Cette impression est certainement fausse. M. Raynaud a eu, j'en suis sûr, les meilleurs raisons du monde d'établir le texte comme il l'a fait. Il n'a pas seulement cru devoir les communiquer aux lecteurs. Pourquoi alors a-t-il encombré les pages de la *Romania* de tant de variantes? Elles ne peuvent être d'aucun secours pour les lecteurs.

Pour la présente édition M. Raynaud a pu utiliser un manuscrit (Bruxelles, 9575) qu'il ignorait en 1892. Il en communique les variantes essentielles. Je les reproduis ici intégralement: v. 21 *pria*; v. 41 l'*amor doce et celee*; v. 218 *fiancier*; v. 878 *fors que le cors.* Il ne semble pas qu'il y ait lieu de regretter que ce manuscrit ait échappé à M. Raynaud en 1892, bien qu'il soit encore du XIIIe siècle.

En résumant mes impressions, je ne puis pas cacher que ce premier volume des *Classiques Français du M. A.* m'a un peu

désappointé. Somme toute, malgré les apparences plus savantes, les *Classiques Français*, à en juger d'apres la *Chastelaine de Vergi*, ne donnent pas plus que les *Testi Romanzi per uso delle scuole* de M. Monaci, qui n'ont pas, eux, la prétention d'être „un instrument de travail commode et sûr", mais poursuivent avec succès un but plus modeste indiqué par le titre. On s'attendait à mieux d'après le prospectus. Ceux du moins qui connaissent M. Roques et qui se réjouissaient de le voir se mettre à la tête d'une entreprise qu'ils appelaient de tous leurs voeux constateront avec regret que bien des idées qu'ils croyaient avoir en commun avec lui n'ont pas été réalisées dans cette publication. Quand on a entendu M. Roques se plaindre amèrement des informes glossaires de la plupart des éditions actuelles, quand on l'a vu déployer ses efforts, à l'Ecole des Hautes-Etudes, pour décider les jeunes romanistes à rompre avec la routine, quand on croit avoir gardé le souvenir de certaines impatiences communes inspirées par la pédanterie de plus d'une introduction éditoriale, quand on a déploré ensemble, il n'y a pas bien longtemps encore, le grave préjudice que font subir aux études romanes les errements traditionnellement suivis par la plupart des éditeurs des anciens textes, on ne peut s'empêcher de lui en vouloir un peu d'être retombé lui-même dans l'ornière en inaugurant une collection ardemment désirée par tous les amis de la littérature de l'ancienne France par une édition si médiocrement instructive. J'ai sans doute laissé percevoir plus qu'il ne convenait dans ce compte-rendu ce désappointement tout personnel. Les lecteurs de la *Chastelaine* la jugeront, je l'espère, plus impartialement.

Paris. JEAN ACHER.

Villon, François. *Œuvres* éditées par un Ancien Archiviste, avec un index des noms propres. Paris, H. Champion, 1911, XVI+ 123 pages, in 12. [Les Classiques Français du Moyen Age.]

En rendant compte ci-dessus du premier volume des *Classiques Français*, j'exprimais la crainte que la présente édition, qui n'est pas signée, ne vînt grossir le nombre plus que suffisant des réimpressions de l'œuvre de M. Longnon sans contribuer à faire avancer la critique du texte de Villon. C'est un agréable devoir pour moi que de constater que ces appréhensions ne se sont pas justifiées. Bien que l'Ancien Archiviste eût peut-être plus de droit que ses devanciers de reproduire l'édition de M. Longnon en y introduisant seulement les corrections de G. Paris, il n'a pas usé de cette faculté, estimant sans doute que ce procédé n'était pas de mise en présence d'un texte aussi plein d'incertitudes que l'est celui de Villon.

L'édition de 1892, si méritoire qu'elle fût, n'était rien moins que définitive. Et si les *Villoniana* de G. Paris ont éclairci maint passage douteux et donné une base sûre à la critique de la tradition manuscrite en notant les particularités de la langue et de la versification du poète, c'est cette critique elle-même qui aurait présentement besoin d'être reprise dans son ensemble. Ce serait toutefois une œuvre de longue haleine, malaisée d'ailleurs à entreprendre dans une édition qui, comme la présente, ne comporte que très peu de justifications et aucune discussion. Aussi, l'Ancien Archiviste s'est-il borné à réviser le texte de M. Longnon, mais cette révision a été assez profonde pour que son *Villon* puisse passer pour une œuvre presque nouvelle. Les variantes douteuses ont été vérifiées sur les manuscrits, les leçons adoptées par M. Longnon et les corrections proposées par G. Paris soumises à la critique, la ponctuation refaite entièrement ou peu s'en faut. Il en est résulté un texte sensiblement amélioré, à la fois plus sûr et plus clair que le texte traditionnel, et qui permettra d'attendre sans trop d'impatience la réfection sur des bases nouvelles de l'édition de 1892.

La présente édition se distingue encore avantageusement des éditions réduites qui l'ont précédée par un relevé complet des noms propres avec l'indication de tous les passages où ils figurent et de brèves explications permettant de comprendre les allusions du poète. La notice sur Villon, publiée sous forme de „regestes" chronologiques, sera aussi très appréciée grâce à cette heureuse disposition. La bibliographie, qui a la prétention d'être critique et qui est plutôt descriptive, semble être établie avec soin. Elle contient quelques lacunes, mais elles portent sur des ouvrages ou négligeables ou devenus caducs. On pouvait pourtant compléter la mention de l'édition de M. von Wurzbach par l'indication du compte rendu qu'en a publié M. F. Ed. Schneegans dans le *Literaturblatt*, 1904, p. 238—242. Le glossaire ne soulève pas de critiques. J'en trouve, à la vérité, les articles un peu sommaires, mais il faut reconnaître qu'il était difficile de donner autre chose sans verser dans le commentaire explicatif.

La versification de Villon n'a pas été étudiée. Les amateurs de cotes sont, par contre, servis à souhait. On a cité, à leur intention exclusive,[1]) une vingtaine de registres sans compter quelques autres indications. Ces citations me paraissent jurer avec le caractère sérieux du volume, mais je n'insiste pas. J'ai été averti que toute observation présentée à cet égard demeurerait inopérante. Je passe encore sous silence une autre disposition entachée de pédanterie pour arriver à une lacune assez ennuyeuse

[1]) Les pièces auxquelles on se réfère ne sont désignées que d'une manière vague et les folios de registres où elles se trouvent transcrites ne sont pas indiqués. Il n'y a donc pas d'équivoque sur la valeur de ces citations.

de cette édition. Le texte de Villon fourmille d'obscurités et on y rencontre bien des expressions dont le sens reste problématique. Il y avait grand intérêt à les noter, ne fût-ce que pour épargner aux lecteurs des recherches inutiles dans Godefroy ou ailleurs. On ne l'a pas fait, et c'est bien dommage. Il serait désirable qu'on réparât cet oubli lorsqu'on procèdera à un nouveau tirage du livre, qui deviendra bientôt nécessaire, le *Villon* de l'Ancien Archiviste rendant caduques les éditions réduites antérieures. L'agencement matériel du volume appellerait aussi des observations. Je les supprime toutefois, ayant sujet de croire que les *Classiques Français au Moyen Age* ne pourront ou ne voudront pas en tenir compte, et je passe à la discussion de quelques passages douteux ou obscurs du texte.

Lais. 44 c'est par distraction que G. Paris (*Villoniana*, *Rom.*, XXX, p. 369) a demandé qu'on imprimât *Puis qu'el.* Villon n'emploie jamais cette forme. Par contre, il lui arrive assez souvent — c'est précisément G. Paris qui l'a établi — de ne pas compter un *e* féminin dans la mesure du vers. — 98-99 Me Robert Vallée y est appelé *Povre clerjot au Parlement Qui ne tient ne mont ne vallee*, ce qui est une cheville ou peu s'en faut. Heureusement, cette leçon est très mal appuyée. BC donnent *Qui n'entent*, A *Qui entend* (Anc. Archiv., faute d'impression?) ou *Qui n'entend* (Longnon), et c'est encore cette leçon qu'on peut reconnaître dans I, qui porte *ne tend.* Elle est excellente. Villon, qui dit expressément de son légataire qu'il est „insensé" (v. 108), qu'il n'a pas plus de sens qu'une „aulmoire" (v. 112), le présente ici au lecteur comme un clerc *Qui n'entend ne mont ne vallee*, en équivoquant, suivant son habitude, sur le double sens du mot *mont*: „beaucoup" et „montagne". — 102 lisez *Trumillieres*, dont la terminaison, attestée par AC, donne une rime plus riche avec *Millieres.* — 147 est un vers difficile: A *Paiches, poires, sucre, figuier*, F *Perches, poires, gras figuier*, B *Par ses paouvres seurs gras signier*, CI *Perches, possins au blanc menger.* Je maintiendrais, à l'encontre de G. Paris, *Perches* donné par FCI et dont il reste une trace dans la graphie bizarre d'A: *Paiches* (< *Parches*) pour *Pesches*, et un souvenir dans la transformation *Par ses* de B, qui interprète à sa façon sa source. Pour le reste du vers, il n'y a évidemment pas lieu de tenir compte de CI dont la source commune a refait ce passage. F supprime la cinquième syllabe. On peut induire de l'accord de B avec A que ce monosyllabe commençait par une *s*, et il n'est pas téméraire d'y reconnaître la préposition *sur.* BF garantissent ensuite *gras. Figuier* ne saurait faire doute. Je lis donc:

147 Parches,[2]) poires, sur gras figuier
Tousjours le chois d'ung bon loppin,

---

[2]) J'adopte la graphie postulée par AB et conforme à la prononciation de Villon (*Rom.*, XXX, p. 362—363).

ce qui est acceptable. *Figuier* est un oiseau apparenté au becfigue, et c'est un legs dérisoire que Villon entend faire à Raguier en lui laissant, avec un poisson et un fruit, le choix d'un bon morceau à prendre dans un oiseau qui, si gras qu'on le suppose, ne se prête pas à être découpé au choix. — 258 CI n'étant pas une source très sûre, je lirais, avec le reste de la tradition, *A Jehan Espicier de la Garde.* Jehan, originaire de la Garde, s'appelait *Espicier*, et c'est ce nom qui lui vaut le legs de Villon. Si ce vocable désignait la profession du personnage, Villon aurait sans doute écrit *Jehan de la Garde*, *l'espicier* et non *Jehan*, *l'espicier*, *de la Garde.*

Testament. 9—10 contiennent une plaisanterie qui n'a pas été comprise. Villon y dit de *Thibaut d'Aussigni*

9 Mon seigneur n'est ne mon evesque,
Soubz luy ne tiens, s'il n'est en friche.

On traduit communément le dernier vers: „je ne tiens rien de lui si ce n'est des terres en friche“. Mais outre que les terres en friche présentent une valeur que Villon n'eût certainement pas dédaignée, il convient de remarquer qu'on ne peut rien tenir *sous* quelqu'un, mais seulement *de* quelqu'un.[3]) Je crois aussi que *s'il* va à l'encontre de cette interprétation: c'est *si* qu'il faudrait, le complément n'étant pas exprimé dans la proposition principale. Je suppose que *il* se réfère à *evesque* et que l'expression *evesque en friche* désigne ce qu'on appelait, sous l'Ancien Régime, un évêque des champs ou de campagne. Dès le XIV[e] siècle, *friche* désigne non seulement l'état d'une terre inculte, mais encore cette terre elle-même (voy. Littré, à l'historique du mot). Le double sens de l'expression *tenir sous quelqu'un*: „relever d'une autorité“ et „être situé (au sens littéral du mot) au-dessous de quelqu'un“ permet de saisir le jeu de mots de Villon. Il ne „tient“ sous Thibaut à moins que cet évêque ne soit un évêque des champs: un pendu se trouve, en effet, placé au-dessus de la tête de ceux qu'il „bénit de ses pieds“. — 73 je n'aurais pas abandonné la leçon de M. Longnon. Le huitain X reprend le préambule (au sens diplomatique du mot) interrompu au v. 6 par la digression sur Thibaut et le roi. La leçon de l'Ancien Archiviste est au surplus mal appuyée, si je comprends bien les variantes communiquées par M. Longnon. — 98 pourquoi abandonner la leçon *chevauchant* donnée par CFI pour la leçon isolée d'A *cheminant?* *Chevaucher* au sens de „chevaler“ convient très bien ici. — 103 est à ajouter à ceux que G. Paris cite *Rom.*, XXX, p. 359. — 159 tel qu'il se lit dans l'édition n'aurait pu provoquer le désarroi qu'on remarque dans les sources. C'est sans doute A qui a conservé la leçon originale. La forme rare du prétérit de *bailler*, refaite sur l'infinitif, tiré du futur, *baudre* a dû gêner

[3]) Aussi les deux textes cités par M. von Wurzbach en note sur ce vers et qui répètent, sans la comprendre d'ailleurs, la plaisanterie de Villon, changent-ils *soubz* en *de.*

les copistes, qui l'ont écartée, chacun à sa manière. — 180 c'est la source commune de CI qui a refait le vers et non A et F, qui semblent être indépendants l'un de l'autre. Villon oppose ici les revenus immobiliers: *cens*, *rente* à l'*avoir*, aux biens meubles. *Escus* ... *avoir* serait presque une tautologie. Je lis *Qui n'ay ne cens*, *rente*, *n'avoir*. — Au huit. XXV Villon se plaint que „triste cuer, ventre affamé" „l'oste des amoureux sentiers", et ajoute:

198 Au fort, quelqu'ung s'en recompence,
Qui est ramply[4]) sur les chantiers;
Car la dance vient de la pance.

M. Schneegans traduit dubitativement le v. 199: „qui est bien nourri". Cette explication se retrouve, moins le doute, dans le glossaire de l'Ancien Archiviste. Je crois que c'est Y tier MAR chant qui est RAMplY sur les syllabes CHANTIERs.[5]) M. Longnon avait déjà remarqué que le nom de ce personnage semblait, dans les *Lais* aussi bien que dans le *Testament*, être appelé par le souvenir de la dame des pensées de Villon. Quant au sens propre de l'expression, j'avoue ne pas savoir l'indiquer avec précision. — 424 lisez *conseil* avec tous les manuscrits, et non *confort* avec I[ncunable], dont le texte, si souvent retouché, est peu sûr. Le manuscrit d'où dérivent C et I doit quelquefois être pris en considération, encore que soit là une source un peu trouble, mais I seul ne mérite aucune créance. — 433 offre une leçon conjecturale. Il est préférable de s'en tenir aux sources, en ponctuant:

431 Regrete huy sa mort et hier,
Tristesse son cuer si estraint.
Se souvent n'estoit Dieu qu'il craint,
Il feroit ung orrible fait.

— 542 l. *dancier* conformément à la convention orthographique adoptée. — 553-4 j'avoue que l'interprétion de G. Paris (art. cit., p. 389, v° *rie*) ne me convainc pas. Elle cadre mal avec le vers suivant. La belle heaumière, qui déclare que *Laide viellesse amour n'empestre*, ne doit pas croire à l'efficacité des sourires de ses écolières flétries par l'âge. Le sens de *perpetrer* „attirer" admis par M. Longnon et G. Paris, est aussi très douteux. C'est Godefroy qui l'a proposé en le tirant de ce passage même de Villon. La leçon *bonne grace* qu'il utilise se prête, en effet, à cette explication. Malheureusement, elle est sans autorité. Aussi l'a-t-on rejetée. L'explication a toutefois survécu au texte. Elle n'en est pas moins caduque. J'observe encore que C porte *masle* et que la graphie *malle* d'I semble garantir pour la source commune de cette famille la leçon *masle grace*.

---

4) C'est la graphie d'A. L'édition écrit *remply*.
5) Les lettres muettes dans *Marchant* et *chantiers* n'entrent pas en ligne de compte.

Elle devrait être prise en considération. J'avoue toutefois que le sens de l'expression *perpetrer leur masle grace* me demeure obscur. — 5 8 3 dans une édition qui, comme la présente, régularise occasionnellement la graphie, devrait porter *si* au lieu de *se* pour empêcher les lecteurs inexpérimentés de répéter la faute commise par M. Longnon au mot *secourir* du *Vocabulaire-Index* de son édition. — 7 0 9 si l'on ne devait laisser en amours que des étoffes précieuses, l'inconvénient n'en serait pas grand. Le malheur est qu'à en croire Villon, on y perd jusqu'à sa dernière chemise et guenille. Lisez donc *linge*, *drappelle* avec ACI au lieu de *linge*, *drap*, *paelle* qui n'est appuyé que par F. — 9 5 0 - 2 je propose de lire, sous toutes réserves:

950 Mieux m'eust valu avoir esté serchier
Ailleurs secours; s'eust esté mon onneur,
Riens ne m'eust sceu hors de ce fait huchier.

„Si cela avait été mon salut, aucun appel [pourtant] n'eût su me faire quitter mes amours.“ *S'eust* est donné par AC. *Huchier* est évidemment conjectural, la tradition, si elle est rapportée exactement par M. Longnon, postulant *hachier*, qui ne donne pas de sens. — 9 5 3 l. *en fuyte et deshonneur* avec tous les manuscrits. *Soi trotter en deshonneur* ne soulève pas la moindre objection, bien que cette locution ait déplu à l'imprimeur de 1489. — 1 0 2 6 la manière dont l'édition triomphe des difficultés métriques est élégante, mais elle est condamnée par l'ensemble de la tradition. Je préfèrerais ne compter *reau* que pour une syllabe. Cela donnerait d'ailleurs une rime moins pauvre que celle qu'offre le texte de l'Ancien Archiviste. Cf. au surplus *teologiens* T 296, *teologie* T 811, où *e* n'est pas compté devant *o*. — 1 0 3 2 comment l'éditeur entend-il ce vers pour lequel il adopte la leçon isolée de C? Je lis avec le reste de de la tradition.[6]) *Simple sera de l'espargnier*, et j'entends: „le procureur Fournier sera bien simple s'il épargne ma bourse — si pleine! —, lorsqu'il y puisera les quatre „havées“ que je lui lègue“. — La suite du huitain présente, dans l'édition, le texte suivant:

1034 Car maintes causes m'a sauvees,
Justes, ainsi, Jhesu Christ m'aide!
Comme elles ont esté trouvees;
Mais bon droit a bon mestier d'aide.

C'est de nouveau une leçon isolée, celle d'A, qui est adoptée dans ce passage au v. 1036. Je m'en tiens au reste de la tradition en imprimant:

1035 Justes, ainsi Jhesu Christ m'aide!
Comme telles se sont trouvees;
Mais etc.

---

[6]) Une faute d'impression rapporte cette variante de AFI au vers précédent.

Ainsi introduisant une formule de déprécation est commun chez Villon, voy., p. ex, T 124, D VIII, 38, alors que *ains* ... *comme* et les formules de déprécation non-introduites par un adverbe ne semblent pas lui être familiers. — Le huitain suivant est ainsi imprimé:

1038 Item, je donne a maistre Jaques
Raguier *le Grant Godet* de Greve,
Pourveu qu'il paiera quatres plaques,
Deust il vendre, quoy qu'il luy griefve,
Ce dont on cuevre mol et greve;
Aller sans chausse, en eschappin,
Se sans moy boit, assiet ou lieve,
1045 Au trou de *la Pomme de Pin*.

Cette ponctuation peu claire s'explique historiquement. Elle remonte à l'édition Longnon, où elle se comprenait avec la leçon d'I adoptée au v. 1044 *Tous les matins, quand il se lieve.* Cette leçon fut écartée par G. Paris en ces termes: „je crois que la leçon de AC peut se garder". M. Schneegans accepta la correction, mais conserva la ponctuation de M. Longnon. De l'édition Schneegans elle passa dans la présente édition. Il faudrait la changer. Le v. 1044 se rattache évidement au v. 1040. Jaques Raguier doit payer quatre plaques s'il fréquente le trou de la *Pomme de Pin* sans le *de cuius*, pour me servir de ce terme professionnel, et il doit payer cette somme, dût-il vendre ses hardes et se promener, par conséquent, sans chausses, en escarpins. Je remplace donc le point et virgule du v. 1042 par une virgule et mets les v. 1041—1043 entre parenthèses. Je lis, avec la tradition manuscrite, *chausses* en l'étayant, si j'ose dire, par *brayes* L 102, qui élide aussi la voyelle finale devant la voyelle initiale du mot suivant. — 1121 *acomplir* que G. Paris déclarait ne pas comprendre devient clair si l'on traduit *boetes* par „boites" et non par „boîtes". L'Orfevre de Bois reçoit cent clous de gingembre non pas pour rendre parfaites [en les en parfumant] ses boites, mais pour un usage moins anodin. — 1573 offre la leçon refaite d'I[ncunable], choisie évidemment en désespoir de cause. Ce procédé a ses partisans, mais il n'est pas très judicieux. Il dissimule d'abord la difficulté, alors qu'elle demanderait, au contraire, à être mise en évidence pour appeler les réflexions des lecteurs. En second lieu, il aboutit à insérer dans le texte critique, c'est à dire dans un texte qui s'efforce d'atteindre, à travers les incertitudes de la tradition, l'œuvre originale, une leçon qui s'en éloigne le plus. Il me paraît que le meilleur parti dans des cas pareils, c'est d'adopter le texte qu'on suppose receler la bonne leçon, quitte à expliquer, en note ou au glossaire, qu'on ne le comprend pas. Cette bonne leçon, c'est A qui semble l'avoir conservée ici. *Ennementes* peut être une graphie pour *ennemente*, l'adjonction d'une *s* à la rime ne surprenant pas chez Villon. *Ennemente*, c'est à dire

la particule interrogative accolée au substantif *mente*, mensonge, me semble être la contre-partie d'*ennevoire*, au sujet duquel on pourra consulter A. Schulze, *der afr. Fragesatz*, § 50. Le sens n'en doit pas différer de celui d'*ennement* dont Godefroy donne quelques exemples. — 1835 l. *Aller les fauldra* avec tous les manuscrits. La construction est parfaite, encore que l'imprimeur de 1489 l'ait écartée. — 1985 pourquoi maintenir une correction conjecturale qui introduit une obscurité dans le texte et que la tradition entière condamne? Je lirais *Qui m'ont fait chïer, dures crostes Maschier.* Villon ne mâche pasles mots et pour dire qu'il fut ennuyé, il se sert d'une expression malsonnante bien connue.

Paris. JEAN ACHER.

Pope, Mildred K. u. **Lodge, Eleanor C.** *Life of the Black Prince by the Herald of Sir John Chandos.* Oxford, Clarendon Press 1910. LXII + 256 S. 4⁰.

Die Lebensbeschreibung des Schwarzen Prinzen, welche der Herold des Sir John Chandos um das Jahr 1385 verfaßte, war schon zweimal herausgegeben, aber einmal unter Ausschluß der Öffentlichkeit für den Roxburghe Club (von H. O. Coxe) und das andere Mal mit vielfachen Fehlern (von Francisque Michel). Es ist daher nur zu billigen, daß Miß Mildred K. Pope und Miß Eleanor C. Lodge sich der literarisch so gut wie wertlosen, aber historisch höchst wichtigen Reimchronik angenommen und sich der undankbaren und nicht immer leichten Aufgabe unterzogen haben, sie in einer sorgfältigen Neuausgabe endlich den Historikern und Romanisten bequem zugänglich zu machen.

Die vorliegende Ausgabe entspricht in der Tat allen Anforderungen, welche die einen wie die anderen an sie stellen können. Von dem geschichtlichen Teile, dessen Einzelheiten sich meiner Beurteilung entziehen, sei nur bemerkt, daß eine Einleitung über den Quellenwert des Textes unterrichtet, Anmerkungen eine Reihe von Einzelfragen erörtern und das Verzeichnis der Eigennamen kurz die wichtigsten Daten für die erwähnten Persönlichkeiten mit den nötigen Belegen beibringt. Eine Übersichtskarte des Feldzuges vom Jahre 1356 (Schlacht von Poitiers) vervollständigt den historischen Kommentar, wogegen leider eine ähnliche für die spanische Expedition fehlt.

Der bei weitem umfangreichere philologische Teil der Ausgabe behandelt zunächst ausführlich die Sprache des „Dichters“ und die der Hs. Die Untersuchung kommt zu dem Ergebnis, daß der Herold einen von nur wenigen anglonormannischen Eigentümlichkeiten beeinflußten picardischen Dialekt schrieb, welcher in der von groben Fehlern wimmelnden

Hs. stark anglonomannisiert worden ist. Man wird dem im allgemeinen beistimmen können, jedoch erregen einzelne Bemerkungen Bedenken. So glaube ich nicht, daß der Herold o + nasal mit freiem ọ band (S. IX); denn Reime wie *moult*: *pont* (v. 173: 174) etc. beweisen doch nur, daß er neben *mout* (*par tout*: *moult*, v. 3969: 70) auch die Nebenform *mont* verwandte, die in all diesen Fällen in den Text einzuführen resp. beizubehalten ist,[1]) und der Reim *processions*: *religious* (v. 3755 : 56) wird vermieden, wenn man v. 3756 liest: *Et toutes les religions* („alle religiösen Gemeinschaften"). Auch daß S. XXVIII Anm. 5 *Octobre*: *Septembre* (v. 1405 : 06) für eine Assonanz gehalten wird, tut der Reimkunst des biederen Kriegsmannes Unrecht; es ist für *Octobre* die oft belegte Nebenform *Octembre* einzuführen (cf. Godefroy OCTEMBRE und Schuchardt, Z. f. r. Ph. XXXV S. 72 und 85).

Den Text selbst erhalten wir in dreifacher Form: zunächst einen diplomatischen Abdruck der Hs., daneben eine Rekonstruktion und darauf folgend eine englische Übersetzung. Die Rekonstruktion beseitigt alle nicht durch Reime belegten Anglonormannismen sowie die zahlreichen Verstöße gegen die kontinentale Metrik und uniformiert den Text nach dem Vorbilde gleichzeitiger picardischer Denkmäler. Hierdurch erhält allerdings der kritische Text ein etwas künstliches, schematisches Aussehen; doch war es schwer möglich, ein anderes Verfahren zu wählen. Jedenfalls sind in ihm die meisten der zahlreichen Fehler der Hs. mit Glück gebessert; die übrig bleibenden schwierigen, dunkelen Stellen werden in den Anmerkungen behandelt, in denen auch eine Reihe von weiteren Besserungsvorschlägen mitgeteilt sind, die P. Meyer zur Ausgabe beigesteuert hat.

Zu einzelnen Stellen des Textes sei noch folgendes bemerkt:

V. 342—43: Das Fragezeichen ist nach *diroye* zu setzen; Komma nach *court*. Im v. 343 ist das zweifache *et* der Hs. beizubehalten. — **v. 466**: l. mit Hs.: *par son grant pris*, — **v. 795**: *La ne ferrons pas en nostre vie* der Hs. ist, wie folgt, zu bessern: *Ja ne ferons pais en no vie*, — Die Anm. zu dem Verse ist zu streichen. — **v. 978**: *Uns souls piez*, | l. mit Hs.: *Un soul pié* — Die Stelle ist in der englischen Übersetzung und im Glossar mißverstanden. Von „one single man" ist nicht die Rede. Vielmehr will König Johann nicht, daß die Engländer „auch nur einen Fuß weit" in Frankreich wieder einfallen. — **v. 1347—48**: Komma nach *s'escrioit*; *Lui* ist in *Qui* zu bessern. — **v. 1454**: Die beiden *et* der Hs. sind beizubehalten. — **v. 1667**: Die in der Anm. vorgeschlagene Interpunktion ist sicher richtig; das „Perhaps"

[1]) Vgl. auch v. 3435 : 36 *(pont: mont)*, wo mit Recht nichts geändert wurde.

ist also zu viel. — **v. 1822—23**: *Bien m'avez oï regestrir* (Hs. *gestier*) *Le matire de par devant.* — Das *gestier* der Hs. ist verbesserungsbedürftig, aber auch das *regestrir* des krit. Textes ist wegen der Endung auf *-ir* kaum richtig, wie auch die Anm. es mit Recht beanstandet. Man muß wohl *regehir* „berichten" schreiben. — **v. 2413**: *Dont nous donons grande merveille* dürfte beibehalten werden. — **v. 2489—90**: *Et li supplia a garder Le païs et le governer* (Hs. *gardir La pais et la gouernir*). — Das tonlose Pronomen vor dem Infinitiv dürfte trotz des S. XLII gesagten auch in unserem Texte zu beanstanden sein; *et a governer* wäre vorzuziehen. Vgl. auch v. 4144, wo *les aidier vorroit* wohl in *aidier les vorroit* umzustellen wäre. — **v. 2952—53**: Setzt man, wie dies im krit. Texte geschieht, nach v. 2952 einen Punkt, so darf v. 2953 nicht mit *Le baillierent* beginnen. — **v. 3152**: *Il soulement ont pris lour voie* | l. *Isnelement ont pris lour voie* — Die Anm. zu dem Verse ist zu streichen.

Paris. F. Rechnitz.

Aldebrandin de Sienne. *Le Régime du Corps de Maître Aldebrandin de Sienne . . . publié pour la première fois d'après les Manuscrits de la Bibliothèque Nationale et de la Bibliothèque de l'Arsenal par les Docteurs* Louis Landouzy et Roger Pépin. Préface de M. Antoine Thomas. Paris, H. Champion 1911.

Das *Régime du Corps* ist, wie alle ähnlichen Werke des Mittelalters, eine Compilation. *Les deux premières parties du traité appartiennent à Avicenne, avec quelques emprunts a Ali Abbas et à Razès; la troisième à Isaac; . . . la Phisanomie est entièrement et littéralement traduite de Razès.* (S. LXII). Der Physiognom ist derselbe, wie der, den ich in den *Romanischen Forschungen* XXIX S. 705 ff. veröffentlichte.

Den Verfasser hat schon 1906 A. Thomas in einem Aufsatze: *L'Identité du médecin Aldebrandin de Sienne (Romania)* erkannt: Aldebrandin von Siena war ein italienischer Arzt, der 1287 in Troyes Geistlichen sein Haus vermacht. Nach dem Prolog einer Handschriftengruppe hat er sein *Regimen* im Jahre 1256 für die Gräfin der Provence, d. i. *Beatrix de Savoie*, verfaßt. Sie war die Mutter von Ludwigs des Heiligen Gattin, Margarethe von Provence. In einer anderen Gruppe von Handschriften steht ein Prolog, nach dem das *Regimen* aus dem Griechischen ins Lateinische, und aus dem Lateinischen ins Französische übertragen worden wäre und zwar auf Wunsch von *Feldris qui fu jadis empeureres de Rome*, also Friedrichs II. Beide Prologe scheinen post festum verfaßt und sind vielleicht beide ohne

wirkliche Grundlage. Die Herausgeber halten den erstgenannten für zuverlässig.

Die ältesten Handschriften des Textes sind in wallonischem Dialekte geschrieben. Die Herausgeber fragen sich, ob dieser Dialekt Aldebrandin oder einem Schreiber zuzuschreiben sei: (S. LX.) *Cette question paraît bien difficile à résoudre et l'on ne voit guère quelles raisons auraient déterminé Aldebrandin à choisir le wallon, à moins que l'on ne veuille établir un rapport de ressemblance entre l'italien et ce dernier dialecte, en raison de la prononciation chuintante de certains c et de la dureté des ch communes aux deux idiomes.* (!)

Der Abdruck der Handschrift ist prächtig, die Initialen nach Photographien wiedergegeben, auch eine Probeseite aus der zugrunde liegenden ältesten Hs. 2021 *f. fr.* der *Bibliothèque Nationale* ist abgedruckt. Die Verfasser verfuhren bei Herstellung des Textes folgendermaßen: *Tout en respectant scrupuleusement l'orthographe et en résolvant les abbréviations, nous avons comblé les lacunes et restitué les omissions que présente ce ms. à l'aide du No. 14 822 Bibl. Nat. qui lui est imédiatement postérieur. Les variantes données sont celle de ce ms. 14 822 et des mss. 2510 Arsenal.. et 12 323 Bibl. Nat. Les fautes évidentes du scribe ont été corrigées, et chaque fois, la leçon originale a été reportée en note sans autre indication.* (S. LXIX.)

Die Verfasser haben 35 Handschriften des *Régime* (gegen 17 von Thomas) zusammengebracht. Sie gruppieren dieselben aber nur nach chronologischen Gesichtspunkten.

München. LEO JORDAN.

Pérouse, Gabriel. *Georges Chastellain, étude sur l'histoire politique et littéraire du XVe siècle* (Extrait des *Mémoires p. p. la classe des lettres et des sciences morales et politiques et la classe des beaux-arts de l'Académie royale de Belgique*, 2e série, coll. in-8^{0}, t. VII, 1910). Paris, H. Champion, 1910, 161 p. Prix: 3 fr.

Georges Chastellain est un écrivain assez intéressant et assez marquant dans son siècle pour qu'on lui consacre, de nos jours, une étude critique qui aurait pour objet d'examiner attentivement tous les renseignements que l'on possède sur sa vie, de les compléter si possible et de lui constituer une biographie plus ou moins définitive, — de dresser la liste de ses œuvres vraiment authentiques, de les classer dans l'ordre chronologique autant qu'il est permis de le faire, — de les rapprocher des compositions analogues de son époque — et d'apprécier les éditions par lesquelles il nous est connu. M. Pérouse n'a pas prétendu donner cette étude dans le livre qu'il présente au public. Son intention

a été plutôt de mettre en relief l'originalité du vieux chroniqueur et de montrer qu'il ne jouit pas de toute la réputation qu'il mérite. Nous ne voulons pas lui reprocher autrement de n'avoir pas fait l'ouvrage ... qu'il ne songeait pas à faire. Néanmoins, pour établir la vérité qu'il avait en vue, ce n'eût pas été chose inutile de discuter et de déterminer, par exemple, l'authenticité des écrits qui sont attribués à Chastellain. Quoi qu'il en soit, M. Pérouse a très bien mis en lumière les aptitudes professionnelles et les qualités morales de „Georges l'Aventureux", de ce narrateur attentif, scrupuleux, fidèle, des événements dont il a été le spectateur ou qui lui furent contés. Mais Georges est plus qu'un simple chroniqueur honnête et avisé. C'est un juge impartial et pénétrant, un historien qui prend le terme de politique dans son sens le plus élevé, un „philosophe curieux de faits significatifs et susceptibles de déductions morales ou politiques", un observateur qui „n'a pas même craint d'aborder à l'occasion ce que nous appelons aujourd'hui la psychologie des peuples".

Bien que M. Pérouse surfasse quelque peu, à notre avis, la valeur littéraire de Chastellain, son livre a droit à de sérieux éloges, et, sans conteste, il sera lu avec grand profit par tous ceux qui s'intéressent au XVe siècle et au mouvement d'idées que l'on nomme la „Pré-Renaissance". Disons en outre qu'il sera lu avec agrément par les mêmes lecteurs, car il est écrit dans une forme remarquablement vivante et distinguée.

GEORGES DOUTREPONT.

Guy, Henry. *Histoire de la poésie française au XVIe siècle*, t. I, *L'Ecole des Rhétoriqueurs*, Paris, H. Champion, 1910, in-8⁰, 390 p. *(Bibliothèque littéraire de la Renaissance).*

„L'école des Rhétoriqueurs, dit M. Guy, s'est étendue sur tout le premier tiers du XVIe siècle, mais elle florissait (ou sévissait) bien avant qu'il commençât". Pourquoi dès lors le savant auteur du présent ouvrage part-il de l'année 1500, comme si elle marquait une ère nouvelle, ou bien, en d'autres termes, pourquoi ne remonte-t-il pas jusqu'aux origines de ladite école? C'est une objection qu'il a prévue et son premier soin a été d'y répondre. Il y a là naturellement une grave difficulté pour quelqu'un qui a formé le dessein d'écrire l'histoire de la poésie du XVIe siècle. M. Guy n'a trouvé d'autre moyen de sortir d'embarras que de ratacher à ce siècle les Rhétoriqueurs qui moururent après 1500; quant à leurs devanciers du XVe, il n'en a parlé que dans son premier chapitre (les Sources), et encore l'a-t-il fait moins pour

les „mettre eux-mêmes en lumière que pour constater l'influence qu'ils ont eue sur la période suivante" ou la Renaissance.

Dans ce chapitre, il aurait peut-être fallu rappeler sommairement au lecteur l'origine et le sens de l'appellation de Rhétoriqueurs. M. Guy n'en dit rien. C'était pourtant une indication préliminaire qui semblait s'imposer. Mais n'insistons pas. Nous aurions mauvaise grâce à le faire, étant données toutes les qualités d'exactitude et de précision que nous rencontrons ailleurs. L'on ne peut en effet que louer des plus vivement, sous ce rapport, l'ouvrage de M. Guy, ouvrage qui est ainsi divisé: Un premier livre, intitulé les Caractères généraux, renferme, outre le chapitre déjà mentionné des Sources, cinq autres chapitres sur les centres artistiques où ont vécu les écrivains dont il se propose de parler, sur leur situation matérielle et les Mécènes qu'ils ont eus, — sur la matière poétique qu'ils ont traitée et ses principaux ornements, — sur les complications et les jeux rythmiques qui furent de mode chez eux, — et sur les genres poétiques qu'ils ont cultivés. Dans un livre deuxième, ayant pour titre les Grands rhétoriqueurs, M. Guy fait défiler devant nous successivement Octavien de Saint-Gelais, Jean Molinet, Jean Lemaire de Belges, André de la Vigne, Guillaume Cretin, Jean Marot, Jean d'Auton, Pierre Gringore et Jean Bouchet. Le livre troisième et dernier a pour objet les Petits rhétoriqueurs qui sont ou des disciples de Villon ou des représentants de la poésie courtisanesque, galante et morale (ici, Jean Parmentier, poète méconnu, reçoit une mention spéciale). Le tout se termine par une Conclusion formulée en six pages.

L'auteur possède admirablement son sujet; il le possède dans ses menus détails, et il analyse minutieusement les tendances littéraires et les œuvres des Grands et Petits Rhétoriqueurs. On ne peut pas dire cependant que son analyse soit traînante, car il a su mettre, dans l'examen d'une question qui n'est généralement pas très échauffante, une verve, un mouvement, un style alerte et spirituel qui rendent son exposé attachant et vivant. Oh! ce n'est pas qu'il soit tendre pour ses hommes; il ne les surfait pas; il ne les „révèle" pas comme autant de gloires ignorées (sauf Jean Parmentier qu'il essaie de tirer de son obscurité). S'ensuit-il peut-être qu'il ait accompli un travail inutile en les étudiant? Non certes, et il montre très bien, dans sa Conclusion, qu'une enquête longue et patiente comme la sienne a sa raison d'être: d'abord, si même le talent manque trop souvent à l'Ecole des Rhétoriqueurs, elle contient pourtant un Jean Lemaire de Belges et un Jean Parmentier; ensuite, ces Rhétoriqueurs ont eu leur place dans la poésie du XVIe siècle, une place qu'on ne saurait leur enlever; de plus, ils ont été les premiers ouvriers de la Renaissance par leur amour passionné de l'Antiquité; enfin, la critique littéraire n'a pas uniquement pour tâche d'appré-

cier et de louer les belles œuvres; elle doit également s'occuper de tout ce qui constitue un chaînon dans l'histoire de la pensée d'un peuple.

Un mot encore: c'est pour dire que les différents chapitres du livre sont accompagnés de nombreuses références bibliographiques qui, outre qu'elles sont précieuses pour ceux qui s'intéressent au sujet traité par M. Guy, prouvent qu'il était supérieurement outillé pour le traiter. Je n'ai pas besoin d'ajouter que ceux qui auront lu son premier volume souhaiteront de voir bientôt paraître les suivants.

GEORGES DOUTREPONT.

Singer, S. *Mittelalter und Renaissance. Die Wiedergeburt des Epos und die Entstehung des neueren Romans.* Zwei akademische Vorträge. Tübingen, J. C. B. Mohr, 1910. (Sprache und Dichtung. Forschungen zur Linguistik und Literaturwissenschaft hgg. von Harry Maync und S. Singer, Heft 2.) VII + 56 S. 8⁰.

Die beiden in der Aula der Berner Universität gehaltenen Vorträge sind aus den Vorbereitungen eines größeren Werks über die schöne Literatur des europäischen Mittelalters herausgewachsen. Der erste versucht zu zeigen, „daß das Mittelalter keine einförmige Masse ist, daß sämtliche Tendenzen der Renaissance sich schon im Mittelalter vorfinden, mehr oder weniger entwickelt, und daß sämtliche Tendenzen des Mittelalters in der Renaissance wiederkehren": sinnvolle Aperçus und anregende Gedanken in großer Fülle, sicher richtig in ihrem Kern, nur scheint mir der leitende Faden manchmal verloren zu gehen. Der zweite Vortrag skizziert in großen Zügen die Wiedergeburt des Epos, denn „keines der Barbarenvölker, die die Erbschaft des Römerreiches verwalteten, weder Germanen noch Kelten, haben ein Epos mitgebracht", sowie die Entstehung des neueren Romans, d. i. zuletzt des Prosaromans, dem trotz Bojardo und Ariosto der Sieg verbleiben mußte. Zu diesem letzten Vortrag möchte ich mir einige Randglossen gestatten.

1. Treffend und glücklich formuliert scheinen mir die einleitenden Bemerkungen über Ballade, episches Lied und Epos. Nur möchte ich fragen, ob es notwendig ist, daß diesen gebundenen Formen die prosaische Erzählung phantastischer, geschichtlicher und allgemeinmenschlicher Tatsachen, die mehr oder weniger durch Wiederholung künstlerisch fixiert wurde, als Urform dichterischer Produktion voraufgegangen sei, oder ob es nicht denkbar ist, — daß hier oder dort — und für Frankreich möchte ich es bestimmt annehmen — dem epischen

Lied nur die kunstlose, nicht fixierte, keine Tradition auslösende mündliche Erzählung vorausliegt, jene spontane und anspruchslose Form längerer Mitteilung, die nur Erinnerung oder Phantasie im allgemeinen und die Gabe der menschlichen Rede überhaupt voraussetzt. — 2. Wenn nur die Kürze und die geringere Fülle der berichteten Tatsachen das epische Lied vom Epos unterscheiden, so lasse ich auch für Frankreich gern epische Lieder als Vorläufer des Epos gelten (s. Vengeance Rioul, Romania XVIII) für jene Zeit nämlich, wo der Sänger auf Märschen vorausritt und mit Instrumentbegleitung res fortiter gestas et priorum bella vortrug (Radulfus Tortarius, *Mir. s. Benedicti*) nicht wie der histrio Taillefer, der bei Hastings nur mit dem Schwerte jonglierte, bevor er einhieb (s. die Texte bei Faral, Les jongleurs p. 275); doch bestreite ich entschieden, daß diese kleinen epischen Lieder schon dieselben Themen besangen wie die großen Epen, d. h. wie die Chansons de geste, die wir besitzen, denn wir sehen deutlich alle epischen Materien innerhalb des Epos auftauchen und sich ausgestalten. Ich glaube vielmehr, daß das Rolandslied eines schönen Tages aus dem Boden gestampft wurde, und daß damit eine ganz neue Kunst aufkam, die sich neue Stoffe schuf und vor der die embryonale Form des epischen Lieds samt ihrem Stoffinhalt bis auf sehr geringe Reste (etwa *Gormont*) verschwand; selbst die alte Form der Achtsilbertirade, die wir aus *Gormont*, Alexanderlied und der h. Fides von Agen erschließen können, scheint bei diesem Anlaß durch die Zehnsilbertirade aus dem Felde geschlagen worden zu sein. Daß Virgil, bei der Geburt des Epos Helfer war, steht für mich außer Frage. — 3. Interessant ist mir die kategorische Angabe S. 35, daß die skandinavischen Wikinger die aus Vers und Prosa gemischte Form der Sage von den irischen Kelten übernahmen. Wo erfährt man genaueres darüber? Wir finden diese Mischform ja auch in der Chantefable von Aucassin und Nicolette, aber ohne sichtliche Beeinflussung durch die Kelten. Charakteristisch ist es ja, daß die französischen Bearbeiter bretonischer Stoffe nicht diese Mischform übernahmen, sondern daß sie sich von Anbeginn nur der Form der Lesepoesie, des gepaarten Achtsilbers, bedienten, die sich im anglofranzösischen Reich (Insel und Kontinent) an Legenden (Brandan, Gregor), Lehrgedichten (Philipp v. Thaon), Reimchroniken (Gefrei Gaimar) usw. ausgebildet hatte. Der Versuch Vers und Prosa, Erzählung und Gesang zu vereinigen, den der Dichter von 'Aucassin et Nicolette' machte, dürfte sich aus den großen Fortschritten der Vortragsvirtuosität um die Wende des 12. Jahrhunderts erklären; es scheint der Versuch eines Mannes zu sein, der sich dreifacher Virtuosität bewußt war, der Gabe des Gesangs (und des Instrumentenspiels), der Kunst schelmischer Erzählung und der neuen Kunst mimisch-dialo-

gischen Vortrags mit Stimmwechsel. Noch eine andere Literatur hat die Prosaerzählung mit Verseinlagen gepflegt, die spanische: freilich ist ein unversehrter Mischtext nicht mehr vorhanden, nur Trümmer wie die Montesinos-Romanzen u. dgl.; es ist aber wahrscheinlich, daß die Romanze als Dichtungsform und -gattung aus solchen Prosa- und Versromanen hervorging. Woher haben die Spanier diese Erzählungsform?

Diese Bemerkungen mögen dem Verf. kundtun, mit welch lebhaftem Interesse ich seine Vorträge gelesen habe.

Wien. PH. AUG. BECKER.

Augé-Chiquet, Mathieu, ancien élève de l'université de Toulouse, docteur ès lettres, *La vie, les idées et l'œuvre de Jean-Antoine de Baïf.* Paris, Hachette & Cie — Toulouse, E. Privat, 1909. XIX + 618 S. 8⁰.

Eine dankbare Aufgabe ist es nicht, Baïfs Leben und Wirken darzustellen; es ist nichts großzügiges, nichts geniales darin, nur zwei oder drei Lichtblicke, und auch die nicht ungetrübt. Dem Verfasser der vorliegenden Monographie wird der Dank bleiben für seinen unverdrossenen Fleiß und seine Sorgfalt, wenn es auch nicht leicht ist, sich durch das Gestrüpp seiner Forschung durchzuarbeiten. Vom reichen Ertrag der Schrift möchte ich hier den biographischen Teil kurz zusammenfassen, weil mir scheint, daß noch manches zu klären ist. Ich folge einfach dem chronologischen Faden.

I. Kindheit und Erziehung.

1529 kam Lazare de Baïf auf Verwendung des Kardinals du Bellay, durch seine humanistisch-juridischen Kenntnisse empfohlen, als französischer Gesandter nach Venedig, und hier wurde ihm, dem geistlichen Parlamentsrat und Abt von Grenetière, am 19. Februar 1632 ex liberali quadam puella Jean-Antoine geboren, der seinen Doppelnamen bei der Taufe in San Mosè von seinen beiden Paten, dem Bettelhumanisten Giovanni Guistiniani aus Kreta und dem französischen Geheimagenten Antonio Rincon, einem Spanier, erhielt. 1534 kehrte Lazare in die Heimat zurück, wurde 1537 maître des requêtes und gab dem Knaben als ersten Lehrer für Latein und Griechisch den Arzt Charles Estienne, der in Pavia unter Lazaro Buonamici studiert hatte, und den königlichen Kalligraphen Angelus Vergetius. Da ihn sein Amtsberuf oft auswärts beschäftigte, vertraute er seinen Sohn 1540, als ihn ein Spezialauftrag zum Religionsgespräch nach Hagenau führte, dem Pädagogen und Professor am Collège de France, Jacques Toussain aus Troyes an, einem nicht sehr produktiven, aber fleißigen und ungemein belesenen Interpreten

der alten Autoren. 1544 nahm er ihn wieder ins Haus und ließ ihn durch Dorat unterrichten, und bald gesellte sich ihm Pierre de Ronsard, der Lazare nach Hagenau begleitet hatte, als freiwilliger Studiengenosse zu.[1])

Dorats leidenschaftliche und etwas wahllose Begeisterung für die Alten ist bekannt: mit 14 Jahren hatte Baïf unter seiner Leitung 23 griechische Dichter gelesen. Auch die Neulateiner und Italiener lernten die jungen Leute durch ihn schätzen. Im Herbst 1547 raffte der Tod Lazare dahin. Von seinen Gütern verblieben dem offenbar von ihm anerkannten Sohne der Herrensitz des Pins bei La Flèche in Anjou mit seinen vier Meierhöfen, der ihm samt den Möbeln auch gerichtlich zugesprochen wurde, und das Haus in der Pariser Vorstadt Saint-Victor mit seinem Garten; das unvorhergesehene Ende hatte seinen Vater verhindert Vorkehrungen zu treffen, um auch das Amt und die Abtei, die er besaß, (Charroux) auf ihn zu übertragen. Immerhin unabhängig gestellt und ohne nähere Beziehungen zur Familie, deren Namen er trug, folgte Baïf mit Ronsard ihrem Lehrer Dorat, der im Dezember das collège Coqueret übernahm und rasch zu einem Anziehungspunkt für die wißbegierige Jugend machte; hier verbrachten sie noch etwa drei Jahre in gemeinsamen Studien und schlossen jene Jugendfreundschaften, von denen ihre ersten Gedichte auf jedem Blatt Zeugnis ablegen.

II. Studienjahre — Liebesdichtung.

Aus Dorats Schule brachten die jungen Leute einen begeisterten Drang zu dichterischem Schaffen mit, und Baïf blieb trotz des beträchtlichen Altersunterschieds nicht hinter seinen Freunden zurück. Fast gleichzeitig mit ihnen trat er vor die Öffentlichkeit, und zwar mit einem Liminarsonett zur französischen Ausgabe der lateinischen Rede, die P. Paschal anläßlich der Ermordung des Archidiakonus de Mauléon vor dem Senat von Venedig hielt (gedruckt 1549), Nachbildung der Liminardisticha der lateinischen Ausgabe. Ein zweites Sonett erschien 1550 im Anhang zu Ronsards Oden. Außerdem schrieb er ein Gedicht *Sur la paix des Anglais* (der Friedensschluß erfolgte

[1]) Ronsard war zehn Jahre älter als Baïf. Allerdings nach seiner eigenen Angabe wäre er am Samstag, den 11. November 1524 geboren, doch ist das Datum verdächtig, weil dieser Kalendertag ein Sonntag war. Nach J. du Bellay, der es wissen konnte, war Ronsard etwas älter als er selbst (*et quelque peu encor, ce croy-je plus aagé.* Regretz, Son. 26). Da du Bellay 1522 geboren wurde (s. H. Chamard, *J. du Bellay* S. 19 Anm.), so wird Ronsard das Licht der Welt wohl am 11. September 1521 erblickt haben. Seine falsche Angabe erklärt sich leicht; er wollte — wie andere Dichter — sich verjüngen und rechnete zu dem Zweck von seinem Geburtstag an: 11. September 1521 ein Mittwoch, 1522 ein Donnerstag, 1523 ein Freitag, 1524 ein Samstag, wobei er den Schalttag übersah; daher der Fehler.

im März 1550).[2]) Schon trieb ihn aber höherer Ehrgeiz an. Wie Ronsard, Muret und Vauquelin de la Fresnaye übereinstimmend bezeugen, hatte er sich der tragischen Muse zugewendet, und übersetzte griechische Tragödien und arbeitete eigene Pläne aus (Cleopatra).[3]) Aber zum Abschluß kam er nicht. 1551 ist er am 'Tombeau de Marguerite de Navarre' mit 46 Quatrains, Wiedergabe von ebensoviel Seymourschen Distichen, und einigen Liminargedichten beteiligt. 1552 schreibt er wieder ein Sonett für Ronsards *Amours* und eines für du Bellays *IV. l. de l'Enéide* und gibt als erstes selbständiges Werk *Le ravissement d'Europe* (nach Moschos) heraus.

Vor allem aber wirft er sich jetzt im Wettbewerb mit Ronsard und nach dem Beispiel, das du Bellay und P. de Tyard gegeben, auf die Liebesdichtung, und kurz nach Ronsards *Amours* [*de Cassandre*] (Oktober 1552) läßt er bei demselben Pariser Verleger seine *Amours* [*de Meline*] erscheinen (Priv. vom 10. Dezember 1552). Die Gedichte, denen keine wirkliche Liebe zugrunde liegt, entstanden teils in Orléans, wohin ihn wohl die berühmte Rechtsschule zog, teils in Paris, teils auch im Sommer am Ufer der Charente und des Né.[4]) Sie sind zu mehr als zwei Dritteln Nachahmungen, vorwiegend der Römer, Neulateiner und Italiener und haben einen ausgesprochen wollüstigen Charakter. Sie zogen dem Dichter einen heftigen Angriff zu, von dem wir näheres nicht wissen. Auch mit Ronsard kam es zum Zerwürfnis; noch im Februar 1553 hatten beide mit anderen Freunden Jodelles doppelten Bühnensieg in Arcueil mit der Darbietung eines Bocks und mit Dithyramben gefeiert, und im April widmete ihm Ronsard, wie man vermutet, seine *Folastries* unter dem Versteckhamen: à Janot Parisien; später aber kamen sie auseinander, und die Schuld trug nach Baïfs Andeutung Ronsards Schriftstellerneid.

Der Mißgunst weichend oder wahrscheinlich um seine Rechtsstudien fortzusetzen, verläßt Baïf mit Jacques Tahureau Paris und verbringt 1554 neun Monate in Poitiers, wo sich ein ganzer Dichterkreis zusammenfindet: Sc. de Sainte-Marthe, Vauquelin, J. Bastier de la Péruse, Ch. Toutain u. a. Selbst die Pest vermag ihn nicht zu verscheuchen. Er hat sich in Francine de Gennes aus Tours verliebt, die bei Verwandten zu Besuch weilt, während Tahureau ihrer Schwester Marie den Hof macht. Waren auch alle Seufzer umsonst, so hat er doch etwas wie wahre Liebe

[2]) Unwahrscheinlich scheint mir die Attribution des 24. Idylls von Theokrit «par Lazare Baïf le jeune» (Druck von 1549), das von der Gesamtausgabe der *Euvres* ausgeschlossen blieb.

[3]) Ronsard, Quatre prem. livres des Odes I, 12 (Priv. vom 10. Januar 1550). Muret, Juvenilia (1553).

[4]) Ein genaues Datum läßt sich für den Aufenthalt in Orléans schwer geben; denn die Gedichte der *Amours de Méline* müssen nicht schon 1551 begonnen sein, sie können alle oder die meisten auch 1552 kurz nacheinander entstanden sein.

empfunden, und einmal wenigstens ist seine Dichtung direkt durch ein Erlebnis inspiriert: allerdings ein inhaltsarmes Erlebnis, das ohne die Beihilfe der literarischen Modevorbilder, Petrarca, Bembo und die Petrarkisten, kaum Stoff genug geliefert hätte für die *Quatre livres de l'amour de Francine*, die 1555 in Paris erschienen. Für ein Drittel der Gedichte läßt sich die Quelle angeben, aber auch in den übrigen ist die Manier der Vorbilder täuschend nachgemacht; von Zeit zu Zeit verfällt Baïf indessen in die alte sinnliche Unart zurück und schwelgt in Träumen, die sich ein junges Mädchen von einem 23jährigen Kleriker mit Recht verbitten dürfte:

J'enserray bras à bras nu à nu ma maistresse,
Ma jambe avec sa jambe heureux j'entortilloy...

Auf der Rückkehr oder im folgenden Frühling scheint sich Baïf auf Tahureaus Besitzung le Fougeray bei Le Mans aufgehalten zu haben; bei einer der Hin- und Herreisen suchte er auch Ronsard in der Gastine auf, wo die Versöhnung zwischen ihnen stattfand. Im Winter darauf (1555/6) weilte er auf den Gütern des Pariser Parlamentsrats Jacques Morin in Loudon und Tronchet an der Sarthe und übersetzte hier für ihn Pico della Mirandolas *De imitatione*, das 1556 als *Traitté de l'Imagination* in Paris erschien.[5]) Auch Vauquelin besuchte er gelegentlich in Carouges und Lignières. So verstrichen diese Jahre teils in Studien, teils in dichterischen Arbeiten, teils in sorglosem Landaufenthalt bei Freunden, und mit ihnen geht Baïfs Jugendzeit zu Ende und findet die Phase der Liebesdichtung ihren Abschluß, ohne daß ein durchschlagender Erfolg erzielt worden wäre.

III. Im Dienste des Kardinals von Lothringen.

Gleich seinen Dichterfreunden empfand auch Baïf das Bedürfnis nach einer Versorgung; auch er drängt sich an den Hof und an die Mächtigen heran und macht sich, wo er nur kann, nach rechts und nach links durch Widmungen und Adulationen bemerkbar.

Wie seine 17. Ekloge andeutet, verdankt er Mellin de Saint-Gelais († 1558) die Aufmerksamkeit des Kardinals von Lothringen.[6]) Als eine indirekte Huldigung für den Kardinal können wir den *Chant de joie du jour des espousailles de François roidaufin et de Marie reine d'Ecosse* (Paris 1558) ansehen; denn Maria Stuart war die Nichte der Lothringer, und ihre Ehe mit dem Thronerben

[5]) Nach Marty-Laveaux fiele der Aufenthalt in das folgende Jahr, wenn der Geleitbrief der Ausgabe wirklich 1557 geschrieben ist, ich vermute aber einen Druckfehler.

[6]) Unter Baïfs Werken befindet sich ein Prolog in der Person Medusas zu *Sophonisbe*, der vermuten läßt, das er bei deren Aufführung (1556) von Saint-Gelais zur Hilfeleistung herangezogen wurde.

begründete deren Machtstellung. Dem Kardinal ist es gewiß zuzuschreiben, wenn Baïf schon unter Franz II. (1559/60) eine königliche Pension bezieht, die er auch unter den folgenden Herrschern behielt und die sich auf die ansehnliche Summe von 1200 Livres belief.[7]) Beim Coloque von Poissy (1661), wo der Kardinal die große Rolle spielte, soll Baïf mit Lancelot Carle, Bischof von Riez, und Ronsard ein Spottlied auf die zum Religionsgespräch erschienenen hugenottischen Prediger verfaßt haben.[8]) 1562/3 ist er fünf Monate in Trient beim Konzil, wohl im Gefolge des Kardinals, und im Frühjahr macht er von hier mit Jean Griffin einen Abstecher nach Italien, bei dem er seine Geburtsstadt wieder sieht. Unzweifelhaft gehört der Dichter in diesen Jahren zu den Familiaren des mächtigen Kirchenfürsten, und wahrscheinlich ließe sich diese Spur noch weiter verfolgen. Bedenkt man, welche Richtung der Kardinal in der Politik vertrat, so darf man auch sagen, daß es im Sinne derselben ist, wenn Baïf sich 1562 als geistlicher Liederdichter betätigt; du Verdier erwähnt nämlich *Chansons spirituelles* von Adrian le Roy «dont la lettre est de J.-A. de Baïf.»

Unter diesen Umständen liegt die Vermutung auch nahe, daß Baïf die kirchlichen Benefizien, in deren Besitz wir ihn sehen, dem Wohlwollen und Einfluß des Kardinals von Lothringen verdankt. Am 11. September 1564 tauscht er die nicht sehr einträgliche Pfarrei von Saint-André d'Hargeville in der Diözese von Chartres gegen die von Saint-Cosme de Vair (Einkommen 1600 Livres) ein; deren Besitz wird ihm streitig gemacht und er resigniert am 28. Dezember 1566, hat aber bereits am 2. Mai eine andere, Saint-Germain de la Couldre, erhalten, die er am 5. Juni 1567 gegen die von Ormoy im Sprengel von Soissons umtauscht. Und damit ist gewiß seine kirchliche Karriere nicht beendet; gelegentliche Funde behalten uns vielleicht noch hübsche Überraschungen vor. Und bei alledem hatte Baïf nur die einfache Tonsur erhalten.

Auch zu den Stufen des Throns findet unser Dichter durch Vermittlung des Lothringers den Weg. Am 28. Januar 1567, am Tag der Saint-Charlemagne, wird im Hôtel de Guise sein Lustspiel *Le Brave* (eine Adaptation des *Miles gloriosus*; Druck vom gleichen Jahr) vor Karl IX aufgeführt, und in den Zwischenpausen tragen Ronsard, Baïf, Desportes, Filleul, Belleau Verse zu Ehren der königlichen Familie vor, Baïf eine Ode auf die Königin-

---

[7]) Wenn der Metallwert der Livre tournois gleich vier Franken heutiger Währung ist und der Kaufpreis des Geldes fünfmal höher (s. Lavisse, Hist. de France V, I, 267), so macht das fast 20 000 Mk.

[8]) Im April 1560 machte Baïf mit Ronsard eine Reise nach Tours, wo er seine einstige Geliebte wieder sah. Vgl. *Le voyage de Tours* in den Œuvres de Ronsard éd. M.-L. I, 161.

mutter.[9]) Und dieser widmet er im gleichen Jahr seine 'Meteores' (*Le premier des Météores.* Paris 1567). Endlich hat er günstiges Fahrwasser gefunden und steuert nun mit vollen Segeln seinem Ziele zu.

IV. Die königliche Gunst. Die Akademie.

Baïf hatte große Pläne; er wollte die französische Poesie auf eine neue Basis stellen; zugunsten der Musik sollte deren syllabischer Vers durch einen prosodischen Vers im Sinne der Alten ersetzt werden, um den unleidlichen Zwiespalt zwischen der natürlichen Quantität der Sprache und der willkürlichen Gestaltung der Melodie auszugleichen. Nicht um die zur stillen Lektüre, sondern lediglich um die zum Gesang bestimmten Verse handelte es sich der ursprünglichen Intention nach, und damit griff Baïf einen Gedanken auf, der meines Wissens zuerst von Konrad Celtes und seinen Freunden ventiliert worden ist: wie man nämlich die gestörte Harmonie zwischen Wort- und Gesangrhythmus wieder herstellen kann. Bei den Musikern aller Nationen müßte man einmal die Fortsetzung und den Einfluß dieser Erörterungen studieren und die Verwirklichungsversuche nicht nur im Bereich der Vulgärsprachen, sondern zunächst an der Hand alter oder neugedichteter lateinischer Verse.

Von der Musik her kam die Anregung, und so begreifen wir auch, daß in unserem Falle die Initiative nicht von Baïf ergriffen wurde, sondern vom Musiker Joachim Thibault de Courville ausging:

Je prin de Courville acointance,
Maistre de l'art de bien chanter,
Qui me fit, pour l'art de Musique
Reformer à la mode antique,
Les vers mesurez inventer.

Die Reform der Verskunst zog notwendigerweise auch eine Reform der Rechtschreibung nach sich; denn nur mit einer eindeutigen phonetischen Orthographie konnte man hoffen, die Quantitätsunterschiede der Silben zu fixieren und sichtbar zu machen. Baïf setzte sich frisch an die Arbeit und wählte die Psalmen, mit der Nebenabsicht, die Marot-Bezaschen Psalmen mit einer orthodox katholischen Übersetzung auszustechen. Im Juli 1567 begann er seine erste Übersetzung, die er im November 1569 mitten im 68. Psalm unbefriedigt unterbrach, um die Arbeit später von vorne anzufangen, doch unter Beibehaltung der zuerst gewählten Strophensysteme.

Zur Verwirklichung ihres Unternehmens zählten Baïf und Courville auf die Gunst des Königs. Mit seiner Unterstützung

---

[9]) Von einem anderen dramatischen Versuch, *l'Eunuque*, ist eine Handschrift erhalten mit der Angabe: achevé le 26 décembre 1565.

wollten sie eine poetisch-musikalische Akademie errichten, die aus Dichtern, Musikern und Sängern als Ausübenden und aus bezahlenden Mitgliedern als Zuhörern bestehen und nicht nur eine Art 'Musikverein', sondern zugleich auch eine Lehrstätte und Pflanzschule für Dichter und Musiker werden sollte. Im November 1570 genehmigte Karl IX — im Einvernehmen mit der Königinmutter und mit seinen Brüdern, den Herzögen von Anjou und Alençon — die dem königlichen Rat vorgelegten Statuten und erteilte den Antragstellern, Baïf und Courville, das angesuchte Privileg zur Errichtung der Akademie, indem er die beiden Unternehmer und sechs der mitwirkenden Mitglieder in seinen Hausstand einreihte mit allen damit verbundenen Rechten;[10]) er selbst nahm den Titel eines Protektors und ersten Hörers der Akademie an. Gegen die vom avocat du roi, Guy du Faur, beantragte Eintragung des Privilegs erhoben sich im Parlament Bedenken «craignant qu'elle tende à corrompre, amolir, effrener et pervertir la jeunesse», so daß Baïf das Ersuchen stellte, das Parlament möge einige der opponierenden Mitglieder zu einer Probeaufführung entsenden und von den Würdenträgern der Körperschaft einige als Reformatoren der Akademie bezeichnen. Statt dessen entschied das Parlament am 15. Dezember die Universität anzuhören. Diese beschloß in ihrer Vollversammlung am 30. Dezember den Akt den einzelnen Fakultäten zur Beratung weiterzugeben und gleichzeitig Baïf zur Äußerung aufzufordern, ob seine Akademie eine Körperschaft für sich bilden oder den Gesetzen der Universität unterstehen solle. Wie der Rektor am 22. Januar 1571 mitteilen konnte, hatte der Bischof von Paris (Gondi) erklärt, er würde sich einem eventuellen Protest der Universität anschließen. Die Berichte der Fakultäten wurden dem Plenum am 15. Februar vorgelegt und darüber beraten. Inzwischen hatte aber Baïf am 1. Februar eine Audienz beim König genommen und einen Erlaß erwirkt, der jede Opposition kategorisch untersagte und etwaige Rechtsstreitigkeiten dem Parlament entzog und dem Kabinettsrat (conseil privé) vorbehielt. Am 23. Mai beschäftigte sich die medizinische Fakultät mit diesem Erlaß und beschloß sich durch eine Delegation an den Kardinal von Bourbon und den Bischof von Paris zu wenden. Weiter verlautet nichts von der Angelegenheit. Es scheint aber nach dem Verlauf der Sache nicht, daß das Gründungspatent der Akademie vom Parlament eingetragen wurde. Sie bestand mithin nur durch einen Autoritätsakt des Königs, der mit dessen Tode die Rechtswirkung verlor. So kam es, daß

---

[10]) «Et les avons avouez et avouons pour nostres, leur donnant et octroyant par ces Presentes telz et semblables Privileges, franchises et libertez dont jouissent nos autres Domestiques.» — Ich möchte die Frage aufwerfen, ob der Titel eines secrétaire de la chambre du Roi, den Baïf von 1573 an führt, nicht damit zusammenhängen könne.

die Akademie mit dem Verscheiden ihres Protektors († 1574) sang- und klanglos verschwand, nachdem sie in den Religionswirren nach der Bartholomäusnacht zu keiner regelmäßigen Tätigkeit gekommen war. Sie hatte nur ein Scheindasein geführt.

A.-Ch. ist geneigt, die Opposition des Parlaments und der Universität kleinlichen Eifersuchtsmotiven zuzuschreiben; ich meine aber, daß die Fakultäten wohl ein Anrecht darauf hatten, gehört zu werden, wenn die Akademie eine Lehranstalt werden sollte; und es fragt sich auch, ob eine auf so eigentümlicher und einseitiger Basis errichtete Musikakademie mit ihrem Privileg (denn königliche Patente wurden doch als Privileg gehandhabt und ausgenützt) nicht hätte ein Hemnis werden müssen für die freie und gesunde Entwicklung der Konzert- und Bühnenmusik, deren Zeit übrigens noch nicht gekommen war. Jedenfalls war Vorsicht am Platz, daß nicht ähnliches geschähe, wie einige Jahre früher bei der Neubesetzung des griechischen Lehrstuhls am Collège de France, wo nach dem Rücktritt Dorats einfach sein Schwiegersohn Goullu auf Grund eines von Ronsard, Baïf und anderen Dilettanten ihres Schlags ausgefertigten Fähigkeitszeugnisses ernannt wurde: ein Unfug sondergleichen, dessen Erfolg es auch war, daß der hoffnungsvolle Aufschwung der griechischen Studien in Frankreich auf Generationen hinaus unterbunden war.

In seinem Wohlwollen für Baïf beschränkte sich Karl IX. nicht auf das autoritäre Eintreten für die Akademie, er ermöglichte auch dem Dichter — wohl durch pekuniäre Unterstützung — die Veröffentlichung seiner Dichtungen, die sich im Lauf von 23 Jahren zu einem ansehnlichen Haufen angesammelt hatten. Die *Euvres en rime* erschienen 1573 in Paris in zwei Bänden, eingeteilt in Poemes, Amours, Jeux und Passetems und reicher an Übersetzungen und Nachahmungen als an eigenen Erfindungen. Die Poemes bringen außer den Pontanus nachgedichteten *Meteores* Episoden aus Ovid, Ariost (diese schon 1572 erschienenen mit anderen von Saint-Gelais, Desportes u. a.), Hesiod, homerische Hymnen, Moschus, Argonautika, Georgika, Auson und Bembo mit einigen eigenen Versuchen wie die Metamorphose *Amymone* (nach einer Fabel Hygins) und die mythographischen Kompilationen, *Les Muses* und *Hippocrene* und kleineren Stücken. Die Amours sind um Amours diverses vermehrt, einer Nachlese von Dichtungen, die in Form und Inhalt mehr der ersten als der zweiten Manier angehören. Die Jeux vereinigen 19 meist zwischen 1554 und 1560 entstandene Eklogen, der Mehrzahl nach unselbständig, mit den dramatischen Versuchen, *Antigone*, *le Brave*, *l'Eunuque* und mit 9 Lukianischen Dialogen *(Devis)* in gepaarten Achtsilbern. Die Passetems enthalten poetische Abfälle, Epigramme, Sonette, Strophen, ein buntes Durcheinander,

in dem auch wieder die Entlehnungen dominieren, mitunter aber Baïfs realistisch burleske Ader sich offenbart, oft das beste, das er zu Wege gebracht hat.

Vom Erfolg der Publikation wissen wir nichts. Aus dem Umstand, daß ein Lyoner Verleger die *Amours de Francine* in diesem gleichen Jahr neu auflegt, möchte ich kaum auf ein größeres Interesse des Publikums, sondern eher auf eine verfehlte Spekulation eines die Konjunktur erhaschenden Buchhändlers schließen.

Während seine Reime gedruckt werden, vergißt Baïf seine prosodische Neuerung nicht. Am 24. November 1573 schließt er die revidierte Psalmenübersetzung ab. Da aber nach dem Geist der Statuten alle zum Gesangsvortrag bestimmten Dichtungen reserviertes Eigentum der Gesellschaft waren, konnte Baïf nicht daran denken, etwas davon zu veröffentlichen. So enthalten denn die *Etrénes de poézie fransoèze*, die Paris 1574 erschienen, statt lyrischer Lieder Lesepoesien: panegyrische Gedichte auf hohe Gönner, Lehrgedichte, gnomische Verse, *Besognes et Jours* von Hesiod, *Enseignements* von Simonides, Naumachos. Dieses unglückliche Abweichen von der ursprünglichen Absicht der Reform und die Eigenheit der Versbehandlung und der Schreibweise an sich konnten schwerlich anders, als zu einem Fiasko führen.

V. Neue Versuche. Lebensende.

Der Tod Karls IX. beraubte Baïf seines Gönners in kritischer Stunde. Krampfhaft bemühte er sich um das Wohlwollen des neuen Herrschers; in kurzen Intervallen folgen einander eine *Complainte* auf den toten König, eine Ode auf die Reise und Ankunft des flüchtigen Polenkönigs (Paris 1574), eine *Premiere salutation*, eine *Seconde salutation*, eine *Epistre au roy*, *sous le nom de sa mere*; *pour l'instruction d'un bon roy* (1575). In der Tat scheint Heinrich III. dem alternden Dichter seine Gunst gewährt und seine Freigebigkeit erwiesen zu haben; er nahm ihn auch in seine literarische Hofakademie auf. Aber die guten Zeiten waren vorüber. Auch Baïf hatte an den Folgen der Bürgerkriege zu tragen. Eine langwierige Kränklichkeit suchte ihn heim. Doch blieb das Haus auf der Victorianerbastei, das jetzt durch einen Knaben, Klerikerbastard wie sein Vater, belebt wird, ein Anziehungspunkt für alte wie neue Freunde, für Dorat, Ronsard wie für Paul Schede (Melissus); und noch lebt im Dichter der unruhige Schaffensdrang, der ihn rastlos nach neuen Bahnen suchen läßt.

1576 erschien unter dem Titel *Mimes, enseignemens et proverbes* ein kleines Bändchen mit den ersten Proben einer neuen Art von gereimten Weisheitssprüchen; 1581 folgte eine zweite, bedeutend vermehrte Ausgabe, und eine dritte mit posthumen Nachträgen erschien 1597. Allein unter allen Werken Baïfs

hat diese Sammlung die Gunst des Publikums zu wahren gewußt; es erschienen noch fünf Neuauflagen (1605, 1608, 1612 und zwei 1619), alle in Toulouse. Was Baïf 'Mimes' nennt, ist eine seltsame Abart der stark in Mode stehenden gnomischen Poesie, am Faden des Reimes wie Perlen auf einer Schnur aufgereihte Sprichwörter und Sentenzen, eine eigene Art Coq-à-l'asne, wie er selber gelegentlich sagt, Weisheitsprüche aus Publilius Syrus, Erasmus, aus einer italienischen Sammlung, aus einer französischen von Gilles des Nuits in langen Serien von dreißig bis fünfundreißig Strophen und zwar unwandelbar in der gleichen Achtsilber-Sechszeile mit Schweifreim (*ααbγγb*). Einzelne Tierfabeln und andere Elemente mischen sich ein. Mit der Zeit gewahrt der Dichter auch die Verwendbarkeit dieser Form für die moralisierende Zeitsatire, und in den Wirren der Liga findet er einige persönliche und aufrichtige Töne, wie man sie sonst nur selten in seinen Werken zu hören bekommt.

Und unverhofft wendet er sich auch wieder der lateinischen Dichtung zu. 1577 läßt er das erste Buch seiner *Carmina* erscheinen, meist nur Nachdichtungen der griechischen Anthologie, und im gleichen Jahre vollendet und druckt er eine in den frohen Jugendjahren begonnene griechische Eligie, Μεδάνις, eine Verwandlungsfabel zum Preis der versteinernden Quelle von Médan, einer Besitzung Brinons, des Mäzens der Brigade. Drei weitere Bücher *Carmina* und eine lateinische Psalmenübersetzung, die der Musiker Jacques Mauduit vertont hatte, blieben im Manuskript liegen; die Psalmen sah Mersenne noch und druckte zwei Proben davon ab. Seither ging aber die Handschrift wie die der *Carmina* verloren. Nur eine Übersetzung der *Prognostica a terrae motibus* (nach dem Griechischen) sollte 1586 erscheinen.

Was sonst in diesen letzten Jahren von Baïf zum Druck kam, ist unbedeutend: Verse für ein Fest der Stadt Paris zu Ehren des Königs (1578), *Chansonettes mesurées* mit Musik von J. Mauduit (1586), *Epitafes de feu Monseigneur Anne de Joyeuse* (er fiel bei Coutras am 20. Oktober 1587). Ungedruckt blieb eine Psalmenübersetzung in gereimten Versen (1587). Eine letzte Freude war dem Dichter in diesen trüben Jahren noch beschieden. 1586 beschlossen die Mainteneurs des Jeux floraux in Toulouse ihm einen silbernen Apollo zu widmen, wie sie seinerzeit Ronsard mit einer silbernen Minerva ausgezeichnet hatten. Die Kriegszeiten erlaubten jedoch die Ausgabe nicht. Zum Ersatz erhielt er dafür 1587 als Psalmenübersetzer einen silbernen David.

1589, in den letzten Oktobertagen, ereilte ihn der Tod, wenige Tage bevor die königlichen Truppen die Pariser Vorstädte erstürmten (1. November). Mit eigener Lebensgefahr rettete der Musiker Mauduit einen Teil des handschriftlichen Nachlasses aus dem bedrohten Haus. Erhalten sind an Handschriften

der Psalter von 1569, der von 1573, der gereimte von 1587 und die Chansonettes (vereint in Hs. Paris BNfr. 19140) und *l'Eunuque* (BNfr. 867). Verschollen sind seine Übersetzungen der Medea von Euripides, der Trachinierinnen von Sophokles, des Plutus von Aristophanes und des Heautontimorumenos von Terenz, die du Verdier druckfertig sah, ebenso ein *Traité de la prononciation française* und *de l'Art metrique*, von denen La Croix du Maine Kenntnis hatte, und an Drucken die sieben Bußpsalmen, von denen die Akten der Jeux floraux sprechen, und «quelques fort doctes œuvres en mathématiques, imprimées il y a fort longtemps» (La Croix du Maine). Nach seinem Tode erschienen noch einige seiner *Chansonettes* mit Musik von Le Jeune (1603 und umgereimt 1608). Beinahe wären auch einige seiner Psalmen, von Odet de la Noue bearbeitet, in das Gesangbuch der Reformierten eingedrungen. Baïfs Vermögen verblieb seinem Sohn Guillaume, der außer den mit dem Nachlaß verbundenen Prozessen auch einen schwachen Abglanz seiner Poetengabe erbte.

So lebte und verschied ein Mann, der unverdrossen gestrebt und neue Bahnen gesucht, und dem zum Dichter nur der göttliche Funke gefehlt hat.

Wien. PH. AUG. BECKER.

Rabelais pour la jeunesse. I. *Gargantua, texte adapté par* Marie Butts, 4 planches hors texte en couleur et 30 dessins de Ferdinand Fau 141 p. — II. *Pantagruel*... 32 dessins 143 p. — III. *Pantagruel*.... 36 dessins 143 p. Librairie Larousse. 13—17 rue Montparnasse, Paris. Jeder Band 2 fr. 50 geb.

Rabelais *in usum delphini!* Der Jugend soll dieser gekürzte, zugestutzte, gesäuberte und — ich möchte beinahe sagen — kastrierte Rabelais bestimmt sein! Welcher Jugend? Das ist mir freilich nicht recht klar. Gymnasiasten der höheren Klassen, die die Klassiker zu lesen gewohnt sind, würden sich gewiß dafür bedanken, Gymnasiastinnen, die doch geradeso behandelt zu werden beanspruchen, ebenfalls. Von Studenten und Studentinnen, die doch auch zur Jugend gehören, wollen wir lieber nicht reden. Kinder würden wohl kaum Gefallen finden an Kapiteln wie „*Des Engastrimythes, des Gastrolâtres et de la ridicule statue appelée Manduce*" und es würde sie gewiß langweilen, wenn sie läsen, daß Gargantua die Kommentarien des *Hurtebise*, *Fasquin*, *Tropditeux*, *Gualehaut*, *Jehan le Veau*, *Billonio*, *Brelinguandus* studierte (I p. 23). Wer bleibt dann übrig? Die 3 Bände sind drei jungen Freunden der Herausgeberin gewidmet. Es sind wohl *Jean Schröder*, *Robert le Bray*, *Yves Dottin*, Jungens von

14, 15 Jahren. Gibt es aber für dieses Alter nicht weit interessantere Lektüre? — Doch urteilen wir nicht, bevor wir gesehen haben, auf welche Weise die Herausgeberin unsern guten Maistre François zugestutzt hat. Zuerst hat sie ganz bedeutend gekürzt. Aus den 58 Kapiteln des Gargantua hat sie 24 gemacht, aus den zwei ersten Büchern des Pantagruel, die 34 resp. 52 Kapitel zählen, also 86 im ganzen, hat sie ein Bändchen mit 26, und aus den zwei letzten Büchern mit 47 resp. 48 Kapiteln, also 95, hat sie ein Bändchen mit 32 Kapiteln gemacht. Auf welche Weise sie kürzt, mag aus folgendem Beispiel hervorgehen. Die 7 ersten Kapitel des Gargantua „1. *De la généalogie et antiquité de G.*, 2. *Les Fanfreluches antidotées*, 3. *Comment G. fut onze mois porté au ventre de sa mère*, 4. *Comment Gargamelle estant grosse de G. mangea grand planté de tripes*, 5. *Les propos des beuveurs*, 6. *Comment G. nasquit en façon bien estrange*, 7. *Comment le nom fut imposé à G. et comment il humoit le piot* sind in dem einzigen Kapitel „*La généalogie et la naissance de G.*" — knapp 3 Seiten — zusammengefaßt. Als Beispiel der Stiländerung möge der Anfang genügen:

Rabelais: *Beuveurs très illustres et vous vérolés très précieux, (car à vous, non à autres, sont dédiés mes escrits), Alcibiades, au dialogue de Platon, intitulé le Banquet, louant son precepteur Socrates, sans controverse prince des philosophes, entre autres paroles le dit estre semblable es Silenes. Silenes estoient jadis petites boîtes, telles que voyons de present es boutiques des apothicaires, peintes au dessus de figures joyeuses et frivoles, comme de harpyes, satyres, oisons bridés, lièvres cornuz, canes bastées, boucs volans, cerfs limonniers et autres belles peintures contrefaites à plaisir, pour exciter le monde à rire.*

Marie Butts: *Lecteurs, nous voyons dans les boutiques des apothicaires de petites boîtes sur lesquelles sont peintes des figures joyeuses et frivoles, contrefaites à plaisir pour exciter le monde à rire.*

Trotzdem wagt die Herausgeberin im Vorwort zu betonen, sie habe sich bemüht zu bewahren „*la rare saveur, la richesse pittoresque .... de la langue du vieux maître.*"

Daß nicht bloß alles geschlechtlich Anstoßende, sondern auch das skatologische Element ängstlich ausgemerzt worden ist, versteht sich von selbst. Aber auch das kulturell Bedeutende, die damaligen Zustände in der Kirche oder im Gerichtswesen karikierende Element wird entweder weggelassen oder so wiedergegeben, daß man von der Tragweite der Satire keinen Begriff mehr haben kann. So ist die köstliche Episode des Papofeigen und Papimaneneilands einfach unterdrückt. Was Rabelais unter der *Isle sonnante* gemeint hat, kommt gar nicht zur Geltung. Dagegen wird alles, was einen abenteuerlichen Reiz hat, auch wenn es ganz unverständlich, ja sogar albern ist, z. B. die Ge-

schichte des Riesen *Bringuenarilles* behalten. In einem Wort! Aus der geistvollen Schöpfung Rabelais macht die Verfasserin wieder eine „*Chronique inestimable*". Die Riesengeschichten als solche — ein ausführlicher Kommentar zu bunten Epinalbildern — das soll der „Jugend" einen Begriff von der Größe Rabelais' geben. Wir halten den Versuch für durchaus verfehlt. Es wird auch kaum jemand darauf hereinfallen. Unsere „moderne Jugend" am allerwenigsten. Dieser Rabelais ist eine Totgeburt.

Wenn man der Gymnasialjugend Rabelais nicht ganz in die Hand geben will, — und das begreife ich — so gebe man ihr gut ausgewählte, aber echte Auszüge, — man bewahre sie aber vor einem travestierten oder geleckten Rabelais.

Bonn. HEINRICH SCHNEEGANS.

Molière, *choix de comédies en 3 volumes, publié par* M. Banner, professeur au Collège Goethe, Francfort s. M., Otto Schulze, Coethen, Anhalt 1910.

In drei hübsch ausgestatteten Bändchen bietet Banner in vorliegender Ausgabe der Schuljugend einen Molière. Der erste Band enthält „*Comédies en prose*", die *Précieuses ridicules*, den *Mariage forcé*, den *Médecin malgré lui*, den *Avare* und die *Fourberies de Scapin*, der zweite „*Comédies en vers*", den *Misanthrope*, den *Tartuffe* und die *Femmes savantes*, der dritte „*Comédies-Ballets*", den *Bourgeois Gentilhomme* und den *Malade Imaginaire*. Ich frage mich, ob dieses Einteilungsprinzip innerlich berechtigt ist. Gibt es für das Verständnis Molières nicht wichtigere Gesichtspunkte, als den ganz äußerlichen, den der Herausgeber befolgt? Molière schreibt den *Avare* zwar in Prosa, den *Tartuffe* in Versen, und doch sind sie beide Charakterkomödien. Er schreibt die *Précieuses* in Prosa, die *Femmes savantes* in Versen, und doch haben beide dieselbe Tendenz, und ist das erste Stück die Vorbereitung des zweiten. Ob eine Komödie mit oder ohne Ballet aufgeführt wurde, ändert an dem Wesen des Lustspiels nichts. Man könnte sich den *Mariage forcé* sehr wohl mit Ballet denken und den *Malade imaginaire* abgesehen von den letzten Szenen ohne Ballet. Die beiden Komödien würden als Gattung nichts dabei verlieren oder gewinnen. Ich denke, will man eine andere als die chronologische Einteilung wählen, so wäre es für das literarische Verständnis der Schüler weit ersprießlicher, wenn man nach Possen und Intriguenspielen, nach Sittenkomödien, die eine satirische Tendenz haben und nach Charakterlustspielen einteilte. Es hat selbstverständlich auch diese Einteilung etwas Willkürliches — denn man kann z. B. darüber streiten, ob der Tartuffe Sitten- oder Charakter-

lustspiel ist, ob der *Malade Imaginaire* Posse oder satirisches Sittenspiel ist — aber für das Verständnis von Molières Eigenart und Entwickelung ist sie doch gewiß weit vorzuziehen. Ich sehe auch nicht den praktischen Vorteil der Bannerschen Einteilung für die Schule ein. In einem Schuljahr wird man doch nicht alle drei Bändchen brauchen. Dann sind aber die Schüler dazu verurteilt, entweder bloß Verskomödien, oder bloß Prosalustspiele resp. *Comédies-Ballets* zu lesen. — Aber vielleicht denkt Banner auch nur an Verwendung dieser Bücher für Privatlektüre „*de façon à compléter la bibliothèque de chacun de nos élèves*“, wie es im Vorwort heißt, und da wäre der letzte Einwand gegenstandslos. Jedenfalls hat die Ausgabe den Vorteil der Billigkeit bei sehr guter Ausstattung. Die Orthographie ist die der besten sonst gebräuchlichen Ausgaben; in den Prosakomödien hat der Herausgeber sich verpflichtet gefühlt hinsichtlich der Stellung des Personalpronomens und der Negation stets die moderne Konstruktion einzuführen, eine Änderung, die ich nicht für nötig gehalten hätte. — Einige Anmerkungen erklären hie und da seltene oder antiquierte Ausdrücke.

Bonn. HEINRICH SCHNEEGANS.

Magne, Emile. *Le plaisant Abbé de Boisrobert.* Fondateur de l'Académie française 1592—1662. Documents inédits. Paris. Mercure de France. 1909.

In den allermeisten Handbüchern der französischen Literatur wird Boisrobert lediglich als einer von den vielen Gebärdenspähern und den Neuigkeitskurierdienst besorgenden Geschichtenträgern des Kardinal Richelieu hingestellt, als einer jener schöngeistigen galanten Dichter-Abbés, die sich darin erschöpfen, diesem Allmächtigen zu Ehren das Weihrauchfaß mit sazerdotaler Salbung zu schwingen, höchstens noch als dessen nicht ernst zu nehmender lustiger Rat, der die Pflicht hat, seinem Herrn durch seine Schnurren die schwarzen Schmetterlinge der Melancholie von der Stirne zu verscheuchen. E. Magne unternimmt es nun, B. auf Grund teils bekannter, teils von ihm neu aufgedeckter Quellen die ihm gebührende Stellung in der französischen Literaturgeschichte zuzuweisen. Auch er erkennt in ihm den nur mehr förderlichen als schöpferischen Geist; er zeigt uns aber, wie er das kleine Pfund seines Talents in höchst uneigennütziger Weise verwendete, wie er besonders seine außerordentliche Unterhaltungsgabe und seinen daraus entspringenden großen Einfluß auf Richelieu bis zur Selbstverleugnung zugunsten anderer Dichter ausnützte. Ganz besonders will Magne B.s hervorragenden,

ihm anderwärts verkümmerten Anteil an der Begründung der Académie française nachweisen.

Die Vorarbeiten über B. beurteilt Magne recht abfällig. Er möchte nur den Werken von Niceron, Parfaict, Livet, Labitte und Hippeau einigen Wert zuerkennen, obzwar auch die drei letzteren im wesentlichen nur das von Tallemant gebrachte anekdotische Material verarbeiten. Selbst die grundlegende Geschichte der franz. Akademie Pellissons weicht in der mitgeteilten Liste der in der Akademie gehaltenen Vorträge von dem Verzeichnisse in der bisher unedierten Handschrift der *Cinq cents Colbert* wesentlich ab. Kervilers 1877 erschienenen *Essai d'une bibliographie de l'Académie fr.* bezeichnet Magne als sehr mangelhaft. R. Bonnets *Isographie de l'Académie fr.* 1907 bringe über B. sogar teilweise falsche Angaben; Moucheros *Le clergé à l'Académie*, 1908, sei keine quellenmäßige Arbeit und soweit sie B. betrifft, auch bar allen historischen Interesses. Magnes Hauptbestreben geht nun, wie angedeutet, dahin, das ganz eminente Verdienst B.s um die Entstehung der franz. Akademie, welches Pellisson, Fabri und Kerviler auf seine Kosten in ganz ungerechtfertigter Weise Conrart und Chapelain zuerkannten, B. zurückzuerobern.

Der Sachverhalt wäre demnach folgender: Der von Faret in die düstere Behausung Conrarts in der Rue des Vieilles Etuves eingeführte B. fühlte sich daselbst anfänglich wenig heimisch, sowie die dort Versammelten auch ihm nicht ohne Mißtrauen begegneten. Dank seiner feinen Witterung, die ihn hinter ihrem befremdlichen Treiben ernste literarische und sprachreinigende Tendenzen erkennen ließ, gewann er für die Bestrebungen des Klubs allmählich nicht nur selbst ein warmes Interesse, sondern er verstand es auch, ein solches auf Richelieu zu übertragen. Dieser sah in derartigen Konventikeln im allgemeinen nur den Herd politischer, feindseliger Konspirationen, B. aber zerstreute diese Bedenken und wußte es ihm sogar einleuchtend zu machen, welch hohen Wert für ihn ein solches geistiges Leibregiment, eine solche literarische Schutztruppe gewinnen könne. Er benützte den Umstand, daß gerade damals Mathieu de Morgues aus dem Lager der Maria von Medici in Brüssel, wohin er sich als Überläufer aus der Gefolgschaft Richelieus begeben hatte, gegen diesen die giftigsten Satiren aussandte. Tatsächlich entsteht später ein äußerst gereizter Federkrieg zwischen de Morgues und den Mitgliedern der Akademie, in welchem als Verteidiger Richelieus besonders der französische Historiograph Scip. Dupleix und der streitlustige Sirmond im Vordergrunde standen. Es sei hier gleich eingeschaltet, daß die Akademiker dabei schmählich unterlagen, und daß besonders Balzacs Reputation als Opfer auf der Strecke blieb.

Daß Richelieu bei der Stiftung der Akademie vor allem besonders die obgenannten, egoistischen defensiven Zwecke vorschwebten, bezeugt nicht nur de Morgues, sondern auch eine bisher unbeachtete Bemerkung Chapelains (I: 2, 16) beweist, daß Richelieu auch von seinen poetischen Lohnschreibern unbedingten Gehorsam in seinen persönlichen Angelegenheiten verlangte.

B. hatte aber bei dem Werdeprozesse der Akademie nicht nur Richelieus Argwohn zu besiegen, sondern die Befürchtung der anzuwerbenden Mitglieder, man lege ihnen eine Falle, zu zerstreuen und sie folgten anfänglich seinem Rufe zum Eintritte nur widerwillig. Auf die verschiedenen Gegnerschaften von anderer sehr gewichtiger Seite soll hier nicht näher eingegangen und nur erwähnt werden, daß man die neuen Mitglieder, bei deren Auswahl B. mehr sein mitfühlendes Herz für Hilfsbedürftige als die sonstige Eignung der Bewerber hatte sprechen lassen, spöttisch *les enfants de la pitié de B.* nannte. Bald wurde der Zudrang parasitischer Bewerber so groß, daß B., in dessen Hand alle Fäden des Unternehmens zusammenliefen, arg ins Gedränge kam. Richelieu, der B.s Wiederstandslosigkeit in solchen Lagen kannte, verhängte über ihn, um selbst von seinen zudringlichen, unablässigen Betteleien für andere Ruhe zu haben, unwillig eine Quarantaine, innerhalb welcher er ihm den Zutritt zu seiner Person verwehrte. Während dieser unfreiwilligen Muße edierte B. zwei Sammelwerke, deren Autoren sich aus fast allen poetischen Hungerleidern rekrutierten und zu denen er selbst nur wenige Beiträge beigesteuert hatte: den *Parnasse royal* und *Le sacrifice des Muses.* Das erstere sollte nur die Eifersucht des Königs auf die Richelieu dargebrachten Huldigungen fernhalten, das zweite aber sollte nicht nur Richelieu wieder versöhnen, sondern den gehorsamen Dienern von Dichtern auch neue Belohnungen verschaffen. Richelieu und B. fanden sich wieder im Interesse der Akademie, die nun schon „40 Barone" zählte. Die wenig schmeichelhafte, auch von Gombaud in seinen „*Lettres*" gebrachte Einteilung dieser sehr gemischten Gesellschaft von seiten B.s beweist, wie gering er ihre moralischen Qualitäten einschätzte, trotz seines Vortrags *Défense de l'Académie*, in welchem er die Antike bekämpfte und Homer wie einen Bänkelsänger behandelte. Eine Zeitlang beherbergte er die Akademie in seiner neuen Wohnung, im Hôtel de Mélusine. Er legte Vaugelas, dem seine Arbeiten in der grammatischen Folterkammer noch immer freie Zeit zu gewinnsüchtigen Denunziationen übrig ließen, das niedrige Handwerk in einem Kampfe, der die öde Langweile der Akademiker durch lustige Intermezzos unterbrach. Er trat aber dafür ein, daß die trotz seines ablehnenden Verhaltens beschlossene Abfassung eines *Dictionnaire* der Akademie Vaugelas zugewiesen und ihm für seine Arbeit eine Pension

zugesprochen werde. Die auch von ihm nicht geleugnete Langsamkeit im Fortschritte der eigentlichen Facharbeiten der Akademiker entschuldigt er damit, daß Richelieu ihre Zeit und ihre Feder allzusehr für seine persönlichen Zwecke in Anspruch nehme. Außer der erwähnten Fehde gegen de Morgues machte es ihnen der Kardinal nämlich auch zur Pflicht, nicht nur die Siege des Königs zu besingen, sondern auch seine eigenen, sehr verbesserungsbedürftigen Reden, vor ihrer Veröffentlichung zu revidieren und zu appretieren. In St. Evremonds wahrscheinlich seit 1637 zirkulierender, die Akademie scharf aufs Korn nehmender *La Comédie des Académiciens* begegnen wir wiederholt auch dem Namen B.s. Furetières bisher als gelungene Persiflage der Akademie nicht erkannte *Nouvelle allégorique* (1658) nennt allerdings B. nicht, dagegen schnellt desselben Autors *Roman bourgeois* gegen ihn einen spitzen Pfeil ab. E. Magne behauptet zwar im Gegensatze zu der von Drujon (in seinem *Les livres à clef* 1888) ausgesprochenen Meinung, mit den Worten *mauvais poète de l'ancienne cour* habe Furetière nicht B. treffen wollen. Magne sagt von der Meinung Drujons: „*Rien est moins assuré*". Meiner Ansicht nach ist aber Drujon vollkommen im Rechte und ich beweise dies aus einer Stelle in einem übrigens auch bei Magne zitierten, 1646 gedruckten und 1656 erschienenenen Briefe Balzacs an Chapelain in welcher B. ausdrücklich mit fast genau denselben Worten („*un poète vulgaire de la vieille cour*") gekennzeichnet ist. — Aus alledem geht doch wohl hervor, daß es nicht eitle Ruhmredigkeit war, wenn B. in seinen *Epistres* von sich sagt:

„*Et j'eus encore fortune assez amie,*
Quand je formay l'illustre Académie
Des beaux esprits. J'en fus le Promoteur
Et fis qu'Armand s'en fit le Protecteur".

Es sei nun auch B.s Verhalten im Cidstreit mit einigen Worten angegeben. B. hatte für P. Corneille nicht nur Sympathien, weil er sein Landsmann war. Er hatte an dessen *La Veuve* zwar die ungelenke Diktion getadelt, aber das Werk als Ganzes mit Worten der Anerkennung eingeleitet. B. war der Cidstreit mit Corneille gerade so wie Gombaud nur von Richelieu aufgedrungen worden und er hatte sich zu einer Kritik des *Cid* nur auf Grund des 45. der Akademie-Statuten verstanden, weil er bei seinem Auftraggeber, einem fanatischen Anhänger der erschrecklichen Bulle von den drei Einheiten, keinen Verdacht erregen wollte, da er dessen Empfindlichkeit gerade in seinen dramatischen Velleitäten kannte. Er hat dann allerdings zur Verunglimpfung Corneilles das Möglichste getan. Er hat Chapelains, dieses „französischen Gottsched", konfuse Polemik gegen den *Cid* Richelieu überreicht und sie dem Schreiber mit des Kardinals abstrusen Randglossen zurückgestellt. Er hat

als Leiter der Machinationen gegen den *Cid* eine geradezu fieberhafte Briefkorrespondenz betrieben. Er hat endlich, um Corneilles Meisterwerk so recht zu profanieren, im *Palais Cardinal* jene berüchtigte Lakaienvorstellung des *Cid* arrangiert und besonders durch den parodistischen, etwas wohlfeilen Witz:

„*Rodrigues as-tu du cœur!*" — „*Je n'ay que du carreau!*"

die Lacher auf seine Seite gezogen. Er war es aber auch, der in dem Zeitpunkte, da der Streit seine häßlichsten Formen angenommen hatte, den Kämpfern auf das Geheiß Richelieus durch die *Lettre à Mairet* Einhalt gebot und seine ehemaligen guten Beziehungen zu Corneille wieder erneuerte.

Aus dem überaus reichen, rein biographischen Inhalt des Magneschen Buches sei nur einiges besonders Charakteristische wiedergegeben. B. war nicht bloß durch seine große Unterhaltungsgabe Richelieus Sorgenbrecher, sondern auch sein literarischer Oberintendant und poetischer Großalmosenier. Er vermittelte zwischen seinem Herrn, der eine Art Theatervorsehung spielen wollte und den Dichtern, die dessen absurde dramatischen Ideen auf der Bühne zur Geltung bringen sollten. Er leitete in selbstloser Weise den von oben sich ergießenden Goldstrom in die Taschen seiner Dichtergenossen, bevor er daraus seine eigenen füllte. Durch dieses von ihm eifrigst geübte mittelbare Mäzenatentum erhöhte er nicht nur den Wert des geistigen Eigentums, sondern auch der Selbstachtung und der Menschenwürde der zu Domestiken und Vagabunden herabgesunkener Poeten. Er überflutete Richelieu derart mit Bittgesuchen um Remunerationen und Spenden für notleidende Literaten, daß dieser ihn einmal zur Tür hinauswerfen ließ und ein zweites Mal (wie oben erwähnt) eine Quarantaine über ihn verhängte. Kaum aber war es ihm gelungen, die Gnade seines Gönners wieder zu erlangen, als er sie abermals für andere mißbrauchte. Mit Recht hat also Gombauld, nachdem B. den sich dagegen sträubenden Richelieu durch allerhand gewagte Kunststücke veranlaßt hatte, dessen *Panegyrikus* zu lesen und dem Verfasser eine Pension zu bewilligen, ihm den Titel eines „*ardent soliciteur des Muses incommodées*" zugesprochen. Balzac schreibt sogar in einem (auch erst von Magne veröffentlichten) Briefe, es werde in Frankreich jetzt weder eine Ode noch ein Panegyrikus verfaßt, dessen erster Urheber im Grunde nicht B. sei und die Nachwelt werde für alles in seinem Jahrhundert geschriebene Latein und Französisch nur B. verpflichtet sein! Aber B.s hingebungsvoller Altruismus hat ihn nicht vor dem schwärzesten Undanke seiner Schützlinge bewahrt und besonders nach dem Tode seines mächtigen Protektors Richelieu hatte er die härtesten Verfolgungen zu erleiden. Am empörendsten war das Verhalten Balzacs, dessen spätere Schriften gegen seinen Wohltäter B. nur Haß und Verachtung atmen. Anders zu beurteilen sind dagegen die

sich bis auf sein Testament erstreckenden erbitterten Ausfälle seines Widersachers Paul Scarron. Denn B. hatte diesen nicht nur in seiner Gattenehre schwer gekränkt, sondern auch in unlauterem Wettbewerb ihm die Erfolge seines *Ecolier de Salamanque* abzujagen, ja ihm als Konkurrent von Übersetzungen spanischer Novellen seine Existenzmittel abzuschneiden sich nicht gescheut. Erst in Saumaize (der nach Magnes Ansicht ein Burgunder und nicht, wie G. Larroumet angibt, ein Gascogner gewesen ist) erstand Scarron ein Rächer, indem dieser eine vernichtende Kritik über B.s Tragikomödie *Théodore* schrieb.

Allerdings boten die zahlreichen Zersetzungsflecken moralischer Fäulnis an B.s Charakter seinen Gegnern nur allzuviele Angriffspunkte. Selbst wenn man dem haßerfüllten, von Magne das erstemal publizierten Pamphlet der *Boscobertine* nur zum kleinsten Teile glauben will, bleibt immerhin noch genug übrig, um B.s Betragen unwürdig erscheinen zu lassen. Man könnte es leicht hingehen lassen, daß B. aus Eitelkeit den Adel erwarb und sich selbst einen bis auf den Karthagerbesieger Metellus (sein Familienname lautete nämlich *Le Metel*) zurückgeführten Stammbaum zulegte. Man könnte es ihm noch verzeihen, daß er sich öfter bis zur Bewußtlosigkeit berauschte und leidenschaftlich um hohe Summen spielte. Schlimmer war es jedoch, daß er einmal in einer vornehmen Gesellschaft bei den Schwestern Mancini, als die Fluktuationen des Spiels ihm nicht gnädig waren, so gotteslästerlich fluchte, daß er auf eine Anzeige des P. R. Annat hin vom Könige aus Paris verbannt wurde. Am verächtlichsten aber machte er sich durch seine homosexuellen Verfehlungen, über welche unter anderen Ménage den bissigsten, aber nicht schlechtesten Witz gemacht hat. Er warf ihm nämlich vor, daß er bei seiner bekanntlich ausgesprochenen Vorliebe für das männliche Geschlecht die Monomanie des Akademikers Sérisay: alle Substantiva zu Femininis zu stempeln, nicht eindämme. Es hatte B. nichts genützt, daß er sich sogar durch seinen Eintritt in den geistlichen Stand an den Segelmast des mächtigen Schiffes der Kirche mit unzerreißbaren Banden gebunden hatte, um von den Sirenenlockungen der Laster frei zu bleiben, denn er war zu seinem, ihm durch Richelieus Gnade verliehenen Amte eines Kanonikus von Rouen ebenso qualifiziert wie etwa der mit ihm in vieler Beziehung gleich gestimmte P. Scarron zu dem eines Kanonikus von Le Mans. Beiden bereitete besonders die Einhaltung der *résidence rigoureuse* viele schwere Stunden und für beide bedeutete ihr kirchlicher Beruf einen unausgesetzten Konflikt mit ihren unüberwindlichen sehr weltlichen und sündigen Instinkten.

Als Dichter erhebt sich B. nicht wesentlich über die Mehrzahl der Vertreter der damaligen Dichterwelt, für die der Klang der Goldstücke die wahre Sphärenmusik bedeutet. Seine eigentliche

Begabung besteht in der Anmut, im heiteren Scherz und in der Leichtigkeit im gefälligen Nichts der Plauderei. In der Akademie vertritt er die Einfachheit, die Eleganz und Feinheit. Nichts gilt ihm abschreckender als pedantische Langweile und darum bewundert er wohl die Gelehrten, aber er beneidet sie nicht. Am meisten bedeutet er wohl noch als Dramatiker. Wie wenig er aber auch als solcher gerechte Würdigung erfahren hat, beweist (wie Magne hervorhebt) der Umstand, daß der „Spezialforscher" de Mouhy bei der Besprechung von B.s l'*Amant ridicule* dieses Stück als eine versifizierte Komödie in fünf Akten bezeichnet, während sie tatsächlich nur aus e i n e m in ein Ballet eingeschobenen Akte besteht. Magne weist B. als Theaterdichter einen ziemlich hohen Rang an. Er sagt unter anderem, daß seine Stücke, soweit sie nicht dem Spanischen entnommen sind, sondern die Sitten der Gegenwart behandeln, besonders das höfische Leben mit großer Treue schildern und einzelne Szenen den Vergleich mit jedem anderen Stücke aushalten. B.s *La Jalousie d'elle mesme* lasse sich, wenn man von dem etwas schleppenden Gange absieht, Corneilles *Menteur* an die Seite stellen, sein Stück *La Folle gageure* sei durch seine eigentümliche Intriguenverwicklung recht kurzweilig. Seine *Belle Plaideuse* sei von Molière ausgenützt worden, da Akt I Sc. VIII dieses Stückes mit Akt II Sc. II des *Avare* eine große Verwandtschaft aufweise und überdies Akt IV Sc. II desselben Stückes Molière die Idee des im *Avare* (Akt II, Sc. I) vorkommenden Inventars eingegeben habe. Ja Magne versteigt sich sogar einmal zur Behauptung: „*Une comédie de Boisrobert enferme davantage de réalité que toute l'œuvre de Corneille*". Er bezeichnet ihn als den „Humoristen des 17. Jahrhunderts", der auch das Epigramm und das Madrigal zu formen verstehe und als Briefschreiber hinter Balzac nicht zurückbleibe. Im ganzen wird man aber doch meinen dürfen, B. hätte so wie Voltaire ausrufen können: „Ich habe einiges Gute getan, das ist das beste meiner Werke!"

Magnes Biographie B.s ist zweifellos ein sehr schätzenswertes Buch. Es ist nicht nur sehr inhaltsreich, sondern auch sehr lesbar. Dank seiner lebhaften Phantasie versteht er es meisterhaft, aus toten Urkundennotizen reiches, farbiges Leben hervorzuzaubern, wie der Hauch des Frühlings kahles Astwerk in Blütentrauben verwandelt. Aufgefallen ist mir, daß unter den im Anfange verzeichneten Werken B.s des Dichters *L'Hyver de Paris. Recueil de plus belles Pièces des Poëtes français.* Paris 1752 nicht vorkommt. Dagegen würde man einen (auf S. 360, A. 1 vorkommenden) bei den Haaren herbeigezogenen Ausfall gegen den so verdienstvollen Forscher H. Chardon gerne vermissen.

W i e n - H i e t z i n g. JOSEF FRANK.

Dide, Auguste. *Jean-Jacques Rousseau le Protestantisme et la Révolution française.* Paris, Flammarion, 1910.

Encore une étude sur Jean-Jacques qui vient s'ajouter à toutes celles que nous avons vu éclore de notre temps! Qu'y a-t-il donc de nouveau à dire qui n'ait été dit et redit à satiété sur Rousseau? La critique n'a-t-elle pas été poussée assez avant dans l'examen de son caractère et de son influence sur les lettres françaises? M. Dide semble parti de ce sentiment qu'elle ne fut pas assez sévère. Il s'attache avec un soin extrême à dévoiler toutes les bizarreries, les incohérences, les vilenies et les turpitudes du personnage. Il dénonce avec une sorte de passion violente, encore qu'elle soit contenue, cet étranger qui paya tous les bienfaits, dont il fut redevable à la France, en calomniant sa société et ses institutions. Au point de vue littéraire il l'accuse d'avoir fait subir une grave déformation à l'esprit français, en faisant dévier la tradition, en brisant la belle lignée de ses classiques. A tout cela il faudrait ajouter l'influence néfaste qu'il exerça par ses ouvrages sur le cours de la Révolution française. Cette critique donne-t-elle la juste mesure du Rousseau historique? On ne s'expliquerait guère alors qu'il ait joué un rôle si considérable et on ne comprendrait pas davantage que le monde civilisé depuis plus d'un siècle n'ait cessé de s'occuper de lui et de ses écrits. Le livre de M. Dide, devrait avoir pour résultat de détourner tous les esprits sérieux de Rousseau et de mettre un terme à toutes recherches sur un écrivain aussi plat et insignifiant. Nous craignons bien qu'il n'en ira pas de la sorte. Ce livre pourrait susciter plus d'un contradicteur et l'ère de la littérature rousseauiste est sans doute loin d'être close.

A en juger par le sous-titre de l'ouvrage: le Protestantisme et la Révolution française, on s'attend à y trouver un examen approfondi des rapports qui existent entre les théories de Rousseau et ces deux grands événements de l'histoire moderne. L'auteur y consacre en effet plusieurs chapitres entiers et il y revient à l'occasion dans maint autre endroit du livre. C'est ainsi qu'il est question de la Réforme et du protestantisme genevois dans les deux premiers chapitres, qui traitent des origines de Jean-Jacques. A propos du *Contrat Social* et des *Lettres de la Montagne*, c'est la description de ses luttes contre les pasteurs de sa ville natale et de la position qu'il prit vis-à-vis du Calvinisme. Quant à son influence sur la Révolution, le dernier chapitre intitulé: Rousseau et la Révolution française, en donne un exposé détaillé. Tout cela cependant représente à peine un quart du volume. Dans les 19 chapitres dont il se compose, il est question de bien d'autres choses encore: des aventures et des liaisons de Jean-Jacques, de ses démêlés avec Voltaire, de la publication et du contenu de ses livres, ... Bref, c'est toute sa biographie

et une caractéristique de son activité littéraire. M. Dide aurait pu choisir comme titre de son travail: Vie et Œuvres de J.-J. Rousseau. C'est même le seul, qui aurait donné l'unité aux nombreuses et différentes questions qui y sont traitées.

On pourrait conclure de là que l'auteur s'est borné à refaire ce qui avait été fait tant de fois avant lui. Mais ce n'était certes pas là son intention. Au fond, il n'a pas le souci de la biographie. Ce qu'il lui importe, c'est de développer ses vues personnelles sur les deux points qu'il a mentionnés en sous-titre. Il s'efforce d'abord de ramener certains cotés fâcheux du caractère, de la pensée et de la forme littéraire de Rousseau à son origine genevoise ou calviniste. On sent à chaque ligne qu'il n'a pas la moindre sympathie pour la religion de Genève. Certes on ne saurait faire un crime aux historiens impartiaux et sincères, s'ils jugent sévèrement le développement des églises protestantes et s'ils leur reprochent ne pas avoir suivi un cours en harmonie avec leurs principes de liberté et de tolérance. Mais à d'endroit du calvinisme genevois l'auteur nous parait dépasser les limites de la critique objective. Il y a là comme un parti pris de dénigrement et, semble-t-il, une sorte de ressentiment personnel. On cherche en vain dans les pages du livre la clef de ce mystère. Il arrive parfois qu'un écrivain qui s'est absorbé pendant de longues années dans l'étude d'un sujet, s'éprenne de lui, épouse les querelles de son héros et finisse par ressentir les mauvais traitements infligés à celui-ci par ses contemporains comme autant d'offenses faites à lui-même. En l'occurence, rien de pareil, puisque, comme nous l'avons reconnu, notre auteur n'éprouve ni admiration, ni tendresse aucune pour son personnage. Aussi ce ne sont pas les procédés des Genevois à l'égard de leur compatriote, qui l'ont armé contre eux, mais c'est le fait de son origine genevoise, qui vaut au malheureux écrivain de rencontrer en M. Dide un juge aussi sévère et impitoyable. C'est la cité calviniste, la morgue de sa bourgeoisie, l'hypocrisie de sa religion qu'il dénonce par l'étude du caractère d'un de ses citoyens. Le portrait de Jean-Jacques lui fournit l'occasion de faire le procès du calvinisme et du protestantisme en général. Oui, comme il arrive dans les cas de passion religieuse ou antireligieuse, M. Dide ne voyant plus que le dogmatisme étroit et les méfaits dont les églises protestantes se sont rendues coupables, donnerait volontiers la préférence au catholicisme. Au fond cependant la religion est pour lui le passé. Il fait litière de la métaphysique, il proclame sa foi au progrès, au devoir, à l'humanité et il reconnait les champions de ces idées dans les philosophes du 18e siècle, en particulier dans Voltaire, dont il oppose les belles qualités françaises aux incohérences du citoyen de Genève.

Que l'éducation genevoise et calviniste soit sensible dans l'œuvre littéraire de Rousseau, c'est ce que les critiques jusqu'à

M. J. Lemaître ont relevé bien souvent. Mais la façon dont la thèse calviniste est développée dans le présent ouvrage, donne lieu à plusieurs observations. Pourquoi rappeler à propos de certains actes repréhensibles de J. J., qu'il fut élevé par des pasteurs protestants et nourri de la Bible et des Evangiles? Pourquoi faire entendre que l'éducation religieuse de Genève resta sans effet? M. Dide sait parfaitement qu'on ne saurait rendre responsable une communauté, l'Eglise Calviniste aussi peu que toute autre, de la conduite des particuliers qui font profession de lui appartenir. A ce compte-là aucune association au monde, religieuse ou civile, ne serait pure de tout reproche et l'Eglise de France encourrait sans doute une part de responsabilité plus grande que le protestantisme. Il y a plus encore: le procédé, dont l'auteur use vis-à-vis de Rousseau, va à l'encontre de ses desseins. Quand celui-ci commit le crime odieux d'envoyer son premier-né aux Enfants-Trouvés, n'avait-il pas abjuré le protestantisme et ne s'était-il pas rattaché au catholicisme comme à l'église de son choix? Depuis nombre d'années il vivait dans la société de prêtres et de jésuites. Pourquoi donc toutes ses dévotions catholiques n'ont-elles pas portée de meilleurs fruits? Cette question s'imposerait aussi bien que celle concernant l'inefficacité de l'éducation première de Rousseau, à moins qu'elles ne soient également déplacées toutes deux. Ce que l'historien impartial doit noter par contre, c'est que toute l'existence irrégulière de J. J., son manque de scrupules et d'énergie, son penchant à se soustraire aux obligations de la morale vont à l'encontre du sérieux profond et de l'austérité de vie qui sont de tradition dans le Calvinisme. Toutes les qualités essentielles des huguenots lui ont fait défaut. C'est donc *lui* qui est devenu infidèle à ses origines; c'est *lui* qui a failli à l'idéal élevé que lui traçait la religion de ses pères. Nous ne nous souvenons pas d'avoir lu une observation de ce genre dans le livre de M. Dide. Serait-ce, peut-être, parce qu'elle eût été en l'honneur de la cité de Calvin? Mais que J. J. présente un côté faible dont l'origine puisse être imputée à Genève, soyez sûr que l'auteur se hâtera de le signaler. A la page 58, par exemple, le lecteur est instruit que Rousseau a conservé sa vie durant le défaut genevois qui consiste à manquer de légèreté et de gaîté. Personne ne contestera, je pense, qu'il ne faut pas chercher chez Rousseau ni l'esprit alerte ni le goût qui sont propres à Voltaire. Rapprochons cependant ce jugement de l'auteur d'un extrait des confessions qu'il donne à la page 35, où Rousseau raconte l'excellent diner que lui servit un curé savoisien tout en lui parlant de l'hérésie de Genève et de la sainte Eglise. Plus savant que son hôte, il n'aurait pas eu plus de peine à rétorquer ses arguments: «Mais j'étais trop bon convive pour être si bon théologien et son vin de Frangi qui me parut excellent argumentait si victorieusement

pour lui que j'aurais rougi de fermer la bouche à un si bon hôte» Cynisme! Vilenie! ainsi s'exclame M. Dide. Et tous les moralistes rigides, Calvinistes ou autres seront d'accord avec lui. Mais pourquoi cet accès de vertu alors que quelques pages plus loin il se prend à regretter l'absence de gaîté chez le Genèvois. D'ailleurs ce badinage "cynique" n'est-il pas quelque peu dans la vieille tradition gauloise? Et si l'auteur s'érige en censeur, ne risque-t-il pas de passer aux yeux du lecteur pour un disciple de Calvin plutôt que de Rabelais?

A cette appréciation insuffisante des origines calvinistes de Rousseau se lie une certaine incompréhension du protestantisme historique. Du moment qu'un écrivain s'est assigné la tâche d'étudier Rousseau dans ses rapports avec le protestantisme, ne devrait-il pas commencer par dégager les éléments constitutifs, l'essence même de cette religion, des formes multiples et contingentes qu'elle a revêtues dans le passé et dans le présent? Ce n'est pas rendre justice à l'un des plus grands mouvements de l'esprit moderne que de le juger par les défaillances des réformateurs, par quelques traits saillants, qui sont en contradiction flagrante avec ses propres principes et de laisser dans l'ombre sa véritable grandeur, ses titres de gloire incontestables. M. Dide a flétri quelque part, avec beaucoup de force, le procédé d'argumentation captieuse habituel à J.-J. et il ajoute avec raison qu'en l'adoptant, il est facile d'établir ou de renverser ce qui nous plaît on nous déplaît. «Rien n'étant sans inconvénients, il est aisé de prouver que les meilleures choses sont détestables: il suffit de passer sous silence le bien qu'elles renferment et d'insister uniquement sur les maux qu'elles peuvent produire». C'est d'une justesse parfaite; mais que l'auteur nous permette de lui dire que la méthode qu'il reproche à Rousseau rappelle quelque peu celle qu'il met en œuvre pour rabaisser le protestantisme. N'est-ce pas aussi par ce même moyen (en passant sous silence le bien qu'elle a créé et en insistant uniquement sur les maux qu'elle a produits) que les ennemis de la Révolution ont cherché de tous temps à la discréditer? Gardons-nous de cette méthode fallacieuse qui enlève aux recherches historiques leur haute impartialité et les transforme en procès de tendance. Que prouvent tous les exemples d'intolérance et d'étroitesse dogmatique qu'on se plaît à signaler au sein des Eglises prostestantes et jusque dans la personne de ses fondateurs, sinon qu'ils ont oublié un jour leur qualité de protestants, qu'ils ont porté une atteinte grave aux principes de la liberté de conscience dont ils sont tous issus et sans lequel il n'y a plus de vrai protestantisme? Du reste l'auteur le reconnaît implicitement quand il affirme qu'à ses débuts «la cause des révoltés était excellente» et qu'ils furent «les champions de la dignité humaine et de la morale». Tous les abus postérieurs dont les dures necessités de l'existence

favorisèrent l'introduction: le biblicisme, l'étroitesse doctrinale, la persécution des hérétiques, n'empêcheront pas qu'il y eût un autre protestantisme, celui de la première heure, aussi peu que le dogmatisme de l'Eglise des premiers siècles n'empêche qu'il y eût un christianisme primitif bien différent de l'Eglise Catholique.

Le principe de l'autorité des écritures dont l'auteur montre avec complaisance toutes les conséquences pernicieuses a eu, on ne peut le nier, une durée peu commune puisque, aujourd'hui encore, bien des protestants se réclament de lui. Cependant il n'est qu'un élément transitoire destiné à se transformer radicalement. Et ce ne sont pas les adversaires du christianisme qui ont mis cette vérité en évidence, la critique protestante s'en est chargée elle-même. Par un labeur admirable et plus que séculaire elle a fait voir que si l'on entend l'autorité des écritures au sens dogmatique, elle se détruit d'elle-même et doit se détruire parce que les conceptions religieuses de la Bible ne forment pas une unité. Il y a plus. Au sein du protestantisme on a pu de tous temps en appeler du "Livre" au "Livre" lui-même, tandis qu'un recours de ce genre est impossible dans l'Eglise romaine. Le "Livre" des protestants ne saurait être placé sur la même ligne que l'Infaillibilité papale. Comparé à la notion catholique de l'Eglise, le principe de l'autorité des écritures constitue, malgré son étroitesse, un progrès, un pas avant. Mais quel que soit le rôle qui lui revient, il n'est pas l'élément essentiel de la Réforme: prise dans son sens le plus profond, elle signifie la religion devenue intérieure et personnelle et voilà pourquoi elle marque une étape décisive de l'évolution libératrice de l'humanité. Comment oublier enfin, quand on envisage le protestantisme dans son ensemble, la science théologique protestante du XIX[e] siècle? Elle fut si peu dépourvue, celle-là, «d'intelligence historique et d'un esprit vraiment scientifique», qu'elle peut revendiquer l'honneur d'avoir contribué plus que personne au développement de la méthode critique moderne, méthode que les historiens profanes lui ont empruntée et que bien des libres penseurs s'imaginent être le produit de l'esprit laïque.

S'il est vrai que les protestants se sont souvent rendus coupables d'hyprocrisie ou d'équivoque il ne suffit pas cependant d'être irréligieux ou libre penseur pour échapper à tous les travers. Il est entendu que Rousseau a la déplorable habitude de se répandre en apologies et prédications de la vertu qui sont en parfaite contradiction avec sa façon de se conduire. Toutefois on serait mal venu de lui opposer le grand Voltaire comme un modèle de fermeté à toute épreuve. Faut-il rappeler que ce champion de la religion rationnelle et de la liberté religieuse consentit pendant un séjour en Alsace à s'enfermer avec les capucins, à communier dévotement, et envoya des cadeaux aux gens d'église pour se

concilier leur faveur. En voilà un épisode digne de J. J., et s'il était raconté sans nom d'auteur, on serait bien plus tenté de l'attribuer au versatile genevois qu'au libre penseur Voltaire. Mais du moment qu'il faut condamner sévèrement les variations et les rétractations du premier, on ne saurait approuver la comédie que pour le second. Sans doute Voltaire se laissa aller à cette action équivoque pour échapper aux persécutions des Jésuites qui n'étaient pas de vaines chimères. Mais Rousseau aussi, à un moindre degré, il est vrai, eut à souffrir de l'inimitié des gens d'église. Malgré son désir de satisfaire les pouvoirs établis, il resta suspect à l'Eglise catholique comme aux prédicants de Genève. Sa vie comme celle de Voltaire nous rappelle ce qu'on oublie trop aisément, que les églises chrétiennes disposaient encore au XVIIIe siècle d'une puissance redoutable pour tous ceux qui se mettaient en travers de leur chemin. Si l'on se place à ce point de vue pour juger Rousseau on ne reconnaîtra pas seulement l'insuffisance et la timidité de ses affirmations religieuses, mais on en verra aussi la hardiesse relative et le côté libérateur.

Dans toute étude biographique, il faut prendre en considération plus que les influences du milieu et de l'époque, les dispositions naturelles et les qualités natives de la personnalité qu'on se propose de connaître. On peut poser en axiome que plus un homme a influé sur son époque, plus la part de son génie personnel est grande dans cette action. Chez Rousseau et dans toutes ses entreprises on fera d'autant moins abstraction de son individualité que le développement de son moi était tout à fait anormal. Mieux que beaucoup de ses devanciers, M. Dide fait voir à chaque pas combien J. J. était une individualité à part, deséquilibré, susceptible à l'excès, remplie de toutes les contradictions. Erotomane, dromomane, atteint de la folie des persécutions, il devait finir dans la folie au sens pathologique du mot. C'est dans cette maladie de l'esprit qu'il faut chercher avant tout l'explication de ses tares morales. Les ravages croissants du mal sont dessinés avec une parfaite netteté dans le travail de M. Dide. Mais a-t-il tiré de cette constatation toutes les conséquences qu'elle comporte? Nous ne nous aviserons certes pas de décerner un certificat d'irresponsabilité au malheureux écrivain, mais nous pensons que la maladie doit atténuer ses torts. Bien que la folie caractérisée n'apparaisse que dans les derniers temps de sa vie, elle existe en germe bien avant dans de nombreuses manifestations de son être spirituel. On aperçoit surtout une inconscience tout à fait déconcertante dans toutes les productions de sa plume, dès qu'il s'agit de sa propre personne. Ce n'est point seulement qu'il réclame pour lui, comme tous les grands égoïstes, une justice à part, des indulgences spéciales, et qu'il a pour se disculper des faux-fuyants, des habilités qui dégoûtent

le lecteur, mais par instants l'orgueil, l'infatuation de soi-même sont poussés à tel point que ces sentiments échappent totalement au contrôle de sa raison. Son moi est alors comme soustrait à la loi commune. Il raisonne, légifère, disserte sur la vertu, il ne se doute même pas qu'il a pris, dans sa vie privée, le contre-pied de toutes ces belles théories. On ne peut alors la taxer d'immoralité, c'est plutôt une sorte d'amoralité. Son sens moral n'est pas oblitéré ni annihilé sans retour, il n'est que suspendu ou mis hors fonction pour un temps. Il faut donc conclure à une défectuosité maladive. Si non ce serait chose si odieuse que toutes les épithètes vengeresses de la critique ne suffiraient pas à stigmatiser comme il faut un aussi monstrueux pharisaïsme.

Connexion étroite entre Genève et Rousseau voilà l'une des thèses du livre. Elargir la distance entre Rousseau et la Révolution française, c'est la tendance qui se dégage du dernier chapitre. M. Dide veut réduire considérablement l'influence que les écrits du Genevois out eue sur les grands faits et les grandes idées révolutionnaires et à leur place il préconise l'action républicaine et démocratique des écrivains français du 18e siècle et des époques antérieurs. Il y a un côté cependant, où la Révolution et Rousseau sont mis dans un rapprochement très-étroit. L'auteur du Contrat Social doit porter la peine des excès et les iniquités de ce mouvement. Car «de Rousseau est sorti Robespierre». Le grand pontife de la Révolution ne peut renier sa parenté avec Rousseau, ainsi que le témoiguent ses goûts de rhéteur, sa vanité, son amour de la pose, son rêve de la „religion civile", son culte pour le Genevois et ses livres, dont le *Contrat Social* était sa lecture favorite.

Pour ne pas dépasser outre mesure le cadre d'un compte-rendu il faut nous borner à quelques observations très-brèves. Si le ton déclamatoire et la pose sont répandus au XVIII siècle, il n'est peut-être pas bien équitable de mettre sur le compte d'un seul ce qui caractérise d'une façon générale toute l'époque. En outre, il n'est pas toujours facile, chez Rousseau moins encore que chez les coryphées de la Révolution, de démêler la part du sentiment vrai de ce qui ne fut qu'affectation et rhétorique creuse. — M. Dide se plaît aussi à rappeler que l'apôtre de l'égalité des hommes fut un aristocrate autoritaire et qu'il recherchait avidement la table et le commerce des grands seigneurs. N'oublions pas cependant qu'il appartenait à la génération qui a p r é c é d é la Révolution. On ne peut demander á ceux qui vécurent avant elle, alors même qu'ils en furent les promoteurs, une logique révolutionnaire parfaite dans leur conduite et leurs écrits. Irons-nous reprocher à Voltaire d'avoir pendant plus de cinquante ans signé ses lettres: Voltaire gentilhomme ordinaire du roi? Plus d'un parmi les contemporains de Rousseau comme par exemple le poëte Alfieri, était à la fois républicain et aristocrate.

Formés à l'école de Plutarque, ils concevaient la République à la façon de la Rome antique. Si les partisans de la Terreur ont tiré des conclusions excessives de ses livres, on peut être certain que Rousseau lui-même, qui fut l'apôtre de la légalité et de la tradition eût candamné les soulèvements contre l'ordre établi et répudié avec horreur les tragédies sanglantes. S'il avait vécu assez pour les voir de ses propres yeux et les flétrir par la plume, le terrible jacobin au lieu d'exalter sa mémoire, l'eût invectivé et classé parmi ces hommes de lettres qui „se sont déshonorés dans cette Révolution".

M. Dide a bien raison quand il appuie sur ce fait que la Révolution n'est pas d'origine livresque, qu'elle a des causes plus profondes et plus lointaines. Mais si Rousseau a exercé une action quelconque, c'est qu'elle fut générale. Il n'est pas plus l'ancêtre des jacobins que des dantonistes ou des autres partis. Tous se sont inspirés de lui. Il a fraye la voie au mouvement dans son ensemble. C'est pourquoi l'Assemblée Nationale comme la Convention furent unanimes à lui descerner des honneurs spéciaux, comme celui d'une statue avec inscription au nom de la nation française. Quand l'auteur après cela cherche à amoindrir la portée de cette glorification par cette remarque que les députés n'entendaient pas „adopter toutes les théories du célèbre écrivain", ne fait-il pas l'effet d'ergoter pour n'avoir pas à renoncer à une théorie historique qui lui est chère? A d'autres égards son travail abonde en réflexions judicieuses et en rapprochements heureux. Le style en est agréable, la lecture facile. Il est d'autant plus regrettable que dans les grandes lignes qui ont trait à la filiation des idées et à l'enchaînement des faits, il ne puisse satisfaire ceux dont le jugement ne s'inspire pas de la passion sectaire, mais de l'étude impartiale des documents de l'histoire.

G. Baldensperger.

La Lyre d'Amour. An anthology of French love poems from earliest times down to 1866. Selected and annotated by *Charles B. Lewis*, L.-ès-L. London 1911. Chatto et Windus. 8⁰. XXIII + 262 S.

Diese auf schönem Papier gedruckte und in geschmackvollem Einbande gebundene Anthologie französischer Liebesgedichte kann auf besondere literarische Bedeutung keinen Anspruch machen. Wer eine Vorstellung gewinnen will von der Entwicklung französischer Liebeslyrik, wird ein umfangreicheres Material zu Rate ziehen müssen, als diese ziemlich gedankenlos zusammengestellte Auswahl ihm bieten kann. Die den Gedichten vorangestellte Einleitung ist recht dürftig, ebenso mager und

farblos sind die den einzelnen Dichtern beigegebenen biographischen und kritischen Bemerkungen. Von François Villon heißt es „*he was, in his quiet moments, a poet and even a great one*" (p. 66). Sollte er nicht auch in seinen unruhigen Momenten ein Dichter gewesen sein? Von Racine schreibt der Verfasser ebenso schön „*Jean Racine .. hardly occupied himself at all with lyric poetry*" (p. 140). Racine beschäftigte sich bekanntlich, um im Stile zu bleiben, mit der Anfertigung von Tragödien. Mussets Würdigung beginnt mit den Worten: „*Without being gifted with the comprehensive genius of a Victor Hugo, Alfred de Musset is none the less a remarkable poet*" (p. 189). Man sieht, der Verfasser wendet sich an sehr anspruchslose Literaturbeflissene und darum können wir seiner Arbeit keine weitere Empfehlung mit auf den Weg geben.

Würzburg. WALTHER KÜCHLER.

Babbit, Irving: *The new Laokoon.* An essay on the confusion of the arts. London, Constable and Co., Boston and New-York, Houghton Mifflin Company 1910. 8⁰. XIV + 259 S. 5/net.

Wie Lessing sich in seinem Laokoon gegen die „pseudoklassische" Vermischung der Dichtung mit der Malerei wandte, so wendet sich der Verfasser mit dem Wunsche, ein bescheidener Nachfolger Lessings zu sein, in seinem neuen Laokoon gegen die moderne, mit Diderot und Rousseau einsetzende, „romantische" Verwirrung der künstlerischen Gattungen. Gegen eine Verwirrung, wie sie besonders in den Versuchen, mit Worten Wirkungen der Musik und Malerei wiederzugeben sich äußert. Der eigentliche historische Teil der beiden Abschnitte seines Buches „*The pseudo-classical confusion of the arts*" und „*The romantic confusion of the arts*" bringt nichts besonders Neues. Origineller wird der Autor in dem umfangreichen Schlußkapitel, das die Frage „*The limits of Naturalism*" und „*Form and expression*" behandelt. Hier nimmt er in kritischer Weise Stellung zu modernen ästhetischen Theorien (Lipps, Benedetto Croce) und hebt die Diskussion über den Bereich des Ästhetischen zur Höhe von wissenschaftlichen Weltanschauungsfragen (Monismus, Haeckel) empor. Hier sucht er Prinzipien aufzustellen, die der gefährlichen, auf den zentrifugalen Kräften der individuellen Erregung beruhenden Verwirrung der künstlerischen Gattungen ein Ende bereiten könnten. Prinzipien, die im Namen der echten Kunst, der wahren Schönheit und der zu allem wertvollen menschlichen Tun erforderlichen Konzentration den Sieg davontragen sollten über die weiblichen, sentimentalen, pseudo-

wissenschaftlichen, romantischen und naturalistischen Verschwommenheiten, die alle dem männlichen Intellekt teueren Grenzen und Unterschiede verwischen.

Im Verlaufe der solchen Gedanken gewidmeten Ausführungen stößt man auf eine Reihe guter und vernünftiger Bemerkungen. Man erkennt auch, daß es dem in alter und neuer Literatur wohl belesenen Verfasser keineswegs an gesundem kritischen Sinn und Kunstverständnis mangelt. Trotzdem wird man sich seinen Belehrungen gegenüber sehr zurückhaltend benehmen müssen, wie stets, wenn ein räsonnierender Theoretiker das blühende Land der Kunst durch die graue Brille seiner Abstraktionen, Prinzipien, Gesetze und Forderungen anschaut. Da wird selten die Gefahr vermieden, die Poesie, die Kunst überhaupt an ihr wesentlich fremden Maßstäben zu messen, und mit dem besten Willen gelingt es den Kritikern nicht, die wirklich positiven Werte der Kunstwerke zu erkennen. Immer wieder schauen sie an ihnen vorbei, weil sie an Mustern messen und durch die Wucht der Ideale erdrücken, was lediglich aus sich heraus verstanden, gewürdigt und genossen werden sollte.

Würzburg. WALTHER KÜCHLER.

Hübner, Friedrich. *Paul Bourget als Psycholog.* Dresden, Holze und Pahl, 1910. 83 S.

Diese kleine, aber inhaltreiche und sehr beachtliche psychologische Studie steht ganz auf der Höhe ihrer Aufgabe. Sie erörtert Bourgets künstlerische und psychologische Meinungen und Ziele nach ihrer historischen Herkunft (I), seine Art, sie in seinen Romanen zu verwirklichen (II), und gibt im letzten, kürzesten Teile eine in den vorhergehenden wohlvorbereitete Kritik des tatsächlich vom Dichter Erreichten (III).

Bourget ist der Vater des charakterpsychologischen Romans genannt worden. Seine Ideen beruhen auf der sogenannten naturalistischen Weltanschauung des Determinismus, wie sie besonders von Taine theoretisch, von Zola künstlerisch vertreten wurde. Sein Zweck ist, durch praktisch psychologische Experimente zur Erkenntnis der Gesetze des psychischen Geschehens beizutragen. Doch greifen christlich-moralistische Neigungen des Dichters verwirrend in seine Theorien ein. Eine klare und tiefdringende Analyse des Romans „*Un cœur de femme*“ dient der Untersuchung der einen Gruppe von Romanen, die merkwürdige Herzenserlebnisse zum Gegenstande haben; „*Le disciple*“ wird als Beispiel der zweiten Art, der philosophisch-

psychologischen Thesenromane zergliedert. Doch sind zugleich alle übrigen Romane durch zahlreiche, mit langen Zitaten belegte Parallelen in diesen Analysen verarbeitet. Hübner vermißt, bei aller Anerkennung der Virtuosität und Sicherheit der psychologischen Charakteranalyse, die organische Verarbeitung der Thesen in den Romanen und tadelt die unreinliche Verworrenheit von Bourgets Schaffen, die durch störende Einmischung seines moralistischen Temperaments in seine wissenschaftlichen Überzeugungen hervorgerufen werde.

Der Raum verbietet mir, auf die Fülle von philosophischen und psychologischen Schlaglichtern einzugehen, durch die der Verfasser, gelegentlich, wie mir scheint, von Nietzsches Geiste getränkt, Bourgets Verfahren beleuchtet, indem er immer auf seinen Spuren wandelt und die verschlungenen Fäden seiner Seelenanalyse durch eine Überanalyse bloßlegt. Hier und da scheint er mir infolge theoretischer Postulate etwas zu weit zu gehen; so wenn er (p. 73 ff.) die ästhetische und psychologische Berechtigung der André-Episode im „*Disciple*" leugnet. Ich halte André für die künstlerisch und wissenschaftlich notwendige Kontrastfigur zu Greslon, durch die der fundamentale Gegensatz beider Wesensarten mit wundervoller Klarheit hervorgehoben wird. Und das sklavenhaft giftige Ressentiment des morbiden Grüblers gegenüber dem aristokratischen Tatmenschen scheint mir keine „überflüssige Belastung seines Charakters" (ein allzu moralistisches Urteil), sondern von höchster psychologischer Wahrheit zu sein.

Dieser Punkt bleibt jedoch der einzige, an dem ich mich in wesentlichen Gegensatz zu dem Verf. der feinsinnigen Abhandlung stellen muß. Insbesondere ist dem Endergebnis rückhaltlos zuzustimmen, daß die unorganische und innerlich unwahre Einmischung christlicher Tendenzen am Schluß des Romans der bis dahin meisterhaft durchgeführten Logik der psychologischen Analyse geradezu ins Gesicht schlägt. Nur kann man, denke ich, dem Verständnis Bourgets näher kommen, wenn man erwägt, daß diese unorganische christliche Zutat ein Anhängsel bleibt, das den feinen und tiefen Kern des Romans im allgemeinen wenig berührt. Es ist nach all dem kalten Intellektualismus ein mächtiger — nicht logisch, sondern psychologisch erklärlicher — Rückschlag aus der mystischen Gefühlssphäre beim Autor und in seinem Werk. Auch bei den feinsten Geistern pflegt die Logik ausgeschaltet zu werden, sobald religiöse Gefühle ins Spiel kommen.

Dresden. WOLFGANG MARTINI.

Strohmeyer, Fritz. *Der Stil der französischen Sprache.* Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1910. 8⁰. XIX, 360 S. Preis 7 Mk.

Wenn der vor mehr als Jahresfrist dahingegangene, allen Romanisten unvergeßliche Forscher, dessen Andenken Verfasser sein Werk „als ein kleines Zeichen des tiefen Dankes für all das, was er den Werken und dem Wirken des großen Mannes verdankt", gewidmet hat, dasselbe noch hätte schauen können, so würde er — des bin ich sicher — seine herzliche Freude daran gehabt haben, eine Freude, derjenigen vergleichbar, die der Sämann empfindet, wenn er immer mehr und mehr der ausgestreuten Samenkörner aufgehen und sich zu stattlichen, von Saft und Kraft strotzenden Pflanzen entwickeln sieht. Er würde beim Lesen des Buches nicht nur die begreifliche und bei ihm auch wohl berechtigte — aber ihm darum doch keineswegs immer zuteil gewordene — Genugtuung gehabt haben, die ganze Fülle der Aufklärungen und wertvollen Feststellungen, die er in seinen Vermischten Beiträgen gegeben, aufs sorgfältigste und gewissenhafteste berücksichtigt zu sehen,[1]) sondern er würde sich auch — das ist insbesondere nach gewissen kritischen Ausführungen in der Besprechung von Edmund Frankes *Französischer Stilistik* (*Arch. f. d. St. d. n. Spr.* 103, 244) mit Sicherheit anzunehmen — über die sowohl großzügige wie auch tiefgründige, so recht in das W e s e n der Sache eindringende Art desselben gefreut und dem Rezensenten gewiß gern zugestimmt haben, wenn er nicht nur dem Fleiße im Sammeln des Stoffes, der Gründlichkeit und Denkschärfe in seiner Bearbeitung — sowohl in der Anordnung des Ganzen als auch in der genaueren Ausführung der Teile —, sondern auch der Umsicht und Unermüdlichkeit, mit der Verfasser die einschlägige, besonders die wissenschaftliche Literatur durchforscht und alles verwertet hat, was ihm für die richtige Beurteilung der von ihm erörterten Gegenstände von Bedeutung erschien,[2]) uneingeschränktes Lob spendet. Es ist

---

[1]) Die beiden einzigen, deren Erwähnung ich vermißt habe, sind (S. 103) der achte der vierten Reihe (S. 69 ff. „Die Verneinung in der rhetorischen Frage" und (S. 258) der aus den Sitzungsberichten der Kgl. Preuß. Akad. d. Wissensch. 1902 S. 1072 als vierter Beitrag der vierten Reihe abgedruckte: „Logisch nicht gerechtfertigtes *ne*."

[2]) Höchstens hätte unter den lexikalischen Werken nach B. Schmitz's inhalt- und stoffreiche Deutsch-französische Phraseologie Berücksichtigung verdient, aus der zwar wohl das meiste in die vom Verf. benutzten Stilistiken (E. Franke, Klöpper-Schmitz) übergegangen ist, die aber darum immer noch nicht „abgetan" ist. Insbesondere hätte vielleicht die hübsche Liste von Gallizismen mit doppelter Bedeutung (S. 110 f.) dem Verf. zu denken gegeben, wenn er (S. 120 ff.) die „Genauigkeit" des franz. Ausdrucks, das Vermeiden mehrdeutiger Wendungen, wie mir scheint, über Gebühr preist. —

ein kräftiger Hauch Toblerschen Geistes, den man in all diesen Stücken verspürt. Nur in einem Punkte zeigt das Werk, aber ohne daß dadurch sein Wert irgendwie gemindert würde, eine Abweichung von der Art des großen Forschers, nämlich in seiner überaus frischen, lebendigen, stellenweise förmlich übersprudelnden Sprache und Darstellung, die, von Toblers gemessener, meisterlich abwägender, manchmal bis zur Herbheit vornehmer Ausdrucksweise sich aufs deutlichste abhebend, eine ebenso wohltuende wie selten anzutreffende Lehrfreudigkeit bekundet, der das Darlegen, Erklären, Erläutern, augenscheinlich eine Lust, eine Herzenssache ist: die Lehrfreudigkeit des geborenen Pädagogen — die ihm beim Franzosen wohl den Ehrentitel eines *savant doublé de professeur* eintragen würde.[3])

Die Aufgabe, die Verf. sich gesetzt hat und die er durch die Wahl des Titels „Der Stil der französischen Sprache" — im

---

Auf dem grammatisch-syntaktischen Gebiete böten auch Meders sorgfältige, wenngleich von Irrtümern nicht immer freie Erläuterungen zur franz. Syntax manches Beachtenswerte.

[3]) Unter diesen Umständen wird es niemand wundernehmen, wenn er mehr als einmal auf sprachliche Kühnheiten, sei es des Ausdrucks oder der Konstruktion stößt. Mir sind in dieser Beziehung aufgefallen: S. XII (u. öfters) „sich folgern" für „sich ergeben" (z. B. „Erscheinungen die sich aus der und der Regel folgern"), S. 12 „Derartig ist die Gewohnheit an . . " (statt Gewöhnung oder Gewohntheit an . . .), S. 106 „Wiedergabe ins Französische" (statt „im Fr." oder „Übertragung ins Fr."), S. 134 „Der Schnee kommt zur Schmelze" (statt schmilzt"), S. 145 „sich auf die Feinde gefaßt machen" (statt „auf das Erscheinen der Feinde"), S. 146 „ein Mann von 100 000 Franks" (die beiden letzten Fälle allerdings aus Klöpper-Schmidt und Franke übernommen), S. 161 „subordinierender Gedanke" (statt „superordinierter", denn subordinieren kann doch nur der Autor), S. 189 „das Nationalgefühl großzügiger gestalten" (statt „festigen und erweitern frz. *fortifier et étendre*), S. 223 „Allgemeinplatz" (statt „Gemeinplatz"), S. 225 „sich dem Einsehen verschließen" (statt „der Einsicht"), S. 239 „Für unsere Untersuchung schalten sie also aus" (statt „scheiden sie aus"), S. 243 „Er hat Feuer in die Gesellschaft gebracht" (statt „Leben"). — Auffällige Verbindungen: S. 15 „daß wir uns auf den Standpunkt rein historischer Grammatik oder einer ganz sozusagen abstrakten Grammatik stellen" S. 260 „Hüte dich, daß du fällst" (statt „Hüte dich davor, daß du fällst" oder hüte dich, daß du nicht fällst, wie auch ich mit gewissen „gebildeten, allerdings grammatischen Erwägungen fernstehenden Deutschen" für richtig halten möchte). — Pleonastisch erscheinen mir Verbindungen wie S. 222: (Wendungen, die ihrem Ursprung nach biblischer Natur sind, aber) die Kraft ihrer eigentlichen Bedeutung oder ihrer bildlichen Malerei (verloren haben); SS. 285 und 291 „mit einer entschiedenen Vorliebe bevorzugen", „mit besonderer Liebe bevorzugen" (statt „entschieden", „besonders"), S. 332 „Aus diesem, deinem letzten Brief", wo „diesem" oder „deinem letzten" genügt. — Etwas irreführend ist die Wortstellung in: (*jeter* zeigt eine allgemeinere Bedeutung), in der es unser „werfen" nicht mehr deckt (S. 241), wo doch „es" wohl als Objekt gedacht ist, also besser: „wo unser „werfen" es nicht mehr deckt" zu stellen wäre.

Gegensatze zu dem sonst üblichen und beliebten: „Französische Stilistik" — von vornherein deutlich gekennzeichnet hat, war keine leichte. Es gehörte außer dem Rüstzeug umfassender philologischer und sprachphilosophischer (bezw. sprachpsychologischer) Kenntnisse auch ein nicht ganz gewöhnlicher Mut dazu. Während die bisherigen „Französischen Stilistiken" wie die von Edmund Franke, Klöpper-Schmidt, Ulbrich (im Anhang der Schulgrammatik) lediglich die vom deutschen Sprachverfahren abweichenden Besonderheiten des Französischen, soweit ihre Kenntnis für die „Anfertigung" von Aufsätzen in dieser Fremdsprache unerläßlich, bezw. nützlich ist, darbieten und sich schon durch die Anordnung ihres Stoffes nach rein grammatischen Gesichtspunkten (Redeteilen, Satzarten) als bloße Ergänzungen und Erweiterungen von Formenlehre und Syntax mit rein p r a k - t i s c h e n Zielen kennzeichnen, während Bally in seinem *Traité de stylistique française* (vgl. die Anzeige XXXVI H. 6, S. 158 ff. in dieser *Zeitschr.*) die verschiedenen Stilarten i n n e r h a l b des Französischen, d. h. die in dieser Sprache sich darbietenden mannigfachen Nüancierungen des Ausdrucks — sei es nach dem mehr oder weniger erregten Seelenzustande oder nach der sozialen Sphäre des Sprechenden — einer ebenso gründlichen wie feinsinnigen Erörterung unterzieht, macht unser Verfasser, in Übereinstimmung mit den von Ries für die Stilistik aufgestellten Grundsätzen, zum ersten Male den Versuch alle der französischen Rede im allgemeinen (d. h. abgesehen von jenen affektisch-sozialen Nüanzierungen) eigenen und eigentümlichen Züge, ganz gleich ob sie von den Grammatikern der „Formenlehre" oder der „Syntax" zugewiesen werden, zusammenzustellen und auf Grund sorgfältiger Prüfung und Gruppierung derselben eine Charakteristik, wenn man will: ein Charakterbild der französischen Sprache zu entwerfen. Der Umsicht, Sorgfalt, Unermüdlichkeit, sowohl hinsichtlich der Sammlung wie auch der Verarbeitung des ungeheuren Materials, der Gründlichkeit und Schärfe der Untersuchungen — unter denen namentlich die über logisches Subjekt und Prädikat und ihre Bedeutung für die Wortstellung trotz gelegentlicher Forcierungen eine Glanzleistung darstellen — kann man, wie schon eingangs gesagt, nur Lob spenden. Ob Verf. freilich gut getan, sich für die Formulierung seiner Ergebnisse, d. h. für die Charakterisierung der französischen Sprache, der bekannten üblichen Qualifizierungen, wie „Genauigkeit und Klarheit" (Kap. III) „Knappheit und Gedrungenheit" (Kap. IV), „Schlichtheit und Natürlichkeit" (Kap. V), „Lebhaftigkeit" (Kap. VI), „Neigung zu konkreter Ausdrucksweise" (Kap. VII) zu bedienen, diese Frage möchte ich doch nicht ohne weiteres bejahen. Nicht ohne Lächeln mußte ich beim Lesen dieser Kapitelüberschriften daran zurückdenken, daß ich mich bei der Einführung meiner Schüler in die

Geheimnisse des französischen Stils — natürlich auch nur unter praktischen Gesichtspunkten, als Anleitung zur Aufsatzanfertigung — stets selber dieser Kategorien bedient hatte. Aber ich war mir dabei doch bewußt gewesen, damit eine Art *pia fraus*, eine *fraus paedagogica* zu begehen, in der wohlgemeinten Absicht, jungen Leuten, die der Mehrzahl nach an der Last der ihnen von der Schule auferlegten (ich meine: zwangsweise auferlegten Arbeit — denn an freiwilliger oder spontanem Interesse entsprechender könnte ihnen noch viel mehr zugemutet werden!) schwer zu tragen haben, das in Rede stehende Gebiet unterrichtlicher Unterweisung so anziehend und fesselnd wie möglich zu machen. Es leuchtete ihnen in der Tat wohl ein, ja, es „imponierte" ihnen nicht wenig, wenn ich, der französischen Sprache präzise Knappheit nachrühmend, als Beleg dafür Fälle anführte, wie den, daß der Franzose — beim Übergange von der Einleitung zum Hauptteil — die langatmigen, im deutschen Aufsatze üblichen Wendungen: „Untersuchen wir nun die Gründe ...." — oder gar: „Es soll nun unsere Aufgabe sein, die Gründe darzulegen, die ihn zu einem so gewagten Schritte veranlaßten" einfach mit den beiden Worten: *Voici pourquoi*, oder, wo es sich um „die Mittel und Wege, auf denen jemand sein Ziel erreicht, etwas zur Ausführung bringt" handelt, durch *Voici comment* ersetzt. Und durch derartige Kraftstücke geblendet, merkten sie natürlich nicht den Widerspruch, in dem zu solcher Rühmung unübertrefflicher Knappheit und Kürze die zahllosen wortreichen Umschreibungen standen, die ich dann klüglich unter den Rubriken „Logische Genauigkeit" und „Konkrete Anschaulichkeit" vorbrachte. Es fand im Gegenteil stets wohlgefällige Beistimmung, wenn ich das Lob „größerer Exaktheit des Ausdrucks" durch Beispiele erhärtete wie: „in der Mitte zwischen den beiden Lagern" sei franz. *au milieu de l'espace qui séparait les deux camps* oder: (Er saß) „in der Ecke mir gegenüber" *dans l'angle opposé à celui que j'occupais*; oder wenn ich sagte: „Man schoß die Fliehenden nieder" verlange Übersetzung durch *On fusilla ceux qui fuyaient*, hingegen: „Er befahl (vor dem Gefangenentransport) die Fliehenden niederzuschießen": *Il ordonna de fusiller ceux qui fuiraient*, oder „Wegen seiner schwachen Streitkräfte durfte er ein offensives Vorgehen nicht wagen", franz.: *La faiblesse de ses forces ne lui permettait pas de prendre l'offensive* (Ulbrich, Schulgr. S. 183 ff.). Es erschien ihnen unbedingt als überlegene Konkretheit des französischen Ausdrucks, wenn ihnen empfohlen wurde für „das Seltsamste war, daß er ein derartiges Unglück ruhig über sich hereinbrechen ließ" zu schreiben: *Ce qu'il y a de plus étrange c'est qu'il ne fit rien pour empêcher ce malheur* usw. Und wie steht es mit all diesen Dingen in Wirklichkeit? Hat etwa das Französische keine Vorliebe für abstrakte Ausdrucks-

weise? Oder meidet es wirklich die „allzuabstrakten“ (neutralen) Adjektiva? Man vergleiche nur einmal die lange Liste von substantivierten Adjektiven solcher Art, die Tobler *Verm. Beitr.* II, S. 168—176 gibt. Kann man einer Sprache in ihrer Gesamtheit das Lob der Knappheit und Kürze spenden, welche für „die Zurückgebliebenen“ sagen maß *Ceux qui étaient restés en arrière* (Ulbrich a. a. O.) für „am Jahrestage ihres letzten Zusammenseins“: *En ce jour anniversaire de celui où il l'a vue pour la dernière fois* (Lichtenb., Trott, 169) um von dem berüchtigten *Qu'est-ce que c'est que ça* ganz zu schweigen? Oder ist etwa das Lob größerer „Genauigkeit und Klarheit“, der ganzen französischen Sprache gespendet, besser gerechtfertigt, wenn einem deutschen „Es ist nicht alles Gold, was glänzt“ in ihr nur ein inhaltlich verschwommenes *Tout ce qui reluit n'est pas or*[4]) gegenübersteht, wenn sie — dies Mal im Bunde mit der deutschen — einen so wichtigen Unterschied vernachlässigt, wie den zwischen aktivem und passivem Sinn des Infinitivs nach *faire*, *laisser*, *entendre* u. s. w., einen Unterschied, der nicht nur vom Lateinischen, sondern auch von dem im allgemeinen nicht gerade ängstlichen Englischen so sorgsam beobachtet wird, wenn sie also für *We heard him sing* und *We heard it sung* nur ein einziges: *Nous l'entendions chanter* hat oder wenn sie — dem ähnlich — *Nous le lui avons fait lire* sagt, wo sogar das Deutsche (mittels: „Wir haben es ihn lesen“ und „ihm vorlesen lassen“) scheidet? Wird auch kein Franzose, ja auch kein Ausländer, der sich durch reichliche Lektüre ein gewisses „Sprachgefühl“ für das Französische angeeignet hat, über die Beziehung des *lui* in dem bekannten Satze von d'Hérisson: *Ah! qu'il faudra de victoires remportées aux refrains de cet hymne (sc. la Marseillaise) pour lui faire pardonner toutes les défaites auxquelles il a servi de prélude et d'accompagnement* irgend wie im Zweifel sein, so trat doch anläßlich einer Anfrage, die vor Jahren ein Leser der *Neueren Sprachen* an Redaktion und Leserschaft richtete, deutlich zu tage, wie wenig klar und präzise eine solche Ausdrucksweise, vom rein grammatischen Standpunkte aus betrachtet ist. Natürlich ließ ich mich durch solche Bedenken in meinem Bemühen, der Jugend die Zwangsarbeit der Schule etwas leichter und anziehender zu machen, nicht beirren. Stahl der heilige Crispin den Reichen Leder, um den Armen Schuhe daraus zu machen, so durfte ich mir ja wohl zu dem vorhin genannten humanitären Zwecke auch einmal einen kleinen Abzug an strenger Wissenschaftlichkeit ge-

---

[4]) Vgl. dazu Tobler *Verm. Beitr. I*, 159 ff., besonders S. 164, Anm. 1, wo auf die Dreideutigkeit von Sätzen wie *Tous ses défauts n'empêchent pas que je ne l'aime* oder *Tous ces objets ne coûtent pas 50 francs* („nicht jeder kostet . . .“, „keiner kostet . . .“, „alle zusammen kosten nicht . . .“) hingewiesen ist.

statten. Anders aber liegt die Sache, wie mir scheint, bei unserem Buche. Der Verfasser wendet sich mit seiner Arbeit an ein wissenschaftlich geschultes, in schwierigen Denkoperationen geübtes fachmännisches Lesepublikum. Da wird ihm jene Tatsachenfärbung und -verschleierung nicht mehr gestattet sein, wird er auch nicht zu dem — in meinem Falle doch wohl verzeihlichen — Auskunftsmittel greifen dürfen, den Widerspruch durch Trennung der widerstreitenden Fälle und Unterbringung unter verschiedene, anscheinend ganz harmlos nebeneinander bestehende Kategorien möglichst wenig augenfällig zu machen. Und doch scheint Verf. mir an mehr als einer Stelle so zu verfahren. Nicht als ob er j e d e Schwäche des Französischen verschleierte und j e d e n Vorzug des Deutschen unerwähnt ließe. So erkennt S. 143 er bei Erörterung der Verbindung *nous autres Français* dem Deutschen rückhaltlos den Vorrang zu: „Es ist hier genauer, indem es die beiden parallelen Gedanken trennt und entweder sagt: „wir anderen" oder „wir Franzosen", so gibt er auch für die Konstruktion von *faire* mit dem Infinitiv (S. 151) zu, daß „Zweideutigkeiten dabei nicht immer streng vermieden werden" (Beispiel: *Il fit payer à la ville quatre cents mille francs*), und reiht (S. 187 ff.) den von ihm als rühmenswerte Beispiele für „die Knappheit und Gedrungenheit der französischen Ausdrucksweise" vorgeführten „prägnanten" Wörtern in gerechter Weise auch eine Anzahl deutscher Ausdrücke an, von denen sich Ähnliches sagen läßt. Aber es ist doch dem Deutschen nicht i m m e r sein Recht geworden, und wo e i n e Seite des französischen Verfahrens lobend hervorgehoben wird, entgeht doch bisweilen die a n d e r e — von jener aber unzertrennliche — dem verdienten, oder doch durch die Billigkeit geforderten Tadel, ähnlich wie ich bei jenem vorhin charakterisierten Lehrverfahren mich auch nicht davor scheute, unter Geltendmachung eines neuen Gesichtspunkts die Schüler über gewisse Widersprüche hinwegzutäuschen. So ist die Weitschweifigkeit eines *ce qu'il y a de plus beau* (= das Schönste) überhaupt nicht moniert, während doch *une envoyée du ciel* (S. 172) und *son cadet de deux ans* (S. 173) u. ähnl. als Fälle besonderer „Knappheit und Gedrungenheit" aufgeführt werden; jene relativischen Umschreibungen mit *ce qui* und *ce que* werden nur ganz flüchtig zu Anfang des Abschnitts IV, G. (S. 171) unter den Ersatzmitteln für substantivierte Adjektiva erwähnt. Wenn (S. 135 f.) die Genauigkeit, die in *La faiblesse de ses forces ne lui permettait pas* ... gegenüber einem deutschen „Seine schwachen Streitkräfte ..." zutage tritt, hervorgehoben wird, so ist S. 175 ff. das entsprechende Verdienst der deutschen Sprache, die für ein französisches *Mon nom p r o n o n c é m'a fait retourner la tête* viel genauer „Das Aussprechen (die Nennung) meines Namens" sagt, ohne jede Anerkennung geblieben. Im Gegenteil wird hier

für die französische Sprache zu „bemerkenswerter Knappheit“, was dort für die deutsche lediglich Mangel an „Genauigkeit“ war. Auf S. 161 geben gewisse verkürzte Nebensätze wie *Envoyé en Vendée, Hoche pacifie ce pays autant par sa générosité que par ses victoires; rendu à la guerre nationale il franchit le Rhin* dem Verf. Anlaß, die Ausdrucksfeinheit, die sich in solcher Subordinierung zeigt, am Französischen zu rühmen. Aber Verf. selbst muß — in einer Anmerkung — zugeben, daß eine gewisse Unklarheit des Verhältnisses (ob modal oder temporal) vorliegt, ja daß „es überhaupt nicht immer ganz leicht ist, für jedes Beispiel (dieser Gruppe) anzugeben, welches Verhältnis dem Redenden vorschwebt.“ Ist das nun nicht ein bedenklicher Mangel? Verdient da die deutsche Art der Subordination (mit einem vollen Nebensatze: „Als er . . .“) nicht den Vorzug, nicht die Anerkennung größerer Genauigkeit und Ausdrucksschärfe? Wenn gegenüber einem kurzen summarischen „Ärgert dich deines Bruders Uhr?“ (S. 145) ein französisches *Es-tu fâché de ce que ton frère a une montre* als eine „zutreffendere, genauere Gedankengestaltung“ gerühmt wird, ja, von einem „endlosen Heer“ solcher Fälle überlegener Ausdrucksweise im Französischen gesprochen wird, dann hätte dort auch die entsprechende Anerkennung für das Deutsche nicht fehlen dürfen. Und doch täte man m. E. dem Verf. Unrecht, wenn man ihm vorwerfen wollte, er habe mit zweierlei Maß gemessen. Auf keinen Fall wenigstens hat er es bewußt, mit Absicht, aus Voreingenommenheit getan. Da, wo es *de facto* geschehen ist, scheint es mir einfach die natürliche Folge der von ihm gewählten Art der Charakterisierung und Qualifizierung zu sein, die das Bedenkliche hat, daß sie — an mehr als einer Stelle — zu Ausdrücken der Wertung, der Schätzung greift, die dann — bei einem Gegenstande, mit dem man sich liebevoll hingebend beschäftigt — natürlich allzu leicht zu Ausdrücken der Anerkennung, des Lobes für diesen Gegenstand, zu solchen des Tadels oder wenigstens einer gewissen Herabsetzung für etwaige Vergleichsobjekte, in unserem Falle hauptsächlich für die deutsche Sprache werden.[5])

---

[5]) Hier und da erweist sich dann wohl die angebliche Überlegenheit gar als imaginär. So meint Verf. (S. 120), eines der Beispiele dafür, „ein wieviel stärker ausgeprägtes sinnliches Empfinden des Ausdrucks dem Franzosen eigen ist als dem Deutschen“, sei das Verfahren bei der Verwendung des Wortes *situation*, sofern er zwar wohl sage: *Je me trouve dans une situation pénible*, aber — wegen der Möglichkeit einer Mißdeutung („geographische Lage“) — nicht: *La situation de la ville était désespérée.* Nun schreibt nicht nur Mignet (Kap. XII) *La situation de la république était désespérante*, sondern auch *Niox (Guerre de 1870—71): La situation de la capitale s'aggravait.* Sprachen sind eben nicht so ängstlich!

So möchte ich denn, falls ich mir hier eine kurze prinzipielle Betrachtung gestatten darf, der Meinung Ausdruck geben, daß es bei einer wissenschaftlichen Erörterung der charakteristischen Eigentümlichkeiten einer Sprache — und nichts anderes ist ja doch die Untersuchung ihres „Stils" — am besten ist, von der Übertragung derartiger, menschliches Verhalten, menschliche Art qualifizierender Wertungsausdrücke auf die Sprache abzusehen. Gewiß hat es Sinn und Berechtigung bei der Charakterisierung von Völkern mit mehr oder weniger stark ausgeprägter Eigenart auch auf ihre Sprache Bezug zu nehmen und — wenn es wirklich ausführbar — zu zeigen, wie auch in dieser der konstatierte Charakterzug zutage tritt; etwa bei den ernsten und strengen Spartanern die Wortkargheit („lakonische" Ausdrucksweise), bei den Engländern eine gewisse selbstbewußte Ruhe, Reserviertheit, die sich von jeder Überschwänglichkeit frei hält, auch in der Sprache nichts dem deutschen „Ihr Herr Vater, Ihre Frau Mutter" (*monsieur votre père, madame votre mère*) usw. Analoges duldet, sich in allen Fällen mit dem einfachen, durchaus sachgemäßen *your father, mother* begnügt[6]) usw. Aber bedenklich will es mir scheinen, von der Sprache ausgehend, in dieser allerhand Vorzüge oder Mängel entdecken und nachweisen zu wollen, die doch in erster Linie in dem Charakter des sie sprechenden Volkes zutage treten müßten. Wesen und Eigenart des französischen Volkes sind mir in hohem Grade sympathisch, ich wäre der letzte, der seine hohen Vorzüge verkennen wollte. Aber kann man sagen, daß die Eigenschaften der „Genauigkeit und Klarheit", der „Knappheit und Gedrungenheit", der „Schlichtheit und Natürlichkeit" ihm irgend wie in höherem Maße eigneten als irgend einem anderen europäischen Kulturvolk, oder daß „Lebhaftigkeit" und „Fluß der Rede", die ihm jeder gern zuerkennen wird, bei ihm irgendwie größer wären, als bei den anderen Zweigen der großen romanischen Völkerfamilie? Und was die vermeintliche „Neigung zu konkreter Ausdrucksweise" betrifft (S. 285 ff.), ist nicht gerade das Französische berühmt durch seine „Abstrakta pro Konkretis", wie *les beautés (du village) les intelligences, la jeunesse (des écoles)* oder die vom Verfasser S. 128 selbst angeführten: *une notabilité* „ein bedeutender Mann", *la petite sagesse* „das kluge Ding" (nach Franke) usw.? — Liegen aber für angeblich nachweisbare Eigentümlichkeiten der Sprache keine ausreichenden Anhaltspunkte in dem Charakter des betreffenden Volkes vor, dann scheint es mir doch ratsam, in einer

[6]) Die Legende von dem übermäßigen Selbstbewußtsein, das sich in der vermeintlichen Großschreibung des Pronomens der 1. Person *I* bekunden solle, brauche ich — falls solche Aufstellung überhaupt je ernst gemeint gewesen ist — an dieser Stelle wohl nicht mehr zu erwähnen und als irrig zu erweisen.

wissenschaftlichen Untersuchung des Stils der Sprache von derartigen Aufstellungen und von der Verwendung dementsprechender Kategorien völlig abzusehen. Warum? Weil ihr Vorhandensein an einzelnen Punkten niemals etwas einer einzelnen Kultursprache Eigentümliches ist.[7]) Sprache ist bekanntlich kein Kunstprodukt, sondern ein völlig absichtsloses, unbewußtes, spontanes Erzeugnis menschlichen Gemeinschaftslebens, dessen Entwickelung, Erweiterung, Verfeinerung, Vervollkommnung in engster Abhängigkeit vom Bedürfnis steht. Jedes Volk schafft sich und zwar ohne Anstrengung, ja ohne sich dabei irgend eines Tuns bewußt zu sein, alle diejenigen Ausdrucksmittel, deren es bedarf. Man kann diese bewundernswerte Schöpferkraft mit einem unversiegbaren Born vergleichen, dessen Wasserstrahl sich in Umfang und Höhe stets nach Weite der Öffnung und Stärke des Druckes richtet. Alle geistig gleich hoch stehenden Völker haben ohne weiteres auch gleichwertige Sprachen; und wenn nun, wie es bei den modernen Kulturvölkern der Fall, der geistige Gehalt, der in Sprache zu fassen ist, im wesentlichen der gleiche ist, wenn diese Völker und zwar seit Jahrhunderten in engstem geistigen Konnex stehen, so ist es unausbleiblich, daß bei allen Verschiedenheiten im Wortmaterial, in Wortbildung und Satzbau, jede dieser Sprachen eine Reihe von Erscheinungen, von Zügen — nur vielfach an ganz verschiedenen Punkten — aufweist, die sich unter jene Kategorien bringen lassen, d. h. daß jede moderne Kultursprache Ausdrucksweisen zeigt, die an Genauigkeit und Klarheit oder an Knappheit und Gedrungenheit, oder an Schlichtheit und Natürlichkeit, oder an Lebhaftigkeit, oder an Konkretheit ihren Übersetzungskorrelaten in den anderen oder doch in einzelnen anderen (Verf. nimmt ja fast immer nur auf das Deutsche Bezug!) überlegen sind. Doch vielleicht ließe sich für manche dieser Punkte ein Mehr oder Weniger nachweisen? Ich gestehe, daß ich an diese Möglichkeit nicht glaube. So wie kein Wörterbuch

---

[7]) Damit steht freilich die rühmende Bezeichnung des Französischen als „Idiom für Mathematiker" im Widerspruch. Ich kann indes nicht anders als diese Benennung für eine arge Übertreibung erklären, beruhend auf einer Überschätzung der festen Wortfolge und wahrscheinlich herstammend aus der Zeit, wo die französischen Mathematiker noch die unbedingte Führung in dieser Wissenschaft hatten. Ein mathematisches Buch in französischer Sprache konnte natürlich mancher Ausländer lesen, dessen Sprachkenntnisse bei belletristischer Literatur versagten. Die Unverständlichkeit eines Kant, Schelling, Hegel usw. rührt aber nicht von ihrer Muttersprache, sondern der Gewagtheit und Verworrenheit ihrer Konzeptionen her. Bei Schopenhauer, Lotze, Paulsen ist jedes Wort, jeder Satz genau so verständlich wie in dem klarsten französischen Buche. Und wer viel Französisch liest, wird oft genug auf Schriftsteller stoßen, die dem Leser an mehr als einer Stelle Rätsel aufgeben. Auch hier gilt Bussons *«Le style c'est l'homme.»*

imstande ist, noch je imstande sein wird, den tatsächlichen Wortbestand einer Sprache zu erfassen und zu fixieren — denn nicht nur die Konjugations-, Deklinations- usw.-Endungen, sondern auch Suffixe, Präfixe, Wortkompositionen usw. stehen ja jedem Sprechenden zu jederzeitiger, ihm beliebender Verwendung zur Verfügung[8]) — so übersteigt es auch, und zwar dies erst recht, durchaus menschliches Können, alle Verbindungen und Verwendungsweisen solches Wortmaterials je vollzählig zusammenzubringen. Daher erscheint es mir, selbst für Stiluntersuchungen, am ratsamsten (ähnlich wie der wissenschaftliche Botaniker bei der Eiche auch nicht mehr von „männlicher Kraft und Festigkeit", bei der Linde von „weiblicher Rundung und Fülle der Form" u. dergl. spricht) auf die mehrfach erwähnten wertenden, taxierenden Kategorien völlig zu verzichten, je sogar auf Qualifikationen wie „Wort- und Flexions armut bezw. reichtum" — da eben jede Sprache so viel Wörter und so viel Flexionen hat, wie sie „zu haben für gut befindet", wenn ich mir diese scherzhafte Umschreibung für „wie sie braucht" gestatten darf — und eine rein sachliche, objektive Darstellung des Verfahrens oder der Verfahrungsweisen zu geben, deren sich die Sprache bedient, um Vorstellungen und Vorstellungskomplexe zum Ausdruck zu bringen, wie Verf. es z. B. bei der vortrefflichen Darlegung über logisches Subjekt und Prädikat (Kap. II, S. 52 ff.) schon getan hat. Dabei würden die sorgsamen und umfassenden Vorarbeiten des Verfassers, seine reiche Sammlung und gründliche Durcharbeitung des sprachlichen Materials kaum an Wert verlieren, höchstens, daß einzelnes an der Gruppierung zu ändern wäre. Dann würde er wohl auch Gelegenheit und Anlaß finden, einem so wichtigen Ausdrucksmittel, wie dem Subjonctif, der jetzt — wahrscheinlich aus Mangel an passenden Kategorien — sehr zu kurz gekommen ist, eine gründlichere, seiner tatsächlichen Rolle in dem Ausdrucksorganismus des Französischen gerecht werdende Behandlung zuteil werden zu lassen. Und dabei könnte dann auch die fortlaufende und den Darlegungen des Verfassers, wie mir scheint, etwas Einseitiges verleihende Bezugnahme auf das deutsche Ausdrucksverfahren in Wegfall kommen, um so mehr als er bereits eine „Praktische Stilistik des Französischen mit Übungen" für 1911 angekündigt hat.

Etwas Einseitiges, sagte ich, verleihe die beständige Nebeneinanderstellung des Französischen und Deutschen den Auseinander-

---

[8]) Weswegen ich mir anläßlich der Publikation einer Reihe von Wörtern und Wortbildungen, die in den Wörterbüchern noch nicht verzeichnet waren, wie *bouleversable*, *implaçable*, *attachage* usw. die Frage aufzuwerfen erlaubte, ob diese — die Lexika — nicht besser daran täten, auf Einzelaufzählung von Ableitungen ganz zu verzichten und nur Präfixe, Suffixe usw. (aber mit genauer Definition ihrer Bedeutung (!)) zu geben (vgl. Lexikogr. Lesefrüchte II, Progr. d. Falk-Realg. zu Berlin 1909).

setzungen, bisweilen aber auch etwas Schiefes, Übertriebenes, um nicht gar zu sagen: Verstiegenes. Niemand wird etwas dagegen einzuwenden finden, wenn Verf. in Ausdrücken wie: *sa tête vide d'ouvrier sans travail et sans gîte* eine eigentümliche „Art und Weise" sieht, „wie der Franzose in knappster Form substantivische und adjektivische Begriffe zu einem Gesamtbegriff verbindet." Wenn er aber dieser Konstatierung das Urteil anfügt, daß dieser Gesamtbegriff ein „für uns (d. h. für Deutsche) in dieser Knappheit unnachahmlicher, schier ungeheurer" sei, so scheint mir das des Guten doch erheblich zu viel und geeignet, von der Bedeutung der Sache eine übertriebene Vorstellung zu geben. Gewiß ist die Verbindung, die der Deutsche in diesem Falle zwischen den Vorstellungselementen herstellt, keine ganz so enge wie die französische, aber die Diskrepanz ist doch so groß nicht, wenn im Deutschen der bestimmte Artikel oder gar das Demonstrativum zu dem (im Französischen artikellosen) attributiven Substantiv tritt, während auf das Possessivpronomen vor dem Beziehungssubstantiv verzichtet wird, und: (Ein einziger Gedanke erfüllte) „das Hirn des (oder dieses) beschäftigungs- und obdachlosen Arbeiters" gesagt wird. — Ähnlich scheint Verf. mir trotz der bewundernswerten Sorgfalt und peinlichen Genauigkeit, mit der er zu Werke geht, dem wirklichen Sachverhalt nicht völlig gerecht zu werden, wenn er unter der Annahme, daß beide Sprachen „lexikalisch" etwa den gleichen Reichtum an „Bildern" und „Phrasen" (d. h. abgeschwächten, erloschenen, nicht mehr als Bilder empfundenen bildlichen Wendungen) besitzen, durch Vergleichung einzelner Partien von Schriftwerken der beiden Sprachen, (einmal eines Stücks von Thiers mit einem von Schiller, ein anderes Mal eines Abschnitts des letzteren mit (sechs) französischen Übersetzungen davon) erhärten zu können meint, daß „dem tatsächlichsten Gebrauche nach" die Zahl der Bilder und Phrasen im Deutschen eine nicht unbeträchtlich größere sei als im Französischen. Schon die S. 223 kund gegebene Meinung, daß in vielen Fällen, wo einem einfachen französischen Verbum im Deutschen außer einem gleichfalls einfachen noch ein zusammengesetzter Ausdruck, eine „Phrase", gegenübersteht (z. B. *dénoncer* 1. anzeigen, 2. zur Anzeige bringen, Anzeige erstatten), das Deutsche die letztere vorzöge, erscheint mir gewagt, ja sie kann sogar mit Rücksicht darauf, daß seit einer Reihe von Jahren — nicht zum mindesten infolge der Bemühungen des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins — in allen derartigen Fällen, z. T. sogar von den Behörden, der einfache Ausdruck als der empfehlenswertere angesehen, der zusammengesetzte als „papierne" oder „büreaukratisch-pedantische" Schwerfälligkeit gebrandmarkt wird, als ein wenig rückständig bezeichnet werden. Nun scheint mir aber, wenn Verfasser seiner Ansicht durch eine solche „Ver-

gleichung" mehr Nachdruck geben zu können meinte, die Zusammenstellung von Thiers und Schiller nicht gerade glücklich. Sie läßt doch zu sehr außer Acht, was Verfasser bei einer späteren Statistik, (der in betreff der Häufigkeit der Nebensätze in den beiden Sprachen (S. 288 ff.)), sorgsam beachtet hat, nämlich die Frage der Gleichartigkeit der Stilgattung. Schon die Verschiedenheit der Abfassungszeit (bei Schiller — Geschichte des dreißigjährigen Krieges — um 1790, bei Thiers — *Histoire du Consulat* — um 1850) muß Bedenken erregen; wie viel mehr aber der Umstand, daß Schiller durch und durch Dichter, einer der größten und dazu einer der pathetischsten, vielleicht sogar „der pathetischste", unter den deutschen Dichtern ist, mit einer so ausgesprochenen Neigung zu poetisch pomp- und prunkhafter Ausdrucksweise, daß er da, wo der Stoff sich wegen seiner Einfachheit oder Kindlichkeit dafür nicht recht eignet, z. B. in Balladen, wie „Die Bürgschaft", „Der Gang nach dem Eisenhammer" usw. für einen feineren Geschmack geradezu unerträglich wird und infolgedessen, wohl nicht ganz ohne eignes Verschulden, einer manchmal verabscheuenswert rohen Parodistik unter halb Gebildeten verfallen ist. Aber auch die geschichtliche Prosadarstellung Schillers ist, wie übrigens die der meisten seiner Zeitgenossen, für unser Empfinden veraltet, vermag uns nicht mehr einen unmittelbaren, rein ästhetischen Genuß zu bereiten, wir können sie nur noch vom literarischen Standpunkt genießen und würdigen. Und damit ist ihr, scheint mir, für Zwecke der hier vorliegenden Art das Urteil gesprochen. Verfasser hätte zu seiner vergleichenden Nebeneinanderstellung meines Erachtens die allermodernste Prosa, aber eine Prosa natürlichster und ungezwungenster Art wählen sollen. Und ob in diesem Falle das Ergebnis mit dem von ihm (in einem, wie ich gern bekenne, geradezu musterhaften Verfahren) gewonnenen sich gedeckt hätte, wage ich doch zu bezweifeln. — Ebenso wenig erwiesen erscheint mir, was Verf. (S. 194) über die Frage der größeren oder geringeren Wortfülle der Rede in den beiden Sprachen sagt, ja ganz bestimmt behauptet. „Versuchen wir es, einen guten französischen Autor in ein Deutsch zu bringen, dem man es kaum noch anmerkt, daß es die Übertragung aus einer Fremdsprache ist, so werden wir einen Text erhalten, der an Umfang den französischen Text um ein Beträchtliches übertrifft, wie sich durch eine Zählung der Wörter ziffernmäßig nachweisen ließe". Schade, daß Verfasser diesen Nachweis nicht tatsächlich geführt hat und zwar nicht bloß durch Vergleichung eines französischen Originaltextes mit seiner deutschen Übersetzung, sondern auch umgekehrt durch Untersuchung des numerischen Verhältnisses zwischen einem deutschen Grundtext und dessen französischer Übertragung. Da er sechs französische Übersetzungen von Schillers „Dreißigjährigem Krieg" in Händen hatte, so wäre das für ihn ja ein Leichtes.

gewesen, und ich gestehe, daß mich das Resultat sehr interessiert hätte. Was er nämlich über die zahlreichen Fälle sagt, in denen Wörter der e i n e n Sprache in der anderen kein Gegenstück haben oder in denen einem einfachen Worte hier, dort zwei oder gar mehr gegenüberstehen (S. 195—212), fällt teils unter andere Gesichtspunkte, teils ist es — z. B. die fürs Französische unter dem nicht gerade glücklichen Titel „Beispiel von unnötiger (sic!) Wortfülle im Französ." wie *il y a que*, *c'est que* usw. gegebenen — zu wenig erschöpfend. Verf. erwähnt zwar wohl die Zwiefachheit der Negation *ne-pas* gegenüber einfachem „nicht", aber er läßt all die anderen Negationen („niemand", „nichts" usw.) beiseite. Er erinnert nicht weiter daran, daß einem einfachen deutschen Genitiv, Dativ, Komparativ im Französischen immer z w e i Wörter gegenüberstehen, wie ja auch relat. „was" franz. *ce qui*, *ce que*, „woran" unter Umständen sogar *ce à quoi* heißt. Er erwähnt nicht, daß der Franzose für deutsches „so daß" *de sorte que* etc. oder *si bien que*, für „wirklich", „ernstlich" *tout de bon*, für „ungefähr", *à peu près*, für die Konjunktion „bis" sogar *jusqu'à ce que* sagt und daß „ein etwa zwanzigjähriger Jüngling" im Franz. *un jeune homme d'à peu près vingt ans* (also mehr als das Doppelte an Wörtern) sich gegenüber hat usw. usw. Aber schließlich sind auch alle diese Dinge noch nicht einmal entscheidend. Die beiden Proben nun, die ich auf gut Glück darüber angestellt habe, haben seine — ihm und vielleicht noch vielen anderen als ohne weiteres „selbstverständlich" erscheinende — Behauptung nicht bestätigt. Ich öffnete zunächst das erste beste französische Prosabuch, das in meiner Nähe lag, es waren A. Daudets *Lettres de mon moulin*, stieß auf *La Chèvre de M. Seguin* und übersetzte schriftlich den einleitenden Brief, mich streng an den Vorstellungs- und Empfindungsgehalt der franz. Vorlage haltend, und ohne irgendwie mit Affekt- oder Färbwörtern (S. Hosch nennt sie bekanntlich — nicht recht zutreffend, wie Tobler, *Verm. Beitr.* III, 152 zeigt — „Flickwörter") zu sparen. Ich setze die beiden Texte nebeneinander hierher:

Tu seras bien toujours le même, mon pauvre Gringoire! Comment! on t'offre une place de chroniqueur dans un bon journal de Paris, et tu as l'aplomb de refuser... Mais regarde-toi, malheureux garçon! Regarde ce pourpoint troué, ces chausses en déroute, cette face maigre qui crie la faim. Voilà pourtant où t'a conduit la passion des belles rimes! Voilà ce que t'ont valu dix ans de loyaux services dans les pages du sire Apollo... Est-ce que tu n'as pas honte à la fin? Fais-toi donc chroniqueur,	Du bist doch wirklich unverbesserlich, lieber Gringoire! Da wird Dir nun eine Berichterstatterstelle an einer gutgehenden Pariser Zeitung angeboten, und Du lehnst stolz ab! So schau Dich doch nur mal an, Menschen(s)kind! Schau Dein löcheriges Wamms, Deine zerschlissenen Hosen, Dein mageres Hungerleidergesicht an! D a h i n hat Dich also Deine Begeisterung für die edle Reimkunst gebracht! D a s ist der Lohn für zehnjährige treue Dienste am Hofe des Gebieters Apollo...

imbécile! fais-toi chroniqueur! Tu gagneras de beaux écus à la rose, tu auras ton couvert chez Brébant, et tu pourras te montrer les jours de première avec une plume neuve à ta barette. — Non? Tu ne veux pas?.. Tu prétends rester libre à ta guise jusqu'au bout... Eh bien, écoute un peu l'histoire de la chèvre de M. Seguin. Tu verras ce que l'on gagne à vouloir vivre libre.	Mußt Du Dich da nicht schämen? So werde doch Reporter, Mensch! Reporter, hörst Du? Da verdienst Du schöne blanke Talerstücke, kannst bei Brebant speisen, kannst hübsch mit einer neuen Feder am Barett zu den Premieren gehen. — Was! Du willst nicht? „Dein eigner Herr" willst Du sein und bleiben! So! Na dann will ich Dir mal die Geschichte von der Ziege Herrn Seguins erzählen! Da wirst Du sehen, was beim „freien Leben" herauskommt.

Nach meiner Zählung enthält der französische Text 166 Wörter, der deutsche dagegen nur 139, und es wäre wahrlich ein Leichtes gewesen, ihn durch Weglassung verschiedener „Färbwörter" (wie „doch", „wirklich", nun„" usw.) auf eine noch geringere Wortzahl zu bringen. Ich habe davon abgesehen, weil es mir darauf ankam, im deutschen Leser nicht nur dieselben Vorstellungen, sondern auch dieselben Begleitempfindungen, denselben „Eindruck" hervorzubringen, wie ihn der französische Text bei französischen Lesern hervorruft.[9]) — Die zweite Stichprobe, die ich anstellte, bestand darin, daß ich — natürlich nur an einem kurzen Stück — feststellte, wie sich deutsche und französische Übersetzung eines beiden Sprachen gleich fremden Urtextes, z. B. eines russischen, zueinander verhalten. Ich nahm, wieder ohne erst lange zu wählen, den ersten Abschnitt von Turgenjews „Ein König Lear der Steppe" und stellte fest, daß hier 83 Wörter der Reclam-Übersetzung (von W. Lange) 88 Wörtern einer (anonymen, aber nicht ungeschickten) französischen (Paris 1873) gegenüberstanden, ja, wenn man in der deutschen den von der französischen weggelassenen Zusatz „ihre ewige Frische" streicht und außerdem die irrige Wiedergabe „nur insoweit sie möglich" durch die richtigere: „nur ver-

[9]) Aber selbst eine Übersetzung wie die von Th. Bergfeldt, Verl. O. Hendel, Halle, ohne Jahresangabe — sie fällt mir durch Zufall in die Hände — die den Ehrgeiz, eine Umdichtung zu sein, nicht nennt, die ihre Schuldigkeit getan zu haben glaubt, wenn sie für die französischen Wörter die „entsprechenden" deutschen setzt, geht in der Zahl der Wörter nicht über die franz. Vorlage hinaus. Der Anfang lautet: „Du wirst immer derselbe bleiben, meine armer Gringoire. Wie! man bietet Dir die Stelle eines Berichterstatters bei einer guten pariser Zeitung an und Du hast das edle Selbstgefühl, sie auszuschlagen.. Aber sieh Dich doch an, Du unglücklicher Junge! Sieh Dein durchlöchertes Wams, Deine abgetragenen Stiefel *(sic!)* Dein mageres Gesicht, dieses Bild des Hungers. Da zeigt es sich doch, wohin Dich Deine Leidenschaft für die schönen Reime gebracht hat! Da zeigt es sich, was Du von zehn Jahren getreuer Dienste im Reiche des Herrschers Apoll gehabt hast.... Schämst Du Dich nicht endlich doch? usw.

mutungsweise" *(par simple hypothèse)* ersetzt, sogar 77 deutsche 88 französischen! Es wird also nicht als statthaft gelten dürfen, die Behauptung, daß eine gute deutsche Übersetzung ihren französischen Originaltext immer „um ein Beträchtliches übertrifft" lediglich durch die Bemerkung: „wie sich durch eine Zählung der Wörter ziffernmäßig nachweisen ließe" zu stützen, sondern es wird für sie die Beibringung des tatsächlichen Nachweises — andernfalls die Zurückziehung einer solchen Behauptung — gefordert werden müssen. Wie denn überhaupt in allen wissenschaftlichen Fragen — mehr Skeptizismus gegenüber der überlieferten oder der landläufigen Meinung am Platze sein dürfte. Wie hoch auch in den persönlichen Beziehungen des menschlichen Gemeinschaftslebens Vertrauen und Glaube, und zwar mit vollem Recht, stehen mögen, in der Wissenschaft darf unbedingt nur das als Tatsache gelten, was beweisbar, oder noch besser: was wirklich bewiesen ist. Ja man wird, so paradox es klingt, sagen dürfen: „Was für das Leben, für die persönlichen Beziehungen der Menschen, Vertrauen und Glaube ist, das ist für die Wissenschaft Skepsis und Beweis", nämlich das einzige Mittel, das zu ersprießlichen, befriedigenden Zuständen führt.[10])

Wenn ich mich nach diesen mehr prinzipiellen Erörterungen nun den hier zur Sprache zu bringenden Einzelheiten zuwende, erscheint es mir zunächst eine Pflicht der Billigkeit, der Vorführung einiger nicht ganz einwandfreien oder geradezu irrigen Punkte die Anerkennung vorauszuschicken, daß, dank der trefflichen, nicht nur romanistischen, sondern auch allgemein sprachwissenschaftlichen, insbesondere sprachphilosophischen Vorbildung des Verfassers, sein Werk eine Fülle feiner und treffender Bemerkungen, sei es in Form kürzerer Hinweise oder längerer Ausführungen enthält, die im einzelnen alle hier aufzuzählen in Anbetracht des durch die sachlich notwendigen kritischen

---

[10]) Da ich einmal von dem Werte, ja der Notwendigkeit der Skepsis gegenüber noch so plausibel oder unzweifelhaft klingenden Behauptungen spreche, will ich auch gleich hier einen Punkt abtun, der, wenn ich ihn an seiner eigentlichen Stelle, d. h. bei der Besprechung des Wesens der *Passé défini* vorbrächte, die Auseinandersetzung dort wahrscheinlich erheblich verlängern würde, nämlich die heutzutage landläufige, von Hand zu Hand, von Buch zu Buch — ich hatte sie schon bei Haas *Neufranz. Syntax* zu beanstanden — gehende Behauptung, die auch Verf. S. 24 zu der seinigen macht: „Das historische Perfektum ist nur noch ein literarisches Tempus. In der Pariser Umgangssprache fehlt es gänzlich, in den Provinzialdialekten mehr oder minder, im Süden dagegen usw." Daß diese Behauptung unzutreffend ist, daß das *Passé défini* da, wo es am Platze ist (!) — nämlich in zusammenhängender Erzählung aus fernerer Vergangenheit — heute noch genau so im Gebrauch ist wie früher, hat Ducotterd *Neuere Sprachen* XI, 577 ff. aus Zeitungen, Lustspielen usw. geradezu glänzend bewiesen.

Erörterungen schon in Anspruch genommenen Raumes leider nicht möglich ist.[11])

Herausheben möchte ich als Beispiele die hübsche Besprechung des imperativischen Sinnes des Futurums und Feststellung des Unterschiedes, der in dieser Beziehung zwischen dem französischen und deutschen Tempus obwaltet (S. 22 f.), die beachtenswerte unterrichtliche Mahnung gebührender Berücksichtigung des Perfekts im Alltagsfranzösisch (S. 25. Anm.), wobei Verf. seinerseits in die Lage kommt, einer übertreibenden Herabsetzung des Gebrauchs des Passé défini (nämlich bei Dubislav-Boek: „Das Hist. Perf. ist aus der Umgangssprache nahezu verschwunden; auch in der Literärsprache tritt es mehr und mehr zurück“; an welcher Entstellung des Sachverhalts wahrscheinlich der des öfteren allzurasch urteilende und verurteilende P. Passy mit seiner später von Ducotterd a. a. O. widerlegten Zuschrift „Imparfait und Passé défini“ *Neuere Spr.* XI, 374 f. schuld ist) entgegenzutreten; ferner den S. 31 und 32 gegebenen nachdrücklichen und leider noch immer nicht überflüssigen Hinweis darauf, daß, wenn auch in manchen Fällen das Imparfait ebenso wohl möglich ist, wie das Passé défini, daraus doch nicht folge, daß beide dann genau dasselbe bedeuteten; die Betonung der Pflicht des Übersetzers, auch das in der Wahl eines dieser beiden Tempora liegende Bedeutungsmoment gehörig zum Ausdruck zu bringen, wobei auch Münch hätte erwähnt werden sollen, der dem Verfasser in seiner trefflichen Abhandlung *Zur Kunst des Übersetzens aus dem Französischen* (in dieser *Zeitschr.* IX, 1. Heft[12]) schon vorangegangen ist; den S. 75 ausgesprochenen und vom Verf. meist auch getreulich befolgten Grundsatz, daß es bei der Durchforschung einer Sprache unsere Aufgabe ist, nicht mit unserer (deutschen) Auffassung an die Erscheinungen der betr. Sprache heranzutreten, sondern „uns in die fremde Sprache hineinzu-

[11]) Wo der philologisch geschulte Leser einmal den Eindruck etwas zu weit gehender Breite, zu großer Ausführlichkeit der Darlegung haben könnte (z. B. S. 13: „Der Franzose muß statt des ihm fehlenden Genitivs die Umschreibung mit der Präposition *de* verwenden. Eine solche Umschreibung nun kann nicht gut vor das regierende Substantiv treten usw.“) ist wohl die Rücksicht auf weniger fachmännische Leser mit im Spiele.

[12]) Auch in desselben Verfassers *Vermischten Aufsätzen über Unterrichtsziele und Unterrichtskunst an höheren Schulen (Berlin 1888)* abgedruckt. Freilich finden sich hier (vgl. d. Unterschied zwischen Imp. und Passé défini, Programm des Falk-Realg. zu Berlin 1904), wie in dem Buche unseres Verfassers Stellen, in denen die Übersetzung Dinge in das Tempus hineinlegt, die mit diesem selbst nichts zu tun haben, wenn sie auch für den betreffenden Zusammenhang zutreffen, z. B. Münch: *Dès 1692, la cour générale . . . décrétait* „konnte beschließen“. — Unser Verfasser: *Paul eut une bronchite si grave qu'on craignit une pleurésie* „daß man fürchten mußte“, statt „daß die Befürchtung auftauchte“.

denken und hineinzugewöhnen"[13]) sodann — wobei es mich freute, eigene Gedanken mit denen eines so gründlichen Forschers sich begegnen zu sehen — die Erklärung des regelmäßigen Auftretens der „absoluten" (oder Verdoppelungs-) Fragestellung nach *pourquoi* durch den Hinweis auf die besondere Wichtigkeit, die in den mit diesem Adverb eingeleiteten Sätzen immer das Geschehnis selbst — im Gegensatz zu dem weniger betonten Subjekt — hat (so daß ein „Warum ist dein Bruder abgereist?" durch *Pourquoi ton frère est-t-il parti* nicht zutreffend wiedergegeben wäre, sondern der Umschreibung: *Pourquoi est-ce ton frère qui est parti?* bedürfte); und diejenige der ausschließlichen Verwendung der „einfachen" Inversion nach *que* „was" durch Geltendmachung des tonlosen, einer engeren Anlehnung an das Verb bedürftigen Charakters dieses Interrogativpronomens (während bezüglich der sich anschließenden unzulänglichen Bemerkung, daß Plattner die Wortstellung des Fragesatzes auch in Ausrufesätzen mit *que* und *combien*, besonders in negativen Sätzen *(Que de services ne m'as-tu pas rendus!)*, feststellt, an Toblers sehr gründliche Erörterung *Verm. Beitr.* IV, S. 69 ff. zu erinnern wäre); ferner die das Wesen der Sache glücklich erfassende Besprechung des Chiasmus (S. 78), den Verfasser treffend, statt auf Abwechselungsgründe, auf den Umstand zurückführt, daß, was beim ersten Male der Nennung noch das Neue („logisches Prädikat") war, beim zweiten Mal das den Anknüpfungspunkt eines weiteren Neuen bildende Bekannte („logisches Subjekt") wird *(On s'assemble en tumulte, en tumulte on décide)*; oder die gewiß manchem, über die anscheinend so disparaten Bedeutungen von *de ce côté* („von", „auf", „nach" dieser Seite) Stutzenden willkommene Lösung der Schwierigkeit durch Heranziehung des deutschen „diesseits" — auch an „links", „rechts" hätte erinnert werden können — und die Erläuterung: „In einem Satze wie: *Il venait du côté de la France*... liegt der Begriff des „von ... her" nicht in *du côté*, sondern in *venir*", — wobei mir freilich noch die Ergänzung wünschenswert geschienen hätte, daß es eigentlich *il venait de du côté*... hätte heißen müssen, daß also eine — hier durch ein ἀπὸ κοινοῦ-Verfahren erklärliche — Präpositionsunterdrückung stattgefunden hat, die dann auch auf Fälle, wo es sich um *à*, *par*, *en* gehandelt hätte, ausgedehnt wurde, z. B. *passer (par) de ce côté* — vgl. „(nach) links gehen" — *s'avancer (à) de ce côté* (wie

[13]) Ich hätte nur konsequente Ausdehnung dieses wichtigen Grundsatzes auch auf Übersetzungen gewünscht, so nämlich, daß Verf. (S. 181) überhaupt nicht erst gefragt hätte, wie soll man wohl innerhalb des Satzes: . . *l'énergie de la Convention avait sauvé la France de l'invasion* dieses letzte Substantiv verdeutschen, sondern sofort die das Satzganze erfassende Übersetzung: „. . . hatte die feindlichen Truppen vom französischen Boden ferngehalten" gewählt hätte.

in dem ursprünglich wohl seemännischen *aller, pousser de l'avant*, das Verf. in einer Anm. erwähnt). Doch genug der Beispiele scharfsinniger Wesenserforschung und -erfassung und glücklicher Formulierung der ins Auge gefaßten Probleme; eine vollzählige Aufreihung würde, wie gesagt, die Grenzen des verfügbaren Raumes weit überschreiten, und das Interesse der Wissenschaft erheischt bei Bücherbesprechungen — leider! — die kritische Erörterung bedenklicher oder gar irriger Aufstellungen in dringenderem Maße als die lobende Erwähnung der richtigen und zutreffenden Äußerungen.

Da scheint mir denn erstens der Neigung des Verfassers, die sogenannten tonlosen persönlichen Fürwörter und Adverbien als bloße Flexionselemente, „Flexionsformen" des Verbums anzusprechen (S. IX Anm. 1, S. 72, 86, 332 u. a.) entgegengetreten werden zu müssen. Ich halte mich dazu um so mehr verpflichtet, als ich aus eigener Erfahrung — ich habe lange Zeit die gleiche Auffassung gehabt — weiß, wie groß die Versuchung dazu ist. „*Il ordonna*", sagt er (S. IX, Anm. 1), „stellt einen einzigen" *le roi ordonna* dagegen zwei Begriffe dar. Deutsch: „er befahl", „der König befahl" sind dagegen parallel und beidemal zwei Begriffe". Gewiß ist die begriffliche Kraft eines *il* geringer als die eines deutschen „er". Das lehrt ohne weiteres die verschiedene Gebrauchsweise beider, sofern „er" auch für sich allein ein als bekannt vorausgesetztes und als Träger eines Zustandes oder einer Handlung gedachtes Seiendes bezeichnen kann, während *il* der Anlehnung an ein Verbum bedarf. Aber von „anlehnungsbedürftig" bis zu „Flexionsform" ist doch noch ein weiter Schritt. Die Schaffung der „tonlosen" Wörter, (zu denen übrigens auch — was ich noch nirgend ausgesprochen gefunden zu haben mich erinnern kann — die Präpositionen *de*, *à* und *en* nicht minder gehören, wie — beim Substantiv — der, oder besser: die Artikel, Demonstrativa, Possessiva und gewisse Interrogativa) neben den „betonten" Formen (ich würde übrigens die Termini „unselbständig" und „selbständig" vorziehen) beruht lediglich auf demselben ökonomischen oder, wenn man will, architektonischen Bedürfnis der Abstufungsmarkierung, das neben einem *Mon frère est arrivé* — nach der anderen Seite, d. h. der der stärkeren Betonung — ein *C'est mon frère qui est arrivé* hervorgebracht hat. Dieses *C'est mon frère (qui)* verhält sich zu jenem *mon frère* hinsichtlich der Betontheit wie das selbständige (Nominativ-)Pronomen *lui* zu dem unselbständigen *il*. Das heißt: Legt der Franzose einem bereits genannten, also in der Vorstellung des Hörers bereits vorhandenen Seienden eine nach „Tempus" und „Modus" bestimmte (also z. B. nicht durch einen Infinitiv ausgedrückte) Tätigkeit (oder auch einen ebensolchen Zustand) bei, dann erscheint es ihm als sprachlich angemessen oder zweckmäßig, durch eine flüchtigere Andeutung

des ersteren, dieser (bezw. diesem) letzteren schon in der sprachlichen Form die bedeutendere oder bedeut s a m e r e Rolle innerhalb des Mitteilungsganzen zuzuerkennen, es sei denn, daß jenes Seiende trotz seiner „Bekanntheit“, d. h. seines Schonvorhandenseins unter den im Geiste des Hörers befindlichen Vorstellungen nachdrücklich als Träger hervorgehoben werden soll, in welchem Falle der Franzose bekanntlich wieder zu der stärkeren, volleren Form des Pronomens — soweit eine solche existiert — greift. Eine Zweiheit von Vorstellungen liegt also — im Gegensatz zu lateinischem *iussit*, das lediglich e i n e Komplexvorstellung, nämlich die eines tatsächlichen, von einem schon vorschwebenden Seienden vollführten Befehlsakts der Vergangenheit ausdrückt — in franz. *il ordonna* genau so vor wie in *lui ordonna* oder *le roi ordonna;* nur wird von dem als Träger oder Vollführer angedeuteten Seienden durch *il* eine raschere, flüchtigere, schneller vorübergehende Vorstellung im Hörer hervorgerufen als durch *lui* oder *le roi.* So wird es denn auch möglich, an das *il* in *Il arrivera* immer noch eine Frage von der Form: „*Qui? il*“ anzuknüpfen,[14]) während etwas Entsprechendes bei einem F l e x i o n s bestandteil des Verbs nicht vorkommt, also z. B. niemand, dem das futurische Tempus in *arrivera* auffällt, fragen wird: „*-era? quand?*“ — Müßte übrigens nicht auch, analog lateinischem *Jussitne*, *Num (Nonne) iussit?* wenn *il* Flexionsteil wäre, für die Frage lediglich *Est-ce qu'il ordonna* oder ähnliches (und nicht *ordonna t-il*) erwartet werden? Auch würde die Konsequenz doch wohl erheischen, daß, wenn die tonlosen Pronomina nur noch als „Flexionsformen“ des Verbs angesehen werden, die gleiche Rollenherabsetzung auch für die anderen tonlosen Wörter (Artikel[15]) usw.), besonders aber für die Präpositionen *de*, *à*, *en* Platz griffe, daß also *des lettres*, *aux lettres*, *ès lettres* als vollständig gleichwertig mit *literarum*, *literis* angesehen würde, so daß wir dann doch wieder zu e c h t e n französischen Genitiven, Dativen, Ablativen kämen.

Ein anderes Wagnis scheint mir in der S. 91 gegebenen Formulierung des Unterschiedes zwischen voran- und nachgestelltem attributiven Adjektiv zu liegen: „B e s t i m m e n d e Adjektiva stehen h i n t e r, s c h m ü c k e n d e v o r dem Substantiv“, der die Erläuterung hinzugefügt wird: Das „b e s t i m m e n d e“ Adjektiv ist ein logisches Prädikat und das

[14]) Z. B. *Il me hante, c'est fou, mais c'est ainsi.* — *Qui, Il?* Maupassant *Les sœurs Rondoli 117.* — Oder — mit *on* —: *On me proposa un jour de me faire inviter aux soirées d'Augustine.* — *Qui, On?* — *On parbleu! Vous le voyez d'ici*: *l'éternel On, qui ressemble à tout le monde . . . A. Daudet, Trente ans de Paris 47.*

[15]) Meyer-Lübke (III, 222, § 189) wirft hier in der Tat eine dahingehende Frage auf, aber nur mit Bezug auf ganz bestimmte, vereinzelte Verwendungsweisen des Artikels, und ohne darauf eine positive Antwort zu geben.

Substantiv das logische Subjekt dazu, bei dem „schmückenden" Adjektiv haben wir es dagegen mit einer Verschmelzung zweier nur grammatisch gesonderter Wörter zu einem einzigen Begriffe zu tun." Sehen wir einmal von der kleinen Ausdrucksungenauigkeit ab, die in den letzten Worten liegt — „Wörter" können nicht gut zu einem Begriff verschmelzen, entweder: sie verschmelzen zu dem Ausdruck eines einzigen Begriffs, oder: zwei Vorstellungen verschmelzen zu einem Begriff, zwei Begriffe zu einem einzigen — so hat diese Auffassung ja zunächst viel für sich und ich gestehe, daß, als ich vor Jahren eine Untersuchung dieser Frage anstellte, die sich dann zu einem Artikel in der *Zeitschr. f. rom. Phil.* XXV, 322 ff. verdichtete — Verfasser hat ihn übersehen, aber ohne bei seiner sonstigen gründlichen Belesenheit in dieser Materie irgend welchen Schaden davon zu haben — ich auch lange Zeit mit diesem Schlagwort „einziger Begriff" (für den Fall der Voranstellung) operierte. Bei schärferem Zusehen erkannte ich indes doch seine Unzulänglichkeit. Und Verfasser selbst, der sich übrigens auch an anderen Stellen nicht blind zeigt für gewisse Gewagtheiten in seinen Aufstellungen, erhebt (S. 93) den Einwand: „Merkwürdig ist es, daß die Adjektiva, die eine Nationalität bezeichnen, nicht auch hier und da vor das Substantiv treten, daß man z. B. neben *la littérature romaine* (als Gegensatz zu *la littérature grecque*) nicht auch sagt:* *la grecque littérature* (etwa als Gegensatz zu *la grecque politique*)" und fügt mit Recht hinzu: „Das ist um so merkwürdiger, als der alten Sprache eine Voranstellung wie *la franceise gent* ... *la chrestiene lei* ... durchaus nichts Ungewöhnliches war."[16]) — Auch daß sich — im Gegensatz

[16]) Gelegentlich kommt doch auch im Nfrz. solche Voranstellung vor. Verf. selbst führt als vereinzelt dastehenden „Versuch einer solchen aus Kötz, *Neuere Spr.* XVII 330 an *la castillane nourrice*, *la gothique construction.* Mir ist einmal *américain dentiste* aufgestoßen, aber in einer Verbindung, welche (wie auch die vom Verf. angeführten beiden Fälle) darauf schließen läßt, daß es sich in solchem Falle weniger um die Nationalität, als die mit derselben verbundenen Eigenschaften handelt, wie ja denn bekanntlich auch bei uns „Bayrisches Bier" keineswegs in Bayern gebraut zu sein, oder eine „Spreewälder Amme" mit Spreewälderinnen nichts anderes als das Kostüm gemein zu haben braucht. Es heißt nämlich an der betr. Stelle (*Amitié amoureuse (anonym)* p. 70) mit bezug auf einen schlechten Zahn: *Mon très américain dentiste parle de me l'enlever.* Echte Nationalitätsangabe ist sicher etwas, was sich einer Steigerung, einem „mehr oder weniger", also auch der Verstärkung durch *très*, entzieht. — Daß ich oben des Verfassers eigene Worte genau angeführt habe, hat noch einen besonderen Grund. Wenn er darin von Gegensätzen spricht und meint, daß, wenn nicht „römische" und „griechische" Literatur, sondern griechische Literatur und Politik einander gegenübergestellt wurden, ohne weiteres die Voranstellung des Adjektivs zu erwarten gewesen wäre, so ist das eine der Forcierungen seiner Lehre vom logischen Subj. und Präd., von denen ich oben sprach. Der tatsächliche Einfluß jenes logischen Verhältnisses auf die Wortstellung geht nicht

zum Altfranz. *(reonde table* neben *table reonde)* — neufrz. nur noch *table ronde* findet (wobei er sich wieder auf logische Gegensätze versteift: *table ronde* wäre begreiflich gegenüber *table carrée, ovale* etc., aber bei Entgegensetzung von *table* und *chaise* müßte man doch eigentlich* *une ronde table* und **deux rondes chaises* erwarten!) gibt ihm zu denken. Ich würde auch auf Fälle wie „Rappe", „Schimmel" und ähnliche „Begriffseinheiten" hinweisen, denen im Neufrz. nur ein Substantiv mit nachgestelltem Adjektiv gegenübersteht. In dem vorhin erwähnten Artikel war ich angesichts der Schwierigkeiten, die eine sämtliche Fälle umfassende befriedigende Formulierung bietet, schließlich auf den Ausweg verfallen zu sagen (a. a. O. 337): der Franzose gäbe bei der Aneinanderreihung zweier oder mehrerer Begriffe dem Dominantbegriff den Vorrang, d. h. er setze denjenigen voran, der sich ihm bei der Apperzipierung zuerst aufdrängt, wodurch dann die ganze Lehre von der Stellung des attributiven Adjektivs von einer grammatischen zu einer stilistischen oder psychologischen würde. Da wäre es denn vielleicht sogar erlaubt, auf einen Psychologen von Fach, wie Wundt, und auf die beachtenswerte Unterscheidung zurückzugreifen, die er in der Grundzügen der physiologischen Psychologie, S. 244, zwischen passiver und aktiver Apperzeption macht. Die erstere (passive) läge dann vor, wenn unter den entgegentretenden Vorstellungen eine so sehr durch ihre Intensität oder durch den ihr zukommenden Gefühlston bevorzugt sei, daß die Apperzeption einer anderen Vorstellung gar nicht in Frage kommen könne.[17]) Die andere (aktive) dagegen fände bei einem Wettstreit mehrerer Vorstellungen statt, bei dem wir die Apperzeption einzelner unter denselben als eine Handlung empfinden, welche in letzter Instanz nicht durch die Vorstellungen, sondern durch die Tätigkeit der Apperzeption selbst bestimmt wird. Nach solcher Formulierung der Sachlage könnte man dann kurz — ähnlich kurz wie Gröber — sagen: Passive Apperzeption hat Voranstellung, aktive: Nachstellung des Adjektivs hinter sein Substantiv zur Folge.

---

so weit wie er anzunehmen geneigt ist. So meint er (S. 97), „nach jahrelanger Belagerung" hieße *après plusieurs années de siège*, hingegen „nach jahrelanger Belagerung": *après un siège de plusieurs années.* Irgend eine moderne Kriegsgeschichte kann ihn eines besseren belehren. So sagt z. B. Niox, nachdem er von dem Beginn der Belagerung Straßburgs und der Beschießung dieser Stadt gesprochen, gleich darauf: *Enfin, . . après 46 jours de siège et 42 de bombardement Strasbourg capitula.*

[17]) „Gefühlston" stimmt vortrefflich zu „affektisch" in Gröbers grundlegender, oft erwähnter Definition (*Grundriß* I, S. 214) „vorangestellt": affektisch attribuierend, „nachgesetllt": logisch distinguierend, und auch die Parallelität von „aktiver Apperzeption" und „logischer Distinguierung" springt in die Augen. Es käme also bei Wundt als neues Moment für die Voranstellung noch die Intensität hinzu.

Nicht geringes Bedenken erregt auch des Verfassers eingehende Besprechung der Rolle, die Imparfait und Passé défini im französischen Stile spielen, in mir. Nicht etwa, weil er sich darin mit Meyer-Lübke (*Gramm. d. rom. Spr.* III, 118 ff.) gegen das wendet, was ich vor nunmehr zwanzig Jahren in knapper, vielleicht allzuknapper Form über die Bedeutung dieser „Tempora" in der *Ztschr. f. rom. Phil.* XVIII, 508 ff. gesagt habe — die im *Programm des Falk-Realg.* (Berlin 1904) gegebene sehr viel ausführlichere Darlegung, die vielleicht manche seiner Einwendungen und Zweifel zerstreut hätte, ist ihm nicht zu Gesicht gekommen — sondern weil eine Zerlegung der Funktionen des Passé défini ebenso wie die von Meyer-Lübke und J. Vising (*Die realen Tempora der Verg.* etc. in den *Französ. Studien* VI, 3 und VII, 2) nicht der doch unerläßlichen (vom Verf. S. 37 selbst ausdrücklich anerkannten) Forderung einer e i n h e i t l i c h e n Bedeutungsdefinition gerecht wird. „Will der Franzose", so heißt es auf S. 28, „eine Handlung oder einen Zustand der Vergangenheit als e i n f a c h e T a t s a c h e hinstellen, will er sie als b e g r e n z t und in sich abgeschlossen, als der V e r g a n g e n h e i t a n g e h ö r i g, für die Gegenwart ungültig besonders kennzeichnen, will er damit einen F o r t s c h r i t t gegenüber vorher erwähnten Handlungen oder Zuständen zum Ausdruck bringen, so wählt er das h i s t o r i s c h e P e r f e k t u m." Damit wären also nicht weniger als drei verschiedene Verwendungsweisen für das Passé défini gesetzt. Meyer-Lübke hat ebenfalls drei, Vising, wenn ich mich recht erinnere, sogar fünf. Was aber noch bedenklicher ist: er weist dem Imparfait — wieder mit Meyer-Lübke — Bezeichnung der Dauer zu, indem er sagt: „Soll auf die unbegrenzte D a u e r oder die häufigere Wiederholung ... hingewiesen werden ... so wählt er das Imperfektum". Vielleicht m e i n t er, wie auch Meyer-Lübke (III, 119 ff.), im Grunde dasselbe wie ich, aber mir will scheinen, daß der Ausdruck „Dauer" in ungewöhnlichem Maße irreführend ist. Wenn ein Schuß knallt, ein Blitz zuckt — kann man bei solchen Vorgängen von „Dauer" und nun gar von „unbegrenzter" (Verf. meint sicher „unbestimmter") Dauer sprechen? Und doch steht nicht das Mindeste im Wege zu sagen: *pendant qu'il éclairait* oder *pendant que le coup partait*, ja, wenn es sich um einen Vorgang handelte, der nur ein Billiontel einer Sekunde ausfüllte, so würde doch das Imparfait mit Bezug darauf genau ebenso gut seine Stelle haben, wie bekanntlich das Passé défini d a, wo es sich um eine durch Billionen von Jahren dauernde Tatsache handelt. Verfasser meint (S. 28 Anm. 1), daß meine Aufstellungen sich mit dem „tatsächlichen Gebrauch" der beiden Tempora „schwer vereinigen" ließen. Aber ich bin ja zu meiner Definition nur an der Hand des tatsächlichen Gebrauchs gelangt, indem ich an möglichst verschiedenartigen Fällen eine Analyse der durch das

betr. „Tempus“ in mir erzeugten Vorstellungen vornahm. Und noch heute geht es mir dabei genau so wie vor zwanzig Jahren: Höre oder lese ich *Il écrivit la lettre* so läuft, ob ich will oder nicht, sofort eine ganze Reihe von mehr oder weniger deutlichen Vorstellungen, die ich a. a. O. zu den drei Gruppen: Anfang, Mitte, Ende zusammenfaßte, vor meinem Geiste ab, wie: Erfassen der Feder, Schreiben des Datums, der Anrede, Füllung der ersten, zweiten Seite usw. bis zur Unterschrift, Kuvertierung und Adressierung — genau so, als ob ich vor einem Kinematographen stände.[18]) Und in entsprechender Weise läßt ein: *Il écrivait la lettre* — wiederum ganz ohne mein Zutun, rein reflektorisch, sozusagen „blitzartig“ — in meinem Geiste die Vorstellung eines an seinem Schreibtisch Sitzenden und die Feder schreibend Hin- und Herbewegenden, entstehen, ohne daß ich mir auch nur im entferntesten die Frage vorlege, ob er in solcher Haltung und Tätigkeit bereits seit Stunden oder nur seit Sekunden sitzt, ob er noch Stunden lang dabei verharren oder nach wenigen Sekunden schon aufhören wird. Demnach — so schloß und schließe ich auch jetzt noch auf Grund dieser V o r s t e l l u n g s a n a l y s e, und eine andere Methode, den Sachverhalt festzustellen, kenne ich nicht — drückt das Imparfait, im Gegensatz zu der progressiven (fortlaufenden, sich fortentwickelnden, nacheinander verschiedene Verlaufsstufen aufweisenden) Vorstellungsweise des Passé défini, eine statarische, stationäre, stabile, also der Wirklichkeit gegenüber unvollständige, ausschnittartige, aus, genau so wie eine gewöhnliche Photographie — im Gegensatz zum Kinematographen — uns nur einen Moment, einen momentanen Ausschnitt aus einer Situation oder Tätigkeit bietet. Würde nun Verfasser (oder Meyer-Lübke) je sagen wollen, daß ein photographisches Bild die „Dauer“ ausdrücke? Das darauf Dargestellte kann, um ein Beispiel zu wählen, ebensowohl ein Jahrhunderte überdauerndes Reiterstandbild aus Erz, wie ein mitten im Sprunge photographierter Reiter sein; es bleibt mir u n v e r w e h r t, beim Beschauen des Bildes derartige auf die Dauer bezüglichen Betrachtungen anzustellen, aber sie werden durch d a s B i l d s e l b s t nicht gegeben. So kann bei einer Erzählung in dem einen Falle a u s d e m Z u s a m m e n h a n g e f e s t s t e l l b a r sein, daß mit *il était heureux* ein jahre- oder jahrzehnte-

[18]) weswegen ich mich auch anläßlich einer Berührung dieses Punktes in Bd. XXXVII, H. 5 dieser *Ztschr.* S. 261 der Kürze halber des Ausdrucks „k i n e m a t o g r a p h i s c h“ zur Kennzeichnung der Passé-défini-Vorstellung — im Gegensatz zu der „photographischen“ des Imparfait — bediente, wobei nur zu beachten wäre, daß dabei kinematographische Darstellungen von Betriebsverfahren, z. B. in einem Bergwerk, einer Werkstätte, beim militärischen Exerzieren usw. auszuschalten sind, daß eben nur kinematographische Darstellungen von bestimmten Einzelvorgängen oder der Zahl nach bestimmten Wiederholungen in Betracht kommen.

langer Zustand gemeint sei, in einem anderen, daß es sich dabei nur um Sekunden handele (etwa wenn ein Sterbender unmittelbar vor seinem Tode eine lang ersehnte Freudenbotschaft erhält) — durch diesen kurzen Satz selbst wird — inmitten einer mehr oder weniger langen Kette (teils statarischer, teils progressiver) Vorstellungen, bezw. Vorstellungsreihen — lediglich ein weiteres Vorstellungsbild, und zwar nur ein Momentbild, sozusagen als Ausschnitt, als repräsentative Probe eines Zustandes gegeben, dessen Dauer durch die Verbform völlig unbestimmt gelassen wird, höchstens auf andere Weise (z. B. durch Zeitbestimmungen) gekennzeichnet werden kann. Wer nun meint, daß doch auch der kleinste Teil einer Sekunde eine „Dauer" habe und diesen Ausdruck daher auch in den angezogenen Fällen kürzester Zustände angewandt wissen möchte, dem würde ich entgegenhalten, daß das doch wohl ein Mißbrauch des Wortes „Dauer" oder wenigstens eine dem Sprachgebrauch zuwiderlaufende Verwendung desselben sei; da erscheint mir denn doch ein Ausdruck wie „Im-Verlauf-begriffen-sein" besser am Platze, und gegen einen solchen hätte ich in der Tat nichts einzuwenden.[19])

Wenn Verf. (S. 207) den franz. Konjunktiv „viel kräftiger und damit ausdrucksvoller" als den deutschen nennt und (S. 208) sagt, daß „er jederzeit (!) der Rede den Charakter des Zweifels

[19]) Daß „unbestimmte Wiederholung" im Grunde mit „ausschnittartiger Unvollständigkeit" identisch ist, also nicht etwa eine zweite Art der Verwendung des Imparfait konstituiert, ist in der oben erwähnten Programmbeilage S. 32 ausführlich dargelegt worden, hat uns hier also weiter nicht zu beschäftigen. Ebenso ist dort — S. 13 Anm. 1 — Meyer-Lübkes Einwand (III, 139), daß wenn *avoir* heute in allen Formen die Bedeutung „bekommen" aufweise, diese Zwiefachheit der Bedeutung eben dem Passé défini entstamme, durch Hinweis auf das deutsche „haben" — ich möchte auch noch ans englische *have* erinnern, das außer „bekommen" *(He had two horses killed under him)* sogar die von „veranlassen" *(I shall have my book bound)* ganz aus sich heraus (d. h. ohne jeden Einfluß eines Passé défini mit spezifischer Bedeutung) entwickelt hat — zurückgewiesen. Inzwischen hat Laubscher in einer vortrefflichen, *The Past Tenses in French* betitelten Dissertation (Baltimore 1909), der Vising leider in seiner Besprechung *(Archiv f. d. Stud. d. n. Spr. usw.* 125, 447*)* nicht gerecht wird, (besonders möchte ich ihm nochmalige Lektüre v. S. 16 Anm. 3 empfehlen) mit ebenso großer Gründlichkeit wie Belesenheit den Nachweis erbracht, daß sich außer *avoir* viele andere Verben in allen Formen mit einer solchen Bedeutungszweiheit („Zustand" und „Anfang") finden. Aber auch, wenn dem nicht so wäre, sähe ich in den bekannten Fällen, wo das Passé défini nur den Anfang *(Il eut une lettre)* oder nur den Abschluß *(Nous fûmes Troyens)* ausdrückt, keinen Widerspruch zu der gegebenen Definition (der „kinematographischen" Progressivität). Die Vorführung bleibt doch auch dann „kinematographisch" (nicht fixiert, photographisch), wenn man den Apparat so einstellt, daß nur der Anfang oder nur das Ende klar erkennbar wird, alles übrige aber durch rasende Schnelligkeit der Abrollung sich der Wahrnehmung entzieht.

oder Unwirklichkeit verleiht", so kann ich mich zur Widerlegung dieser Ungenauigkeit damit begnügen, auf frühere Auseinandersetzungen in dieser *Zeitschr.* (z. B. XXXV, 2, S. 91 oder XXXVII, 5, S. 260) zu verweisen.

Von kleineren Versehen oder doch Bedenken erregenden Punkten möchte ich nun noch folgende erwähnen, von denen einige, wenn nicht Druckfehler, so doch sicher Schreibfehler sind, wie z. B. das Zitat aus Bally (*Traité de styl. frç.* I, 142): *On s'adresse à l'étymologie quand elle se trouve à expliquer ces différences* (nämlich synonymische), wo das *à* fehlen muß. So wird es S. 128 bei dem von Klöpper-Schmidt übernommenen Beispiel *tout son corps lui tremble* doch wohl *tout le c.*, S. 214; statt des *pour* in *mettre une heure pour* .. doch wohl *à*, wenigstens falls das Tun durch einen Infinitiv ausgedrückt ist, heißen. Ein *rire à en devenir malade* (S. 3) als Gegenstück zu „sich krank lachen", halte ich im Französischen, das bekanntlich an diesem Punkte sehr reich assortiert ist (*rire à se tordre, se tordre de rire, se pâmer de rire, rire comme un bossu, se donner une bosse de rire* usw.), für gänzlich ausgeschlossen. Sagt man — neben *cor* und *œil de perdrix* — wirklich *œil de poule* für „Hühnerauge", wie Sachs angibt? (S. 245), und darf man behaupten (S. 302), daß *les victoires que les Français avaient remportées* „häufiger" ist, als *les victoires remportées par les Français?* Bedenkliche Zusammenstellungen scheinen mir S. 149 f. „Es gelingt mir" *J'y réussis* mit „Ich füge hinzu" *J'y ajoute* und anderen Fällen „absoluter" Setzung des Verbs im Deutschen, da doch im ersten Beispiele das „es" dem *y* entspricht; oder S. 206 (als Beweis für größere Neigung des Französischen auf Vorhergehendes durch *le* hinzuweisen) *Il est plus grand qu'on ne le croit* neben *Qu'il l'ait fait, je le crois bien*, wo doch das *le* obligatorische Wiederaufnahme des vorangeschickten „Objekts"-Satzes ist. Gewagt ist ferner die Behauptung (S. 206), daß in Verbindung mit *faire* „fast immer" das Reflexivpronomen des Infinitivs (z. B. *Il le fit asseoir*) wegbliebe wie Lücking § 379 Anm. 2 gleichfalls irrig — er sagt „regelmäßig" — lehrt. Nach meinen Beobachtungen ist die Setzung des Reflexivs bei modernen Schriftstellern viel häufiger: *Il le fit s'asseoir* usw. Dagegen ist es entschieden zu wenig gesagt: das Französische mache von der pluralischen Anrede mit *vous* einen „reichlicheren" Gebrauch als das Deutsche (S. 251). Man kann sagen, daß *tu* nur noch fakultativ ist.

Hinsichtlich der in dem Buche naturgemäß zahlreich auftretenden Übersetzungen und Wiedergaben französischer Wendungen durch deutsche, hätte ich — wenn ich von kleinen Gewagtheiten oder Ungenauigkeiten absehe (wie „Fünfjahrelanges Hangen und Bangen" für *cinq années de combats intérieurs* (S. 3), „knietiefes Wasser" für *où l'on avait de l'eau*

jusqu'au genou (nach Franke 87) statt „O r t, S t e l l e (z. B. Wiese), w o knietiefes Wasser war" oder „wo das Wasser einem bis zu den Knieen ging" (ebenda), „der r ü c k s i c h t s l o s e s t e Mensch" für *le plus parfait é g o ï s t e* (Molières „Misanthrope" z. B. ist rücksichtslos, aber keineswegs „selbstsüchtig", „eigennützig") (ebenda), „die Musik, die er p f l e g t" (statt „die sein Beruf ist" oder geradezu „die er lehrt") für das .. *la musique dont il fait profession* des Tanzlehrers im *Bourgeois gentilh.* (S. 85), „das Schiff mit s e i n e n unglücklichen Opfern" für *le vaisseau avec les malheureuses victimes qu'il contenait* (S. 138 — die den Tod in den Wellen findenden Seeleute und Passagiere sind doch nicht Opfer des Schiffes, sondern des Meeres!), „Stillschweigen beobachten" statt „still sein" für *faire silence* (S. 213), „Kinder zeugen" (statt „gebären") für *f a i r e des enfants* (S. 214 — zeugen ist *engendrer*), „Ein Regen b e g l e i t e t e das Heer (statt „unter strömendem Regen") für *Une grosse pluie accompagna l'armée* (S. 235)[20]) — etwa Folgendes zu beanstanden: *Il d e v a i t triompher de tous les obstacles à force de gaieté, de patience, etc.* (S. 61) ist durch „Frohsinn, Geduld usw. l i e ß e n ihn über alle Hindernisse triumphieren" zu ungenau wiedergegeben. Das *devait* verlangt entschieden ein „s o l l t e n" ihn triumphieren lassen (Schicksalsbestimmung!). Bei *Il apporte dans l'accomplissement de cette œuvre une énergie froide et inflexible, mais trop souvent aussi une politique peu soucieuse des moyens* (S. 61) wird die deutsche Übersetzung: „Kalte und unbeugsame Energie usw., das sind die Mittel, die er zur Vollendung seines Werkes m i t b r i n g t" dem *apporte dans* nicht völlig gerecht. Der Sinn ist vielmehr: Bei der Vollführung dieses Werkes g e h t er m i t kalter, unbeugsamer Energie, aber häufig auch . . . v o r (oder „zu Werke").[21]) Weiter er-

[20]) Auch gegen die Empfehlung (oder wenigstens Kennzeichnung als „fast gleichwertigen Ersatz") der undeutschen „indem" Konstruktionen für das franz. „Gerundium" (S. 21) möchte ich kurz Einspruch erheben, sowie gegen Übersetzungsabschätzungen außerhalb des Zusammenhanges, z. B. (S. 4) „Eine Straße befahren" ist durch *passer sur une route* sehr ungenau wiedergegeben". Verf. meint, es fehle noch *en voiture*. Wie aber, wenn der Satz lautet: *Beaucoup de voitures, d'autos etc. passent sur cette route?*

[21]) Aus welchem Grunde übrigens Verf. bei den (in der Nähe des eben besprochenen) stehenden Sätzen (S. 61 f.) *Je suis enchanté que tout se soit passé a i n s i* und *Avant que les nations ne fussent converties* die beiden Willkürlichkeiten Frankes, dem er die Sätze entnommen hat, über den g l ü c k l i c h e n „Verlauf" statt über einen s o l c h e n „Verlauf" oder „daß alles s o verlaufen ist" — und „vor der v o l l s t ä n d i g e n Bekehrung" statt einfach „vor der Bekehrung") ohne weiteres mitmacht, ist mir nicht recht verständlich. Auch das *se jeter au cou de q.* „sich jem. an den Hals werfen" Frankes (S. 238) hätte er nicht einfach herübernehmen sollen. S. 245 und im Index (S. 354 „Hals") hat er dafür richtig *se jeter à la tête de q.*, da die Wendung mit *au cou* herzliche Umarmung bedeutet.

laube ich mir zu fragen, ob *Pendant tout le dîner, il n'a fait que parler dans le nez à sa voisine de gauche* . . (S. 247) wirklich . . . „hat ihr ins Ohr getuschelt . . ." bedeuten kann; ich würde dabei an „zudringlich sprechen", „immer auf sie lossprechen, einreden" denken. Sicher aber scheint mir, daß in *Le colonel . . . poussa à quelques kilomètres de la frontière, et revint* (S. 243) das *pousser à qu. k* . . . nicht heißen kann „einen Vorstoß von einigen Kilometern gegen die Grenze machen", sondern „einen Vorstoß bis einige Kilometer von der Grenze machen", oder einfacher: „bis nahe an die Grenze vordringen"; und, daß *prêter des torts à qu.* nicht heißt „einem Unrecht geben", wie auch Sachs sagt, sondern „einem Verfehlungen beilegen, nachsagen". Einer sachlichen Korrektur bedarf die Übersetzung des Verfassers (S. 191): „Er machte zweimal die Quarta durch" für das in Maupassants *Une Vie* vorkommende — also von einem französischen Schüler berichtete — *Il doubla sa quatrième*, was „Er machte zweimal die Obertertia durch" heißt, oder im Schülerdeutsch: „Er blieb in Obertertia sitzen."

In bezug auf grammatische Terminologie, Definitionen oder Formulierungen hätte ich Folgendes zu bemerken: Wenn Verf. (S. 16 Anm. 1) sagt, daß der Ersatz des Interrogativpronomens *que* im indirekten Fragesatze durch die Relativkonstruktion *ce que* erst allmählich vor sich gegangen ist, daß der alten Sprache *que* ohne *ce* noch ganz geläufig war und daß es noch heute eine Menge Reste der alten Ausdrucksform gibt wie *voilà qui est beau, que je sache* usw., so kann ich, wie sehr ich mich auch sträube, nicht umhin, darin die Auffassung zum Ausdruck gebracht zu sehen, daß ein solches *que je sache* oder *qui est beau* indirekte Fragesätze seien. Falls Verf. es nicht so gemeint hat, könnte es in solchem Zusammenhange doch leicht so verstanden werden, weswegen es vielleicht nützlich ist, hier ausdrücklich festzustellen, daß die erwähnten Sätzchen weder heute indirekte Fragesätze sind, noch überhaupt je solche gewesen sind. Für *que je sache* ergibt sich das unter anderem aus Toblers Darlegung (*Verm. Beitr.* I, 97), der zugleich darauf aufmerksam macht, daß der Konjunktiv hier genau dieselbe Ursache hat, wie in allen Relativsätzen mit diesem Modus (daß also nach positivem Hauptsatz Indikativ stehen würde, z. B. **Il est riche que je sais*); bezüglich des *qui est beau* (was nach *voilà* bekanntlich „etwas „Schönes" heißt, während *voilà ce qui est beau* „das ist das (Wesen des) Schöne(n)" bedeutet) könnte an *Qui se ressemble, s'assemble* erinnert werden, dessen erster Teil ja ganz zweifellos Relativsatz ist. — Einem Mißverständnis scheint mir auch die S. 52 hinsichtlich des „Teilungsartikels" *des amis* gemachte Bemerkung ausgesetzt: „den feinen Unterschied, den der Franzose zum Ausdruck bringt, wenn er einer-

seits sagt *avec des amis* (d. h. mit einem Teil, einigen Freunden) und anderseits *sans amis* (d. h. mit Ausschluß der Gesamtheit der Freunde) können wir im Deutschen nicht nachmachen". Das klingt, als ob Verf. meint, ein *N. était venu avec des amis* müsse bedeuten, daß er nur mit einem Teile seiner Freunde gekommen sei. Es können aber auch ebensogut all seine Freunde gewesen sein, da *des amis* (als „Teilungsartikel") einen Teil sämtlicher in der Welt existierender Freunde bezeichnet. — Die Bezeichnung des Conditionnel als Imperfekt des Futurums (S. 51, 255 u. a.) dürfte sachlich unhaltbar sein und ist denn auch von Tobler aufgegeben und durch die zutreffendere „Futurum Präteriti" ersetzt worden (z. B. *V. B.* II, 123 ff., welchen Artikel der Verf. S. 255 selbst zitiert). — Nicht ganz klar ist mir, warum Verf. (S. 130) Fälle, wie „seine eigensten Worte", „aufs Hartnäckigste kämpfen", „auf das Lebhafteste bedauern" als „uneigentliche" Superlative bezeichnet. Allenfalls mag das bei dem erstgenannten Ausdruck am Platze sein, der ja nur eine scherzhafte Nachbildung des lateinischen *ipsissimus* oder des griechischen — vielleicht jenem als Grundlage dienenden — αυτότατος ist. Die Superlative, die bei den beiden anderen Wendungen vorliegen, sind doch wohl völlig einwandfrei (= „auf die hartnäckigste, lebhafteste Weise").[22]) Auch gegen die auf derselben Seite stehende Behauptung, daß der bekannte Komparativ in Ausdrücken wie „eine ältere Dame", „ein besseres Dienstmädchen" (des Verfassers Beispiele sind: „eine bessere Arbeit, eine schwerere Krankheit, ein kleinerer Fehler, ein erfahreneres Mädchen") „eine Abschwächung des Positivs, wo er doch eigentlich eine Verstärkung desselben darstellt" sei, scheint mir nachdrücklich Einspruch erhoben werden zu müssen. Niemals stellt ein Komparativ eine Verstärkung des Positivs dar, sondern er drückt immer nur das Vorhandensein eines höheren Grades einer Eigenschaft bei dem einen, als bei dem anderen Seienden, in dem einen, als in einem anderen Falle aus; der „andere" Fall ist hier der Durchschnitt, das „Gewöhnliche". So würde ich „diese Komparative" denn auch nicht, wie Verf. es tut, durch die Annahme erklären, „daß sie einen Fortschritt gegenüber dem Gegenteil darstellen" (z. B. „besser" sei mehr als schlecht usw.) — wofür ja das bekannte litotetische Verfahren existiert: „eine nicht schlechte Arbeit" — sondern durch Unterdrückung des naheliegenden und darum überflüssigen Zusatzes „als die meisten" „als man deren gewöhnlich trifft", „als solche gewöhnlich sind" u. ähnl. Somit ist der Komparativ, der hier, wie immer, einen „höheren" Grad ausdrückt,

---

[22]) Eher könnte man Superlative wie „hauptsächlichster", vielleicht auch „vorzüglichster", „hervorragendster" u. ähnl.) als Pleonasmen beanstanden. Doch duldet sie die gute Sprache, während diese „einzigster" als vulgär verwirft.

an der „Abschwächung“ völlig unschuldig; diese ergibt sich vielmehr aus der Art des zwar nicht ausgesprochenen, aber doch — wenigstens ursprünglich — deutlich gedachten „secundum comparationis“, d. h. hier der verglichenen Seienden, also auf genau dieselbe Weise, wie sich für Magister („mehr“ gegenüber den Lernenden) ein niederer sozialer Rang als für Minister („weniger“ gegenüber dem Herrn, nämlich dem Landesherrn) ergeben hat und auf ähnliche wie die, wonach ein *brigadier* heutzutage sowohl „Brigadegeneral“ (welche Bedeutung bei Sachs, auch im Supplement, fehlt) als auch „Korporal“ heißen kann, sofern nämlich dieser Titel das erstemal auf *brigade* im Sinne einer halben Division, das zweite mal auf *brigade* „Korporalschaft“ Bezug nimmt. Und so wenig z. B. der „größte“ in einer Truppe von Liliputanern jemals das Prädikat „groß“ im absoluten Sinne erhalten können wird, ebenso wenig braucht auch eine Dame, die einen älteren Eindruck macht als die meisten oder doch als der Durchschnitt der Damen, schon tatsächlich „alt“ zu sein. — In die Bezeichnung (tonloses) „Pronomen“ zugleich die Adverbien *en* und *y* mit einzubegreifen, wie Verf. es — übrigens in Gemeinschaft mit manchem anderen Grammatiker — (S. 149) tut, scheint mir, wenn auch nicht gerade verwerflich, so doch ebenso wenig empfehlenswert, wie die Bezeichnung des (adverbialen) *avec* (ohne abhängigen Akkusativ) als „Präposition (S. 5) oder die Promiscue-Verwendung der Termini „Redeteile“ und „Satzteile“ (S. 111 K), wo es sich nur um letztere handelt. Auch die Erklärung (S. 282), daß in Sätzen wie „Ich kenne, den du kennst“, „ich sehe, den du siehst“ und ähnl. das substantivische „wer“ durch das „adjektivische“ der ersetzt sei, scheint mir keine zutreffende Ausdrucksweise, da es sich bei diesen Fürwörtern nicht um substantivisch und adjektivisch, sondern um relativ und demonstrativ“ — wenigstens dem ursprünglichen Sinne, der Herkunft nach — handelt. Glücklich auch nicht die S. 285 gegebene charakterisierende Gegenüberstellung von Haupt- und Nebensatz: „Der Hauptsatz bringt eine Beschreibung oder Erzählung in einer so natürlichen, so faßlichen Form, daß wir die Aussage hinnehmen können, wie sie ist. Der Nebensatz bringt seine Aussage nur in irgend einem Verhältnis zu anderen Aussagen, sozusagen in bedingter, in der Luft schwebender Form, wir können ihn nicht als etwas an und für sich Faßliches hinnehmen, wir müssen erst eine Gedankenkette durchlaufen, um ihn uns verständlich zu machen.“ Auch hier dürfte es genügen auf die früher in dieser *Zeitschr.* (XXXV², S. 97) gegebene Darlegung zu verweisen, aus der hervorgeht, daß Nebensätze, lediglich „Teile“ des Satzganzen sind[23]), daß der Hauptsatz

[23]) Wie denn auch Meyer-Lübke statt „Nebensatz“ treffend „Teilsatz“ sagt.

aus ihnen besteht, sie ja mit umfaßt, etwa wie eine „Wohnung" die verschiedenen Zimmer und Räume in sich begreift, so daß es sinnlos wäre, beide einander gegenüberstellend, von einer Wohnung zu sagen, sie sei hübsch, aber die Zimmer seien es nicht. Wenn Verfasser dann weiter sagt: „Der Hauptsatz hat also etwas Konkretes, der Nebensatz etwas Abstraktes, und in der sichtlichen Scheu des schlichten Erzählers vor Nebensätzen müssen wir eine Neigung zu konkreter Ausdrucksweise feststellen", so hat er dabei augenscheinlich nicht den Gegensatz von Hauptsatz und Nebensatz, sondern von einfachem Substantiv (namentlich Verbalsubstantiv) und Nebensatz im Sinne, etwa in der Weise, daß er meint: „Nach seiner Abreise schrieb ich ihm einen Brief", sei konkreter als „Nachdem er abgereist war, schrieb ich ihm ..." — denn ich kann doch unmöglich den ganzen Hauptsatz „Nach seiner Abreise schrieb ich ihm einen Brief" in irgend eine vergleichende Beziehung zu dem Teilsatze „Nachdem er abgereist war ..." setzen, kann doch nicht sagen, daß jener, der ganze Satz, konkreter sei als dieser, sein Teil. Was für einen Sinn hätte es wohl, zu sagen, der Satz, „Karl schreibt", sei konkreter als „Karl" allein? Ob aber „nach seiner Abreise" mit Recht „konkreter" genannt wird, als „nachdem er abgereist war", wird mindestens als zweifelhaft erscheinen müssen. Man kann wirklich in sprachlichen Dingen mit den Ausdrücken „konkret" und „abstrakt" gar nicht vorsichtig genug umgehen, und die einzig zweckmäßige Verwendung dieser Termini scheint mir die, welche Paul *Prinzip d. Sprachg.* S. 66 f. vorgeschlagen hat. — Schließlich wäre im Gebrauch des Ausdrucks „prägnant" noch etwas mehr Behutsamkeit oder, wenn man will, Exaktheit zu fordern. Dieses Wort, das eigentlich „schwanger" heißt, bedeutet bei einem lebenden Wesen, daß es ein zweites in sich birgt; demnach, mit Bezug auf Wörter gebraucht, daß sie außer der ihnen eigenen Bedeutung noch die eines zweiten Wortes in sich schließen. So z. B. die bekannten Ausdrücke *monde* „feine Gesellschaft" (eigentlich *monde élégant*), *qualité* „Vorzug" (eig. *bonne qualité*), *jour* „Empfangstag" (eig. *jour de réception, jour fixe*) usw. Von den S. 181—187 als „prägnante" aufgeführten 28 Wörtern vermag ich aber nur bei etwa dreien *(invasion, envahir, sc. la France* und *réduire, sc. à l'obéissance)* eine solche „Bedeutungsschwangerschaft" zu entdecken. Mag man die anderen als eigenartig, als schwer zu übersetzen, oder, wie Verfasser auch sagt, als „stark idiomatische" Wörter bezeichnen, die Qualifizierung als „prägnante" möchte ich auf sie, im Interesse der ungeschmälerten Erhaltung der Bedeutung dieses Terminus lieber nicht angewandt sehen. Unter den sehr zahlreichen Erklärungen „auffallender" Ausdrucksweisen oder Wortverwendungen bedürfen einige der Berichtigung oder doch kurzer

kritischer Erörterung: Ist wirklich nur die Flexionsarmut des Französischen (in diesem Falle das Fehlen eines „Genitivs") schuld daran, daß man *Tous les yeux l'attendaient, chaque cœur était ému, aucun œil ne l'a jamais vu* sagt? (S. 13). Es heißt doch im Deutschen — neben „Aller Augen warten auf dich" — auch: „Alle Augen waren auf ihn gerichtet", „Kein Auge hat sie kommen sehn" (in dem Liede „Am Weihnachtsbaum die Lichter brennen"), und als ich in meiner Primanerzeit anläßlich einer Schüleraufführung einen „gereimten" Prolog zum Preise der Kunst verfassen mußte, kam mir „..Wo höher schlägt ein jedes Herz und freier" ganz spontan in die Feder. — Nach S. 17 soll die Gleichheit von *il* „er" und *il* „es" der Grund sein, weswegen es im Französischen so gut wie gar kein subjektloses Passivum gibt. „Ein: *il est dansé* (es wird getanzt), *il n'est pas fumé ici* (es wird hier nicht geraucht)... wäre viel zu unklar, als daß es je hätte französisch werden können". Aber das *il* kann doch hier gar nicht mißdeutet werden; eher könnte in *il éclaire, il tonne, il gèle* ein männliches Seiendes in Betracht kommen. — Wenn die Frage der Berechtigung zur Auffassung der Verbindungen von *avoir* und *être* mit Partizipien des Perfekts als einheitlicher Verbform (Passé indéfini, Plus-que-parfait usw.) diskutiert und dabei als einer der dagegen sprechenden Gründe auch die Möglichkeit der Trennung beider Bestandteile angeführt wird, dann wird man sich nicht mit Fällen wie *il a été cruellement battu* (S. 19) begnügen dürfen, wo es sich lediglich um Zwischenschiebung eines Adverbs der Art und Weise handelt, man wird vielmehr auch Beispiele viel gewaltsamerer Auseinanderreißung der so gern als Einheit aufgefaßten Bestandteile anführen müssen, wie z. B. A. Hermant, Confession d'un enfant d'hier S. 284: ..*quand je vis d'ensemble comment on avait, de bric et de broc, dans toutes les écoles dégénérées et abêties, parmi les détritus informes de toutes les philosophies mortes et en travail de décomposition, ramassé, pillé les éléments du futur dogme pour*... Es gehört entschieden mehr als gewöhnlicher Mut dazu, die durch 26 Worte getrennten *avait ramassé* als eine einzelne, einheitliche Verbform aufzufassen! — S. 124 will Verfasser die Verbindungen *à grands pas* und *à petits pas* — gegenüber unserem „mit schnellen" und „mit langsamen Schritten" — als logisch zutreffendere Ausdrucksweise dadurch erweisen, daß er sagt: „Der Schritt ist der in einem Tempo von einem Fuß überwältigte Raum. Der kann nicht „schnell" und „langsam" sein, sondern nur „beträchtlicher" oder „geringer". Schnell und langsam ist die Tätigkeit des Fußes." Aber dabei faßt er wiederum die Bedeutung des Wortes zu scharf, rechnet er nicht genug mit den — im Französischen nicht minder wie im Deutschen und allen anderen Sprachen — eintretenden Modifikationen und Bedeutungserweiterungen. Daß *pas* — genau

so wie „Schritt" — die Bedeutung „B e w e g u n g des Fußes beim Gehen" — wenn nicht ursprünglich gehabt, so doch längst angenommen hat, das zeigen Wendungen wie *marcher à pas de loups* u. ähnl., vor allem aber die speziell in unserem Falle beweiskräftigen Verbindungen *pas a c c é l é r é* und *pas lent*, z. B. in dem Sprichwort: *La vengeance vient à pas l e n t s*, die unter anderem der Dict. gén. anführt. — Zur Ableitung der Bedeutung „Angriff", die *charge* neben derjenigen: „Last" hat, macht Verf. S. 116 folgenden ebenso gewagten wie umständlichen Gedankengang: „Denken wir an unser „ein Gewehr laden" (frz. *charger*), d. h. wörtlich: „mit der Last von Kugel und Pulver beladen", und vergegenwärtigen wir uns, daß das Laden gewöhnlich das Zeichen zum „Angriff" ist, so ist auch dieser Bedeutungswandel (sc. von „Last" zu „Angriff") nicht mehr ganz unerklärlich." Liegt es nicht sehr viel näher, von „beladen", „belasten" aus zu „bedrängen", „angreifen" zu schreiten und *charge* dann als Verbalsubstantiv zu *charger* in dieser letzteren Bedeutung anzusetzen?[24]) — Eine ähnliche Wortmißdeutung — hier mehr etymologischer Natur — scheint mir der befremdenden Notiz über *consommer* (S. 242) zugrunde zu liegen. In *consommer le mariage*, *consommer le sacrifice* usw. sagt Verfasser, „empfindet kein Franzose merkwürdige Bilder mit „v e r z e h r e n" (sic!); das genannte deutsche Verb entspreche also dem franz. Verb *consommer* „lexikalisch" nicht. Nicht nur lexikalisch nicht, sondern es hat überhaupt nichts mit *consommer* in den hier erwähnten Verbindungen zu tun. Von den beiden lateinischen Verben, die sich in franz. *consommer* vereinigt haben — ähnlich wie *causer*, *voler* je zwei verschiedene Etyma repräsentieren, kommt hier nicht *consumere* „verzehren", sondern nur *consummare* „zur Vollendung, Vollführung bringen" in Betracht. — Auch die S. 245, Anm. 3 kritisierte Verbindung *coupeur de cheveux* in der Bedeutung „Haarspalter", deren Ursprung dem Verf. als „zweifelhaft, weil eigentlich sinnlos" erscheint und die er durch die Annahme einer Nachahmung (*calque*, nach Bally I 49) aus dem Deutschen begreiflicher machen zu können glaubt, läßt sich wohl einfacher erklären. So nämlich, daß man statt auf *couper* „abschneiden" (was es ja freilich in der Verbindung mit *cheveux* gewöhnlich heißt) auf *couper* „z e r schneiden, zerlegen, zerteilen", auch „zuschneiden" (z. B. *couper de la viande*, *couper du bois*, *couper des chemises* oder Wendungen wie *le vent me coupe les lèvres*) zurückgeht. Da „Haar(ab)schneider" bei den Franzosen ja immer *coiffeur (friseur, barbier, perruquier)* ist, so konnte — trotz *couper les cheveux* = die Haare ab-, beschneiden

[24]) Auch *labeur* als Stammwort von *labour*, *labourage* zu bezeichnen, wie es Verf. S. 116 tut, scheint mir nicht angängig. Der Franzose empfindet die beiden letztgenannten Substantiva doch wohl lediglich als Verbalsubstantive zu *labourer* „pflügen, ackern".

— ein *coupeur de cheveux* ganz wohl als „Haar z e r schneider", „-zerteiler", „-zerkleinerer" aufgefaßt werden. — S. 257 befremdet bei der Erläuterung der Konstruktion von *craindre* (mit *ne* im abhängigen Satze) die Annahme einer Mischung von „Fürchten" und „H o f f e n" („Ich fürchte, daß es regnen wird" und „Ich hoffe, daß es nicht regnen wird"). Der Modus des abhängigen Satzes stimmt doch wohl besser zu der landläufigen Ansetzung einer Kreuzung von „Fürchten" und „W ü n s c h e n". — S. 266 hat sich bei der Besprechung der in *il n'y a eu qu'un homme de tué* liegenden Kontamination[25]) von *il n'y a qu'un homme d e tué s* und *il n'y a eu qu'un homme t u é* in die deutsche Übersetzung des Satzes *il y a eu cent hommes de tués* ein „nämlich" eingeschlichen, das mir nicht recht verständlich ist: „Es gab hundert Mann, n ä m l i c h an Getöteten"). Die Bestimmung mit *de* ist doch nicht ein erläuternder Zusatz, sondern ein integrierender Bestandteil der Aussage. Ein bloßes *Il y a eu cent hommes* gäbe doch keinen rechten Sinn. Das „nämlich" ist vielleicht nur ein Druckfehler. — Wenn Verf. die im Kapitel von der „Lebhaftigkeit der französischen Ausdrucksweise" gegebene Erörterung des „affektvollen Imperfekts" auf S. 272 mit der Bemerkung abschließt: „Es ist mehr als wahrscheinlich, daß das allmähliche Schwinden des historischen Perfekts, sowie seine Seltenheit in der Umgangssprache" — hinsichtlich der in dieser Behauptung liegenden Ungenauigkeit bezw. Übertreibung vgl. das S. 79 Gesagte — mit dem reflektierenden Charakter dieser Zeit zusammenhängt", so läßt dieser Satz — in solchem Zusammenhange — doch wohl nur d i e Deutung zu, daß das dem Passé défini angeblich verloren gehende Terrain (Ducotterd a. a. O. nennt dieses Tempus ironisch einen Todeskandidaten der französischen Grammatik) vom Imperfekt occupiert werde. Falls Verfasser das t a t s ä c h l i c h gemeint hat, muß seine Auffassung als irrig bezeichnet werden. Das einzige „Tempus", das in der Umgangssprache an Boden gewonnen haben könnte — aber immer nur soweit es sich um Mitteilungen aus der jüngsten Vergangenheit, also um eine mehr oder weniger persönlich gefärbte, „interessierte" Darstellung handelt — ist doch das „Passé indéfini", nach einem vorjährigen Ministerialerlaß nunmehr

[25]) So Tobler an der vom Verf. zitierten Stelle, *(V. B. III. 25)*. Mir scheint, es ginge auch ohne eine solche Annahme, nämlich so, daß man (trotz Toblers Bedenken II, 43) das (singularische) Partizip oder (subst.) Adjektiv kollektivisch faßt. Kollektivischer Gebrauch von Appellativen scheint mir im Neufrz. unbestreitbar. Nicht nur in *je n'ai point d'ami, d'amie*, das Tobler I, 47 durch eine Art Attraktion erklären will, sondern auch in Fällen wie (Augier, *Philiberte* I, 3): *Mais ce n'est pas assez d'e m b r a s s a d e, une seule, Et j'en veux une encor de ma chère filleule*, oder *Dans un roman, les dissertations des personnages me paraissent rasantes. . . . Eh bien, voilà le mien, d e r o m a n* ! Frapié *Les obsédés* 85 u. ähnl.

„Passé composé“ (im Gegensatz zu „Passé simple“, dem früheren „Passé défini“) genannt. — Etwas zuweitgehend scheint mir auch (S. 234) die Behauptung, daß der Franzose die Wendungen *prendre la poudre d'escampette*, *crier à tue-tête* und *s'en donner à cœur joie* als vollkommen farblose Phrasen empfinde, „da ihm die ungewohnten Wortverbindungen keinerlei Einzelbegriffe erwecken.“ Er kennt ja sowohl das Verbum *escamper*, für das freilich heutzutage häufiger *décamper* gebraucht wird, als auch *tuer* im Sinne von „übermäßig anstrengen, mürbe machen“, und in *s'en donner à cœur joie* scheint mir das *à* fühlbar ἀπὸ κοινοῦ gebraucht, einmal zur Andeutung der Art und Weise (= „bei“), wie in *crier à tue-tête* und dann als Bezeichnung eines „Dativ“-Verhältnisses („so daß dem Herzen Freude erwächst“).

Ich wäre gern auch noch auf die sehr gründlichen und scharfsinnigen, hier und da jedoch Bedenken erregenden Aufstellungen über die mannigfaltigen Wendungen und Verwendungen von *c'est* usw. näher eingegangen (S. 272 ff.), wie z. B. *C'est la gloire. — C'était l'Allemagne envahie. — C'est mon ami qui sera content. — Et ce médecin qui n'arrivait pas.* Doch würde das, wenn ich wirklich „beweisen“ wollte, was ich über diese Fälle denke, sehr langatmige Auseinandersetzungen nötig machen, zu denen an diesem Punkte meiner Besprechung der Raum sicher nicht mehr vorhanden ist. Ich begnüge mich daher mit den kurzen Bemerkungen, daß wenn man auch E. Daudet's: *L'édition allemande de ma «Métaphysique moderne» s'est enlevée en un mois. C'est la gloire* (S. 273), ganz wohl mit „Nun bin ich berühmt“ oder „Der erhoffte Ruhm ist da“ wiedergeben kann, das an der Tatsache nichts ändert, daß der französische Satz durchaus noch Identifizierungsaussage ist (etwa: „Das bedeutet Ruhm“); daß ferner *Monsieur, c'est madame la princesse qui est là* im Munde des Dieners sicher nicht eine „affektvolle“ Ausdrucksweise darstellt — wie sollte sich auch ein Diener herausnehmen, seine Meldungen in affektvoller Weise zu machen? Lücking, auf den sich Verfasser beruft, braucht mit gutem Bedacht das Wort „schlechthin“ (*Schulgr.* S. 331, 8) — sondern daß das *c'est*, (was Lücking mir auch nicht genügend zu beachten scheint) vielmehr eine Art Entschuldigung oder doch Rechtfertigung des Eintretens und Sprechens bedeutet; der Diener liest dem sich ihm zuwendenden Gesicht des Herrn gleichsam die Frage *Qu'est-ce (que vous voulez, que vous venez me dire)?* ab und beginnt demgemäß seine Meldung mit *c'est*, indem er dann dem *madame la princesse* einen (zweifellos „prädikativen“) Relativsatz: *qui est là* anfügt, und schließlich, daß es als eine unzulässige Vermischung zweier völlig wesensverschiedenen Dinge bezeichnet werden muß, wenn Verfasser in der erklärenden Bemerkung, die er S. 281 den Sätzen *Je sens la faim qui monte* usw. beigibt, sagt: Man pflege in diesen Wendungen, und zwar dem Ursprunge nach

mit Recht, den Relativsatz als prädikativ, „d. h. ebensowie bei *C'est ton frère qui est arrivé* als beziehungslos" zu bezeichnen. Ein prädikativer Relativsatz ist französisch niemals beziehungslos und ein beziehungsloser niemals prädikativ; und so ist denn der Sinn dieses französischen Beispielsatzes auch ein völlig verschiedener, je nachdem der Relativsatz beziehungslos ist *(= Celui qui est arrivé c'est ton frère)* oder prädikativ — etwa als Antwort auf die Frage: *Quelqu'un marche dans la chambre au-dessus de nous? Qui ce peut-il être?* mit dem Sinne: „Das Gehen hängt mit der Ankunft deines Bruders zusammen" oder „Es ist dein Bruder, sofern er nämlich angekommen ist und seine Sachen ordnet usw." Und auch darin geht Verfasser wieder zu weit, daß er (S. 282) mit Bezug auf den Satz: *La retraite... passa, sonnante, battante... Puis on l'entendit encore, mais très lointaine, qui se perdait à l'autre bout du camp* meint, die Verbindung des Ganzen sei hier eine so lockere, daß „eine prädikative Auffassung undenkbar erscheint". Sie ist nach meiner Meinung die einzig mögliche, genau so wie in dem S. 283 besprochenen Satze *J'ai la tête qui me tourne*, von dem der Verfasser wiederum die Kühnheit hat, zu sagen: „Hier ist das Verständnis für den ursprünglich prädikativen Charakter des Relativsatzes sicher nicht mehr vorhanden." Auf eine wie gefährliche, abschüssige Bahn er mit solchen Annahmen geraten ist, das zeigt dann in fast erschreckender Deutlichkeit der sich anschließende Satz: „Bedenkt man nun, daß der Autor (A. Lichtenberger) dann fortfährt: *Il a les yeux vagues et les lèvres tout a fait décolorées*, so kommt man dazu, auch in den üblichen Formen *il a les cheveux blonds*, *il a les yeux bleus*, dem heutigen Empfinden nach, manchmal an dem prädikativen Charakter des Adjektivs zu zweifeln. Sicher wird es häufig attributiv empfunden, so wohl zweifellos in dem angeführten Beispiel: *Il a les yeux vagues et...*". Demgegenüber halte ich es für meine Pflicht nachdrücklichst zu bekennen, daß ich in diesem Falle wie in anderen Fällen gleicher Art weder selbst je den geringsten Zweifel an der streng und rein prädikativen Natur des Adjektivs gehabt habe noch einen solchen für irgendwie gerechtfertigt zu halten vermag. Von attributivem Verhältnis in letztgenanntem Satze könnte die Rede doch nur dann sein, wenn das *les* (das hier die Augen und Lippen als „bekannte" Teile der mit *il* angedeuteten Person bezeichnet) durch eine attributive Bestimmung sozusagen einen anderen Inhalt, einen anderen Sinn erhielte, wenn also der Satz z. B. eine Form wie *Il a les yeux vagues de son père, les lèvres tout à fait décolorées de sa mère* u. dergl. annähme. Doch genug von diesen Dingen, die, wie der Leser dieser Zeilen schon erkannt haben wird, zu diffizil sind, um wirklich überzeugend und erschöpfend in wenigen Zeilen abgetan werden zu können. Ich schließe diese — länger, als mir selber erwünscht, gewordene — Besprechung, der sich noch eine

kurze Liste von Druckversehen und einzelnen Lücken im Index anschließen soll, mit einer zweifachen Bitte an den Verfasser, einmal der rein persönlichen, bei Erwähnung meines Namens die Anfangsbuchstaben des Vornamens hinzusetzen zu wollen, da ich meinen Bruder (in Kiel), der übrigens auch gelegentlich Rezensionen in dieser Zeitschrift veröffentlicht, nicht gern unverschuldetermaßen dem Verdacht der Autorschaft an so vielen nicht immer ganz friedfertigen und harmlosen Artikeln ausgesetzt sehen möchte; sodann der schon mehr sachlichen, oder wenigstens, nicht nur im eigenen, sondern zugleich im Interesse der deutschen Leser des Werks ausgesprochenen Bitte, bei den zahlreichen Verweisen auf Meyer-Lübkes Grammatik der romanischen Sprachen die Seitenzahlen nicht nach der französischen Übersetzung, sondern nach der deutschen Originalausgabe anzugeben. Die Differenz ist größer, als man denken sollte und zwar ist, was auch nicht gerade zugunsten der Behauptung spricht, daß das Deutsche entschieden wortreicher sei als das Französische — oder ist etwa der Druck der französischen Ausgabe ein anderer? — die Zahl der letzteren immer größer, zuletzt sogar erheblich größer, als in der deutschen (z. B. für die Erörterung des Numerus und der Person des Verbs bei *c'est nous*, *ce sont eux* dort S. 465, hier S. 448!). Ich stelle dem Herrn Verfasser zu diesem Zweck gern mein Exemplar zur Verfügung, da ich ihn, obgleich er dicht bei Berlin wohnt, in diesem Falle leider nicht auf die Königl. Bibliothek verweisen kann, aus dem betrübenden Grunde nicht, daß — mir scheint es nötig, diese schier unglaubliche Tatsache einmal zur Kenntnis der fachmännischen Welt zu bringen — seit dem Jahre 1904, wo ich es durch Zufall feststellte, vielleicht sogar seit 1899, dem Jahr des Erscheinens, dieses in gewissem Sinne wichtigste Werk der Romanistik in der Königl. Bibliothek der Hauptstadt überhaupt nicht vorhanden ist. Es sei — gestohlen, wurde mir in dem genannten Jahre auf meine verwunderte Anfrage in betreff der mir wiederholt aufgefallenen merkwürdigen Lücke erwidert; und jedesmal, wenn ich (in Zeiträumen von ca. zwei Jahren) von neuem nachfragte und bescheiden der Meinung Ausdruck gab, daß es doch wohl an der Zeit sei, den Lesesaalbenutzern ein so unentbehrliches Werk wieder zugänglich zu machen, fand diese Bitte nur ein, wenngleich höfliches, so doch bedauerndes Achselzucken, auch seit der neue (freilich noch nicht völlig fertiggestellte) Prachtbau bezogen ist. Ist das nicht auch ein Zeichen unserer in allen Dingen mehr auf glänzenden Schein, imponierendes Äußere als auf innere Solidität und sachliche Tüchtigkeit gerichteten Zeit?

Der Index unseres Buches ist reichhaltig und in den Seitenangaben, soweit ich Stichproben gemacht habe, korrekt. Aus Versehen ist S. 353 b. Z. 5 v. u. *chaire* statt *chair* und S. 360 b. Z. 9 v. u. *prendre le courage* *e n t r e* *deux mains* statt *à deux*

mains gedruckt, wo die Textstelle selbst beide Male das Richtige bietet. Bei „rücksichtsvoll", — „los" (S. 358 Z. 13 v. u.) wäre wohl besser „—los" (d. h. die Anführungszeichen vor dem Bindestrich) gedruckt. Eine kleine, das Auffinden unter Umständen erschwerende Inkonsequenz liegt darin, daß bei zusammengesetzten Ausdrücken manchmal der erste, manchmal aber auch der zweite Bestandteil als Stichwort verwendet worden ist. So ist zwar *poudre d'escampette*, *tire-larigot* unter *poudre* und *tire*, aber *chair de poule*, *faim de chien* nur unter *poule* und *chien* aufgeführt. Wenngleich dem Verfasser daraus, daß er die zahlreichen, SS. 188—190 lediglich zum Vergleich herangezogenen bekannteren Wörter und Wendungen nicht alle im Index gebracht hat, kein Vorwurf gemacht werden soll, so hätte vielleicht doch ein so seltenes Wort wie *moucher* (S. 190: *sa vache qui mouchait*), welchen (in der Bretagne üblichen) Ausdruck Verf. durch *être tourmenté par les mouches* erklärt — sollte er nicht vielmehr: *se débattre contre les mouches* heißen, mit dem Nebensinne des wütenden Umsichschlagens (vgl. Sachs, *Suppl. mouche* I, 22)? — aufgenommen werden oder wenn *parler politique* der Aufnahme gewürdigt ist, der Gleichmäßigkeit halber auch *étrenner* (S. 190) oder *crier famine* (S. 192), oder *mettre qu au latin = lui commencer son latin* (S. 191) oder *manger son content* (S. 192), oder zu „mit genauer Not" *à grand'peine* (S. 125) auch „mit knapper Not" *avoir bien de la peine à* (S. 313) — macht Verf. übrigens irgend welchen Unterschied zwischen den beiden deutschen Ausdrücken? — im Verzeichnis erwähnt werden sollen. Doch gehe ich, dem es an praktischer Erfahrung in diesem Punkte fehlt, mit solchen Wünschen vielleicht über das Maß des Billigen hinaus. Es mag keine leichte Aufgabe sein, einen halbwegs vollständigen Index herzustellen.

Der Druck des Buches ist anerkennenswert korrekt und sorgsam. Ich habe auf den 360 Seiten — außer den beiden genannten Versehen im Index — nur folgende Druckfehler bemerkt: S. 4 Z. 7 *passer par-là* statt *par là* (soweit ich sehe, setzt der Franzose nur bei der Gegenüberstellung *par-ci*, *par-là* Bindestriche); 8, 5 *meilleur (mieux)* usw. haben die Parenthesen bei der Aufzählung der Komparativreste doch wohl keine Berechtigung; in der Seitenzahl 16 ist die 1 abgefallen, was bei Zitaten zu Ungenauigkeiten Anlaß geben könnte; 33, 22 steht *jauvier* statt *janvier*; 35, 11 v. u. *il* statt *ils*; 72, 15 muß es „gewiesen" heißen; 74, 6 v. u. ist das Komma hinter *produits* zu tilgen; 78, 14 wird es in der Voltaire-Stelle, die nach Klöpper-Schmidt zitiert ist, nicht *On assemble en tumulte*, sondern *On s'assemble en tumulte* heißen; 83, 7 v. u. l. statt *porteplume*: *porte-plume* in 2 Wörtern mit Bindestr.; 97, 9 fehlt bei *sobriété* der erste Accent; 118, 4 v. u. bei *assassiné* das vierte *s*; 147, 1 v. u. steht *Quand à* statt *Quant à*; 155, 5 *Cobentzel* mit unsichtbarem *l*; 182, 13 u. 14 steht *disgrâcier*, *-ié* statt

disgracier-ié (ohne ^) ein Versehen, das sich dann auch im Index, S. 352 befindet; 184, 2 v. u. und auch sonst, z. B. 187, 10 p. u., 191, 1 v. u. *Darmstetter-Hatzf.* statt des richtigen *Darmesteter-Hatzf.* (bei dem ersten Namen, der sonst meist verkürzt erscheint — 187, 7 *Darmstett.*, sonst *Darmst.* — fehlt übrigens das *e* hinter *m* durchgehends); 193, 13 steht *marguillers* statt *-illiers*; 194, 16 Promonina statt Pronomina; 208, 14 „ausgedrückt" statt „u n - ausgedrückt"; 212, 1 *qu'est-ce c'est* statt *qu'est-ce q u e c'est*; 228, 3 *reculer se retirer*, wo hinter *reculer* Komma stehen muß; 255, 9 *tranchée* statt *tranchée»* (Ende der direkten Rede, also Anführungszeichen); 259, 5 v. u. ist das Komma hinter „schon" zu tilgen; 268, 3 Komma hinter *partir* zu setzen; 285, 1: *VII* statt *IVI*; 287, 7 v. u. ist *me* vor *demandez* zu tilgen (weil ein *que*-Satz folgt); 294, 1 unrichtig „hatte" (statt „hat"); 326, 12 stände besser: e i n m a l (fett gedruckt). Zweifelhaft erscheint mir 312, 18 *L'expulsion de l'Italie de tous les princes* etc. Sollte Thiers nicht *d'Italie* geschrieben haben?

S c h l a c h t e n s e e bei Berlin. TH. KALEPKY.

Schumann, W. *Der Gleichlaut im Französischen.* Marburg, N. G. Elwert, 1909. 102 S. 8⁰.

Die vorliegende Arbeit gibt eine sorgfältige und streng systematische Zusammenstellung derjenigen neufranzösischen Wörter, die in normaler Aussprache gleichklingen. Sie gewährt einen nicht uninteressanten Einblick in einen Teil des neufranzösischen Sprachmaterials, und sie kommt auch einem praktischen Bedürfnis entgegen. Beim Unterricht ist es unumgänglich nötig, den Schüler auf die zahlreichen Homonyma hinzuweisen, die die Sprache besitzt, und durch geeignete Übungen seinen Sinn für ihre Unterscheidung zu schärfen. Hierfür kann diese Schrift mit ihrem sorgfältigen alphabetischen Register über die mannigfachen Gruppen von Gleichklängen, die die Sprache besitzt, schätzbare Dienste leisten. Sie zieht nicht nur die einzelnen Wörter in Betracht, welche gleichklingen, sondern auch solche Gleichklänge, die zwischen einem Wort und einer Verbindung mehrerer Wörter zustande kommen, z. B. *latin* : *on l'atteint* : *on la teint (tint)*. Dabei scheint uns der Verfasser freilich die Grenzen etwas zu weit abzustecken, wenn er auch Fälle wie *Henri* : *il en rit*, wo ein völliger Gleichklang nicht stattfindet, hinzunimmt; anderseits etwas zu eng, wenn er in seinem System für einen praktisch so wichtigen Gleichklang wie *qu'il a* : *qui l'a* keine Stelle findet. Hiervon abgesehen, kann man sich mit der von ihm gewählten Abgrenzung des Stoffes — Weglassung seltener technischer und unflätiger Wörter, wenig bekannter Namen und aller durch dialektische oder nachlässige Aussprache entstehender Gleichklänge — wohl einverstanden erklären. Die ganze Arbeit ist offenbar das Ergebnis langer und gründlicher Beschäftigung mit dem Gegenstande. Außer dem, was der Verfasser im Nachtrag selbst berichtigt, ist nur wenig anzumerken: nr. 20 *coche* Kutsche ist masc., nr. 28 *je faux* nicht mehr gebräuchlich, nr. 62 ist *mozo* zu schreiben, nr. 154 *Cosne*; *tirant* und *tyran* sind (gegen Quiehl) unbedenklich gleichzusetzen. Bei *pieux* : *pieu* und ähnlichen Fällen wäre es nützlich zu erwähnen, daß sie nur in ungezwungener Rede, nicht aber beim Sprechen von Versen, gleichklingen. Da der Ver-

fasser unter den von ihm benutzten Werken das, wie es scheint, in Deutschland wenig bekannte Werk von Boissière, *Dictionnaire Analogique.* Paris, Aug. Boyer et Cie., nicht erwähnt, so sei auf dieses ausgezeichnete Hilfsmittel für jeden Französisch-schreibenden, das unter anderem die Auffindung jedes Wortes nach seinem Klange gestattet und somit auch ein Wörterbuch der Homonymen ist, an dieser Stelle empfehlend hingewiesen.

Kiel. FELIX KALEPKY.

Déapé, *Le second cours de grammaire.* 3e édition. Strasbourg, Imprimerie strasbourgeoise, 1910. VIII + 312 p. 8°.

Die französische Grammatik von Déapé, die in ihrer bisherigen Gestalt recht gute Dienste geleistet und auch recht befriedigende Erfolge erzielt hat, ist in der uns vorliegenden, von Frl. Dubied besorgten, dritten Auflage einer vollständigen Umarbeitung unterzogen worden, die das frühere Buch gar nicht wiedererkennen läßt. Vor allem ist der grammatische Stoff — was bisher nicht der Fall war — nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten geordnet worden. Die Neubearbeiterin hat sich wesentlich auf Ayer's *Grammaire française* gestützt, der sie neben anderen französischen Grammatiken in französischer Sprache wohl die meisten Entlehnungen verdankt. Wichtiger aber ist, daß die wissenschaftlichen grammatischen Termini aufgenommen worden sind, welche Ayer schon gebraucht hatte, und die den nicht zu unterschätzenden Vorteil haben, daß sie geeignet sind, den grammatischen Stoff viel klarer vorzuführen. Mit dieser Neuerung hat das Buch einen großen Fortschritt aufzuweisen, der jedenfalls seine Brauchbarkeit wesentlich erhöhen wird.

Neben den bereits genannten Werken sind aber noch die Ergebnisse grundlegender neuerer Arbeiten verwertet worden. An verschiedenen Stellen erkennt man auch mit Freuden, daß die Verfasserin den Vorlesungen Prof. Gröbers über die französische Syntax mit Verständnis gefolgt ist; sie hat sich mit Erfolg bemüht, die dort erhaltenen Anregungen, die teilweise schon in Arbeiten von Schülern dieses Gelehrten niedergelegt sind, mit Nutzen zu verwerten. In erster Linie verdient hervorgehoben zu werden das Kapitel über die Stellung des attributiven Adjektivs, das zu den besten des ganzen Buches gehört. Nicht mit derselben Entschiedenheit und Klarheit ist das Kapitel über die Modi umgearbeitet worden; es sind Ansätze geblieben. Die Verfasserin wagte offenbar nicht den vollständigen Bruch mit der bisherigen Tradition; daher dieses Kapitel in seiner Durchführung nicht ganz folgerichtig erscheint, ohne dass es jedoch störend wirkt. Als Entschuldigung mag gelten, daß diese Behandlung der Modi ein vollständiges Umdenken verlangt und zu ihrer schulmäßigen Durchführung ein jahrelanges Unterrichten in dem Sinne erfordert, wodurch erst die Einzelheiten mit der notwendigen Schärfe sich darbieten.

Auf andere Verbesserungen, die uns bei der Durchsicht dieser neuen Auflage aufgefallen sind, können wir hier nicht näher eingehen; wir wollen aber nicht verfehlen, auf die klare Anordnung und Übersichtlichkeit des Ganzen noch lobend und anerkennend hinzuweisen. Wir sind überzeugt, daß die Grammatik in ihrer jetzigen Gestalt denjenigen, die sie in der früheren gern benutzt haben, bald ebenso lieb, vielleicht noch lieber werden wird, nachdem sie eingesehen haben werden, daß durch sie ein tieferes Eindringen in das Verständnis sprachlicher Erscheinungen ermöglicht wird.

Markirch (Elsaß). C. THIS.

Miszellen.

Le texte original de l'Epitaphe de Ian Martin par Pierre de Ronsard.

Dans la *Revue d'Histoire littéraire de la France* (X, 1903, 268), M. Paul Laumonier a écrit que «l'Epitaphe de Jean Martin parut au mois d'août 1553, à la fin de la seconde édition du *Cinquième livre des Odes*» de P. de Ronsard. L'achevé d'imprimer de cette édition est du 8 Aoust.

Si M. Laumonier avait feuilleté le traité d'Alberti traduit par Jean Martin, traité que lui-même mentionne à la p. 255 du tome XII (1905) de la même *Revue*, il aurait pu dater la pièce d'une façon plus exacte: en 1911 encore, il donne comme première édition ce même Cinquième livre des Odes.

En effet, L'ARCHITECTVRE || *ET* || ART DE BIEN BASTIR || du Seigneur Leon Baptiste Al- || bert, Gentilhomme Flo- || rentin, diuisée en dix || liures, || Traduicts de Latin en François, par deffunct || IAN MARTIN, Parisien, ...

porte au f. 228, r°, l'Achevé d'imprimer suivant:

Imprimé a Paris par Robert Massellin, pour Iacques Keruer || Libraire iuré en l'Vniuersité de Paris, demourant rue || saint Iacques, à l'ẽseigne des deux cochetz || & fut acheué d'imprimer le || deuxieme iour || d'Aoust. || 1553.

Or, trois des pages liminaires, f. a ij v°, a ij r° et v°, sont remplies par l'«Epitaphe de Ian Martin par Pierre de Ronsard, Vandomois».

Au témoignage de Denis Sauvage qui dédie la traduction d'Alberti à Henri II, le décès du traducteur s'étant produit «lors que ceste impression estoit presque acheuee», il semble en résulter que nous avons ici le texte *original* de ladite Epitaphe. C'est ce qui m'engage à le reproduire d'après mon exemplaire de l'ouvrage d'Albert, tout en donnant au bas les variantes de 1560 et 1571 extraites des *Poemes* que je possède sous ces deux dates: ce sont des éditions rares, mais il n'est point nécessaire d'être un Pierpont Morgan pour les avoir sur ses rayons.

En plus de la seconde édition du *Cinquieme livre des Odes* de 1553 (hélas! je ne la connais point et ne possède que la première dans les *Amours* de 1552), l'Epitaphe a paru dans les *Poemes* (1560), f. 27 v° —30; (1567), f. 153—155; (1571), p. 302; (1573), p. 418.

Elle figure dans le *Recueil des .... pieces retranchées* de 1617, p. 367, mais elle est absente du *Recueil* de 1609.

Et Blanchemain l'a reproduite aux pages 261—265 du VIIe volume de son édition, en donnant un texte fort rapproché de celui de 1560.

Epitaphe de Ian Martin, par Pierre de Ronsard, Vandomois.
Entreparleurs, vn Passant, & le Genie du trépassé.

Le Passant.

Tandis qu'à tes edifices
Tu faisois des frontispices,
Des termes, des chapiteaux,
Ta truelle & tes marteaux
N'ont seu de ta destinée
Rompre l'heure terminée.

Le Genie.

Qui es tu? qui de mes os
Troubles ainsi le repos?
Pauvre sot, ne sais tu comme
La mort est deue à tout homme?
Et que mesme le trépas
Les grans Roys n'euitent pas?

Le Passant.

Quoy? ceux qui par la science
D'vne longue experience,
Et d'vn soin ingenieux
Ont vagué par tous les cieux,
Ont les estoilles nombrées,
Et d'vn nom propre nommées,
Ont d'vn oser plus-qu'humain,
Cherché Dieu iusques au sein,
Meurent-ils? la Parque noire
Dans Styx les fait elle boire?

Le Genie.

Aussi bien que moy Platon
Sentit la loy de Pluton,
Et par sa Philosophie
Ne seut paranner sa vie.
Combien qu'il eust épluché
Tous les cieux, & recherché
Les secrets de la nature,
Et qu'il n'eust à la mort dure
Rien concedé que les os,
Et la peau, qui tient enclos
Le fardeau qui l'ame charge:
Neantmoins la cruche large
Hocha son nom aussi bien
Comme elle a hoché le mien.

Le Passant.

Ie pensoye, o bon Genie,
Que la mort eust seigneurie
Sur ceux qui vont seulement
Par la mer auarement,
Et sur ceux qui, pour acquerre
De l'honneur, vont à la guerre,
Et non en ceux là qui sont
Philosophes, & qui vont
Retracant les pas de celles
Qu'on nõme les neuf pucelles.
Et quoy? ne peut le sauoir
Ceste Parque deceuoir?

Le Genie.

Il faut mourir: et le Sage
N'obtient nomplus d'auantage
Que le Fol. Ieunes, & vieux,
Et pauvres, & filz des Dieux
Marchent tous par mesme sente
Au trosne de Radamante.
Là sans chois le Laboureur
S'acoste d'vn Empereur.
Car la maison infernale
A tous venans est égale.
Et peut estre, ce pendant
Que tu me vas demandant
Responce de ta requeste,
Que la Mort guigne ta teste,
Et que sa cruelle main
Tranche ton filet humain.

Le Passant.

Mais (je te pry) dy moy, Ombre,
Es tu là bas, ou sous l'ombre
Des beaux myrtes ombrageux,
Ou dedans le lac fangeux,
Qui de bourbeuse couronne
Neuf fois l'Enfer environne?
Ou bien si tu es là haut,
Entre ceux où point ne faut
La lumiere, et où la glace
Et le chaud n'a point de place?
Ombre (je te pry) dy moy,
Dy moy que c'est [que] de toy.

Le Genie.

Ton prier n'est raisonnable.
Car il n'est pas convenable
A toy de t'en enquester,
Ny à moy de t'en compter.
Tandis que tu es en vie,
Pour Dieu, Passant, n'aye envie
De savoir que fait ca bas
L'Esprit apres le trépas,
Et ne trouble les Genies
Des personnes sévelies:
Mais croy, mais croy seulement,
Sans en douter nullement,
Que les ames des fidelles
Vivent tousjours eternelles,
Et que la Parque n'a lieu
Dessus les enfans de Dieu.

Le Passant.

Pour tant de raisons bien dictes,
Bonne Ame, que tu merites
Sur ta tombe de lauriers,
De pampres, et d'oliviers.

Recoy donc ces belles roses,
Ces liz, et ces fleurs decloses,
Ce laict, et ce vin nouveau,
Que j'espen sur ton tombeau.

Le Genie.

Je ne veux de telles choses.
Serre tes liz et tes roses:
Et n'espen sur mon tombeau
Ton laict, ne ton vin nouveau:
Mais bien Nostre-seigneur prie
Que noz esprits il allie
Au troupeau qu'il a fait franc
Par la rancon de son sang.
Apres fay autre priére:
Que la terre soyt legére
A mes os, et qu'un Sorcier
Ne me vienne délier
Jamais du clos de ma pierre.
Troys fois couvre moy de terre:
Puis va-t'en à ton plaisir,
Et me laisse ici gesir.

VARIANTES.

(Titre.) Entreparleurs. Le Chemineur, & le Genie. Le Chemineur 1560. 1567. 1571. — (1) Sandis [*sic!*] 1567. — (3. 4.) Termes. Chapiteaux. Truelle. Marteaux ont une majuscule en 1560. 1567. 1571. — (4) Truele. Marteaus. 1560. — (5) sceu 1560. 1567. 1571. — (7) q. es tu q. 1560. 1567. 1571. — (9) scais 1560. sçais-tu 1567. 1571. — (10) La m. ne pardonne à l'h. 1560. 1567. 1571.

LE CHEMINEVR. 1560. 1571. — (13) ceus 1560. — (15) Soing ingenieus. 1560. — (17) étoilles. 1560.

(26) Ne s. alonger sa v. 1560. 1571. — (34) Mais d'Eac la c. l. 1560. Mais d'Æac la c. l. 1571.

LE CHEMINEVR. 1560. 1571. — (37) pensois 1560. — (43) Non sur les hommes q. s. 1571. — (47) Enquoy 1560. — (50) non plus 1560. 1571.

LE CHEMINEVR. 1560. 1571. — (65) di moi 1560. — (75) pri di 1560.

(80) conter 1571. — (87) M. c. par foy s. 1560. 1571.

(92) D. l. eslevz de D. 1560. 1571. — LE CHEMINEVR. 1560. 1571. — (93. 94) intervertis en 1560 et 1571. — (100) sus 1560. 1571.

(104) ny 1560. 1571. — (106) q. mon esprit il alie 1560. 1571. — (109) A. faits a. p. 1571.

(116) Et me l. en paix g. 1560. 1571.

H. Vaganay.

Ein Briefroman von Edme Boursault.

Etwa seit Balzac und Voiture mit ihren Briefsammlungen in der Öffentlichkeit so großen Erfolg gehabt hatten, gewann der Brief die Bedeutung einer literarischen Form, die man um so mehr pflegte, als sie besonders geeignet erschien, ein Ausdrucksmittel gesellschaftlicher Interessen zu sein. Diese Eigenheit teilt der Brief mit dem neueren Roman, der gleichfalls ein Kind des französischen 17. Jahrhunderts ist, und es ist weiterhin nicht gleichgültig, daß sich in den Romanen jener Zeit so zahlreiche Briefe eingestreut finden. Es kann auch nicht wundernehmen, daß der Brief so rasch in Aufnahme kam, weil niemals der unmittelbare Einfluß der Gesellschaft auf das literarische Schaffen so groß war, wie im Zeitalter der Preziösen. Der Inhalt trat bald gegenüber der Form zurück, und in kurzer Zeit erreichte der Briefstil seine Blüte.

Zu den Führenden gehörte Edme Boursault, von dem hier die Rede sein soll, gewiß auf diesem Gebiet so wenig wie auf anderen, wir kennen ihn als einen achtbaren Gegner Molière's. In diese speziellen Ausführungen, die einen Beitrag zur Geschichte des Romans darstellen sollen, gehört eine Würdigung seiner Werke nicht hinein, sie ist auch schon — vielleicht zu günstig — durch Hoffmanns

Arbeit erfolgt.[1]) Hier möchte ich nur noch hinzufügen, daß seine Briefe bemerkenswerter sind, als gemeinhin bekannt oder anerkannt ist. Vielleicht gerade deshalb, weil sie formal nicht völlig einheitlich und abgerundet sind. Steht Boursault auch dem Preziösentum nicht fern, so gehörte er doch nicht den vornehmsten Zirkeln an, und sein mangelhafter Bildungsgang kommt hinzu, um uns die frische, derbe Natürlichkeit mitten in all dem preziösen Getue verstehen zu lassen. Darin ließe sich wohl auch der Grund dafür finden, daß er am erfolgreichsten als „*gazettier*" war. Es mag ihm eher gelegen haben, für den Hof oder für Standespersonen allerlei Berichte zu liefern, gereimt oder in Prosa, Dinge und Ereignisse in bunten Farben mit keckem Pinsel zu konterfeien, als akademisch vornehme oder geistreich preziöse Briefe zu schreiben. Manchmal ist er recht unverblümt gewesen, und sein Amt als „*gazettier du roi*" büßte er ein, weil er einmal ein Histörchen von den Franziskanern zu sehr ausgenutzt hatte. Leider sind nur ein paar dieser handschriftlich verbreitet gewesenen *gazettes* erhalten. Aber trotzdem hat er auch fleißig Briefe geschrieben, die er in drei Bänden sammelte; er erlebte sogar mehrere Auflagen, und sie überlebten ihn. Ich war nicht imstande, eine genaue Bibliographie dieser Sammlungen zu geben, die Angaben gehen zu sehr durcheinander, gewöhnlich wird zitiert: „*Lettres Nouvelles de Monsieur Boursault.*" Diesen Titel tragen die beiden ersten Bände, während der dritte bei sonst gleicher Ausstattung, obwohl er noch allerhand anderes enthält, eigens überschrieben ist: "*Lettres de Babet.*" Diese waren dem Verfasser also scheinbar das Wichtigste an dem Bande.[2]) Am Kopf jeder Doppelseite stehen die Worte: *Lettres de respect, d'obligation et d'amour*, doch sind sie weder nach Gruppen geordnet, stehen vielmehr wahllos durcheinander, noch läßt sich eine chronologische Folge erkennen, denn z. B. sind der allererste Brief und der auf S. 81 f. auf der Reise nach Sens (1661) geschrieben, während sich zwischen ihnen Briefe befinden, deren Ursprungsort Paris ist. Von den insgesamt 104 Briefen des Bandes bilden 53 den Briefwechsel zwischen Babet und Boursault, 38 andere stehen vorher, 13 hintennach, außerdem sind am Schlusse noch Fabeln und Gedichte beigefügt.

Die Gruppe der Babetbriefe hat neuerdings E. Colombey herausgehoben und neu gedruckt.[3]) In der Rezension dieser Ausgabe sprach Léo Claretie[4]) Zweifel daran aus, daß es echte Briefe seien, wie der Herausgeber annehme, erblickte darin vielmehr einen "erlesenen Liebesroman". Er glaubt nicht an die Existenz Babets: "*Il y a trop d'art dans l'agencement de ces lettres et dans l'ordonnance du roman pour que l'on puisse croire à sa réalité: la vie n'a pas tant d'ordre.*" Hoffmann widersprach dieser Annahme (S. 21 Anm. 2) und glaubte eine Anzahl Gründe für die Echtheit der Briefe und Existenz der Babet anführen zu können. 1908 gab Wilhelm Printz bei Zeidler

---

[1]) A. Hoffmann, *Edme Boursault.* Diss. Straßburg, 1902.

[2]) Mir lag das Exemplar der Leipziger Universitätsbibliothek vor, dessen 1. Band als 4. Auflage „*plus ample que les précédentes*" bezeichnet ist, datiert 1709. Da das beigefügte Privileg aber vom 31. Januar 1711 stammt, müssen wir schon einen Druckfehler der römischen Ziffern annehmen: IX > XI. Der 2. Band, dessen Einrichtung mit dem 1. übereinstimmt, hat 1712 als Erscheinungsjahr, der 3. endlich 1715 und trägt den Zusatz: „*Troisième Edition Augmentée.*" Wir haben also hier wahrscheinlich die „4." = „3. vermehrte" Auflage vor uns, die von 1711—15 in Lyon bei Bruyset erschien.

[3]) E. Boursault, *Lettres de Babet.* 1 vol. in-12⁰. 189 p. Notice de M. E. Colombey. Paris, Quantin.

[4]) *Rev. Critique d'Hist. et de Litt.* Jg. 1892. I. S. 276/77.

in Leipzig eine überflüssige und wenig bedeutende Übersetzung heraus: "*Die Liebesbriefe der Babet.*" Im Nachwort spricht er ziemlich obenhin von denen, die an der Realität zweifelten, ohne es je zu beweisen.

Es ist darum wohl angebracht, einmal voraussetzungslos an diese Briefe heranzugehen, das Für und Wider zu erwägen, um zu sehen, ob die angegebene Empfängerin wirklich gelebt hat oder nicht. Dann hätten wir allerdings einen Roman in Briefen, oder wenigstens einen Versuch dazu, der in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts fiele.

Absichtlich vermeide ich es, zuerst die Vorreden, Worte des Dichters und anderer, als direkte Dokumente anzuführen, sondern ich halte es für richtiger, zunächst vorurteilsfreie philologische Kritik walten zu lassen, die uns erst die Mittel an die Hand gibt, jene richtig zu bewerten. Ausgehend von seiner Ansicht, gliedert Hoffmann im biographischen Teil seiner Arbeit das Verhältnis Boursaults zu Babet in des Dichters Leben ein und setzt es etwa in das Jahr 1664, in welchem seine Beziehungen zu Michelle Milley, seiner späteren Gattin, dadurch gestört worden seien. Diese findet allerdings in den Briefen Erwähnung. Andererseits, behauptet Hoffmann, sei von Babet in Briefen die Rede, die mit der Babetgruppe nichts zu tun haben. Es gilt somit, zunächst die äußeren und inneren Beziehungen dieser Gruppe zu dem gesamten Briefwechsel zu untersuchen. In den beiden ersten Bänden findet sich keine Andeutung, die auf Babet hinwiese, so daß wir uns auf den dritten Band beschränken können.

Die Briefe vor der Babetgruppe[5]) zeigen den Dichter in mehrere Liebesverhältnisse, wenn man so sagen will, verwickelt, deren Reihenfolge jedoch nicht erkennbar ist. Denn die den Empfängerinnen nach zusammengehörigen Briefe stehen keineswegs beieinander, wogegen zu betonen ist, daß die 53 Stücke, die sich auf Babet beziehen, en bloc gedruckt sind! Die Adressatinnen jener verstreuten Briefe tragen öfters einen Decknamen, oder es ist nur ein Buchstabe ihres Namens angegeben, z. B. Mlle. M*** (S. 86, 94). Diese dürfte wohl die Brünette sein, über die er sich an Charpentier des öfteren ausspricht (S. 28, 36, 62, 90 und 93; sogar einmal unter der Chiffre M***). In dieser Dame, die er durch Charpentier erst kennen gelernt hat, will Hoffmann Babet erkennen. Dem widerspricht, daß Babet blondes Haar gehabt haben muß, wie aus Brief 10 hervorgeht. Dort versucht

[5]) Nummern der Babetbriefe und entsprechende Seitenzahlen der benutzten Ausgabe:

(1)	Band III S.	119	(19)	Band III S.	157	(37)	Band III S.	199
(2)	,,	120	(20)	,,	159	(38)	,,	201
(3)	,,	123	(21)	,,	161	(39)	,,	203
(4)	,,	124	(22)	,,	165	(40)	,,	205
(5)	,,	127	(23)	,,	167	(41)	,,	208
(6)	,,	129	(24)	,,	169	(42)	,,	209
(7)	,,	130	(25)	,,	172	(43)	,,	211
(8)	,,	132	(26)	,,	175	(44)	,,	214
(9)	,,	135	(27)	,,	177	(45)	,,	216
(10)	,,	137	(28)	,,	179	(46)	,,	218
(11)	,,	140	(29)	,,	181	(47)	,,	219
(12)	,,	142	(30)	,,	184	(48)	,,	221
(13)	,,	145	(31)	,,	186	(49)	,,	223
(14)	,,	147	(32)	,,	187	(50)	,,	226
(15)	,,	149	(33)	,,	190	(51)	,,	227
(16)	,,	151	(34)	,,	192	(52)	,,	231
(17)	,,	153	(35)	,,	194	(53)	,,	233
(18)	,,	155	(36)	,,	196			

nämlich Boursault sie ein wenig eifersüchtig zu machen, indem er ihr von einer Dame vorschwärmt, die er mit ihr vergleicht. Und zwar ist der Vergleich nur auf geringe, oft bloß quantitative Unterschiede aufgebaut! Es heißt an der betreffenden Stelle: "*Elle a les cheveux d'un blond cendré qui est tout à fait beau: mais qui n'approche pourtant pas de la couleur des tiens.*" So würde man kaum verschiedenfarbiges Haar vergleichen. Und ein zweiter Gegengrund gegen Hoffmanns Annahme stellt sich ein. Nach ihr müßte Charpentier der Vertraute Boursaults in dem Verhältnis zu Babet gewesen sein, wie er es in den angezogenen Briefen ist. Wäre das der Fall, so würde er doch sicherlich einmal im Briefwechsel selbst erwähnt, in dem genug gemeinschaftliche Bekannte auftauchen, — der gemeinschaftliche Freund aber nicht? Schließlich widerspricht noch die einmal vorkommende Chiffre M***. Kurz, aus keinem Brief läßt sich eine Anspielung auf Babet herauslesen. Doch sind noch die drei Briefe an Michelle Milley zu betrachten. Im ersten (S. 59) knüpft der Absender überhaupt erst Beziehungen an, der zweite (S. 78) zeigt die beiden schon in längerem Verkehr miteinander: Boursault bittet sie, ein paar ihm unangenehme Menschen von ihrem Umgange auszuschließen. Im dritten endlich (S. 96), den er nach dem Tode ihres Vaters schreibt, bittet er sie, über der Trauer um den Vater ihn nicht zu vergessen. Weitere direkte Zeugnisse über sein Verhältnis zu Mlle Milley sind nicht vorhanden, und aus dem Vorhandenen geht nichts hervor, was auf eine Störung hindeutete. Die drei Briefe atmen eine gleichbleibende Zärtlichkeit.

So kommt man zu der Erkenntnis, daß der Babetbriefwechsel völlig isoliert dasteht, inhaltlich, weil keine Beziehungen zu anderen Briefen bestehen, und formal, wie es die auffällig verschiedene Druckanordnung ergab. Es ist also nun eine geschlossene Gruppe von Briefen zu betrachten und zunächst zu prüfen, ob sie auch wirklich in sich abgeschlossen ist oder Lücken enthält? Denn in seiner Vorrede zu den "*Lettres de Babet*" behauptet Boursault, daß er nicht alle Briefe habe wiedererlangen können, weil er sie verliehen gehabt hätte.

Unter den 53 Briefen, oder nur 51, denn 2 an einem Herrn de Launay gerichtete sind nur Beilagen zu anderen, sind 20 Briefpaare, d. h. das in einem Briefe angeschnittene Thema wird in der dazu gehörigen Antwort erledigt. Einmal gehören drei Briefe zusammen (18, 19, 20), weil die Antwort ablehnend gewesen war und einen weiteren Brief erforderte. Was aber auch den Inhalt bilden mag, mit der Antwort wird die Frage beigelegt, ein Zurückkommen auf frühere Briefe gibt es ebensowenig, als Verbindungen zwischen den Briefpaaren. Hoffmanns dahinzielende Behauptung trifft nicht zu. Eine Bezugnahme auf einen Brief, der nicht mehr vorhanden wäre, findet nicht statt, eigentliche Briefbestätigungen, wie wir sie heutzutage anwenden, fehlen im allgemeinen überhaupt. Des Inhalts halber, zu besserem Verständnis etwa, ist auch nirgends eine Interpolation nötig; wenn zweimal (11, 16) auf eine Verabredung oder einen Wunsch Bezug genommen wird, liegt kein Grund vor, dies als brieflich erfolgt anzusehen. In drei Fällen allerdings sind Briefe ohne Antwort geblieben. Der erste (33) ist eine Einladung zu einem Frühstück am nächsten Tage, eine Antwort hätte ja erfolgen können, ist aber bei der Kürze der Zeit nicht unbedingt nötig, weil keine besondere Zusage erbeten wird, auch ist Babet nur die Beauftragte ihres Bruders, an den dann die Zusage hätte ergehen müssen. Der nächste unerwiderte Brief (47) schließt eine Antwort aus. Es handelt sich darum, daß Babets Vater durch die übersandte (uns verlorene) "*Litanie des Vierges*" für den Dichter, den er erst nicht leiden mochte, eingenommen worden ist und durch ihren Bruder seinen Dank und eine Einladung über-

bringen lassen will. Babet teilt dem Geliebten also nur im voraus mit, was ihm ihr Bruder mündlich sagen wird. Der Zweck eines solchen rein referierenden Briefes, denn das ist er, ist wenig einleuchtend, in einem Briefroman aber wäre er die einzige Möglichkeit, uns über den Verlauf der Dinge in Kenntnis zu setzen, und dann unbedingt nötig. Endlich bleibt der allerletzte Brief unbeantwortet. Darin teilt Babet mit, daß sie bei Tagesanbruch in ein ihr noch unbekanntes Kloster gebracht werden wird: eine Beantwortung, jede weitere Korrespondenz ist völlig unmöglich. Folglich handelt es sich unter sämtlichen Briefen um einen einzigen, auf den eine Erwiderung — sagen wir — zulässig wäre. Wenn Boursault von "einigen" redet, so läßt sich dies dem vorhandenen Material nach nicht aufrecht erhalten, und Briefe, die zu verlorenen Briefen die Antwort bildeten, gibt es trotz seinen Worten überhaupt nicht. Dadurch besonders wird die Beweiskraft der Vorwortstelle hinfällig und macht auch etwa die Interpretation, daß ganze Briefpapiere verloren seien, unwahrscheinlich. Der Vollständigkeit halber sei noch hinzugefügt, daß die ersten fünf Briefe untereinander zusammenhängen und einen Komplex bilden, der die Einleitung des Liebesverhältnisses darstellt.

In den Briefen spiegelt sich also ein Liebesverhältnis, und seiner Entwicklung, den Aufbau würden wir es im Roman nennen, müssen wir jetzt nachgehen.

Es hatte sich gezeigt, daß die Behauptung, Boursaults Beziehungen zu Michelle Milley, mit der er um 1666 die Ehe schloß, seien durch das Verhältnis zu Babet vorübergehend getrübt worden, aus den direkten, unangezweifelten Briefen nicht begründet werden konnte. In den Babetbriefen wird dies aber so dargestellt. Da fragt sich, auf welche Weise das geschieht? Es handelt sich um die ersten vier Briefe Boursaults und die Antwortbriefe der Babet. Dabei ist eine Steigerung erkennbar. In seinem ersten Briefe (2) neigt der Dichter noch durchaus zu seiner Michelon, wie er sie nennt, und in der Antwort (3) ignoriert Babet dies einfach, läßt aber um so mehr ihre Reize spielen. Als sich dagegen im nächsten Briefe (4) bei Boursault schon das Wenn und das Aber einstellt, darf sie (5) sich gekränkt fühlen: "*. . . . si je vois que ma compagnie vous gêne, je vous donnerai plein pouvoir de retourner à votre Michelon.*" Durch einen dritten Brief (6) ladet er Babet zu einer Theatervorstellung ein, um ihr bei dieser Gelegenheit Michelon zeigen zu können, d. h. innerlich hat er sich von dieser schon losgesagt, wenn er sie für eine andere Gegenstand der Neugier sein läßt. Darauf (7) ist Babet bemüht, sich ein anerkennendes Urteil abzuringen, das aber gerade darum die dahinterwohnende Eifersucht erkennen läßt. Als Boursault ihr dann (8) ein Geständnis seiner Liebe abgelegt und bestimmt erklärt hat: "*Je ne vois plus Michelon,*" äußert sich Babet geringschätzig über die "*ingrate*" (9). Der neue Liebesbund ist nun gefestigt, an Stelle des förmlichen "*vous*" tritt vom nächsten Briefe an die vertraulichere Anrede "*tu*", und der Name Michelons findet sich zunächst nicht wieder. Die folgenden Briefe bringen keine weitere Entwicklung, sondern sind eine stillstehende Beschreibung des gesellschaftlichen Verkehrs, den die Liebenden gemeinsam genießen. Nichtigkeiten werden zu Wichtigkeiten. Den Lesern ihrer Zeit mögen diese Briefe gefallen haben, für uns aber sind sie unwesentlich, und wir können auf eine Wiedergabe ihres Inhalts verzichten. Wie nun zu Anfang Boursault zwischen Michelon und Babet steht, so wird das Ende des Verhältnisses dadurch herbeigeführt, daß Babet zwischen zwei Männer gestellt wird. Doch kann sie nicht selbst entscheiden, sondern der Wille ihres Vaters bringt die Lösung. Dieser wünscht ihre Heirat mit M. de Launay, Sieur du Mênil. Als zum ersten Male (38, 39) von diesem Plane gesprochen wird, glaubt keins von beiden recht

daran. Zwei beliebige Briefpaare folgen, bis er wieder auftaucht (44, 45, 46), noch wird aber der Bewerber halb als komische Figur aufgefaßt, über die man sich lustig machen darf. Der Vater besteht aus finanziellen Gründen auf der Heirat mit dem normannischen Landjunker und geht auch von seinem Plane nicht ab, als er den Dichter wegen seiner "*Litanie des Vierges*" schätzen gelernt hat (47). Trotzdem haben die Liebenden noch Hoffnung, die nächsten Briefe klingen unbesorgt, bis die Lage ernster wird. Babet schreibt an de Launay einen Brief und bittet ihn, von seinem Verlangen abzustehen, Boursault soll diesen Brief übermitteln und verspricht es auch (50, 51, 52). Als im letzten Brief Launays Name wieder genannt wird, ist alles vorbei. Es hat einen Zwischenfall gegeben: Babets Bruder hat den Edelmann geschlagen und sich deshalb mit dem Vater überworfen, Babet aber muß in ein Kloster eintreten.

Es herrscht also eine auffällige Übereinstimmung zwischen dem Anfang und Ausgang des Verhältnisses: beide Male drängt sich eine dritte Person zwischen die Liebenden, im ersten Falle flaut deren Einwirkung rasch ab, das zweite Mal wächst sie ebenso rasch an. Eine solche Entwicklung erscheint mir aber zu kunstvoll und planmäßig, als das sie den Schluß zuließe: das Verhältnis müsse erlebt und wahr sein, weil es sich in dem einen Falle um Michelle Milley handelt. Es kommt noch hinzu, daß die beiden Gegenspieler hervorgehoben sind wie keine andere der Nebenpersonen. Von einer tieferen Charakteristik ist zwar keine Rede, aber wie Michelon möglichst verlockend geschildert wird, um Boursault den Abfall zu erschweren, so ist der tölpelhafte de Launay recht abstoßend dargestellt, um den Zwang des Vaters besonders drückend empfinden zu lassen.

Michelle Milley findet außer in den genannten Fällen ein weiteres Mal Erwähnung (23), als nämlich Babet auf sie eifersüchtig wird, weil der Dichter ihrer zu oft gedenke. Dieser entschuldigt sich damit, daß es sich gebühre, einer ehemaligen Geliebten ein zärtliches Andenken zu bewahren. Da solch eine kleine Eifersuchtsszene aber öfters vorkommt, kann die einzelne nichts beweisen. Vor allem vergleiche man Brief 15, in dem von Babet Périer die Rede ist, oder als eine ungenannte Dame Babets Mißtrauen erregt (10). In gleicher Weise ist Boursault auf einen Freund eifersüchtig, der Babet allzu eifrig gelobt hat (40) und selbst auf den Abbé, bei dem sie die Messe hört.

War die Erwähnung Michelons für Hoffmann ein Beweis dagegen gewesen, daß die Briefe fingiert seien, so kommt er zu der gleichen Folgerung, weil die Familie Babets erwähnt werde. Die Konsequenz dieser Behauptung würde sein, daß in einem Briefroman nur die Helden auftreten dürften! Eine Widerlegung erübrigt sich, aber wir werden veranlaßt, in der Betrachtung der Nebenpersonen fortzufahren. Von der Familie der Heldin hören wir nur, daß ihr Vater in Bagnolet ein Landhaus besitzt, daß der Bruder "*payeur des rentes*", ein Onkel "*secretaire du roi*" und eine Tante Nonne ist. Ihre Namen erfahren wir nicht, Babet unterzeichnet wohl den Brief an de Launay (52) "*votre servante E. R.*", doch läßt sich mit diesen zwei Buchstaben wenig anfangen. Der Vater ist von vornherein ein Gegner des Verhältnisses, der den Dichter ebensowenig leiden kann (14), wie dieser ihn (32), dessen Abwesenheit die Liebenden benutzen, um sich allein treffen zu können (34, 44), besonders wenn er des Sonntags regelmäßig nach Bagnolet geht (18, 19). Der Bruder aber ist ihr Förderer, der sehr bald Boursaults Bekanntschaft gesucht hat (7) und des öfteren durch eine Einladung ihn mit der Schwester zusammenführt. Er und der Vater, wenn auch einander entgegen, führen die Lösung herbei. Durch sein Parteiergreifen wider den mißliebigen Bewerber verhindert

er die Ehe, ist aber indirekt die Ursache dafür, daß Babet in ein Kloster gehen muß, denn gegenüber der väterlichen Gewalt ist er machtlos. Spielen diese beiden eine aktive Rolle, so sind Onkel und Tante bloße Episodenfiguren, von deren Abwesenheit oder Tod man spricht wie von einem Drama Corneilles oder einem Maskenball. Sie gehören zu den vielen Personen eines großen Bekanntenkreises, die des öfteren mit Namen genannt sind und an deren Existenz zum Teil nicht gezweifelt werden kann.

Ehe ich indessen darauf eingehe, will ich, die bisherigen Ausführungen abschließend, sie dahin zusammenfassen, daß die Entwicklung des Liebesverhältnisses in ihrer inneren wie äußeren Form die Möglichkeit eines Romans zuläßt, ja zur Wahrscheinlichkeit macht, für die Realität aber keinen Beweis bringen konnte. Im folgenden sollen nun die Gründe aufgeführt werden, die die Existenz der Babet zu widerlegen imstande sind, so daß die Annahme eines Romans, dessen Analyse implicite im Vorstehenden gegeben ist, notwendig wird.

Auf den großen gesellschaftlichen Bekanntenkreis, in dem sich der Dichter mit Babet bewegt, habe ich bereits hingewiesen. Ob alle diese Personen existiert haben, wird sich nicht in jedem einzelnen Falle entscheiden lassen. Zuweilen möchte ich es bezweifeln, oder zum mindesten fingierte Namen annehmen, denn die Art, wie er an einigen Abbés Kritik übt, oder wie er Damen mit Dingen in Verbindung bringt, die sie in der Gesellschaft unmöglich gemacht hätten, hätte sich bei voller Namensnennung wohl verboten. Doch kommt es im Grunde nicht darauf an. Sind es fingierte Personen, so spricht es für einen Briefroman, ist es nicht der Fall, so müßte Babet in der Gesellschaft bekannt gewesen sein. Dem steht aber entgegen, daß die Comtesse de la Suze an Boursault auf diesen Brief hin ein Huldigungsgedicht sandte, das so beginnt: "*Babet qui que tu sois, . . .*" Babet war demnach einer Dame aus des Dichters Kreisen nicht bekannt. Weiter, nehmen wir die Sammlung von Theaterstücken von 1746,[6]) die mit einem Avertissement versehen ist, in dem es heißt: — es wird vorher von den Briefen im allgemeinen gesprochen — "*. . . on les trouve toujours nouvelles, qouique celles qu'on nomme à Babet, soient imprimées dès l'année 1666. Elles sont écrites d'un style si naturel et si galant, et avec une naiveté si insinuante, que l'illustre Comtesse de la Suze, qui en aimait et estimait particulièrement l'auteur, fit ce madrigal à leur louange.*" Die nächste Generation sprach also schon von einer Autorschaft, hielt die Bezeichnung für einen bloßen Titel, und es klingt, als ob auch die Zeitgenossin sich durchaus im klaren gewesen wäre, daß es fingierte Briefe seien.

Die eigenen Worte Boursaults sind zunächst durch die Heftigkeit auffällig, mit der er sich gegen die mögliche Anklage verteidigt, die Briefe seien nicht echt. Einmal haben wir schon die Fadenscheinigkeit seiner Beweisführung kennen gelernt, er mutet dem Leser aber doch zu viel Gutgläubigkeit zu, wenn er sagt, daß die Manuskripte durch die verschiedene Handschrift die Echtheit beweisen würden, leider könne er sie nur nicht vorlegen, denn, sagt er, "*les libraires . . . . n'ont jamais voulu me les rendre!*" Über den Wert seiner Äußerungen besteht wohl kein Zweifel mehr.

Es sei nun einmal aus den verschiedenen Anhaltspunkten eine zeitliche Festlegung des Verhältnisses versucht, die doch, wenn es erlebt ist, beweiskräftig sein muß. Datiert sind die Briefe leider nicht. — Ziemlich zu Anfang (6) ladet Boursault die verehrte Freundin zu einer Aufführung seines Lustspieles "*Les Nicandres*" ein, das im Juli 1664 zum ersten Male gegeben wurde. Doch läßt sich der terminus a quo noch näher heranziehen. Bald nach diesem Briefe (14) hören

---

[6]) *Theatre de feu Monsieur Boursault.* 2 Bde. Paris 1746.

daran. Zwei beliebige Briefpaare folgen, bis er wieder auftaucht (44, 45, 46), noch wird aber der Bewerber halb als komische Figur aufgefaßt, über die man sich lustig machen darf. Der Vater besteht aus finanziellen Gründen auf der Heirat mit dem normannischen Landjunker und geht auch von seinem Plane nicht ab, als er den Dichter wegen seiner "*Litanie des Vierges*" schätzen gelernt hat (47). Trotzdem haben die Liebenden noch Hoffnung, die nächsten Briefe klingen unbesorgt, bis die Lage ernster wird. Babet schreibt an de Launay einen Brief und bittet ihn, von seinem Verlangen abzustehen, Boursault soll diesen Brief übermitteln und verspricht es auch (50, 51, 52). Als im letzten Brief Launays Name wieder genannt wird, ist alles vorbei. Es hat einen Zwischenfall gegeben: Babets Bruder hat den Edelmann geschlagen und sich deshalb mit dem Vater überworfen, Babet aber muß in ein Kloster eintreten.

Es herrscht also eine auffällige Übereinstimmung zwischen dem Anfang und Ausgang des Verhältnisses: beide Male drängt sich eine dritte Person zwischen die Liebenden, im ersten Falle flaut deren Einwirkung rasch ab, das zweite Mal wächst sie ebenso rasch an. Eine solche Entwicklung erscheint mir aber zu kunstvoll und planmäßig, als das sie den Schluß zuließe: das Verhältnis müsse erlebt und wahr sein, weil es sich in dem einen Falle um Michelle Milley handelt. Es kommt noch hinzu, daß die beiden Gegenspieler hervorgehoben sind wie keine andere der Nebenpersonen. Von einer tieferen Charakteristik ist zwar keine Rede, aber wie Michelon möglichst verlockend geschildert wird, um Boursault den Abfall zu erschweren, so ist der tölpelhafte de Launay recht abstoßend dargestellt, um den Zwang des Vaters besonders drückend empfinden zu lassen.

Michelle Milley findet außer in den genannten Fällen ein weiteres Mal Erwähnung (23), als nämlich Babet auf sie eifersüchtig wird, weil der Dichter ihrer zu oft gedenke. Dieser entschuldigt sich damit, daß es sich gebühre, einer ehemaligen Geliebten ein zärtliches Andenken zu bewahren. Da solch eine kleine Eifersuchtsszene aber öfters vorkommt, kann die einzelne nichts beweisen. Vor allem vergleiche man Brief 15, in dem von Babet Périer die Rede ist, oder als eine ungenannte Dame Babets Mißtrauen erregt (10). In gleicher Weise ist Boursault auf einen Freund eifersüchtig, der Babet allzu eifrig gelobt hat (40) und selbst auf den Abbé, bei dem sie die Messe hört.

War die Erwähnung Michelons für Hoffmann ein Beweis dagegen gewesen, daß die Briefe fingiert seien, so kommt er zu der gleichen Folgerung, weil die Familie Babets erwähnt werde. Die Konsequenz dieser Behauptung würde sein, daß in einem Briefroman nur die Helden auftreten dürften! Eine Widerlegung erübrigt sich, aber wir werden veranlaßt, in der Betrachtung der Nebenpersonen fortzufahren. Von der Familie der Heldin hören wir nur, daß ihr Vater in Bagnolet ein Landhaus besitzt, daß der Bruder "*payeur des rentes*", ein Onkel "*secretaire du roi*" und eine Tante Nonne ist. Ihre Namen erfahren wir nicht, Babet unterzeichnet wohl den Brief an de Launay (52) "*votre servante E. R.*", doch läßt sich mit diesen zwei Buchstaben wenig anfangen. Der Vater ist von vornherein ein Gegner des Verhältnisses, der den Dichter ebensowenig leiden kann (14), wie dieser ihn (32), dessen Abwesenheit die Liebenden benutzen, um sich allein treffen zu können (34, 44), besonders wenn er des Sonntags regelmäßig nach Bagnolet geht (18, 19). Der Bruder aber ist ihr Förderer, der sehr bald Boursaults Bekanntschaft gesucht hat (7) und des öfteren durch eine Einladung ihn mit der Schwester zusammenführt. Er und der Vater, wenn auch einander entgegen, führen die Lösung herbei. Durch sein Parteiergreifen wider den mißliebigen Bewerber verhindert

er die Ehe, ist aber indirekt die Ursache dafür, daß Babet in ein Kloster gehen muß, denn gegenüber der väterlichen Gewalt ist er machtlos. Spielen diese beiden eine aktive Rolle, so sind Onkel und Tante bloße Episodenfiguren, von deren Abwesenheit oder Tod man spricht wie von einem Drama Corneilles oder einem Maskenball. Sie gehören zu den vielen Personen eines großen Bekanntenkreises, die des öfteren mit Namen genannt sind und an deren Existenz zum Teil nicht gezweifelt werden kann.

Ehe ich indessen darauf eingehe, will ich, die bisherigen Ausführungen abschließend, sie dahin zusammenfassen, daß die Entwicklung des Liebesverhältnisses in ihrer inneren wie äußeren Form die Möglichkeit eines Romans zuläßt, ja zur Wahrscheinlichkeit macht, für die Realität aber keinen Beweis bringen konnte. Im folgenden sollen nun die Gründe aufgeführt werden, die die Existenz der Babet zu widerlegen imstande sind, so daß die Annahme eines Romans, dessen Analyse implicite im Vorstehenden gegeben ist, notwendig wird.

Auf den großen gesellschaftlichen Bekanntenkreis, in dem sich der Dichter mit Babet bewegt, habe ich bereits hingewiesen. Ob alle diese Personen existiert haben, wird sich nicht in jedem einzelnen Falle entscheiden lassen. Zuweilen möchte ich es bezweifeln, oder zum mindesten fingierte Namen annehmen, denn die Art, wie er an einigen Abbés Kritik übt, oder wie er Damen mit Dingen in Verbindung bringt, die sie in der Gesellschaft unmöglich gemacht hätten, hätte sich bei voller Namensnennung wohl verboten. Doch kommt es im Grunde nicht darauf an. Sind es fingierte Personen, so spricht es für einen Briefroman, ist es nicht der Fall, so müßte Babet in der Gesellschaft bekannt gewesen sein. Dem steht aber entgegen, daß die Comtesse de la Suze an Boursault auf diesen Brief hin ein Huldigungsgedicht sandte, das so beginnt: "*Babet qui que tu sois, . . .*" Babet war demnach einer Dame aus des Dichters Kreisen nicht bekannt. Weiter, nehmen wir die Sammlung von Theaterstücken von 1746,[6]) die mit einem Avertissement versehen ist, in dem es heißt: — es wird vorher von den Briefen im allgemeinen gesprochen — "*. . . on les trouve toujours nouvelles, qouique celles qu'on nomme à Babet, soient imprimées dès l'année 1666. Elles sont écrites d'un style si naturel et si galant, et avec une naiveté si insinuante, que l'illustre Comtesse de la Suze, qui en aimait et estimait particulièrement l'auteur, fit ce madrigal à leur louange.*" Die nächste Generation sprach also schon von einer Autorschaft, hielt die Bezeichnung für einen bloßen Titel, und es klingt, als ob auch die Zeitgenossin sich durchaus im klaren gewesen wäre, daß es fingierte Briefe seien.

Die eigenen Worte Boursaults sind zunächst durch die Heftigkeit auffällig, mit der er sich gegen die mögliche Anklage verteidigt, die Briefe seien nicht echt. Einmal haben wir schon die Fadenscheinigkeit seiner Beweisführung kennen gelernt, er mutet dem Leser aber doch zu viel Gutgläubigkeit zu, wenn er sagt, daß die Manuskripte durch die verschiedene Handschrift die Echtheit beweisen würden, leider könne er sie nur nicht vorlegen, denn, sagt er, "*les libraires . . . . n'ont jamais voulu me les rendre!*" Über den Wert seiner Äußerungen besteht wohl kein Zweifel mehr.

Es sei nun einmal aus den verschiedenen Anhaltspunkten eine zeitliche Festlegung des Verhältnisses versucht, die doch, wenn es erlebt ist, beweiskräftig sein muß. Datiert sind die Briefe leider nicht. — Ziemlich zu Anfang (6) ladet Boursault die verehrte Freundin zu einer Aufführung seines Lustspieles "*Les Nicandres*" ein, das im Juli 1664 zum ersten Male gegeben wurde. Doch läßt sich der terminus a quo noch näher heranziehen. Bald nach diesem Briefe (14) hören

---

[6]) *Theatre de feu Monsieur Boursault.* 2 Bde. Paris 1746.

wir von Fastenpredigten und Aschermittwoch, das müßte 1665 sein, und wir werden gut tun, auch den Anfang des Briefwechsels in dies Jahr zu verlegen. Denn für die paar Briefe einen Zeitraum von dreiviertel Jahr anzunehmen, scheint mir nicht ratsam, zumal da sich der Jahreswechsel doch sicherlich irgendwie in einem Briefe, einem "*étrenne*", widergespiegelt hätte. Oder sollten jedesmal gerade die für uns wichtigen Briefe verloren gegangen sein? Wann das Verhältnis endete, läßt sich nicht genau sagen. Naturschilderungen, die die Jahreszeit ungefähr feststellen ließen, fehlen gänzlich. Die Erwähnung der "*Litanie des Vierges*" führt auch nicht weiter, weil wir vom Erstdruck nichts wissen, und der zweite erst 1667 stattfand. 1666 aber wurden die Briefe schon gedruckt, nachdem Babet auch schon gestorben war, wie wir aus dem Avertissement bezw. der Vorrede wissen. Dort gibt der Dichter zugleich einige Aufschlüsse über das Schicksal der Briefe. Er bedauert, nicht alle Briefe veröffentlichen zu können, er hätte sonst noch einen zweiten Band damit gefüllt, da er sie von denen, die sie von ihm entliehen hätten, nicht wiederbekommen habe, obwohl er seit 13 Monaten darum bemüht gewesen sei. Warum nicht, verschweigt er allerdings! Zu diesen 13 Monaten kommen noch etwa 2, die durch die Einholung der Approbation und des Privilegs vergingen, ferner ist anzunehmen, daß die Briefe doch auch geraume Zeit von Hand zu Hand gingen, ehe er sie zurückerbitten konnte, und endlich erforderte die Drucklegung einige Zeit. Also müssen wir zusammen rund 18 Monate ansetzen, die zwischen dem Zeitpunkt, da er die Briefe handschriftlich verlieh, und ihrem Erscheinen im Buchhandel vergingen. Selbst wenn dies erst Ende des Jahres 1666 geschah, kommt man noch sehr weit in das Jahr 1665 zurück, im Juni mindestens muß er die Briefe ausgegeben haben. Schon das Zusammendrängen des Verhältnisses auf so wenige Wochen erweckt Zweifel. Babet war aber ins Kloster gekommen und doch wohl schon tot. Unmittelbar nach ihrem Eintritt ist sie dann also gestorben, und unmittelbar nach ihrem Tode gab Boursault ihre Briefe der Gesellschaft preis. Bei ihren Lebzeiten wäre dies ganz unmöglich gewesen und selbst nach der obigen Berechnung ist es immer noch unglaubhaft. Denn bei dem Inhalt einiger Briefe wäre es eine ungeheure Taktlosigkeit zu nennen. Boursault war stets, auch in seinen Streitigkeiten, eine vornehme Natur und ich kann ihm etwas Derartiges nicht zutrauen. Gewiß darf nicht vergessen werden, daß wir uns um diese Zeit schon dem Niedergang des Preziösentums nähern, mit dem der Sittenverfall einhergeht, und daß die Abstufung unter dem Preziösen auch ein Heruntergehen der Lebensanschauungen bedeutete, aber man wußte doch Dichtung und Leben einigermaßen zu trennen. Denn daß man eine geliebte Tote, die eben erst verschieden ist, deren angesehene Familie und sie selbst in der Gesellschaft bekannt ist, dadurch ehrt und ihr ein Denkmal setzt, daß man einen Brief von ihr herumzeigt (34), der mit den Worten beginnt: "*Il ne tiendra qu'à toi que demain nous ne couchious ensemble, ou du moins dans la même chambre*" — das halte ich für ausgeschlossen. Übrigens antwortet ihr Boursault darauf (35): "*Tu serais la première honnête fille qui m'ait jamais prié de coucher avec elle que j'eusse refusée.*" Es sind auch noch andere Briefe auf diesen Ton gestimmt.

Noch einmal muß ich auf die zeitliche Orientierung zurückkommen. In den Briefen 36 und 37 wird einer Boileau'schen Satire Erwähnung getan. Boursault hat sie Babet übersandt und fragt nun an, ob sie sie erhalten und gelesen habe, er habe dabei einige vergnügte Stunden verbracht und hoffe von ihr das gleiche. Auf eine Erwiderung aber verzichte er. Babet dagegen rät dazu, nachdem sie die Satire gelesen hat. Daraus schließt Hoffmann, daß Boursault zu seiner "*Satyre des Satyres*" durch Babet angeregt worden sei.

Nun, Boursault wurde angegriffen in der 7. Satire, welche 1663, und in der 9. Satire, die erst 1669 erschien, im selben Jahre dann seine Erwiderung als "*La critique des satyres de M. Boileau*". Aus den angezogenen Briefen gewinnt man den Eindruck, als sei die Satire eben erst in die Hände des Dichters gelangt, der sie nun der Geliebten sendet. 1663 aber bestand ihr Verhältnis noch nicht, und die 9. Satire kommt überhaupt nicht in Betracht, ebensowenig wie die Erwiderung seitens Boursault. Aber auch die Annahme trifft nicht zu, daß Babet die 7. Satire erst 2 Jahre nach ihrem Erscheinen kennen gelernt habe, denn dazu ist sie literarisch viel zu sehr interessiert. Sie hat sich mit ihrem Lateinlehrer Perceval darüber unterhalten, der sie darüber aufgeklärt hat, daß die schönsten Stellen dem Juvenal entnommen seien, "*qui lui ferait son procés, pour l'avoir pillé depuis la tête jusqu'aux pieds.*" Eine Dame, die in die Details der Satiren eindringt, die dem Geliebten sogar mit ihrem Latein bei einer Erwiderung behilflich sein will, konnte keine 2 Jahre brauchen, um die Schriften eines Boileau kennen zu lernen, während sie sich über die Angegriffenen, Quinault z. B. schon ein eigenes Urteil gebildet hatte. Wenn man sich für diese Unstimmigkeiten eine Erklärung verschaffen will, so ist es die: Boursault wollte mit diesem Brief einen Hieb gegen seinen Angreifer führen und wählte dazu die höchst gewandte und vornehme Form eines Briefes an sich selbst. In gleicher Weise benutzt er einen Brief, um sein Urteil über Corneilles "*Attila*" abzugeben. Wir tun hier einen Blick in die Entstehungsweise der Briefe. Sie waren ihm ein Gefäß nicht nur für Anekdötchen und galante Liebeleien, sondern auch für literarische Meinungsäußerungen. Bis 1656 etwa entstanden diese Briefe (wenn man keine weitere Hypothese aufstellen will), und was dem Verfasser im Augenblick gerade der Mühe wert schien, gab ihm Anlaß zu einem Briefe oder Briefpaar. Damit stimmt auch überein, daß die Reihenfolge der mittleren Stücke beliebig geändert werden könnte.

Es wäre nun noch die Frage aufzuwerfen, warum sich Boursault nicht zu einem Briefroman bekennt, es vielmehr auf das entschiedenste leugnet, die Briefe selbst geschrieben zu haben? Nun, das Wesentliche für ihn war doch der Brief als solcher, und aus der Zeit heraus versteht man es, daß ihm ein echter Brief wertvoller dünkte als ein erdichteter. Wenn er aber auch ein ganzes Liebesverhältnis erfand, wenn er es von Anfang bis zu Ende in Briefen darstellte, so hat er das Bewußtsein, in diesem Briefroman eine eigene Kunstgattung angewandt zu haben, sicher nicht gehabt. Dazu reichte in einer Zeit, die so sehr von der Theorie abhing, seine Kraft nicht aus. Daß er aber Briefe zu einer Einheit zusammenschloß, darin liegt seine Bedeutung. Das Verdienst eines fortschrittlichen Versuches wird man ihm zubilligen müssen. Man kann es ihm, obwohl er nicht zu den Großen gehörte, auch zutrauen, denn dafür zeugen, um es nur kurz anzudeuten, auch sein Bestreben, den Stoffkreis der Tragödie um moderne Stoffe zu erweitern, sowie seine Modernisierungsversuche im Roman.

Ein letzter Grund, die Beweisführung anzuzweifeln, weil die Briefe Babets und Boursaults Stilunterschiede aufweisen, ist nicht stichhaltig, denn auch die Briefe Boursaults zeigen untereinander sehr erhebliche Verschiedenheiten. Interessanter und beachtlicher dürfte dagegen der Hinweis auf eine Briefgruppe des 2. Bandes sein, die den Sondertitel führt: "*Lettres d'une Dame à un Cavalier.*" Der Dichter kennt angeblich ihre Schreiberin nicht, er will die Briefe aus dritter Hand mit der Bitte erhalten haben, sie den seinigen anzufügen. Zuerst hat er 7, für die zweite Ausgabe weitere 6 erhalten, doch wären noch etwa 300 (sic!) vorhanden. Er leitet sie kurz ein und sagt: "*On y verra la naissance, le progrés, la violence et le fin d'un amour*

qui a duré plus de quinze ans .... etc." Ohne den Relativsatz treffen diese Worte auch für die Babetbriefe zu, sie heben, meine ich, den Deckmantel auf, den der Dichter umnimmt, denn welche Gründe sollte eine Dame haben, nur ihre Briefe, die ihr doch schwerer zugänglich waren als die ihres Geliebten, allein abdrucken zu lassen. Und obendrein vermißt man dessen Briefe durchaus nicht, dagegen leiden die vorhandenen an begreiflicher Künstelei und Weitschweifigkeit. Wenn ferner in den Motiven und Episoden, selbst im Ausdruck mit den Babetbriefen sich auffällige Ähnlichkeiten finden, wenn auch beide Vorreden ungefähr dasselbe sagen, so drängt sich von selbst die Überzeugung auf, daß wir es hier mit einem gleichen Versuche zu tun haben, der seiner Ungeschicklichkeit wegen Fragment blieb. Es kommt über den Anfang nicht hinaus, wir sehen dasselbe Wehren gegen eine neue Liebe, die eine frühere verdrängt, denselben vergeblichen Versuch mit Freundschaft auszukommen. Nur dass es diesmal auf seiten der Frau der Fall ist und entsprechend dann die Mutter des Geliebten das hindernde Element darstellt. Stilistisch sind die Briefe höchst preziös und langatmig. Welche Briefgruppe eher entstanden ist, läßt sich mit zwei Worten nicht entscheiden, am ehesten könnten stilistische Untersuchungen und — das wäre wesentlich — die Beschaffung der ältesten Briefausgaben zu einem Ergebnis führen.

Die Einzelheiten der Beweisführung nochmals zusammenzufassen, ist wohl kaum nötig, die vorstehenden Zeilen, hoffe ich, haben den Nachweis erbracht, daß die Geschichte des Briefromans, die noch ungeschrieben ist, ins 17. Jahrhundert wird zurückgehen müssen, um seine Ursprünge aufzudecken, während wir bisher mit dem 18. Jahrhundert zu beginnen gewöhnt waren.

C. Noch.

Novitätenverzeichnis.

(Abgeschlossen am 25. August 1911.)

---

1. Bibliographie und Handschriftenkunde.

Catalogue général des livres imprimés de la Bibliothèque. Auteurs. T. 44: Dumas-Du Plessys. Paris, Impr. nationale. 1911. In-8 à 2 col., col. 1 à 1212 [Ministère de l'instruction publique et des beaux-arts].

Catalogue général de la Librairie française. Continuation de l'ouvrage d'Otto Lorenz. (Période de 1840 à 1885. 11 volumes.) T. 21 (période de 1906 à 1909). Rédigé par D. Jordell. 2e fascicule: Chamard-Hyvert. Paris, D. Jordell, 1911. In-8, p. 213 à 616.

Federn, Rob. Répertoire bibliographique de la littérature française des origines à 1911 avec un index analytique, précédé d'un tableau de la littérature française aux 19. et 20. siècles, présentée par écoles. 1. livr. (XXXII u. S. 1—64.) gr. 8⁰. Leipzig, F. Volckmar, 1911. 4 Mk.

Lanson, G. Manuel bibliographique de la littérature moderne (1500 bis 1900). III. XVIIIe siècle. Paris, Hachette et Cie., 1911. In-8, XV p. 531 à 923. 5 fr.

Lavalley, G. Catalogue des ouvrages normands de la Bibliothèque municipale de Caen. II. La Normandie divisée en départements. Caen. L. Jouan. 1911. In-8, 630 p.

Pereire, A. Bibliographie Racinienne ou description raisonnée de toutes les éditions des Œuvres de Jean Racine et des ouvrages relatifs à Racine et à ses écrits. Paris, H. Champion. 20 fr. (sous presse).

Chevreux, P. et *J. Vernier.* Les Archives de Normandie et de la Seine-Inférieure. État général des fonds. — Recueil de fac-similés d'écritures du XIe au XVIIIe siècle accompagnés de transcriptions. Paris, A. Lestringant. 20 fr.

Meyer, P. Notice du ms. Egerton 745 du Musée Britannique (2e article) [In: Romania XL, 41—69] (Appendice: Vie en prose de Saint Édouard, roi d'Angleterre. La Vie de Saint Édouard d'après le ms. de Welbeck, appartenant au duc de Portland).

Suchier, H. Beschreibung der Cheltenhamer Handschrift 8075 [in: Studi ded. a Pio Rajna. S. unten p. 117].

Thomas, A. Le N⁰. 10 des manuscrits français de Francesco Gonzaga [In: Romania XL, 21—27].

2. Enzyklopädie, Sammelwerke, Gelehrtengeschichte.

Annales de la Société Jean-Jacques Rousseau. — VI. 1910. Genève, A. Jullien, Paris, H. Champion, Leipzig, K. W. Hiersemann [Inhalt: Le séjour de Jean-Jacques Rousseau en Angleterre (1766—1767),

lettres et documents inédits, par *Louis-J. Courtois* p. 1—313. — Bibliographie — Chronique].

Bulletin du dictionnaire général de la langue wallonne VI, 1—2: [Sommaire: *Notre Orthographe.* — *Archives dialectales.* 18. Li mwért di l'âbe (dialecte liégeois; avec traduction), par Henri Simon. — 19. La tchanve (dialecte gaumais de Ste-Marie-sur-Semois), par Constant Simon; avec traduction et notes, par Jean Haust. — 20. L'industrie à domicile du lin, du chanvre et de la laine, questionnaire, par Jules Feller. — *Vocabulaire-Questionnaire* (8e cahier): Première liste AG-. — *Livres et Revues* (Jules Feller; Auguste Doutrepont). — *Notes d'Étymologie et de Sémantique.* 39. w. cabossî; 40. fr. grimaud, par Jules Feller].

Morf, H. Aus Dichtung und Sprache der Romanen. Vorträge und Skizzen. Zweite Reihe. Straßburg, K. J. Trübner, 1911. XI, 387 S. 8⁰ [Inhalt: Dante und Mistral. Petrarca. Das französische Volkslied. Frankreich zur Zeit Richelieus und Mazarins. Pierre Corneille. Dalembert. J.-J. Rousseau. Deutsche und Romanen in der Schweiz. Die romanische Schweiz und die Mundartforschung. Das Studium der romanischen Philologie. Zum Gedächtnis: Adolf Tobler (1835—1910). (Die an erster Stelle abgedruckte Arbeit war bisher unveröffentlicht, die übrigen neun waren bereits früher zerstreut erschienen. Alle Romanisten, und nicht nur sie, werden dem Verf. für diese „zweite Reihe" seiner nach Form und Inhalt meisterhaften „Vorträge und Skizzen" dankbar sein).

Prinzipienfragen der Romanischen Philologie. Wilhelm Meyer-Lübke zur Feier der Vollendung seines 50. Lehrsemesters und seines 50. Lebensjahres gewidmet. Teil II. Halle a. S., M. Niemeyer, 1911 [Beiheft XXVII der Zs. f. rom. Phil.] (Inhalt: *Peter Skok*, Die Verbalkomposition in der romanischen Toponomastik. *Elise Richter*, Der innere Zusammenhang der Entwickelung der romanischen Sprachen. *Alice Sperber*, Zur Bildung romanischer Kindernamen. *Ernst Gamillscheg*, Über Lautsubstitution).

Revue des Études Rabelaisiennes 1911 (9e Année). 1e et 2e fascicule [Sommaire: Rabelais et le théâtre, par Gustave Cohen (avec huit planches). P. 1. — *Mélanges*: Sur quelques dates de la vie de Rabelais, par Abel Lefranc. P. 73. — Charles Carmoy, peintre du cardinal du Bellay et du roi Mégiste, par Maurice Roy, P. 77. — Documents sur la famille Rabelais, par le Dr. Faucillon et H. Grimaud. P. 80. — Rabelais et Mellin de Saint-Gelais, par Jean Plattard. P. 90. — A propos des termes nautiques chez Rabelais, par Jacques Soyer. P. 109. — Notes lexicographiques, par H. Vaganay. P. 115. — Une nouvelle carte du pays chinonais, par Henri Clouzot (avec une planche). P. 117. — Rabelais en Hongrie, par Louis Karl. P. 124. Rabelais et l'assyriologie, par Alfred Boissier. P. 127. — Notes pour le commentaire, par P. Dorveaux, H. H., A. Thomas, A. L. P. 129—132. — Pièces relatives au procès de Gaucher de Sainte-Marthe avec les marchands fréquentant la rivière de Loire, par J. B. P. 133. — La date du «Moyen de parvenir», par E.-H. Clouzot. P. 141. — L'identification de Raminagrobis, par Abel Lefranc. P. 144. — Rabelais médecin du grand hôpital de Lyon, par Abel Lefranc. P. 148. — Les dates de publication du «Pantagruel» et des premiers ouvrages de Rabelais, par Abel Lefranc. P. 151. — *Compte-Rendu.* P. 159: Caroline Ruutz-Rees. Charles de Sainte-Marthe (1512—1555) (Jean Plattard). — *Chronique.* P. 163. — *Fac-similés*: Le Mystère de Sainte Apoline. P. 16. — Le Mystère de la Passion à Valenciennes en 1547. P. 19. — Chaudière et gueule infernales. Tympan de Bourges. P. 28. — La Gueule d'Enfer. Volet du tryptique de Lucas de Leyde. P. 22. — Sots en costume. P. 50. — Patelin achetant

son drap à maître Guillaume. P. 53. — Patelin jouant le malade. P. 54. — Patelin plaidant. P. 58. — Théâtre de la guerre picrocholine. P. 115].

Revue provençale, littérature, théâtre, mondanités, paraissant tous les samedis. 1re année. N° 1. 20 mai 1911. In-fol. à 6 col., 4 p. avec grav. Marseille, Impr. spéciale; *M. F. Sérignan*, 49, rue Saint-Savournin. Abonnement annuel: Marseille et départements limitrophes, 8 fr.; autres départements, 10 fr.; étranger, 12 fr. Un numéro, 10 cent.

Société amicale Gaston Paris. Bulletin 1910. Paris. Avril 1911.

Studi letterari e linguistici dedicati a *Pio Rajna* nel quarantesimo anno del suo insegnamento. Firenze, tipografia Enrico Ariani 1911.

---

d'Ancona, A. Lettere di Gaston Paris [in: Studi ded. a Pio Rajna. S. oben].

Brunetière, F. p. *E. Faguet*. Paris, Hachette et Cie. 1 fr.

Ebert, A. — *Bürger, Rich.* Friedrich Adolf Ebert. Ein biograph. Versuch. (XII, 136 S. m. 1 Bildnis.) 1910. (Umschlag 1911). 6 Mk. [Sammlung bibliothekswissenschaftlicher Arbeiten. Begründet v. Karl Dziatzko †. Fortgeführt u. hrsg. v. Konr. Haebler. gr. 8°. Leipzig, R. Haupt. 31. Heft.]

Estlander. — *W. Söderhjelm*. Les travaux de C. G. Estlander dans le domaine de la philologie romane (Discours prononcé à la fête annuelle de la Soc. Néo-philol. de Helsingfors, le 15 mars 1911) [In: Neuphil. Mitteil. 1911 No. 3/4].

Mazangues. — *Thomas, A.* Trois lettres de Thomassin de Mazangues à la Curne de Sainte-Palaye [In: Romania XL, 37—40].

3. Sprachgeschichte, Grammatik, Lexikographie.

Reissmüller, G. Romanische Lehnwörter (Erstbelege) bei Lydgate. Ein Beitrag zur Lexikographie des Englischen im XV. Jahrhundert. Leipzig, Deichert, 1911. Mk. 4 [Münchener Beiträge zur rom. u. engl. Phil. XLVIII.]

La Grasserie, R. de. Du quantitatif dans le langage notamment de la catégorie du nombre. Paris, H. Le Soudier, 1911. In-18 jésus, 168 p. 4 fr. [Etudes de linguistique et de psychologie linguistique].

Helfenbein, F. Die Sprache des Trouvère Adam de la Halle aus Arras [In: Zs. f. rom. Phil. XXXV, 3/4].

Whiteley, J. H. Étude sur la langue et le style de Leconte de Lisle. Pariser Dissert. Oxford, H. Hart. IV, 208 S. 8°.

De Anna. Il verbo francese e la sua teoria dal XII al XIX secolo: studio critico, storico, filologico. Vol. III (La coniugazione morta. Roma-Milano, soc. ed. Dante Alighieri di Albrighi, Segati e C., 1911. XXXIV, 576 S. 8°. 12 lire.

Bebernitz. Neubildungen und Neuerscheinungen der französischen Sprache. IV, 51 S. gr. 8°. Königsberg 1910. Charlottenburg (Leibniz-Str. 109), Selbstverlag. Mk. 1.30.

Dietz, Elisabeth. Zur Geschichte der *si*- und *i*-Perfecta nach Texten des 14. und 15. Jahrhunderts. Heidelberger Dissert. 104 S. 8°.

Espinosa, Aurelio M. *Metipsimus* in Spanish and French [In: Publ. of the Mod. Lang. Assoc. of America XXVI, 2. S. 356—378].

Gaillard, G. De quelques formations néologiques récentes dans leurs rapports avec les modifications de la pensée et des mœurs (à suivre) [In: Rev. de phil. franç. et de litt. XXV, 1.]
Gröber, H. Die Entstehung des franz. *ieu* und *œu*-Lautes. [In: Studi ded. a Pio Rajna. S. oben p. 117].
Nyrop, Kr. Son et sens [in: Studi ded. a Pio Rajna. S. oben p. 117].
Philipon, E. L'*ū* latin dans le domaine franco-provençal [In: Romania XL, 1—16].
Wiener, L. Byzantinisches II [In: Zs. f. rom. Phil. XXXV, 436ff.] (Enthält: Fr. *chercher. In ius vocatio. Viafora! Somaten!*)
Wulff, Fr. Encore un chapitre de phonétique [in: Studi ded. a Pio Rajna. S. oben p. 117].

Farinelli, A. *marrano* [In: Studi ded. a Pio Rajna. S. oben p. 117].
Gauchat, L. Étymologies: 1. *barnai*; 2. *aradzo*; 3. *cordero*; 4. *agrī* [In: Bull. du Gloss. des pat. de la Suisse Romande p. 60].
Guarnerio, P. G. La rosa delle alpi [in: Studi ded. a Pio Rajna. S. oben p. 117].
Jordan, J. Die Bezeichnungen der Angriffswaffen im Französischen. Bonner Dissertation 1911.
Koukal, G. Etymologische Streifzüge (Beiträge zur französischen Wortgeschichte). Separat-Abdruck aus dem LVI. Jahresberichte der k. k. Staats-Oberrealschule im IV. Bezirke Wiens. Wien 1911. Im Selbstverlage des Verfassers [Fr. *avec*; afr. *faucon, gerfaut, ostor*; fr. *gaule, gaulois, noix gauge*; fr. *guiche (guinche)* und '*hart*; fr. *malot*; fr. *écrou*].
Meyer-Lübke, W. Romanisch-etymologisches Wörterbuch. Lieferung 2. Heidelberg, C. Winter, 1911 [Sammlung romanischer Elementar- und Handwörterbücher hrsgb. von W. Meyer-Lübke. III. Reihe: Wörterbücher].
Morize, A. „*Romantique*" [In: Rev. d'Hist. littér. de la France XVIII, 2. S. 440].
Rechnitz, F. *fenestre* dans le Roman de Rou [In: Romania XL, 91—93].
Rice, Carl C. Romance Etimologies [In: Publ. of the Mod. Lang. Assoc. of America XXVI, 2. S. 333—338] (1. It. *andare*, Prov. *annar*, F. *aller*: A Rejoinder; 2. It. *Agio, agiato*, Port. *azo*, Prov. *aize*, F. *aise*, aisé, etc.; 3. It. *Malvagio*, O. S. *malvazo*, Sp. Port. *malvado*, Prov. *malvatz*, F. *mauvais*).
Roques, M. anc. frç. *jobreux, -se* (Chanson n⁰ 836 de Raynaud, v. 44) [In: Romania XL 88—91].
Schuchardt, H. Zürgelbaum [In: Zs. f. rom. Phil. XXXV, 385—396].
Sperber, A. Zur Animalisierung von Gegenständen (frz. *poutre*, ital. *poltro, poltrana, poltrone*, frz. *sommier, chevron* [In: Wörter und Sachen II, 2].
Studer, P. Étude sur quelques vocables anglo-normands [In: Mod. Lang. Review VII, 2].
Vising, J. Étude étymologique sur fr. «tuer» it. «attutar» etc. [in: Studi ded. a Pio Rajna. S. oben p. 117].
Zevaco, D. L'«honnête homme» au XVIIe siècle [In: Rev. de phil. franç. et de littér. XXV, 1].

Hartmann, Emil. Syntaktische Studien über die Temporalsätze im Französischen. XXII, 119 S. gr. 8⁰. Marburg, N. G. Elwerts Verlag, 1911. Mk. 2.50.
Reyelt, R. Über den Gebrauch und die begriffliche Entwicklung der französischen Präpositionen *vers, envers, devers, par devers (dedevers, par dedevers), contre, encontre* und *à l'encontre de.* Göttinger Dissert. 1911. XV, 97 S. 8⁰.

Rubin, *D.* Beiträge zur Geschichte der Anrede im Altfranzösischen gegen Ausgang des Mittelalters (ca. 1350—1500). Diss. Heidelberg 1910. 124 S. 8⁰.
Schardt, *A.* Die vollständigen hypothetischen Satzgefüge mit der Konjunktion *si* im Französischen. Göttinger Dissert. 1911.
Storm, *I* Större fransk Syntax. I. Artiklerne. Copenhagen, Gyldendal. 3 Kr. 50.

Mader, *F.* Sur quelques noms de localités des Alpes Maritimes [In: Annales de la Soc. des Lettres, Sciences et Arts des Alpes maritimes XXI (1909), S. 43—62].
Meillon, *A.* Essai d'un glossaire des noms topographiques les plus usités dans la vallée de Cauterets et la région montagneuse des Hautes-Pyrénées. Cauterets, Thalabot, 1911. In-8 à 2 col., 99 p. [Fédération des sociétés pyrénéistes, commission de toponymie et de topographie].
Sahuc, *J.* Dictionnaire topographique et historique de l'arrondissement de Saint-Pons comprenant les noms de lieux anciens et modernes. Montpellier, Impr. générale du Midi. 1910. In-8, 194 p. et carte [Extrait du «Bulletin de la Société languedocienne de géographie»].
Thomas, *A.* Saint-Martin-Valmeroux [In: Romania XL 100 f.].

Garten, *S.* Über die Verwendung der Seifenmembran zur Schallregistrierung. Mit Tafel I und II und 10 Textfiguren. München. Sonderabdruck aus „Zeitschrift für Biologie", 1911. Bd. LVI [Aus dem physiologischen Institut zu Gießen.]
Koschwitz, *Eduard.* Les parlers parisiens d'après les témoignages de M. M. de Bornier, Coppée, A. Daudet etc. et autres. Anthologie phonétique. 4. éd. Après la mort de l'auteur revue par *Arth. Franz.* (Proben Pariser Aussprache. Specimens of Parisian pronunciation.) IV, XXXIII, 153 S. 8⁰. Marburg, N. G. Elwerts Verl., 1911. Mk. 3.

Levy, *E.* Provenzal. Suppl.-Wrtrb. 27. Heft. Leipzig, Reisland. Mk. 4.

4. Metrik, Stilistik, Poetik, Rhetorik.

Cahen, *R.* Le rythme poétique dans les métamorphoses d'Ovide. Paris, P. Geuthner, 1911. XII, 626 S. 8⁰. 20 fr. („Le présent ouvrage comprend *une théorie générale du rythme poétique*, et une application de cette théorie à l'hexamètre dachylique latin pris dans les Metamorphoses d'Ovide.")
Landry, *E.* La théorie du rythme et le rythme du français déclamé avec une étude «expérimentale» de la déclamation de plusieurs poètes et comédiens célèbres du rythme des vers italiens et des nuances de la durée dans la musique. Paris, H. Champion, 1911.
Schläger, *G.* Zur Rhythmik des altfranzösischen epischen Verses [In: Zs. f. rom. Phil. XXXV, 3].

Bally, *Ch.* L'étude systématique des moyens d'expression [In: Neuere Sprachen XIX, 1].
Juillière, *P. de la.* Les comparaisons dans Rabelais. Bonner Dissert. 1911 (die ganze Arbeit wird unter dem Titel „Les images dans Rabelais" als Heft XXXVII der Beihefte zur Zs. f. rom. Phil. erscheinen).
Körver, *C.* Stendhal und sein Stil. Bonner Dissertation. Halle a. S. 1911 (die ganze Arbeit wird unter dem Titel „Stendhal und der

Ausdruck der Gemütsbewegungen in seinen Werken" als Heft XXXV der Beihefte zur Zs. f. rom. Phil. erscheinen).

Whiteley, J. H. Étude sur la langue et le style de Leconte de Lisle. Pariser Dissert. Oxford, H. Hart, IV, 208 S. 8⁰.

Hörner, R. Die Erstlingsdramen des jüngeren Dumas La Dame aux Camélias und Diane de Lys. Ein Beitrag zur Technik des Romans und des Dramas. Diss. Tübingen 1910. IX, 75 S. 8⁰.

Kaufmann, M. Zur Technik der Komödien von Eugène Scribe. Dissert. Königsberg 1911. 81 S. 8⁰.

5. Moderne Dialekte und Volkskunde.

Brütting, J. Das Bauern-Französisch in Dancourts Lustspielen. Diss. Erlangen 1911. 131 S. 8⁰.

Déresse, A. Le patois de Villefranche-sur-Saône (à suivre) [In: Rev. de phil. franç. et de littér. XXV, 1].

Fankhauser, Fr. Das Patois von Val d'Illiez. Berner Dissertation. Halle 1911.

Gauchat, L. Echi lontani di letterature francese nes dialetti svizzeri [In: Studi ded. a Pio Rajna. S. oben p. 117].

— La trilogie de la vie. Articles-spécimens du *Glossaire romand.* II. Fiançailles et mariage [In: Bull. du Gloss. des patois de la Suisse Romande p. 33].

Pierrehumbert, W. Les équivalents d'«importuner» dans le parler suisse romand [In: Bull. du Gloss. des patois de la Suisse Romande p. 33].

Viez, H. A. Le Parler populaire (patois) de Roubaix (Etude phonétique) (thèse). Paris, E. Leroux, 1911. In-8, 140 p.

— Vocalisme du patois de Colembert (Boulonnais) (thèse complémentaire). Paris, E. Leroux, 1911. In-8, 59 p.

Leroux, A. *Capioto et l'Hausano*, pastorale limousine du XVIIe siècle [In: Annales du Midi XXIII, 208—217].

Faudrin. Estudi sus lou Pinot Negre. Counferenci facho à l'escolo de lar à-z-Ais. Aix, impr. Pourcel, 1911. Petit in-8, 15 p.

Jeanjaquet, J. *La vīlyè*, chanson populaire en partois d'Hermance (Genève) [In: Bull. du Gloss. des patois de la Suisse Romande p. 57].

Lediu, A. Ede quoi rire à se teurdre. Quatrième chant de contes picards (patois de Santerre). T. 4. Paris, J. Gamber, 1911. In-8, XIII-319 p.

La Chesnaye, J. de. Le Vieux Bocage qui s'en va (notes de Folklore et de Traditionnisme), couronné aux jeux floraux (1904). Vannes, impr. Lafolye frères. 1911. In-8, 202 p. avec musique [Extrait de la «Revue du Bas-Poitou»].

Lambert, L. Chansons pastorales [In: Rev. d. l. rom. LIV, p. 5—36].

Reichberg, J. de. Légendes vosgiennes. Saint-Dié, impr. L. Loos, 1911. Petit in-8 oblong, 140 p. avec grav.

Reymond, M. Coutumes de Blonay. Au mariage et à la naissance. [In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde XV1/2].

Rossat, A. Les „Fôles", Contes fantastiques patois recueillis dans le Jura bernois [In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde XV1/2].

6. Literaturgeschichte.

a) Gesamtdarstellungen.

Morf, *H*. s. oben p. 116.
Süss, *W*. Aristophanes und die Nachwelt. Dietrichsche Verlagsbuchhandlung, Th. Weicher. Leipzig 1911 [Das Wesen der Alten. Schriften über Wesen und Wirkung der Antike, gesammelt und hrsgb. von O. Crusius, O. Immisch, Th. Zielinski].
Weinreich, *O*. Der Trug des Nektanebos. Wandlungen eines Novellenstoffs. 1911. Leipzig und Berlin. B. G. Teubner. X, 164 S. 8⁰. Mk. 4.
Weyh, *W*. Zur Geschichte der Siebenschläferlegende [In: Zs. der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft LXV, 2].

Anglade, *J*. Le chansonnier provençal de Robert d'Anjou [In: Annales du Midi XXIII, 201—203].
Bédier, *J*. La ville légendaire de Luiserne [In: Studi d. a Pio Rajna. S. oben p. 117].
Blanchet, *A*. Œuvres d'art du moyen âge inspirées par la littérature contemporaine. Paris 1910. 12 S. 8⁰ [Aus: Bull. de la Soc. nat. des Antiquaires de France, 1909—1910] (Vgl. Romania XL, p. 157).
Brenet, *M*. Musique et musiciens de la Vieille France. Paris, F. Alcan, 1911. 249 S. 8⁰.
Brockstedt, *G*. Das französische Nibelungenlied [In: Germ.-rom. Monatsschrift III, 5].
Faral, *E*. Pour l'histoire de *Berte au grand pied* et de *Marcoul et Salomon* [In: Romania XL 94—96].
Gorra, *E*. Tristano [in: Studi ded. a Pio Rajna. S. oben p. 117].
Griffith, *R. H*. Sir Perceval of Galles. A study of the sources of the legend. Chicago, The Univ. of Chicago Press (Leipzig, Th. Stauffer). Geb. Sh. 1,25.
Halpersohn, *R*. Über die Einleitungen im altfranzösischen Kunstepos. IV, 73 S. 8⁰. Berlin, Mayer & Müller, 1911. Mk. 2.
Hamilton, *G. L*. Theodulus in France [In: Mod. Philology VIII, 4. S. 611 f.].
Hanford, *J. H*. Classical Eclogue and Mediæval Debate [In: Romanic Review II, 1. 2].
— The debate of heart and eye [In: Mod. Lang. Notes XXVI, 6].
Hilka, *A*. Der Zauberer Neptanabus nach einem bisher unbekannten Erfurter Text. Ein Beitrag zur Alexandersage [Aus: Festschr. zur Jahrhundertfeier der Kgl. Univers. zu Breslau hrsgb. von Th. Siebs].
Jeanroy, *A*. Modèles profanes de Chansons pieuses [In: Romania XL, 84—86].
La Lande de Calan, Vicomte C. de. — L'Elément celtique dans les romans d'aventures. Saint-Brieuc, Prud'homme. 1911. In-8, 40 p. [Extrait des «Mémoires de l'Association bretonne», session de Clisson, 1910].
Langlois, *C. V*. La Vie en France au moyen âge, d'après quelques moralistes du temps. 2e édition. Paris, Hachette et Cie., 1911. In-16, XIX-366 p. 3 fr. 50.
Leach, *H. G*. „De libello Merlini" [In: Mod. Philology VIII, 4. S. 607—610].
Levy, *J*. Musikinstrumente beim Gesang im mittelalterlichen Frankreich auf Grund altfranz. Texte (bis zum 14. Jahrh.) [In: Zs. f. rom. Phil. XXXV, 492—494].
Lunel, *E*. Histoire anecdotique des spectacles, de leurs comédiens et de leur public, par rapport à la Révolution française. Ouvrage

orné d'une planche hors texte. Paris, H. Daragon. In-8, 167 p. [Bibliothèque du Vieux Paris].

Owen, Edw. et *J. L. Weston.* A note on the identification of the „Bleheris" of Wauchier de Denain [In: Revue Celtique XXXII, 1].

Reinhold, J. Über die verschiedenen Fassungen der Bertasage. Halle 1911. 152 S. 8⁰ [Aus: Zs. f. rom. Phil. XXXV, 1. 2].

Thomas, A. Le *Liber Galteri* du Trésor des Chartes [In: Romania XL, 20 f.].

— Remarques sur trois ballades politiques du temps de Charles VI [In: Romania XL, 28—32].

Wallheinke, A. „Vers de le Mort" von Robert le Clerc aus Arras in sprachlichem und inhaltlichem Vergleiche mit Helinands „Vers de la Mort". Dissert. Leipzig 1911. 88 S. 8⁰.

Warren, F. M. The Romance Lyric from the standpoint of antecedent Latin Documents [In: Public. of the Mod. Lang. Assoc. of America XXVI, 2. S. 280—314].

Zingarelli, N. Bel Cavalier e Beatrice di Monferrato [in: Studi ded. a Pio Rajna. S. oben p. 117].

Alecsandri, B. Lettres inédites du poète roumain Basile Alecsandri à Edouard Grenier. Publiées avec une introduction et des notes par Georges Gazier. Paris, H. Champion, 1911. Petit in-8, 82 p. [La France jugée à l'étranger (1855—1885)].

Barton, Francis Brown. Étude sur l'influence de Laurence Sterne en France au dix-huitième siècle. Paris, Hachette et Cie. 3 fr. 50.

Bellanger, J. Les Poètes de la Voulzie. Paris, A. Lemerre, 1910. In-18 jésus, II-328 p. 4 fr.

Brunetière, F. Études sur le XVIIIe siècle. Paris, Hachette et Cie. 3 fr. 50.

Cherbuliez, V. L'idéal romanesque en France de 1610 à 1816. Paris, Hachette et Cie. 3 fr. 50.

Churton Collins, J. Voltaire, Montesquieu et Rousseau en Angleterre. Traduit de l'anglais par *Pierre Deseille.* Paris, Hachette et Cie., 1911. In-16, VIII-255 p. 3 fr. 50.

Dornis, J. Le sentiment religieux dans la poésie française contemporaine [In: Revue des deux mondes 1er juillet 1911].

Edlich, B. Jean-François de la Harpe als Kritiker der französischen Literatur im Zeitalter Ludwigs XIV. nach seinem „Cours de Littérature ancienne et moderne". Dissert. Leipzig, 1910. 73 S. 8⁰.

Friedland. The dramatic unities in England (Continued) [In: The Journal of English and Germanic Philology. X, 2].

Funck-Brentano. La Vision romantique. Voyages de Victor Hugo dans les Alpes et de Gavarni dans les Pyrénées. Conférence. L. Gy. 1910. Petit in-4, 17 p.

Gazier, A. Les victimes de Boileau [In: Rev. des cours et conférences XIX, 18. 19].

Glaser, P. E. Le Mouvement littéraire (Petite Chronique des lettres) (1910). Préface de M. *Henri Lavedan.* Paris, P. Ollendorff, 1911. In-18 jésus, XII-471 p.

Griselle, Eugène, Silhouettes jansénistes et propos de littérature d'art et d'histoire au dix-septième siècle [In: Rev. d'Hist. littér. de la France XVIII, 2 (à suivre)].

Gebhart, E. De Panurge à Sancho Pança. Mélanges de littérature européenne. Paris, Bloud et Cie., 1911. In-16, VIII-323 p.

Koehler, G. Der Dandysmus im französischen Roman des 19. Jahrhunderts. Halle, Niemeyer, 1911 [Beiheft 33 der Zs. f. rom. Phil.].

La Laurencie, L. de. Les pastorales en musique au XVIIe siècle, en France [In: Revue bleue, 29 avril 1911].

Lees, *J.* The anacreontic poetry of Germany in the eighteenth century. Its relation to French and Classic Poetry. Aberdeen, the University Press 1911. VI, 118 S. 8⁰.

Lefranc, *A.* L'Hellénisme et l'Orientalisme en France au début de la Renaissance [In: Revue des cours et conférences XIX, 28].

— La civilisation intellectuelle en France à l'époque de la Renaissance: Leçon d'ouverture. Vue d'ensemble sur les origines de la Renaissance [In: Revue des cours et conférences XIX, 12].

— La société et les arts à la fin du XVe siècle [In: Rev. des cours et conférences XIX, 14].

— L'art à la fin du XVe siècle et au commencement du XVIe. Les grands divisions de la Renaissance [In: Revue des cours et des conférences XIX, 18].

— Les grands rhétoriqueurs [In: Rev. des cours et des conférences XIX, 16].

— Jean Parmentier (fin); La chanson au XVe et au XVIe siècle [In: Rev. des cours et conférences XIX, 22].

— Le théâtre au XVe siècle [In: Rev. des cours et conférences XIX, 26].

— L'œuvre de Lefèvre d'Etaples et d'Erasme [In: Revue des cours et des conférences XIX, 31].

Lintilhac, *Eugène*. La Comédie de la Révolution au Second Empire. T. V et dernier de la première partie de l'Histoire générale du théâtre en France. Paris, E. Flammarion. 3 fr. 50.

Maigron, *L.* Le romantisme et la mode d'après des documents inédits. Paris H. Champion. VIII, 250 S. 8⁰. 10 fr.

Maury, *L.* Figures littéraires. Ecrivains français et étrangers. Paris, Perrin et Cie. 1911. In-16, 362 p.

Morillot, *P.* Le Mélodrame et le Drame populaire [In: Revue des cours et conférences XIX, 28].

Moselly, *E.* George Sand et le roman régionaliste [In: L'Indépendance. Chronique bimensuelle. 15 mai 1911].

Pasini, *J.* Les écoles littéraires en France; L'exotisme dans la littérature française. Forli, L. Bordandini 1911. 46 S. 8⁰.

Pinvert, *L.* Sur l'opinion que le XVIIe siècle a eue du XVIe. Paris, H. Leclerc. 1910. In-8, 24 p.

Pitou, *A.* Les origines du Mélodrame français à la fin du XVIIIe siècle [In: Rev. d'Hist. littér. de la France XVIII, 2].

Seillière, *E.* Les Mystiques du néo-romantisme. Evolution contemporaine de l'appétit mystique. Paris, Plon-Nourrit et Cie. 1911. In-16, XI-391 p. 3 fr. 50.

Thomas, *A. B.* Moore en France. Contribution à l'histoire de la fortune des œuvres de Thomas Moore dans la littérature française, 1819—1830. Paris, H. Champion 1911. XII, 171 S. 8⁰.

Thuasne, *L.* Villon et Rabelais. Notes et commentaires. Paris, Fischbacher. 1911. In-8, VI-469 p. et fac-similé d'autographie. (*Table des Matières*: I. François Villon et Jean de Mun. — II. Rabelais et Villon. — III. Rabelais et le Roman de la Rose. — IV. La lettre de Gargantua à Pantagruel. — V. La lettre de Rabelais à Erasme. — VI. Sur une lettre autographe de Rabelais et un passage de la correspondance d'Erasme rapproché de passages similaires de Rabelais. — VII. Le «Sylvius Ocreatus». — VIII. La Rime chez Villon. — Appendices: I. Les sources du «Diomedès» chez Villon. — II. Notes sur la «Ballade des Dames du temps jadis». — III. Sources d'un passage du Chapitre XII du livre IV de «Pantagruel». — IV. Ame et Asne. — Additions.)

Tilley, *A.* the Composition of the Pléiade [In: Mod. Lang. Rev. VII, 2. S. 212—215].

Visan Tancrède de. L'Attitude du Lyrisme contemporain. Francis Vielé-Griffin — Henri de Régnier — Émile Verhaeren — Maurice

Maeterlinck — Paul Fort — Adrien Mithouard — Robert de Souza — Albert Mockel — Maurice Barrès — André Gide — Novalis — H. Bergson. Paris, Mercure de France. 3 fr. 50.

Volvenel, P. Du rôle de la maladie dans l'inspiration littéraire [In: Mercure de France 16 juillet 1911].

Wendt, G. Pierre Corneille und Jean Rotrou. Ein Beitrag zur Kenntnis ihrer gegenseitigen Beeinflussung. Diss. Leipzig 1910. 93 S. 8⁰.

Woodbridge Benj. M. Romantic tendencies in the novels of the Abbé Prevost [In: Public. of the Mod. Lang. Assoc. of America XXVI, 2. S. 324—332].

b) Einzelne Autoren.

Aneau, Barthélemy, a study in Humanisme (continued) by *J. L. Gerig* [In: Romanic Review II, 2].

Balzac. — Ch. Léger. Le dernier portrait de Balzac. Balzac sur son lit de mort. Reproduction du Pastel d'*Eugène Giraud* (Musée de Besançon). Lettre. Préface de Jules Claretie. in-8⁰, avec portrait. Paris, Boutet & Vérité. 1 fr. 50.

Baudelaire, Charles, intime. Le Poète vierge; par *Nadar.* Déposition. Documents. Notes. Anecdotes. Correspondances. Autographes et Dessins. Le Cénacle. La Fin. Paris, A. Blaizot. 1911. Petit in-8, 149 p.

Bersuire, Pierre. — A. Thomas. Deux documents inédits sur Pierre Bersuire [In: Romania XL 97—100].

Boileau. — N.-M. Bernardin, Boileau (Conférence à l'Odéon) [Revue des cours et conférences XIX, 22].

Bossuet et la Société française sous le règne de Louis XIV. Princes, Courtisans et Favorites. Les Jeunes Filles. Libertins et Beaux Esprits. Les Pauvres et les Humbles; par *E. Longuemare.* Paris, Bloud et Cie. 1910. In-16, 288 p.

Bouchet, G. — S. Rabinowitz. Guillaume Bouchet. Ein Beitrag zur Geschichte der französischen Novelle. Diss. Leipzig 1910. 70 S. 8⁰.

Bouchet, Jean p. A. Lefranc [In: Rev. des cours et conférences XIX, 24].

Chapelain. — A. Gazier. Les victimes de Boileau [In: Rev. des cours et conférences XIX, 18].

Chateaubriand. Interprétation médico-psychologique de son caractère; par le docteur *Evariste Michel.* Paris, Perrin et Cie. 1911. In-16, VII-153 p.

— *G. Chinard.* Chateaubriand en Amérique [In: Mod. Philolog. July 1911. S. 129—150].

Corneille, P. s. oben *Wendt.*

— *Corneille* et son œuvre; par *P. Déroulède.* Paris, Bloud et Cie. 1911. In-16, 96 p. 1 fr.

— *U. Meier.* Beiträge zur Kenntnis Pierre Corneilles vornehmlich in den Jahren von „Mélite" bis zum „Cid" (1629—1637). Progr. Bautzen 1911. 52 S. 4⁰.

— *Mariolle-Pilté.* La Descendance des Corneille [In: La correspondance historique et archéol. 1909—1910, p. 165—195].

Desportes. — H. E. Berthon und *L. E. Kastner.* Suckling and Desportes [In: Mod. Lang. Review VII, 2. S. 221—224].

Dufresny, Charles Rivière, by *E. Fannière* [In: Mod. Lang. Rev. VI, 335—353].

Fénelon. Etudes historiques; par *Eugène Griselle.* Paris, Hachette et Cie. 1911. In-16, 381 p. 3 fr. 50.

Flaubert. — R. Descharmes. Flaubert et ses éditeurs: Michel Lévy et Georges Charpentier [In: Rev. d'Hist. littér. de la France XVIII, 2. S. 364—393 (à suivre)].

— *Descharmes.* Le Musée Flaubert [In: Le Figaro, supplément, 1er juillet 1911].

Gautier. — *R. Lauret.* L'Ame romantique de Théophile Gautier [In: Mercure de France. 16 mai 1911].

— Catalogue des portraits, dessins, autographes et ouvrages imprimés de Théophile Gautier (1811—1872) exposés dans le vestibule d'honneur de la Bibliothèque nationale à l'occasion du centenaire de la naissance du poète; par *F. Cadet de Gassicourt.* Paris, H. Champion. 1911. In-8 à 2 col., 16 p. avec portrait [Extrait de la «Revue des bibliothèques», nos 4-6, avril-juin 1911].

— *É. Faguet.* De l'influence de Théophile Gautier [In: Rev. des deux mondes 15 juillet 1911].

— *Gautier, Théophile,* poète, p. *E. Henrich* [In: Mercure de France. 1er juillet 1911].

Guérin, Maurice de, — *Max Egger.* Maurice de Guérin: Les origines de sa renommée littéraire [In: Rev. d'Hist. littér. de la France XVIII, 2].

Hippolyte de la Morvonnais. Sa vie, ses œuvres, ses idées. Étude sur le romantisme en Bretagne d'après des documents inédits p. Abbé *E. Fleury.* Paris, H. Champion 1911. 588 S. 8⁰.

Hugo, V. s. oben *Funck-Brentano.*

— *Hugo,* poète social; par *Michel Abadie.* Conférence faite au Palmarium-Séraucourt de Bourges, le 21 décembre 1907, avec le concours de R. Joubé, du théâtre de l'Odéon. Bourges, impr. J. Foucher; édité par la Société républicaine des conférences populaires. 1911. In-16, 44 p. 25 cent.

Yver, Jacques — *Prok. M. Haškovec.* Jacques Yver. Přéspevek k dejinám francouzské novelly renaissanční [Separatabdruck aus dem „Sborník filologicky" der k. k. Böhm. Akademie der Wissenschaften in Prag 1910].

La Bruyère et sa famille. Quelques documents nouveaux p. *Ch. Urbain* [In: Rev. d'Hist. littér. de la France XVIII, 2. S. 394—414].

— *A. Duprat.* L'élection de La Bruyère à l'Académie [In: Rev. de Paris XVIIIe N⁰. 11].

La Harpe. — *P. Bonnefon.* Une aventure de la jeunesse de La Harpe. L'affaire des couplets [In: Rev. d'Hist. littér. de la France XVIII, 2. S. 354—363].

Lamartine. — Les Origines et la Jeunesse de Lamartine, 1790—1812; par *Pierre de Lacretelle.* Paris, Hachette et Cie. 1911. In-16, XI-282 p. 3 fr. 50.

Lamennais d'après ses correspondants inconnus (suite) [In: Rev. des question histor. 1er avril 1911].

— *Lamennais* et le Saint-Siège 1820—1834. D'après des Documents inédits et les Archives du Vatican. Paris, Perrin & Cie. 5 fr.

Le Maire de Belges, Jean, p. A. Lefranc [In: Rev. des cours et conférences XIX, 17. 20. 21].

Maintenon, Mme de, infirmière (Documents inédits sur la médecine et les médecins à la Maison royale de Saint-Cyr) (1686—1793); par le docteur *A. Monery.* Poitiers, Société française d'impr. et de libr. Paris, libr. de la même société. 1911. In-8, 20 p. avec grav. et plan [Extrait de la «Chronique médicale», 15 mars 1911].

Marmontel. — *J. H. Robertson.* Lessing and Marmontel [In: Mod. Lang. Review VII, 2. S. 216—218].

Mérimée. — Un post-scriptum sur Mérimée; par *Lucien Pinvert.* Paris, H. Leclerc. 1911. In-8, 91 p. et portrait.

Montaigne. — *Edme. Champion.* La complicité de Montaigne [In: Revue bleue 18 mars 1911].

— *Villey, P.* L'Influence de Montaigne sur les idées pédagogiques de Locke et de Rousseau. Paris, Hachette et Cie. 1911. In-16, XII-270 p.

Montaigne. — *Montaigne* et l'Art militaire; par J. *Revol.* Paris, R. Chapelot et Cie. 1911. In-8, 32 p.
Montesquieu. S. oben p. 122 Churton Collins.
Muret. — *Fr. Delage.* Marc-Antoine de Muret, poète français. Limoges, Ducourtieux et Gout, 1910. 30 S. 8⁰ [Aus: Bull. Soc. arch. du Limousin LX].
Musset, A. de. — *J. Giraud.* Alfred de Musset et trois Romantiques allemands: Hoffmann, Jean-Paul, Henri Heine [In: Rev. d'Hist. littér. de la France XVIII, 2 (à suivre)].
— Les Ancêtres d'Alfred de Musset, d'après des documents inédits; par *Maurice Dumoulin.* Ouvrage orné de 8 grav. et accompagné d'un tableau généalogique. Paris, Emile-Paul. 1911. In-18 jésus, 201 p.
Parmentier, Jean, p. *A. Lefranc* [In: Rev. des cours et conférences XIX, 21. 22].
Rabelais s. oben p. 123 *Thuasne* und p. 116.
— *Rabelais*; par *René Millet.* 3e édition, revue. Paris, Hachette et Cie. 1911. In-16, 208 p. 2 fr. [Les Grands Ecrivains français].
Racine. — S. oben p. 115 *Pereire.*
Roland, Madame. — *M. Conor.* La jeunesse de Madame Roland [In: Revue de Paris XVIII, 13].
Ronsard était-il Roumain? [In: L'Intermédiaire, 26 mai 1911].
— La Condamnation de Ronsard au XVIIe siècle; par *Lucien Pinvert.* Paris, H. Leclerc. 1911. In-8, 28 p.
Rotrou s. oben p. 124 *Wendt.*
Rousseau. S. oben p. 122 *Churton Collins.*
— *E. Faguet.* Vie de R. Paris Soc. franç. d'imprim. 3 fr. 50.
— *Ph. Simon.* Schillers Gedicht „Rousseau" [In: Zs. f. d. deutschen Unterricht XXV 5/6. S. 291—299].
Sand, G. s. oben p. 123 *Moselly.*
— *Sand, George,* botaniste p. *H. Duval* [In: Chronique médicale. 15 avril 1911].
Stendhal (Henry Beyle) von *G. Dinkgraeve* [In: Grenzboten 1911. 11].
Taine, Hippolyte. Sein Leben in Briefen. Hrsg. u. erläutert v. Gust. Mendelssohn-Bartholdy. In 2 Bdn. 799 S. 8⁰. Berlin(-Wilmersdorf), Dr. W. Rothschild, 1911. Mk. 8; in 1 Bd. Mk. 10.
Thomas, A. Un jeune poète rouennais moderne, Albert Thomas (1873—1907). Quelques notes sur lui. Quelques vers de lui; par *Henri Paulme.* Rouen, impr. L. Gy, 1911. In-8, 29 p. avec portrait [Académie des sciences, belles-lettres et arts de Rouen].
Verlaine, P. — *F. A. Cazals* et *G. Le Rouge.* Les derniers jours de Paul Verlaine. Nombreux documents et dessins. Avec une préface de *M. Barrès.* Paris, Mercure de France. 3 fr. 50.
— *J. Lux.* Quelques souvenirs sur Paul Verlaine [In: Revue bleue, 29 avril].
Vigny, Alfred de, à Bordeaux p. *L. de Bordes de Fortage* [In: Actes de l'Académie de Bordeaux].
Villedieu, Mme de. — *Henri E. Chatenet.* Le roman et les romans d'une femme de lettres au dix-septième siècle Mme de Villedieu (1632—1683). Paris, H. Champion, 1911.
Villon. S. oben p. 123 *Thuasne.*
Voltaire. S. oben p. 122 *Churton Collins.*

7. Ausgaben, Erläuterungsschriften, Übersetzungen.

Altfranzösisches Übungsbuch. (Die ältesten Sprachdenkmäler mit einem Anhang.) Zum Gebrauch bei Vorlesungen hrsgb. von *W. Foerster* und *E. Koschwitz.* Mit zwei Steindrucktafeln. Vierte,

vermehrte und verbesserte Auflage, besorgt von *Wendelin Foerster*. Leipzig, O. R. Reisland, 1911.
Meyer, W., aus Speyer. Zwei mittelalt. Lieder in Florenz [in: Studi ded. a Pio Rajna. S. oben p. 117].
Parducci, A. Vecchie canzoni francesi di lontananza [in: Studi ded. a Pio Rajna. S. oben p. 117].
Tales from the Old French, translated by *Isabell Butler*. Boston. Houghton, Mifflin Co. 1910. 265 S. 12⁰.
Vidal, A. Douze comptes consulaires d'Albi du XIVe siècle. T. 2. Toulouse, E. Privat. Paris, A. Picard et fils. 1911. In-8, XXXIX-300 p. 6 fr. [Archives historiques de l'Albigeois. Fascicule 9].

Adam de la Halle. S. oben p. 117 *Helfenbein.*
Aimon de Varennes — *A. Medin* Una redazione italiana del Florimont di Aimont de Varennes [In: Studi ded. a Pio Rajna. S. oben p. 117].
Albertet de Sisteron. — *G. Bertoni.* Una poesia provenzale in francesata [In: Romania XL, 80—84].
Aliscans. S. unten p. 129 *Renouart.*
— *A. Thomas.* Variations sur la dernière strophe d'Aliscans [In: Romania XL, 17—19].
Austorc de Segret. — *A. Jeanroy.* Sur le sirventés historique d'Austorc de Segret [In: Annales du Midi XXIII, 198—201].
Die *Bataille d'Arleschant* des altfranzösischen Prosaromans Guillaume d'Orange. Eine Quellenuntersuchung mit kritischem Text von *Fritz Reuter.* Halle, M. Niemeyer, 1911. 162 S. 8⁰.
Berte au grand pied. Vgl. oben p. 121 u. 122 *Faral* und *Reinhold.*
Bertran de Born ou Rigaut de Barbezieux? p. *G. Bertoni* [In: Annales du Midi XXIII, S. 201—203] (Es handelt sich um die Autorschaft des *planh* „*Si tuit li dol elh plor elh marrimen*").
Bueve de Hantone. — Der festländische Bueve de Hantone, Fassung I, nach alten Handschriften mit Einleitung, Anmerkungen und Glossar zum ersten Male herausgegeben von *Albert Stimming.* Dresden 1911 [Gesellschaft für rom. Literatur. Bd. 25].
— *Laura A. Hibbard.* The Nibelungenlied and Sir Beves of Hampton [In: Mod. Lang. Notes XXVI, 5. S. 159 f.].
The *Carmen de prodicione Guenonis* translated into English, with textual notes by *Arthur Livingston* [In: Romanic Review II, 1].
Chevalier au Cygne. — *Maria Einstein.* Beiträge zur Überlieferung des Chevalier au Cygne und der Enfances Godefroi [In: Rom. Forsch. XXIX, 3].
Coutumes de Montsaunès p. p. *S. Mondon* [In: Rev. de Comminges XXV (1910), S. 303—311, 360—367, 377—384 (à suivre)].
Débat des Hérauts d'armes. — *A. Thomas.* Un ms. oublié, un ms. perdu, un ms. prétendu du *Débat des Hérauts d'armes* [In: Romania XL, 32—37].
le *Dit du boudin* p. p. *P. Meyer* [In: Romania XL, 76—80).
Enfances Guillaume. — *H. Theuring.* Die Prosafassung der „Enfances Guillaume" [In: Rom. Forsch. XXIX, 3].
Enfances Godefroi. S. oben *Chevalier au Cygne.*
Esperdut. — G. Bertoni. Noterelle provenzali [In: Rev. d. l. rom. LIV, 70 ff.].
Florimon. S. oben Aimon de Varennes.
Gauceran de Saint-Didier s. unten p. 128 *Guillem de S.-D.*
La *Grande Charte* de Saint-Gaudens p. p. *S. Mondon* [In: Revue de Comminges XXV (1910), S. 1—248].
Guilhem Figueira. — *G. Bertoni.* Un serventese di Guilhem Figueira [In: Zs. f. rom. Phil. XXXV, 489—491].

Guillem de Saint-Didier. — *C. Fabre.* Notes sur les troubadours Guillem et Gauceran de Saint-Didier [In: Annales du Midi XXIII, p. 161—179].

Helinand. S. oben p. 122 *Wallheinke.*

Huon d'Auvergne. — *Fr. Mainone.* Laut- und Formenlehre in der Berliner franko-venezianischen Chanson de geste von Huon d'Auvergne (Erster Teil: Reimprüfung und Lautlehre). Greifswalder Dissertation 1911. 56 S. 8⁰.

— *E. Stengel.* Karl Martels Entführung in die Hölle und Wilhelm Capets Wahl zu seinem Nachfolger. Stelle aus der Chanson von Huon d'Auvergne nach der Berliner Hs. [in: Stud. ded. a Pio Rajna S. oben p. 117].

Jardin (le) de plaisance et Fleur de rhétorique. Reproduction en facsimilé de l'édition publiée par Antoine Vérard vers 1501. Paris, Firmin-Didot et Cie., 1910. Grand in-8 non paginé [Société des anciens textes français].

Jean de Meun s. unten p. 129 *Rosenroman.*

Kristian von Troyes. — *Wilhelm von England* (Guillaume d'Angleterre). Ein Abenteuerroman. Textausgabe mit Einleitung hrsgb. von *Wendelin Foerster.* Halle a. S., Max Niemeyer, 1911 [Romanische Bibliothek No. 20. Preis: 2,40 Mk.].

— *W. Foerster.* Die Verfasserfrage des Kristianschen Wilhelm von England [In: Zs. f. rom. Phil. XXXV, 470—485].

— Chrétiens „Yvain“ von *Arthur C. L. Brown* [In: Mod. Philology. July 1911. S. 109—128].

— *W. W. Comfort.* Vita Nova: 41 and Cligés 5815 ff. [In: Romanic Review II, 2].

— *V. Crescini.* Per le canzoni di Chrétien de Troies [in: Studi ded. a Pio Rajna. S. oben p. 117].

Lancelot. — Prosaroman, der altfranzösische, v. Lancelot del lac. I. branche: La reïne as granz dolors. Versuch e. krit. Ausgabe nach allen bekannten Handschriften v. *Gerh. Bräuner.* XI, 59 S. m. 3 Taf. 1911. Mk. 3 [Beiträge, Marburger, zur romanischen Philologie. Hrsgb. v. Eduard Wechssler. gr. 8⁰. Marburg, A. Ebel. 2. Heft].

Marcabru. — *G. Bertoni.* Noterelle provenzali: Un «comyat» di Marcabru attribuito à Uc Catola? [In: Rev. d. l. rom. LIV, 67 ff.].

Merlin. S. oben p. 121 *Leach.*

Mystère de la Passion. — L'Epicier du mystère de la Passion publié par Achille Jubinal; par le docteur *Paul Dorveaux.* Paris, H. Champion, 1911. In-8, 12 p. [Bibliothèque historique de la «France médicale»].

Ogier. — *Barry Cerf.* The Franco-Italian Chevalerie Ogier [Reprinted from Modern Philologie, Vol. VIII, Nos. 2, 3 and 4, October 1910. January and April 1911].

Paiens de Maisieres. — La Mule sanz Frain. An Arthurian Romance by *Paiens de Maisieres*, edited with Introduction, Notes and Glossary by *Raymond Thompson Hill.* Yale University Dissertation. Baltimore, J. H. Furst Co. 1911. 69 pp.

Percevel. S. oben p. 121 *Griffith.*

Peregrinatio Aetheriae. — *Edm. Weigand.* Zur Datierung der Peregrinatio Aetheriae [In: Byzant. Zeitschrift XX½, S. 1—26].

Philippe de Thaon. — *P. Meyer.* Fragment du *Comput* de Philippe de Thaon [In: Romania XL, p. 70—76].

Raimon Vidal. — *A. Thomas.* La *Chace aus Mesdisans* de Raimon Vidal [In: Romania XL, 27—28].

Renard. — *L. Willems Az.* Reinaerdiana (V—IX) [In: Tijdschrift voor nederlandsche Taal- en Letterkunde XXX, S. 193—238].

Renouart. — *H. M. Evers.* Notes on Renoart [In: Romanic Review II, 2].
Richeut. — *Irville C. Lecompte.* On the text of Richeut [In: Romanic Review II, 1].
Rigaut de Barbezieux s. oben *Bertran de Born.*
Robert le Clerc. S. oben p. 122 *Wallheinke.*
Der *Roman de toute chevalerie* des Thomas von Kent in seinem Verhältnis zu seinen Quellen von *Johanna Weynand.* Bonner Dissert. Bonn 1911.
Rosenroman. — *Stanley Leman Galpin.* Influence of the Mediæval Christian Visions on Jean de Meun's Notions of Hell [In: Romanic Review II, 1].
Salomon et Marcoul. Vgl. oben p. 121 *Faral.*
Thomas von Cantimpré. — Liber de monstruosis hominibus Orientis aus Thomas von Cantimpré: De natura rerum. Erstausgabe aus der Bilderhandschrift der Breslauer Stadtbibliothek nebst zwei Seiten Facsimile von Dr. *Alfons Hilka.* Breslau 1911. Trewendt & Granier.
Tristan. S. oben p. 121 *Gorra.*
— *G. Schoepperle.* Sur un vers de la *Folie Tristan* de Berne [In: Romania XL, 86—88].
Les *Trois Bossus*, d'après le Fabliau, du trouvère Durand (XIII[e] siècle); par *Jean Ott.* Dessins de Widhopff. Limoges, impr. Perrette. Paris, édition de «l'Hexagramme», 4, rue Lamarck. 1911. In-16, p. 63.
Uc Catola. S. oben *Marcabru.*
Uc de Saint Circ. — *A. Jeanroy* et *J. J. Salverda de Grave.* Quatre chansons du troubadour Uc de Saint Circ [In: Studi ded. a Pio Rajna. S. oben p. 117].
Vie de Saint Edouard. — S. oben p. 115 *P. Meyer.*
Wace. Vgl. oben p. 118 *Rechnitz.*

Poètes (les) de la Pléiade. Pontus de Thyard. Joachim du Bellay. Rémy Belleau. Etienne Jodelle. J. A. de Baïf. Pièces choisies. Paris, J. Gillequin et Cie. In-16, 208 p. [Tous les chefs-d'œuvre de la littérature française].

Balzac, Honoré de. Menschliche Komödie. 8⁰. Leipzig, Insel-Verlag. Jeder Bd. 4 Mk. 16. Kleinere Erzählungen. (Übers. v. Hedw. Lachmann u. Arth. Schurig.) 441 S. 1911.
— Cäsar Birotteau. (Das Leben e. Pariser Kaufmanns an der Wende des 18. Jahrh.) Übers. v. Arth. Schurig. 323 S. 8⁰. Leipzig, Insel-Verlag, 1911. 4 Mk.
— Philosophische Erzählungen. Übers. v. Gisela Etzel. 409 S. 8⁰. Leipzig, Insel-Verlag, 1910. 4 Mk.
— Le Chef-d'œuvre inconnu. Illustrations de Frédéric Bourdin. Bois en couleurs par E. Florian. Paris, Maurice Glomeau, 1911. In-8, 40 p. 10 fr.
— Œuvres. Le Père Goriot. Paris, A. Lemerre, 1911. Petit in-12, 397 p. 6 fr.
Baudelaire, Charles. Die Vorhölle. Eine lyr. Nachlese. Berechtigte Ausg. Unter Mitwirkung v. Heinr. Horvat hrsg. v. Erich Oesterheld. 2. Taus. 97 S. 16⁰. Berlin, Oesterheld & Co., 1911. 1 Mk.
Béranger. — *P. Bonnefon.* Lettres de Béranger à Victor Cousin [Revue bleue, 29 avril, 6 mai 1911].
Bernardin de Saint-Pierre. — Une lettre inédite de B. de St. Pierre p. p. *M. Souriau* [In: Rev. d'Hist. littér. de la Fr. XVIII, 2. S. 419 f.].

Boileau. — *A. Gazier.* L'Art poétique de Boileau [In: Rev. des cours et conférences XIX, 26. 27. 30].
— *A. Gazier.* Les Epîtres de Boileau [In: Rev. des cours et conférences XIX, 23. 24. 25].
— *A. Gazier.* Les satires de Boileau [In: Rev. des cours et des conférences XIX, 13. 15. 17].
Bossuet. — *Griselle, E.* Bossuet et Fénelon. L'Edition de leur correspondance. Paris, H. Leclerc. 1910. In-8, 123 p. [Extrait du «Bulletin du bibliophile»].
Calvin, Jean. Institution de la religion chrestienne. Texte de la première édition française (1541) réinprimé sous la direction de *Abel Lefranc* p. H. Chatelain et Jacques Pannier. 2 fascic. Paris, H. Champion, 1911. Prix: 25 francs.
Chateaubriand. — Pages choisies. La Correspondance. Les Premiers Essais. Les Chefs-d'œuvre. Les Ecrits de la Restauration. Les Dernières Œuvres. Les «Mémoires d'outre-tombe». Avec une introduction, des notices et des notes par Victor Giraud. Paris, Hachette et Cie., 1911. In-16, XXII-328 p. 3 fr. 50.
Collin d'Harleville. Théâtre. Le Vieux Célibataire, suivi de: Monsieur de Crac dans son petit castel. Paris, libr. de la Bibliothèque nationale, 5, rue Montesquieu, 1911. Petit in-16, 192 p. 25 cent [Bibliothèque nationale. Collection des meilleurs auteurs anciens et modernes, n⁰ 149. Le Vieux Célibataire, comédie en cinq actes et en vers. Représentée pour la première fois par les comédiens français en 1792. Monsieur de Crac dans son petit castel, comédie en un acte et en vers, avec un divertissement. Représentée pour la première fois par les comédiens français, le 4 mars 1791].
Coppée, Fr. Lettres à sa mère et à sa sœur (1869—1873) p. *J. Monval* [In: Rev. des deux mondes 15 juillet 1911].
Cousin. — L'Arrestation de Victor Cousin en Allemagne (1824—1825); par *Charles Bréville.* Paris, éditions de la «Nouvelle Revue», 80, rue Taitbout, 1910. In-8, 55 p. [Extrait de la «Nouvelle Revue»].
Cyrano de Bergerac. — *Fr. Lachèvre.* L'édition originale de l'*Histoire comique ou voyage dans la Lune* de Cyrano de Bergerac [In: Bulletin du bibliophile et du bibliothécaire. Janv. 1911].
— *L. Desaivre.* Les Écrivains français et les traditions populaires II [In: Rev. des traditions populaires XXVI, 2].
Dancourt. S. oben p. 120 *Brütting.*
Daudet. — Les Idées morales et littéraires d'Alphonse Daudet d'après ses œuvres; par *Gino A. Ratti.* «Master of Arts», de Middlebury College (Vermont, Etats-Unis, Amérique). Thèse pour le doctorat d'Université présentée à la Faculté des lettres de l'Université de Grenoble. Grenoble, impr. J. L. Aubert, 5, rue des Dauphins, 1911. In-8, 184 p.
— *Fr. Meyer.* Les Amoureuses von Alphonse Daudet, metrisch übersetzt. Programm Lübeck 1911. 54 S. 8⁰.
Du Bellay. — Poésies diverses de J. du Bellay (Tome IV de ses œuvres complètes) [In: Rev. de la Renaissance Janv.-avril 1911].
Dumas fils. — S. oben p. 120 *Hörner.*
Epigrammes françaises (XVIe au XIXe siècle) choisies et annotées; par *Maurice Allem.* Paris, A. Fayard. In-16, X-367 p. 1 fr. 50.
Fénelon. S. oben Bossuet.
Flaubert, G. Œuvres complètes. Correspondance. 5e série: Lettres à sa nièce Caroline. Paris, L. Conard, 1910. In-8, 582 p. 8 fr.
— *A. Coleman.* Influence of English literature on Flaubert before 1851 [In: Mod. Lang. Notes XXVI, 5].
Fléchier. — Œuvres choisies. Introduction et notes, par *Henri Brémond.* Paris, Bloud et Cie., 1911. In 16, 128 p. [Chefs-d'œuvre de la littérature religieuse. Science et Religion, nos 608—609].

Girardin, Mme de. Œuvres choisies, avec notices biographiques et commentaires, par *Mlle M. Vaudouer*, 40 illustrations d'après les documents de l'époque. Paris, Alcide Picard, 1911. Grand in-8, 328 p. 4 fr. 50 [Collection Picard. Bibliothèque d'éducation littéraire].

Guérin, Eugénie de. — Comte de Colleville. Un cahier inédit du Journal d'Eugénie de Guérin. Paris, Mercure de France. 2 fr.

Heredia, J.-M. — R. Thauziès. Etude sur les sources de J.-M. Heredia dans le sonnet des Trophées [In: Rev. d. l. rom. LIV, 37—66].

Hippolyte de la Morvonnais. Œuvres choisies. Poésie et prose avec des notes explicatives p. p. Abbé *E. Fleury*. Paris, H. Champion, 1911. 150 S. 8⁰.

Hugo, V. — R. Dumesnil. L'origine de deux livres des „Miserables“ [In: Mercure de France 1er mai 1911].

La Fontaine. — Une lettre de La Fontaine [In: Rev. d'Hist. littér. de la France XVIII, 2. S. 443—445].

Lamartine lecteur de Delille p. *L. Delaruelle* [In: Rev. d'Hist. littér. de la France XVIII, 2. S. 417 f.].

Leconte de Lisle. S. oben p. 120 *Whiteley*.

Le Sage. Théâtre. Turcaret. Crispin rival de son maître. La Tontine. Ouvrage précédé d'une notice sur l'auteur. Paris, Garnier frères, 1911. In-18 jésus, 347 p.

Marivaux. Œuvres choisies. T. 2: les Fausses Confidences. Le Legs. Paris, N. Camus, 1911. Petit in-16, 160 p. 25 cent [Bibliothèque nationale. Collection des meilleurs auteurs anciens et modernes. N⁰. 156].

Mérimée. — Rick, Carl. Die Novellen des Prosper Mérimée. S. 21—41. [Mitteilungen der literarhistorischen Gesellschaft Bonn unter dem Vorsitz von Prof. Berth. Litzmann. 6. Jahrg. 1911. gr. 8⁰. Bonn, F. Cohen. Jedes Heft 75 Pf.]

— «La Guzla» de Prosper Mérimée. Etude d'histoire romantique; par *Voyslav M. Yovanovitch.* Préface de M. *Augustin Filon.* Paris, Hachette et Cie., 1911. In-8, XVI-566 p. et portrait. 12 fr.

Molière. Œuvres complètes. T. 2. Coulommiers, impr. P. Brodard. Paris, Hachette et Cie., 1911. In-16, 508 p. 1 fr. 25.

— *A. Counson.* La critique d'Alceste [In: Rev. d'Hist. littér. de la France XVIII, 2. S. 335—353].

— *Olaf Homén.* Zur Komik Molières [In: Neuphil. Mitteil. 65—82].

— *Molière's* Meisterwerke. Deutsch v. Ludw. Fulda. 5., verm. Aufl. 2 Bde. 390 u. 403 S. 8⁰. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf., 1911. 8 Mk.

— *Molière* in deutscher Sprache. Übers. v. Otto Hauser, Udo Gaede u. Erich Meyer. 1. Bd. XX, 320 S. 8⁰. Berlin-Schöneberg, A. Duncker Verlag, 1911. 4 Mk.

Montaigne. Les Essais. T. 1er; t. 2. Paris, J. Gillequin et Cie. 2 vol. in-16. T. 1er, 210 p.; t. 2, 202 p. [Tous les chefs-d'œuvre de la littérature française].

Musset, A. de. Le Chandelier. Louison. Don Paez. Souvenir. Conseils à une Parisienne. Mimi Pinson, etc. Paris, N. Camus, 1910. Petit in-16, 192 p. 25 cent [Bibliothèque nationale. Collection des meilleurs auteurs anciens et modernes. N⁰ 349].

— Poésies nouvelles, 1836—1852. Paris, Larousse. Petit in-8, 192 p. avec 1 grav. 1 fr.

Pascal. — A. Apitzsch. Essai sur les Pensées de Pascal. Les fragments posthumes et l'Apologie, philosophie de Pascal. Progr. Neustettin 1911. 31. S. 4⁰.

Prevost. — S. oben p. 124 *Woodbridge.*
— Lettres à Françoise. Illustrations d'Albert Guillaume. Paris, A. Lemerre, 1910. In-18 jésus, 393 p. avec grav. 3 fr. 50 [Collection de romans illustrés].
— *Prévost, Marcel.* Vom Weiblichen überall. (Feminités.) Aus dem Franz. v. *F. Gräfin zu Reventlow.* IV, 203 S. 8⁰. München, A. Langen, 1911. 3 Mk.

Rabelais, F. Œuvres. T. 5 et dernier. Paris, libr. de la Bibliothèque nationale, 5, rue Montesquieu, 1911. Petit in-16, 191 p. 25 cent [Bibliothèque nationale. Collection des meilleurs auteurs anciens et modernes, n⁰ 140].
— *P.-P. Plan.* Une réimpression ignorée du Pantagruel de Dresde [In: Rev. de la Renaissance Janv.-avril 1911. S. 18—38].

Roland, Mme. Mémoires de Mme Roland. T. 4 et dernier. Paris, N. Camus, 1910. Petit in-16, 189 p. 25 cent [Bibliothèque nationale. Collection des meilleurs auteurs anciens et modernes. N⁰ 87].

Rousseau, J.-J. S. oben p. 115 *Annales.*
— *A. Stierli.* De l'influence des „Pensées sur l'Education“ (1693) de John Locke sur l'„Emile“ (1762) de J.-J. Rousseau, dans le domaine de l'éducation intellectuelle. Dissert. Bern 1911. 95 S. 8⁰.
— Emile, ou de l'Education. T. 1er et 2. Paris, E. Flammarion, 1911. 2 vol. T. 1er, 351 p.; t. 2, 333 p. Le volume, 95 cent [Les meilleurs auteurs classiques français et étrangers].
— Les Rêveries du promeneur solitaire en dix promenades. (Ouvrage faisant suite aux Confessions.) Paris, libr. de la Bibliothèque nationale, 5, passage Montesquieu, 1910. Petit in-16, 192 p. 25 cent [Bibliothèque nationale. Collection des meilleurs auteurs anciens et modernes, n⁰ 344].
— Œuvres complètes. T. 5: la Nouvelle Héloïse (suite et fin). Théâtre. Opuscules politiques; t. 8: les Confessions (1er partie). Paris, Hachette et Cie., 1911. 2 vol. in-16. T. 5, 360 p.; t. 8, 396 p. Chaque volume, 1 fr. 25 [Les Principaux Ecrivains français].
— Morceaux choisis. Avec une introduction et des notes par *Daniel Mornet.* Paris, H. Didier. Toulouse, E. Privat. In-16, 375 p. avec grav. 2 fr. 50 [La Littérature française illustrée].
— *Rousseau's* Bekenntnisse in ihrer ersten Fassung von *Ludwig Geiger* [In: Deutsche Rundschau, Juni 1911. S. 403—413].

Sandeau, Jules. Lettres inédites à Emile Regnault [In: Le Gaulois 25 mars 1911].

Scarron. Le Roman comique. T. 1er. Paris, libr. de la Bibliothèque nationale, 5, rue Montesquieu, 1911. Petit in-16, 192 p. 25 cent [Bibliothèqne nationale. Collection des meilleurs auteurs anciens et modernes, n⁰ 94].

Scribe, E. Théâtre choisi, précédé d'une notice biographique et littéraire par Marcel Charlot. Paris, C. Delagrave, 1911. In-18, 512 p. avec 1 portrait. 3 fr. 50 [«Collection Pallas»].
— *M. Kaufmann.* Zur Technik der Komödien von Eugène Scribe. Diss. Königsberg 1911. 81 S. 8⁰.

Senancour. — *P. Barth.* Die Naturschilderung in Senancours Obermann. Tübinger Diss. 1911. 86 S. 8⁰.

Sévigné, Mme de. Pages choisies des grands écrivains. Mme de Sévigné. Avec une introduction et des notes par René Doumic et L. Levrault. Paris, A. Colin, 1911. In-16, 416 p. 3 fr. 50 [Lectures littéraires].

Saint-Simon. Mémoires. Nouvelle édition collationnée sur le manuscrit autographe, augmentée des additions de Saint-Simon au Journal de Dangeau et de notes et appendices, par A. de Boislisle. Avec la collaboration de L. Lecestre et de J. de Boislisle. T. 23. Paris, Hachette et Cie., 1911. In-8, 619 p. 7 fr. 50 [Les Grands Ecrivains

de la France. Nouvelles éditions publiées sous la direction de M. Ad. Regnier, membre de l'Institut].

Taine. — *K. Marcard*. Taines Milieutheorie im Zusammenhang mit ihren erkenntnistheoretischen Grundlagen. Diss. Kiel 1910. 71 S. 8⁰.

Vigny, Alfred de. — *A. Desvoges*. Deux lettres inédites d'Alfred de Vigny [In: Bulletin du bibliophile et du bibliothécaire. Mars 1911].

— *M. Jonglard*. Sur une source de «La maison du berger» [In: Rev. d'Hist. littér. de la France XVIII, 2, S. 441 ff.].

— *R. Ortiz*. Un' imitazione rumena dal Gessner e dal De Vigny [in: Studi ded. a Pio Rajna. S. oben p. 117].

Voltaire. Lettres à MM. de Florian p. *F. Caussy* [In: Revue bleue 1er avril 1911].

— Œuvres complètes. T. 18. Paris, Hachette et Cie., 1911. In-16, 462 p. 1 fr. 25.

— *L. Delaruelle*. Note sur une lettre de Voltaire [In: Rev. d'Hist. littér. de la France XVIII, 2. S. 415 f.].

— Romans. Notice et annotations par *H. Legrand*. T. 1er; t. 2. 3e mille. Paris, Larousse. 2 vol. petit in-8. T. 1er, 216 p. avec 3 grav. hors texte; t. 2, 224 p. avec 3 grav. hors texte. Chaque tome, 1 fr.

— Briefwechsel Friedrichs des Großen mit Voltaire. Hrsg. von *R. Koser* und *H. Droysen*. III. Teil: Briefwechsel König Friedrichs 1753 bis 1778. Leipzig 1911. Hirzel [Publikationen aus den kgl. preuß. Staatsarchiven, 86 Bd.].

8. Geschichte und Theorie des Unterrichts.

Die *amtlichen Änderungen in der französischen Grammatik*. Erlaß des franz. Ministers vom 25. Juli 1910 und Rundschreiben des franz. Ministers vom 28. Sept. 1910. Deutsche Übersetzung des vollständigen Textes des Ministerialerlasses . . . Berlin-Schöneberg, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung.

Bezard, J. De la méthode littéraire, journal d'un professure dans une classe de première. Paris, Vuibert, 1911. In-16, 742 p.

Geyer, L. Der französische Aufsatz. Ein Wegweiser für Studierende, Lehrer und Lehrerinnen der neueren Sprachen. Leipzig, G. Freytag. Wien, F. Tempsky, 1911. Preis 80 Pf. = 1 K.

Kröher, Paul. Universitäts- u. Ferienkurse f. Ausländer in Frankreich, Belgien u. der Schweiz. 36 S. 8⁰. Dresden, C. Winter, 1911. 50 Pf.

Meyn, L. Französische Wortfamilien für den Unterricht zusammengestellt. Progr. Hamburg 1911. 19 S. 8⁰.

Ulrix, E. La réforme de l'enseignement grammatical français. Huy, H. Mignolet, 1911 [Premier Congrès National des œuvres intellectuelles de lu langue française. Bruxelles, 3—5 sept. 1910].

Voretzsch, K. Das neuphilologische Studium [In: Zur Einführung in das akademische Leben an der Universität Kiel, hrsgb. vom Präsidium der Kieler Freien Studentenschaft. 4. Ausgabe. Sommer-Semester 1911. Kiel, W. G. Mühlau].

Winkler. Stand der Unterrichtsreform im Französischen an den deutschen Oberrealschulen Österreichs [In: Zs. f. franz. u. engl. Unterricht X, 3].

9. Lehrmittel für den französischen Unterricht.

a) Grammatiken, Übungsbücher etc.

Abrégé de grammaire française, ou Extrait de la grammaire française. Approuvé par le conseil de l'instruction publique; par Une réunion de professeurs. Paris, Ve C. Poussielgue, et chez les principaux

libr. In-18, 76 p. [Collection d'ouvrages classiques rédigés en cours gradués, conformément aux programmes officiels].

Baconnet, G. et *C. Grillet.* Exercices français pour toutes les classes. Lyon, E. Vitte. Paris, libr. de la même maison. 1911. In-18 jésus, 361 p. avec grav.

Banderet, Paul. Recueil de thèmes. I. Partie du maître. 68 S. Berne 11. Bern, A. Francke. 1,50 Mk.

— Grammaire française à l'usage des écoles normales et de lycées. VIII, 210 S. 8°. Bern, A. Francke, 1911. 2,40 Mk.

Bergmann, Martha. Idiomes. [Gallicismes—Germanismes.] Spracheigenheiten (die jeder lernen kann und muß). Französisch-Deutsch. 2. Tl. 55 S. 8°. Magdeburg, K. Peters, 1911. Geb. 1 Mk.

Bierbaum, Jul. Lehrbuch der französischen Sprache nach der analytisch-direkten Methode. Neue Bearbeitg. 3 Tle. 8°. Leipzig, Roßbergsche Verlagsbuchh. geb. in Leinw. 7,20 Mk. 1. Tl. X, 125 S. mit Abbildgn. 1910. 1.60 Mk. — II. Tl. IX, 171 S. 1910. 2.00 Mk. — III. Tl. X, 280 S. u. 16 S. mit Abbildgn., 1 farb. Karte u. 1 farb. Plan. 1911. 3,60 Mk.

Boerner, Otto. Lehrbuch der französischen Sprache f. höhere Mädchenschulen. Nach den preuß. Bestimmgn. f. das höhere Mädchenschulwesen vom 18. 8. 1908 völlig neu bearb. von Margar. Mittell. Boerners franz. Unterrichtswerk. IV. Tl. Kl. IV. Mit 8 farb. Taf., 3 Plänen u. Karten sowie 1 Münztaf. VI, 232 S. 8°. Leipzig, B. G. Teubner, 1911. geb. 2,40 Mk.

Buchners Lehrmittel f. den französischen Unterricht. Übungsbuch f. die Unterstufe. Ausg. D f. Realgymnasien v. *Albr. Reum.* 5., durchgesehene Aufl. V, 175 S. gr. 8°. Bamberg, C. C. Buchners Verl. 1911. 2,20 Mk.

Carl, L. Französische Wortfamilien e. Hilfsmittel zur leichteren Erlernung von Wörtern. 2. verm. Aufl. 24 S. gr. 8°. Dresden, H. Hackarath, 1911. 0,40 Mk.

Dubislav, Geo., u. *Paul Boek.* Methodischer Lehrgang der französischen Sprache f. Mittelschulen. Nach den Bestimmgn. üb. die Neuordng. des Mittelschulwesens in Preußen vom 3. 2. 1910 bearb. 8 Tle. 8°. Berlin, Weidmann, 1911. geb. 15,20 Mk.

Ducotterd's Lehr- u. Lesebuch der französischen Sprache. Vollständig neu bearb. v. *J. Stehling.* Tl. I, 2. 4., der Neubearbeitg. 1. Aufl. VI, 157 S. m. Abbildgn. u. 3 Taf. 8°. Frankfurt a. M., M. Diesterweg, 1911. 1,60 Mk.

Gaßmeyer, M., u. *A. Wagner.* Französische Hausübungen m. Schlüssel zum Selbststudium. II. Unregelmäßige Formenlehre. 1. Tl. Das unregelmäß. Zeitwort. III, 103 u. 87 S. gr. 8°. Leipzig, Dr. Seele & Co., 1911. 1,80 Mk.

Heyne, Paul. Französisches Französisch. Über den treffend richt., formvollendeten Ausdruck in der französ. Sprache u. üb. den belg. Sprachgebrauch. IV, 264 S. kl. 8°. Freiburg i. B., J. Bielefelds Verl., 1911. 3,00 Mk.

Kehr, Jos., u. *van Moll.* Lehrgang der französischen Sprache f. Knaben- u. Mädchenschulen. 8°. Bielefeld, Velhagen & Klasing. 2. Tl. Französisches Lesebuch f. die Klassen III, II, I. XXVI, 322 S. m. Abbildgn. u. 1 farb. Kartentafel. 1911. 2,80 Mk. 3. Tl. Lehrbuch der französischen Sprache. XII, 253 S. 1911. 2,20 Mk.

Keller, E. Cours élémentaire de langue française à l'usage des écoles secondaires de la Suisse allemande, basé sur la méthode directe. 1. partie. Ouvrage illustré par E. Henziross. XVI, 240 S. 8°. Berne 1911. Bern, Stämpfli & Co. 2,40 Mk.

Kittkewitz, Geo. L'apprenti. Französisches Lehrbuch f. Handels-, Gewerbe-, Bürger- u. kaufmänn. Fortbildungsschulen. Ausg. A in

2 Tln. II. Tl. 3. Aufl. 264 S. m. 5 Plänen im Text u. 2 farb. Karten. 8⁰. Leipzig, F. Hirt & Sohn, 1911. 2,50 Mk.

Kühn, K., R. Diehl, W. Schwarzhaupt u. *G. Jung*. Lehrbuch der französischen Sprache f. Mittelschulen. Ausg. B in 1 Bd. XXII, 248 S. m. Abbildgn. 8⁰. Bielefeld, Velhagen & Klasing, 1911. 2,50 Mk.

Larousse, P. Grammaire lexicologique 1er année. Livre du maître. Paris, Larousse. In-12, 396 p. 2 fr. [Méthode lexicologique Larousse].

Le Roy, G. La Diction française par les textes. Paris, P. Delaplane. 1911. In-16, XXVIII-255 p.

Mager, Adf. u. *Henri Bornecque*. Lehrbuch der französischen Sprache für Realschulen, Realgymnasien u. verwandte höhere Lehranstalten. Auch m. französ. Titel. Mittelstufe. Mit 13 Abbildgn. u. 1 Plan von Paris. 258 S. 8⁰. Wien, F. Tempsky, 1911. geb. 3,90 Mk.

Menges, Otto. Materialien f. französische Vorträge u. Sprechübungen nebst e. kurzen Literaturgeschichte u. e. Phraseologie m. Synomymik. Für den Gebrauch in Schulen, wie auch zum Selbstunterricht. VII, 118 S. gr. 8⁰. Halle, H. Gesenius, 1911. 1,40 Mk.

Metzger, Fr. u. *O. Ganzmann*. Lehrbuch der französischen Sprache auf Grundlage der Handlung u. des Erlebnisses. Unter Mitwirkg. von Oberl. K. Martin. Mit Zeichngn. v. Hellm. Eichrodt. Ausg. B. Für Bürger-, Töchterschulen, Mittelschulen u. erweiterte Volksschulen. I. Stufe f. das 1. u. 2. Jahr. 7., umgearb. Aufl. XII, 171 S. 8⁰. Berlin, Reuther & Reichard, 1911. 0,80 Mk.

Orell Füssli's Bildersaal für den Sprachenunterricht. Kommentar zum 8. Heft. Aufsätze für den Unterricht in der französischen Sprache von *G. Egli*. Fragensammlung und ausgeführte Beispiele in französischer Sprache von *Ch. A. Rossé*. 2. Aufl. Zürich, Orell Füssli.

Pichon, J. E. Premières leçons de vocabulaire et d'élocution. Méthode directe pour l'enseignement des langues vivantes. 143 S. m. Abbildgn. u. 1 farb. Taf. 8⁰. Freiburg i. B., J. Bielefeld, 1911. 2,00 Mk.

Revue, La, franco-allemande de Paris. Organe d'enseignement et de rapprochement intellectuel. Deutsch-französisches Lehr- u. Unterhaltungsblatt. Illustrierte Halbmonatsschrift. In französ. u. deutscher Sprache. 1. Jahrg. Mai 1911—April 1912. 24 Nrn. Nr. 1. 31. V. 16 S. m. Abbildgn.) Lex. 8⁰. Paris, Rue de Trévise 43, Administration. 6,00 Mk.

Rossé, A. — Orell Füsslis Bildersaal für den Sprachenunterricht. Kommentar zum 8. Heft. Aufsätze für den Unterricht in der französ. Sprache von *G. Egli*. Fragensammlung und ausgeführte Beispiele in franz. Sprache von *Ch. Albert Rossé*. 2. Aufl. Zürich, Orell Füssli.

Schaefer, Curt. Französische Sprachlehre f. 6- u. 7stufige Lehranstalten u. zum Privatgebrauch. Sonderausg. der Grammatik des 3. Tls. des „Lehrgangs f. den französ. Unterricht". VIII, 155 S. 8⁰. Berlin, Winckelmann & Söhne, 1911. 1,60 Mk.

Schellens, J. — Konjugation der französischen Verba. Auszug aus dem am 1. September 1911 erscheinenden Langenscheidtschen Taschenwörterbuch *Französisch*. Berlin-Schöneberg, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung.

Übungsbibliothek, französische. kl. 8⁰. Dresden, L. Ehlermann. Nr. 24. Iffland, A. W.: Die Hagestolzen. Lustspiel. Zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Französische, bearb. von Handelsschuloberl. Handelshochschuldoz. Dr. A. Snyckers. 136 S. 1911. 1,80 Mk.

b) Literaturgeschichte, Schulausgaben, Lesebücher.

Dannheisser, Ernst. Abrégé d'histoire de la littérature française. A l'usage des éceles. II, 48 S. 8⁰. Stuttgart, F. Lehmann, 1911. 1,20 Mk.

Gebert, W. Précis historique de la littérature française. 5. éd. revue et corrigée. VIII, 277 S. 8⁰. Leipzig, F. Brandstetter, 1911. 3,60 Mk.

Anthologie classique des écrivains français publiée sous la direction de *Gauthier Ferrières*, lauréat de l'Académie française. T. 1er: Prose XIXe siècle. 43 portraits dont 8 hors texte, 38 autographes; t. 2: Poésie XIXe siècle. 44 portraits dont 6 hors texte, 38 autographes. Paris, Larousse. 2 vol. in-8. T. 1er, 296 p.; t. 2, 272 p. Chaque volume, cartonné, 2 fr.

Auteurs français. Wörterbuch. 8⁰. Trier, J. Lintz. XIX. Kriegsgeschichten. Ausgewählt u. erklärt von F. J. Wershoven. 36 S. 1911. 0,20 Mk. — XX. *Flaubert, Gust.* Un coeur simple. Noce Normande. Voyage en Bretagne. Hrsg. u. erklärt von F. J. Wershoven. 80 S. 1911. 0,80 Mk. — XXI. Comédies par Molière, Brueys, Marivaux, Picard, Musset. Hrsg. v. F. J. Wershoven. 138 S. 1911. 1,30 Mk.

Baudrillard, J. et *Kuhn.* — «Lisons!» Leçons de lecture et de langage à l'usage des écoles primaires et des classes préparatoires de l'enseignement secondaire. Cours élémentaire, 2e degré, 110 récits gradués à lire et à expliquer, 32 récitations à apprendre par cœur, nombreux exercices d'orthographe et d'élocution. Paris, F. Nathan. 1911. In-16, 256 p. avec 200 dessins originaux de Firmin Bouisset, 1 fr. 10.

Bibliothèque française. kl. 8⁰. Dresden, G. Kühtmann. 93 Band. Sand, Geo. La petite fadette. Für den Schulgebrauch hrsg. von Prof. Dr. Fr. Wevel. Mit Anmerkgn., Fragen u. Wörterbuch. IV, 147, 17, 25 u. 42 S. 1911. 1,40 Mk.

Bornecque, Henri et *Benno Röttgers.* Recueil de morceaux choisis d'auteurs français. Livre de lecture consacré plus spécialement au XIXme siècle et destiné à l'enseignement inductif de la littérature française moderne et contemporaine. 3. éd., revue et corrigée. XXIV, 615 S. 8⁰. Berlin, Weidmann, 1911. 5,40 Mk. — dasselbe. Édition en 3 parties. 8⁰. Ebd. 1911. Ebenda. je 2,00 Mk.

Bouchor, M. et *J. Tiersot.* Cinquante chants populaires pour les écoles. Notation usuelle et notation chiffrée. Extraits des trois séries des chants populaires. Paris, Hachette et Cie. 1 fr.

Buffon, de. Le Buffon de nos petits. Nombreuses illustrations. Poitiers, Société française d'impr. et de libr. Paris, libr. de la même société. Petit in-8, 108 p.

Diesterwegs neusprachliche Reformausgaben, hrsg. von Max Frdr. Mann. Neue Aufl. 8⁰. Frankfurt a. M., M. Diesterweg. 6. Au bruit du canon. Récits et nouvelles (1793—1815). Annotés par Proff. A. Robert-Dumas et Ch. Robert Dumas. 2. éd. VIII, 52 u. 54 S. 1911. 1,20 Mk.; Ausg. ohne annotations geb. 1,00 Mk.

Enderlein, Emil u. *Camille Cury.* „En France". Methodisches Lehrbuch der französ. Sprache f. höhere Mädchenschulen. Auf Grund der Bestimmgn. zur Neuordng. des höheren Mädchenschulwesens vom J. 1908 bearb. I. Tl. 7. u. 6. Klasse. XI, 208 S. 8⁰. Leipzig, Quelle & Meyer. 1911. 1,80 Mk.

Hartmann's, *Mart.*, Schulausgaben französischer Schriftsteller. Neue Aufl. kl. 8⁰. Niederlößnitz, Dr. P. Stolte. Nr. 12. La Fontaine. Ausgewählte Fabeln. Mit Einleitg. u. Anmerkgn. hrsg. v. Max Frdr. Mann. 3. verb. Aufl. 4.—6. Taus. XXIII, 52 u. 77 S. 1911. 1,00 Mk.

Michaud. Influence et résultats des croisades. Für den Schulgebrauch hrsg. von Oberrealschull. *Jäde.* 76 S. 8⁰. Leipzig, G. Freytag. — Wien, F. Tempsky. 1911. 1,00 Mk. Wörterbuch. 17 S. 0,30 Mk.

Prosateurs français. Ausg. A. m. Anmerkgn. zum Schulgebrauch unter dem Text. Ausg. B m. Anmerkgn. in e. Anh. kl. 8⁰. Bielefeld, Velhagen & Klasing. 186. Lfg. Malin, Henri. Un collégien de Paris en 1870. Mit Anmerkgn. zum Schulgebrauch hrsg. von Frdr. Weyel. Mit 1 farb. Karte von Paris. Ausg. B. VI, 126 und 25 S. 1911. 1,20 Mk.; Wörterbuch, 46 S., 0,20 Mk. — 187. Lfg. Mairet, Jeanne. La petite princesse. Mit Anmerkgn. zum Schulgebrauch hrsg. von H. Brandt. Autoris. Ausg. Ausg. B. IV, 94 u. 13 S. 1911. 0,90 Mk.; Wörterbuch, 53 S., 0,30 Mk.

Reformbibliothek, neusprachliche. Hrsg. B. Hubert u. R. Kron. 8⁰. Leipzig, Roßbergsche Verlagsbuchh. 32. Bd. Sand, George. La mare au diable. Annotée par Dr. Rich. Kahle. IV, 82 u. 51 S. 1911. 1,50 Mk.

Schulbibliothek französischer u. englischer Prosaschriften aus der neueren Zeit. Mit besond. Berücksicht. der Fordergn. der neuen Lehrpläne hrsg. v. L. Bahlsen u. J. Hengesbach. I. Abtlg.: Franz. Schriften. Neue Aufl. 8⁰. 8⁰. Berlin, Weidmann. 3. Bändchen. d'Hérisson, Le Comte. Journal d'un officier d'ordonnance. Im Auszuge u. m. Anmerkgn. zum Schulgebrauch hrsg. v. Prof. Dr. J. Hengesbach. Mit 1 Karte von Paris u. Umgegend. 5. durchgeseh. Aufl. XII, 136 S. 1911. 1,60 Mk. — 20. Bändchen. Coppée, François: Oeuvres. Prosa u. poet. Erzählgn., sowie Dramatisches. Ausgewählt, m. Biographie, Anmerkgn. u. Wörterbuch zum Schulgebrauch hrsg. v. Prof. Dr. Karl Sachs. 4. durchges. Aufl. v. Dr. J. Hengesbach. XX, 120 S. m. Bildnis. 1910. 1,20 Mk. 38. Bdchn. Wershoven, F. J., u. O. Kühnhagen. Au lycée. Erzählungen aus dem französ. Schulleben. Für den Schulgebrauch ausgewählt u. erklärt. 3. Aufl. V, 87 S. 1911. 1 Mk.; Wörterbuch. 2. Aufl. 50 S. 1911. 40 Pf.

— dasselbe. Wörterbücher. 8⁰. Ebd. 12. Bdchn. Bruno, G. Francinet. Vorbereitungen u. Wörterbuch v. Realsch.-Ob.-Lehr. H. Bretscheinder. 2. Aufl. 66 S. 1911. 60 Pf. 31. Bdchn. Orateurs français. Französisch-deutsches Wörterbuch, zusammengestellt v. Rud. Schöning. 2. Aufl. 24 S. 1911. 25 Pf. 33. Bdchn. Maîtres conteurs. Wörterbuch, zusammengestellt v. Ob.-Lehr. Prof. W. Peters. 4. Aufl. 64 S. 1911. 60 Pf.

Textausgaben französischer u. englischer Schriftsteller f. den Schulgebrauch. Hrsg. unter Red. v. Prof. Osc. Schmager. kl. 8⁰. Dresden, G. Kühtmann. 14. Bd. Sarrazin, Jos. Vict. Poésies françaises, recueillies à l'usage des écoles allemandes. 3. Aufl. VIII, 122 S. 1911. Geb. 1 Mk. 28. Bd. Wershoven, F. J. La France. Lectures géographiques. Ausgewählt u. bearb. 2., verb. Aufl. VII, 200 S. m. 46 Abbildgn. u. 2 Karten. 1911. Geb. 2 Mk.

— dasselbe. (Neue Aufl.) Wörterbuch. kl. 8⁰. Ebd. 11. Bd. Souvestre, Émile. Le chevrier de Lorraine. Wörterbuch v. G. Erzgraeber. 2. Aufl. 31 S. 1911. 25 Pf.

— dasselbe. Einsprachige (Reform-)Ausg. kl. 8⁰. Ebd. No. 7. Wershoven, F. J., et J. Jouchoux. L'éloquence française depuis la révolution jusqu'à nos jours. Éd. classique publiée avec des notices et des notes. VII, 135 u. 30 S. 1910. 1,40 Mk.

Referate und Rezensionen.

Manitius, Max. *Geschichte der lateinischen Literatur des Mittelalters.* Erster Teil. Von Justinian bis zur Mitte des zehnten Jahrhunderts. [Handbuch der klassischen Altertumwissenschaft hgg. v. Dr. Iwan von Müller, IX. Bd., 2. Abteilung, 1. Teil.] München, C. H. Beck-sche Verlagsbuchhandlung, 1911. XIII + 766 pages, in-8⁰.

L'usage de donner le nom d'*Histoire de la littérature* à tout ouvrage traitant de la production littéraire d'un pays ou d'une époque déterminés explique le titre d'*Histoire de la littérature latine au moyen âge* que M. Manitius a choisi pour son livre. Ce livre n'est pas en effet une histoire de la littérature au sens propre du mot. C'est une histoire des écrivains et des œuvres du moyen âge latin, je veux dire un recueil de notices sur ces écrivains et ces œuvres, qui renseigne abondamment sur les uns et les autres, mais qui ne contient presque rien qui puisse aider le lecteur à comprendre le développement historique de la littérature latine au moyen âge. Cette remarque n'implique aucune critique. Le livre de M. Manitius est un ouvrage de référence, et il est assez naturel que l'étude historique des faits littéraires y tienne moins de place que leur énumération.

La valeur d'un ouvrage de ce genre dépend en première ligne de la qualité de la documentation de l'auteur. Celle de M. Manitius semble être puisée aux bonnes sources. M. C. Weymann a publié, à la vérité, une longue liste des remarques destinées à compléter ou à corriger les indications de l'auteur (*Histor. Jahrbuch*, XXXII, p. 331 et suiv.), mais les défaillances qu'il constate, pour nombreuses qu'elles soient, ne paraissent pas devoir modifier l'impression favorable que produit le livre.

La seconde qualité d'un ouvrage de référence, c'est d'être complet ou du moins de ne pas présenter d'omissions graves. Sous ce rapport, le livre de M. Manitius laisse peut-être un peu à désirer. On est en particulier surpris que „la plupart (!) des hymnes (et des séquences) anonymes“ en soient exclues sous

prétexte que „cette poésie religieuse puise presque tout dans les Ecritures et que la masse écrasante de cette production si souvent monotone aurait dépassé les limites d'un ouvrage général sur la littérature" (p. VII). Comme si toute la littérature médiévale n'était pas „souvent monotone", et comme si l'inspiration biblique était un motif d'exclusion! Il serait à souhaiter que dans le second volume l'auteur ne se laissât pas guider par ces considérations et qu'il fît une place plus large à la poésie religieuse.

Cette réserve faite sur le plan de l'ouvrage, M. Manitius me paraît s'être acquitté fort bien de sa tâche. Ce premier volume contient cent-vingt-six notices. On voit par là que la nouvelle *Histoire de la littérature latine au M. A.* est plus détaillée que le *Précis* de M. Groeber; elle est d'autre part plus critique que l'*Histoire* d'Ebert. Aussi est-elle appelée à rendre de grands services aux travailleurs.

Le tableau chronologique et l'index qui terminent le volume sont très utiles. L'index est très copieux et rend les recherches aisées. Par contre, la manière dont M. Manitius se prend pour indiquer les travaux qu'il utilise est assez déplaisante. Il faut parfois de longues investigations pour découvrir le titre de l'ouvrage auquel l'auteur se réfère. Dans la notice consacrée à Notker le Bègue, p. ex., on expose, à la p. 362, en s'appuyant sur les conclusions de Dom Morin, que *Musica enchiriadis* n'est pas de Notker, mais d'Oger de Werden. L'indication bibliographique manque. Ce n'est qu'à la p. 367 qu'on nous dira que „*der Aufsatz von Morin steht Rev. Bénéd. 12, 394.*" Dans la même notice on allègue, à la p. 359, l'opinion de M. M. Zeumer et Zeppelin, dont les ouvrages ne sont cités que dans une note de la p. 363, où personne ne s'avisera d'aller les chercher. La commodité du livre souffre beaucoup de ces négligences qui ne sont pas rares.

Paris. JEAN ACHER.

Brenet, Michel. *Musique et Musiciens de la Vieille France. Les Musiciens de Philippe le Hardi. — Ockeghem. — Mauduit. — Origines de la Musique descriptive.* Paris, F. Alcan, 1911. 249 pages in-16.

M. Brenet a réuni en volume quatre études d'archéologie musicale qu'il nous suffira de passer rapidement en revue ici.

Les musiciens de Philippe le Hardi. C'est un relevé de renseignements que fournissent sur les musiciens les *Inventaires mobiliers et extraits des comptes des ducs de Bourgogne de la maison de Valois* publiés par B. et H. Prost.

Jean de Ockeghem. Notes pour servir à la biographie de ce musicien célèbre et catalogue de son œuvre.

Essai sur les origines de la musique descriptive. Ce mémoire serait mieux intitulé *Essai sur la musique vocale imitative au XVIe siècle, principalement chez Clément Jannequin*, car c'est de ce sujet qu'on nous y entretient. Les quelques pages où il est traité des origines du genre ne sont qu'un hors-d'œuvre, assez mal venu d'ailleurs. Le précieux passage sur les *cacie* qu'on lit dans le petit traité anonyme du XIVe siècle édité par M. Debenedetti (*Studi medievali*, II, p. 79), l'important article que M. Novati a publié sous le titre *Per l'origine e la storia delle Cacce* (*Stud. med.*, II, p. 303 et suiv.), la chanson *Se je chant mains que ne suel* (éd. p. M. Paul Meyer, *Bull. Soc. Anc. Textes Fr.*, XXXIV, p. 55; cf. F. Novati, *Studi mediev.*, III, p. 145), qui est la plus ancienne chanson de chasse conservée, le refrain de la célèbre aube *Gaite de la tor* du Chansonnier de S. Germain, qui est, je crois, le plus ancien exemple français de musique imitative: rien de tout cela n'est venu à la connaissance de M. Brenet, qui se borne à compiler les indications que donnent sur la matière les ouvrages généraux et à broder sur le „sentiment de la nature" au moyen âge.[1])

Jacques Mauduit. Réimpression de la notice du P. Mersenne sur ce collaborateur musical de Baïf, suivie de quelques renseignements sur les relations de Baïf avec les musiciens et du catalogue complet des enfants et des petits-enfants de Jacques Mauduit.

Paris. JEAN ACHER.

Bartsch, Karl. *Chrestomathie de l'ancien français (VIIIe—XVe siècles)* accompagnée d'une grammaire et d'un glossaire. Neuvième et *dixième* édition, entièrement revue et corrigée par Leo Wiese. Leipzig, F. C. W. Vogel, 1910; XII u. 543 Seiten gr. 8⁰, 14 Mk.

Der ungewöhnlich rasche Absatz der neunten, von Leo Wiese besorgten Auflage von Karl Bartsch's altbewährter *Chrestomathie de l'ancien français* ist schon an sich ein Beweis dafür, daß durch die gediegene Arbeit des Herausgebers ein vorhandenes

---

[1]) P. 99, M. Brenet croit que le plus ancien exemple d'imitation du chant du rossignol est du XVe siècle seulement. M. Beck a pourtant signalé le dessein ornemental sur la dernière syllabe du premier vers de la chanson *Can lo rossinhols el fulhos* de Jaufré Rudel qui est tout à fait imitatif (*Musique des Troubadours*, p. 68). — Dans les *Melodien der Troubadours*, n⁰ 58, p. 117, M. Beck a transcrit la chanson *En mai quant li rossignolez* de Colin Muset, qui peut passer pour le premier „paysage musical" qu'on ait composé en France et qu'il ne fallait pas omettre de citer.

Bedürfnis voll befriedigt und die notwendig gewordene Ausfeilung, Abrundung und Ergänzung der älteren Auflagen erreicht worden ist.

In der *Préface à la neuvième édition* gibt der Herausg. selbst die hauptsächlichsten Umformungen an, die er durchzuführen beabsichtigte. Über diese äußeren Fragen hat die Kritik nicht zu richten, insofern die für die einzelnen Punkte angegebenen Motive stichhaltig und die vom Herausg. selbst gesteckten Grenzen tatsächlich erreicht sind.

Die Neubearbeitung betrifft in erster Linie das Glossar, das einer gründlichen Revision unterzogen werden mußte, und zwar sowohl in rein äußerlicher Form, da die Seitenverweise infolge der von einer Auflage zur andern vorgenommenen Änderungen nicht mehr stimmten, als auch ganz besonders in bezug auf die lexikalische Interpretation. In seiner neuen Form enthält es auf den 177 Seiten, die es umfaßt, ein ziemlich vollständiges und durchaus zuverlässiges Repertorium des altfranzösischen Sprachschatzes, das dem Studierenden auch zu weiteren Zwecken Dienste leisten kann.

Große Sorgfalt ist in der neuen Auflage auf die Herstellung der Texte verwendet worden, die im ganzen eine gründliche Nachprüfung, wesentliche Erweiterung und kritische Sichtung der Lesarten erfahren haben. Auch für diesen Punkt rechtfertigt sich der Herausg. in seiner Vorrede. Die Auswahl und die Reihenfolge der Stücke ist dieselbe geblieben, wie in den früheren Auflagen. Dem mehrseits ausgesprochenen Wunsche einer chronologischen und stofflichen Anordnung derselben, wie sie Bartsch in seiner *Chrestomathie provençale* von Anfang her eingeführt hatte, hat Herausg. dadurch Folge geleistet, daß er als Anhang in einem *Tableau chronologique* (S. 534 ss.) die einzelnen Stücke in der zeitlichen Aufeinanderfolge verzeichnet und dann (S. 537 ss.) noch eine *Table des matières par ordre des genres* beigibt. Somit ist auf einfachem Wege erreicht, was ohne eine vollständige Um- und Neueinrichtung der Verweise für die Grammatik und das ganze Glossar nicht zustande zu bringen war. Die Ausmerzungen und Berichtigungen, die allmählich und mühsam, von einer Auflage zur andern erzielt worden sind, wären bei solch einer Neuordnung von vorn anzufangen gewesen. In ihrer jetzigen Form dürfte die Chrestomathie allen Ansprüchen gewachsen sein; es ist zu wünschen, daß die Verweise und Belege in zukünftigen Auflagen nicht wiederum geändert werden und daß so ein allgemein empfundener Mangel der früheren Auflagen endgültig beseitigt bleibt.

Paris. J.-B. Beck.

The Oak Book of Southampton of a. D. 1300 transcribed und edited from the unique Ms. in the Audit House with Translation, Introduction, Notes etc. by *P. Studer* M. A. Professor of French and German at Hartley University College Southampton. Vol. I including the Anglo-French Ordinances of the ancient Guild Merchant of Southampton. Southampton Cox and Shaurland 1910 8° XIIII u. 160 S. (Publication of the Southampton Record Society.)

Die wunderliche Bezeichnung *oak-book* rührt daher, daß das Buch in *oak covers of different sizes* gebunden ist. Der hintere Deckel ist bedeutend länger und hat ein Loch, *through which the clerk could put his thumb, so as to get a firm grasp of the book when he had to read its contents in public meetings.* Früher wurde das Buch „*Paxbreade*" genannt. Es enthält *the old rules and ordinances of the good town of Southampton* ... Solche *Costumaries* englischer Kommunen sind nur wenige erhalten. Diese haben, da sie in ihren älteren Bestandteilen meist in dem sogenannten „*Law-French*", der entartetsten Form des Anglo-Normannischen, abgefaßt sind, auch für den Romanisten Interesse, wenn auch naturgemäß ihr reicher kulturhistorischer Inhalt hauptsächlich nur den Anglisten angeht. Der vorliegende Band enthält nur die ersten 4 Kapitel, welche bis Bl. 20 a der Hs. reichen. Davon ist das vierte bei weitem das längste und wertvollste und bildet mit Kapitel 5 den ca. 1300 verfaßten Grundstock des Buches. Es ist ganz französisch. „*Many of the articles*", bemerkt der Herausgeber S. X seiner Einleitung, „*are of much greater antiquity still, and take us back to the twelfth, or possibly even the eleventh century*". Eine genauere Erörterung über die Sprache des Textes hat sich der Herausgeber für einen späteren Band vorbehalten. Jetzt bietet er nur eine recht sorgfältige Wiedergabe der Hs. mit gegenüberstehender englischer Übersetzung unter Beifügung der Lesungen früherer meist recht ungenauer Drucke von Kap. 4, sowie erläuternder Anmerkungen. In der englischen Übersetzung sind mir hier und da Ungenauigkeiten aufgefallen, so fehlt z. B. in Abs. 9 der Satz *e riens ne dorra por son siege* in der englischen Übersetzung gänzlich, während die im Appendix A mitgeteilten älteren Übertragungen von W. Overey (1473) und John Speed (1770) dafür bieten: *and he shall geve nothinge for his place* und *and shall pay nothing for his Seat.* Abs. 20 lautet: *Et nul ne deit achater miel, ne seym, ne seil de Araunk, ne nule manere de Oyle, ne moeles, ne quirs fres, ne nule manere de peaus fresches, for le Gildein.* Hier übersetzt St. *moeles* in Übereinstimmung mit Overey und Speed mit *mill-stones*, hält es also für neufranz. *meule*, was gar nicht hinpaßt; es ist doch einfach neufr. *moelle* 'Mark'. Die Einleitung beschäftigt sich außer mit der Beschreibung des

Oak-book's mit dem Ursprung der Merchant Guild in Southampton, mit ihrer *supremacy* im Ende des 13. Jhrs. und mit der Abfassungszeit der erhaltenen *Guild Ordinances.* Dem Bande ist ein leider stark verkleinertes Facsimile in Photographiedruck von Bl. 13b und 14a beigegeben. Der zweite Band und ein Supplement sind soeben erschienen. Sie werden später besprochen werden.

E. Stengel.

Hilka, Alfons. *Der Zauberer Neptanabus nach einem bisher unbekannten Erfurter Text.* Sonderabdruck aus der Festschrift zur Jahrhundertfeier der Königlichen Universität zu Breslau, im Namen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde herausgegeben von Theodor Siebs. Breslau, Kommissionsverlag von M. und H. Markus, 1911. S. 188—198.

A. Hilka, dem die Erforschung des Alexanderromans schon manchen schönen Beitrag verdankt, veröffentlicht einen neuen lateinischen romanhaften Alexandertext aus einer Erfurter Handschrift (Qu. 12), die zwischen 1447—1467 geschrieben ist. Der lateinische Text behandelt, im ganzen inhaltlich der Darstellung des griechischen Textes des sog. Ps.-Kallisthenes folgend, die Geschichte des Nektanebos, Alexanders Geburt und Jugend bis zur Thronbesteigung, entspricht also ungefähr dem griechischen Text von Ps.-Kall. I, 1—24, kürzt jedoch gelegentlich, indem er vor allem capp. 13, 16, 18—23 ganz oder fast ganz wegläßt. An andern Stellen fügt der Text einiges, jedoch für den Gang der Erzählung unwesentliches, hinzu oder ändert, gleichfalls in unwesentlichen Dingen. Zum Schluß wird die Aufforderung hinzugefügt, wer mehr wissen wolle, *legat Galterum in Allexandreidos qui sic incipit: Primus Aristotiles etc.*, also das Epos des Walter von Châtillon. Damit ist als terminus post quem für unsern Text in dieser Fassung rund 1180 gegeben, terminus ante quem ist das Datum der Handschrift. Auch innerhalb des Traktats hat Hilka eine Beeinflussung seitens des Walter nachgewiesen.

Bei derartigen Texten des abendländischen Mittelalters, die der Darstellung des Ps.-Kallisthenes folgen, ist entweder die Möglichkeit vorhanden, daß Leo oder Valerius die Vermittlerrolle spielten, oder es ist eine mehr unterirdische Zuleitung anzunehmen, die entweder auf dem östlichen Wege durch Vermittlung einer slavischen Sprache oder auf dem westlichen durch das Medium des Arabischen und Spanischen hindurch denkbar ist, oder aber man muß einen direkten Zusammenhang mit dem antiken Stoff annehmen. Leo oder Valerius als Vermittler abzulehnen ist nur dann rätlich, wenn sich über diese hinaus Ähnlichkeiten eines Textes mit dem antiken Material oder mit orientalischen Fassungen ergeben oder wenn sonst irgend welche

wesentlichen Abweichungen von der Vulgata auffallen. Beides ist aber bei unserm Text nicht der Fall, wenn auch zuzugeben ist, daß der Verfasser frei mit der Überlieferung umging. Erwähnenswert ist besonders die Änderung, daß Nektanebos nicht als Schlange sondern als Widder erscheint. Dies ist aber in der Erzählung des Ps.-Kallisthenes und Valerius begründet, wonach der Zauberer sich ein Widderfell umwirft: *indutus pelle arietis* sagt Hilkas Text; *vellus scilicet arietis quam mollissimum una cum cornibus* heißt es bei Valerius und kurz vorher: *temporibus tamen atque fronte arietis cornibus asperatum.* So erscheint er der Olympias und ebenso auch im Traum dem Philippus nach Hilkas Text, während nach Valerius König Philipp den Gott sieht *arietis cornibus insignitum.* Später beim Gastmahl kommt nach dem Erfurter Text Nektanebos wieder als Widder anstatt als Schlange wie bei Valerius. Hierin möchte ich also eine selbständige Änderung des Verfassers erblicken, veranlaßt durch die Darstellung des Valerius. Von einer zweiten Abweichung, den Wunderzeichen bei Alexanders Geburt, hat Hilka bereits in Walter von Châtillon die Quelle aufgewiesen. Wenn weiterhin der Zauberer von einem felsigen Berg herabgestürzt wird, so kann man außer den Stellen, die Hilka bereits anführt, noch auf die ähnliche Darstellung bei dem Münchner Johann Hartlieb und bei Hans Sachs verweisen. Alle übrigen Änderungen sind so geringfügig, daß an eine primäre Quelle als Vorlage, d. h. an einen direkten Zusammenhang mit einer antiken Überlieferung nicht gedacht zu werden braucht.

So haben wir denn einen frühestens um 1200 entstandenen Text vor uns, eine Art *Enfances Alixandre*, frei erzählt in Anlehnung an die Vulgata; und zwar läßt sich eine Beeinflussung seitens des Valerius und der interpolierten Historia de preliis nachweisen; dazu werden verschiedene Einzelzüge als Reminiszenzen an ähnliche Darstellungen eingeflochten. Der Zweck ist offenbar der, die Darstellung des Walter von Châtillon, bei dem bekanntlich, weil er auf Curtius zurückgeht, die Nektanebos-Geschichte fehlt, zu ergänzen. Daher bricht der Text mit der Thronbesteigung ab, indem er für das folgende auf Walter verweist. Ganz ähnlich liegen die Verhältnisse etwa bei Jakob von Maerland und Ulrich von Eschenbach im 13. Jahrhundert, die, beide auf Walter von Châtillon zurückgehend, die bei diesem fehlende Nektanebos-Episode aus anderer Quelle beifügen. Und ebenso handelte der Bearbeiter des Lamprecht'schen Alexander, der die fehlende Episode aus der Historia de preliis ergänzte: Daher fehlt die Episode in der Straßburger und Vorauer Handschrift ebenso wie in der Quelle des Lamprecht, bei Alberich von Besançon; sie findet sich aber in der Basler Bearbeitung des deutschen Gedichts. Denn bei derartigen Texten muß man sich daran erinnern, daß sogar die Abschreiber stets bald größere

bald kleinere Änderungen einführten, so daß fast jede Handschrift eine neue „Rezension" bietet.

Zu betrachten ist noch der Schluß unseres Textes, wo ein Vers zitiert wird, den Alexander über sich gesprochen habe: *Ortus et occasus, aquilo mihi servit et auster.* Woher der Vers in letzter Linie stammt, ist mir unbekannt. Ich finde ihn in der sog. Rezension J 3 der Historia de preliis (z. B. fol. 34 v des Straßburger Druckes von 1489), wonach Alexander diesen Vers in Babylon auf seine Krone schreiben läßt. Die Fassung J 3 stammt nicht, wie Ausfeld noch glaubte, aus sehr später Zeit, sondern wurde um 1236 bereits von Quilichinus in seinem noch unpublizierten Alexander-Epos benützt. Bei Quilichinus findet sich der Vers gleichfalls (fol. 84 v in einer Heidelberger Handschrift). Die direkte Quelle unseres Textes hierfür wird sich schwer angeben lassen. Doch ist zu beachten, daß er wie Quilichinus (und wie auch einige andere Bearbeitungen, die Hilka anführt) die Namensform Neptanabus gibt.

Jedes neue Stück vom Trümmerhaufen der Alexandertradition, das aus dem Dunkel der Bibliotheken heraus ans Tageslicht tritt, — und noch Unzähliges führt so ein verborgenes Dasein in den Handschriften — hat Anrecht auf Beachtung, und der Forscher, der Neues aus den Handschriften erschließt, wird immer Dank finden. Und so nehmen wir auch Hilkas neuen Text dankbar zu seinen früheren schönen Publikationen hinzu. Im vorstehenden habe ich versucht, dem Text seine Stellung in der übrigen Alexanderliteratur zu geben; doch möchte ich demgegenüber noch ausdrücklich auf Hilkas Einleitung hinweisen, der die Stellung etwas anders auffaßt und der Ansicht ist, daß dem Text möglicherweise quellengeschichtliche Bedeutung zukommt.

Heidelberg. FRIEDRICH PFISTER.

Liber de monstruosis hominibus Orientis aus Thomas von Cantimpré, De natura rerum. Erstausgabe aus der Bilderhandschrift der Breslauer Stadtbibliothek nebst zwei Seiten Facsimile von Dr. Alfons Hilka. (Sonderabdruck aus der Festschrift des schlesischen Philologenvereins zum 100 jährigen Jubiläum der Universität Breslau.) Breslau 1911. 15 S.

Aus dem bisher noch unedierten Werk des in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts schreibenden Thomas Cantipratensis *de natura rerum* publiziert Hilka das dritte Buch *de monstruosis hominibus* aus einer illustrierten Breslauer Handschrift, die um

die Wende des 13. Jahrhunderts geschrieben ist. Da ich über diesen Abschnitt des Thomas und sein Verhältnis zum Alexanderroman und überhaupt zur Alexandertradition gleichzeitig in der Berliner philolog. Wochenschrift handle (vgl. auch Wochenschrift für klass. Philologie 1911, S. 1155), begnüge ich mich mit einer kurzen Anzeige der äußerst willkommenen Publikation. Hilka ediert den Text, indem er fortlaufend in den Anmerkungen die Parallelstellen aus Plinius, Solinus, Isidorus, dem Liber monstrorum, dem Liber de rebus in Oriente mirabilibus, Honorius und Jacobus de Vitriaco, welche als direkte und indirekte Quellen des Thomas hier in Betracht kommen, angibt, dazu den aus Thomas schöpfenden Vincens von Beauvais, ferner den auf Honorius beruhenden Gervasius von Tilbury und die Gesta Romanorum heranzieht. Der größte Teil des Stückes ist wörtlich dem Jacques de Vitry entnommen; der Schlußteil stammt offenbar aus einem dem Liber monstrorum ähnlichen Text, als dessen Verfasser sich vielleicht noch der im 7. Jahrhundert lebende Aldhelmus von Malmesbury (vgl. über ihn jetzt Manitius, Gesch. der latein. Lit. des Mittelalters I, 134 ff.) nachweisen läßt. Auch die Alexandertradition spielt in dieser Sphäre eine große Rolle, indem sich einmal ergibt, daß große Stücke ihr entnommen sind, andererseits aber auch Teile, die ursprünglich mit Alexander nichts zu tun hatten, in seinen Sagenkreis gezogen wurden, ein Vorgang, den soeben J. Ruska, Untersuchungen über das Steinbuch des Aristoteles (Habilitationsschrift Heidelberg 1911) S. 6 ff. auch für das parallele Gebiet der Steinsagen festgestellt hat. In der Einleitung orientiert Hilka über das Wichtigste; die weitreichenden Aufsätze von O. Doberentz, Zeitschr. f. deutsche Philol. XII (1881) und XIII (1882) hätten noch angeführt werden können. — Wie verlautet, soll jetzt das ganze Werk des Thomas einen Herausgeber gefunden haben; auf jeden Fall ist Hilkas Vorarbeit zu begrüßen.

Heidelberg. FRIEDRICH PFISTER.

Calvin, Jean. *Institution de la Religion Chrestienne.* Texte de la première édition française (1541) réimprimé sous la direction de Abel Lefranc par Henri Chatelain et Jacques Pannier. 1911. 2 voll. 8°. 841 p. Paris, Librairie Honoré Champion. 25 frcs.

Über die Bedeutung von Calvins *Institutio* ist kein Wort zu verlieren. Allerdings, wenn Lefranc (*Introduction* I, 1*) sie hinsichtlich der Popularität sogar über Luthers Kleinen Katechismus stellen zu wollen scheint, so irrt er; aber ihre außerordentliche Geltung steht (theologisch wie literarisch angesehen) fest.

Für die kirchen- und theologiegeschichtlichen Studien wird der lateinische Text als der ursprüngliche immer maßgebend sein; neben ihm aber hat der französische seinen hohen literarischen Wert; kann ihn doch Lefranc mit Recht als *un des plus nobles et des plus parfaits chefs-d'œuvre de notre littérature* bezeichnen. Es ist unter diesen Umständen fast merkwürdig, daß die wissenschaftliche Forschung sich bisher mit der Ausgabe im *Corpus Reformatorum*, Band 3 (1865) begnügt hat. Ihre Herausgeber hatten den Text der Ausgabe Genf 1560 zugrunde gelegt. Gewiß nicht ohne manche guten Gründe. Namentlich schien es ihnen vorteilhaft, lieber den späteren stark erweiterten Text abzudrucken und seine Abweichungen von den früheren Ausgaben zu notieren, als den Text der ältesten französischen Übersetzung zugrunde zu legen und etwa die Erweiterungen am Rande hinzuzufügen. Aber dabei kam der früheste Text (1541) stark ins Hintertreffen. Wer sich nach dem *Corp. Ref.* über ihn unterrichten wollte, mußte ihn sich höchst mühsam aus Text und Notizen selber konstruieren. Angesichts dieser Tatsache bedarf das Unternehmen eines Abdrucks des Textes von 1541 keiner Rechtfertigung; was Lefranc (S. 52* ff.) zu diesem Thema sagt, ist jedenfalls vollkommen überzeugend. Die Arbeit, die hier fertig vorliegt, ist durch Vereinigung der Kräfte mehrerer Gelehrter in ausgezeichnet sorgfältiger Weise geleistet worden. Ein Helfer, der nicht genannt sein will, hat die eigentliche Abschrift gemacht, und zwar nach demjenigen der 5 existierenden Exemplare, welches sich im Besitz der Mme Alfred André befindet. H. Chatelain und Jacques Pannier haben die Korrekturen besorgt; der erste hat außerdem ein peinlich genaues Verzeichnis der Änderungen, die gegenüber dem Text absolut nötig erschienen (z. B. im Falle offenbarer Druckfehler), und der wenigen untergelaufenen Versehen („*Notes et index typographiques*") beigefügt, letzterer ein gutes *Résumé analytique des matières contenues dans l'«Institution»* angefertigt. A. Lefranc, der die Anregung gegeben und die Ausführung geleitet und überwacht hat, lieferte eine *Introduction* von 57 Seiten, in der er nicht bloß die Entstehung dieser Ausgabe klarlegt, sondern auch zur Orientierung über die *Institutio* selbst alles irgend Wesentliche beibringt. Die Geschichte des Buchs, das Verhältnis der verschiedenen Ausgaben wird erörtert; aber auch andere Themata kommen zur Behandlung: *L'„Institution" et l'évolution intellectuelle de la Renaissance*, *La formation littéraire de Calvin*, *Le style de Calvin.* Man wird anzuerkennen haben, daß in diesen durchweg gründlich informierenden Abschnitten eine Fülle von Erkenntnissen geboten ist, die zum Verständnis und zur richtigen Wertung des berühmten Buchs beitragen. Daß der herrschende Gesichtspunkt durchweg der literarische ist, kann nicht verwundern; inhaltlich der *Institutio* gerecht zu werden, war dieser Ausgabe und ihres Urhebers

Zweck nicht, wenigstens noch nicht in der „Einführung". Die für die *Institutio* als kostbares Literaturdenkmal Interessierten wird die Ankündigung erfreuen, daß ein dritter Band geplant ist, der eine ganze Reihe von weiteren Studien zur Institutio bringen soll: ein Glossar, eine Arbeit über Calvins Wortschatz, Syntax, Stil, über die verschiedenen Texte. Hier wird dann auch der vor allem inhaltlich Interessierte sein Recht bekommen: ein Vergleich der Institutio mit den früheren theologischen Werken (anscheinend der Reformationszeit), eine Darstellung der Entwicklung der religiösen Gedankenwelt Calvins an der Hand seines Hauptwerks soll geboten werden; eine andere Studie soll behandeln *le plan de l'Institution au point de vue de la forme littéraire et du développement de la pensée de Calvin*; auch an eine *étude psychologique sur Calvin* ist gedacht. Mit diesem 3. Band wird dann die Ausgabe den Ruhm haben, wirklich alles berücksichtigt zu haben, was zur Sache gehört. — Was nun den Abdruck selbst betrifft, so scheint auch er mir allen Anforderungen vorzüglich zu genügen. Der Druck ist hervorragend scharf und klar; die minutiöseste Sorgfalt bewachte die Treue der Wiedergabe. Selbstverständlich ist bis auf ganz wenige Fälle, über die genau Rechenschaft gelegt ist (s. o.), das Prinzip diplomatisch getreuen Abdrucks befolgt. Mehrere Blätter Faksimile sind vorausgeschickt: Anfangs- und Schlußseite des Widmungsbriefs an König Franz I., ebenso eine Seite aus dessen Mitte; mehrere ausgewählte Seiten des Textes selbst und das Titelblatt der Ausgabe von 1541. Es wird eine Freude sein, mit diesem Druck zu arbeiten. — Nicht verschwiegen sei, daß das bedeutsame Werk zustande gekommen ist durch die Liberalität einer Frau, der Marquise Arconati Visconti, *qui a fait généreusement tous les frais de cette édition.* Alle Benutzer mögen ihr und den Herausgebern dankbar sein.

Gießen. M. SCHIAN.

Gazier, Augustin. *Les derniers jours de Blaise Pascal.* Etude historique et critique avec deux similigravures. Paris. Librairie ancienne Honoré Champion. 1911. 70 SS.

Gaziers Broschüre ist eine Ehrenrettung Pascals. Sie bildet eine Erwiderung auf das Buch von Ernest Jovy, *Pascal inédit, Les véritables derniers sentiments de Pascal.* Unediertes findet man trotz des verheißungsvoll klingenden Titels bei Jovy nicht. Das einzig Neue sind gehässige Verleumdungen, die in der Behauptung gipfeln, daß sich Pascal vor seinem Tod mit den Jansenisten von Port-Royal entzweit und auf dem Totenbette den Jansenis-

mus abgeschworen habe. Die Jansenisten hätten nun seinen Abfall mit allen Mitteln zu verheimlichen und zu vertuschen gewußt. An Hand der Quellen (besonders beweisend sind die zwei S. 42 ff. mitgeteilten Briefe) zeigt Gazier, wie sehr solche Auslassungen den wirklichen Verhältnissen widersprechen. Es ist bedauerlich, daß ein Mann wie Jovy sich zum gläubigen Verteidiger kläglicher Verleumdungen hergeben und statt Geschichte zu schreiben eine Legende (und zwar eine Legende gehässigster Art) auftischen konnte. Gegenüber dem oft leidenschaftlichen Ton, den Jovy anschlägt, sind Gaziers Ausführungen in ruhiger und sachlicher Form gehalten. Pascal wäre mit seinen Gegnern und Verleumdern wohl nicht so gelind verfahren.

Marburg i. H. KURT GLASER.

Steinweg, Carl. *Racine. Kompositionsstudien zu seinen Tragödien.* in 8°. XI + 315 S. Halle a. S., Verlag von Max Niemeyer, 1909. Preis 8 Mk.

Auf Grund genauer Nachprüfungen der von Steinweg vor einigen Jahren (1905) über die Komposition der Meisterdramen Corneilles angestellten Untersuchungen war ich zu einem ablehnenden Urteil über diesen ersten Beitrag zur Geschichte des französischen Dramas gelangt (Vergl. diese ZeitschriftBd. XXXI² p. 43 ff.). Diesen zweiten Band habe ich fast ebenso sorgfältig durchgesehen und bin zu der Überzeugung gelangt, daß auch in ihm der Verfasser sein Unvermögen, Kunstwerke auf ihre Komposition hin zu betrachten, ihren wirklichen künstlerischen Gehalt und ihre dichterischen Schönheiten zu sehen und andern zu vermitteln, deutlich bewiesen hat. Natürlich finden sich auf den 315 Seiten seines Buches hin und wieder auch richtige Bemerkungen, aber über dem Ganzen waltet eine derartige bleierne Pedanterie, ein so öder Schematismus und Mechanismus, die Untersuchung der dichterischen Arbeit ist von einer solchen Willkür und Anmaßung getragen, daß der Leser nur mit Befremden und wachsendem Unbehagen den Kompositionsstudien zu folgen vermag.

Aus jeder Seite fast könnten Beispiele als Belege für dieses Urteil herangezogen werden. Nur ein krasser Fall möge angeführt werden. S. 179 heißt es: „Racines Bestreben, nichts unvermittelt hinzustellen, keine Farbe aufzutragen, der nicht auch sonstwo im Gemälde durch sie selber das Gleichgewicht gehalten wird, ist in der Phädra bis in Kleinigkeiten zu verfolgen.“ Eine solche höchst kunstvoll aufgemalte Kleinigkeit entdeckt Steinweg in folgendem Fall: „V 3 redet Aricia von einem Monstrum, das dem Jagdeifer des Königs bisher entgangen ist

. . . . . Vos invincibles mains
Ont de monstres sans nombre affranchi les humains;
Mais tout n'est pas détruit, et vous en laissez vivre
Un... Votre fils, seigneur, me défend de poursuivre 1446

Es heißt dann weiter „II 5 schon bekennt sich Phädra selber dazu, da wo sie zu Hyppolyt sagt:

Crois-moi, ce monstre affreux ne doit point t'échapper 703

Damit steht Vers 948 im Zusammenhang, den Hippolyt an Theseus richtet:

Souffrez, si quelque monstre a pu vous échapper
Que j'apporte à vos pieds sa dépouille honorable. 949

Dieser Zusammenhang ist selbstverständlich nur in der Phantasie des Verfassers vorhanden. Hippolyt sucht in der Unterredung mit seinem Vater diesem unter irgend einem Vorwand seinen Wunsch fortzukommen begreiflich zu machen und spricht daher von den Heldentaten, die er ausführen möchte, von Kampf mit Ungeheuern, wenn der Vater in all seinen Heldentaten überhaupt noch welche am Leben gelassen habe. Wie kann man nur da die geringste Anspielung auf Phèdre, den leisesten Zusammenhang mit den vorher angeführten Versen sehen?

Auf noch andere Einzelheiten, z. B. auf die auch diesmal gänzlich verunglückten Versuche das Schema a + b + c + b + a aus einzelnen Stellen herauszutüfteln, ja als häufiges Kompositionsprinzip zu erweisen, auf diese und andere Kuriositäten einzugehen, halte ich für überflüssig. Der Verfasser ist, wie er mit der Veröffentlichung dieses seines zweiten Beitrages gezeigt hat, so fest von der Richtigkeit seiner im wesentlichen auf Auszählen beruhenden Methode durchdrungen, daß es vergebliche Mühe sein dürfte, sich auf eine ernsthafte Diskussion mit ihm einzulassen. Um so mehr, da er selbst jeder Auseinandersetzung mit der Kritik sorglichst aus dem Wege gegangen ist.

Würzburg. WALTHER KÜCHLER.

Savinien de Cyrano Bergerac's *L'autre monde ou les états et empires de la lune.* Nach der Pariser und der Münchener Handschrift sowie nach dem Drucke von 1659 zum ersten Male kritisch herausgegeben von Leo Jordan. Dresden 1910. Gedruckt für die Gesellschaft für romanische Literatur. (Ges. für rom. Lit. Bd. XXIII) 245 SS. + 1 Bl.

Den Namen Cyranos kennt jedermann, seitdem er als der Held mit der unförmigen Nase in Rostands Schauspiel empfind-

same Seelen begeistern und rühren darf. Erst vor wenigen Jahren hat Remy de Gourmont auch den Dichter durch eine Auswahl[1]) aus den Werken weiteren Kreisen wieder näher zu bringen versucht. Ich glaube kaum, daß das gelingen wird. Dazu ist Cyrano doch zu unbedeutend, nur eins von den vielen kleinen Talenten seiner Zeit und allein das heutige Frankreich hat vielleicht ein paar Dutzend Schriftsteller, die ihm an Gestaltungskraft mindestens ebenbürtig sind.

Etwas ganz anderes ist es um die Erforschung der literarhistorischen Probleme, die sich an Cyrano knüpfen. Die sind sehr interessant und man muß sich freuen, daß uns Leo Jordan durch einen glücklichen Fund endlich nach zweieinhalb Jahrhunderten das Hauptwerk Cyranos, die Mondreise, in lesbarer Form wieder hat herstellen können. Denn unter den mancherlei Mißgeschicken, die Cyrano erfuhr, war dies das größte Pech: sein Roman ist ganz verstümmelt und verballhornt auf uns gekommen, als «ein jämmerliches, vielfach unverständliches Bruchstück», wohl durch die Schuld des ersten Herausgebers Henri Lebret, der den Text seines Freundes willkürlich beschnitten und geändert hat, um alles kühne und anstößige daraus zu entfernen.

Im XIX. Jahrh. kam eine Hs. zum Vorschein (**P** — Par. Bibl. Nat.), die besonders Dübi in seinen Cyrano-Studien verwertet hat. Dann entdeckte Jordan auf der Münchener Staatsbibliothek noch ein anderes Manuskript (**M**), das unabhängig von P und gewiß älter ist. Keines von beiden stellt das definitive Druckmanuskript dar, das zwischen ihnen stehen muß. **M** ist eine «getreue, aber ziemlich viele Abschreibfehler und Irrtümer enthaltende Abschrift einer ersten Version, die stellenweise breiter und deutlicher, am Schluß kürzer und prägnanter ist als die späteren.» Und **P** ist «zum Druckmanuskript bestimmt, aber als solches nicht vollendet. Ein paar echt Cyrano'sche Stellen zu Anfang ausgelassen, eine sehr heikle Stelle in ungeschickter Weise ihres Stachels entledigt. Zum Schluß weitschweifige Erweiterungen.» **D**: «Die Drucke gehen auf ein definitives Druckmanuskript zurück, das stilistisch nur einen Teil der Änderungen von **P** mitmacht. **D** hat aber auch eigene Änderungen, teils stilistischer, teils sachlicher Art, besonders aber eine Reihe von Lücken.» Das sind die Ergebnisse von Jordans sorgfältiger und scharfsinniger Analyse des Verhältnisses der beiden Hss. zueinander und zu den Drucken, über die er in seiner Einleitung berichtet.

---

[1]) Trotz ihrer Mängel möchte ich um keinen Preis das wegwerfende Urteil Jordans über Gourmont unterschreiben. Hätten wir nur recht viele Fachmänner, die über die Literatur so feinsinnige Sachen zu sagen wüßten, wie dieser «heillose Dilettant»!

Daraus war als Richtschnur für die Textgestaltung folgendes zu entnehmen: zugrunde zu legen ist im allgemeinen **P**, von **P** darf nur da abgewichen werden, wo **M** mit den Drucken gegen **P** zusammengeht. Dagegen hat Jordan die sehr charakteristischen Plusstellen von **M** zu Anfang und die meist rein phraseologischen, durchaus nicht immer glücklichen Zufügungen von **P** am Ende des Romans mit in seinen Text aufgenommen, sie aber durch Kursivtypen kenntlich gemacht. Er hat damit zweifellos das richtige getroffen, ebenso wie bei der Zusammenstellung des Variantenapparates, in dem er die Lesarten von **M**, bezw. **P** (aber auch nur diese) bis auf die bloß graphischen vollständig gibt. **D** ist überall da herangezogen, wo es Lücken oder selbständige Stellen aufweist.

Nur seine Modernisierung der Orthographie chokiert mich stark, wie ich bekennen muß. Jordan hätte besser nur die Abbreviaturen auflösen, höchstens noch *u* und *v*, *i* und *j* konsequent unterscheiden, sonst aber alles getreu beim alten lassen sollen. Vor allem auch das -oi- in Imperfekt und Kondicionalis, das eben einmal die konventionelle, durch lange Praxis eingebürgerte Schreibung für die damalige Aussprache ist. Gewiß ist die Orthographie von damals nicht weniger mangelhaft und widerspruchsvoll als die moderne, die wenigstens keine individuellen Seitensprünge mehr gestattet. Aber ich meine, eine kritische Ausgabe muß ihren Text auch im Gewand seiner Zeit vorführen, wie das die Société des textes français modernes selbst bei neueren Texten, z. B. von Voltaire oder Senancour zu tun pflegt. Und wenn Jordan zur Rechtfertigung bemerkt, die altertümliche Schreibung erschwere unnötig die Lektüre, so trifft das doch für den engen Leser- und Liebhaberkreis der Gesellschaft für Romanische Literatur nicht zu.

Der Wert dieser trefflichen Ausgabe, die wir mit Spannung erwarteten, seit Jordan seine ersten Mitteilungen über die neue Hs. veröffentlichte, wird durch die lehrreichen Anmerkungen und die gehaltvolle Einleitung noch gesteigert. Als besonders interessant möchte ich daraus die eingehende Untersuchung der Quellen hervorheben, in der Jordan es mit Recht verschmäht, kleine Anleihen festzunageln, dafür aber die tiefe geistige Abhängigkeit Cyranos von den Theorien Gassendis an einer Fülle von Beispielen überzeugend erweist.

B o n n. H. HEISS.

Lachèvre, Frédéric. *Le libertinage devant le parlement de Paris. Le procès du poète Théophile de Viau. (11 juillet 1623—1er septembre 1625).* Publication intégrale des pièces inéd. des Archives Nat. Paris, H. Champion 1909. 2 Bde 8⁰. Bd. I: XLVI + 592 SS. — Bd. II: 449 SS.

— —, *Le libertinage au XVIIe siècle. Disciples et successeurs de Théophile de Viau. La vie et les poésies inéd. de Des Barreaux (1599—1673) — Saint-Pavin (1595—1670).* Paris, H. Champion 1911. 8⁰. XIV + 541 SS.

Lachèvre plant eine Reihe von Untersuchungen über die *Libertins* des XVII. Jahrhunderts. Davon sind jetzt diese drei stattlichen Bände erschienen, jeder mit Stichen und Faksimiles geschmückt. Ich will vor allem das wichtigste aus dem Inhalt herausheben, um zu zeigen, wie viel und wie vielerlei in ihnen steckt.

Bd. I. Übersicht über die *Libertin*-Bewegung mit Liste der irreligiösen und obscönen Gedichtsammlungen zwischen 1598 und 1625. (11 Sammlungen und nicht weniger als 42 Neudrucke, während von 1626—1700 keine neue mehr von ähnlicher Ungeniertheit veröffentlicht wurde.) — Biographie des Dichters, für die seine eigenen Werke besser als bisher ausgebeutet wurden. Den breitesten Raum darin (p. 111—518) nimmt natürlich die Darstellung des Prozesses ein. L. druckt die Akten, auf die sich schon Alleaume und Frl. Schirmacher gestützt hatten, vollständig ab und erläutert sie durch einen eingehenden Kommentar, so daß es möglich wird, sich ein endgültiges Urteil über seine Ursachen und seine Tragweite zu bilden. Willkommen sind auch die Analyse und die reichen Proben aus der *Doctrine curieuse* des P. Garassus. Denn sie bleibt ein interessantes Kulturdokument und wirkt trotz ihrer klobigen Schimpfereien durch den ehrlichen Feuereifer, mit dem der Jesuit gegen die der Kirche gefährliche Bewegung anlief.

Bd. II. Unter dem Titel «*Histoire posthume de Th.*» eine Aufzählung der vielen Schriften, die sich bis auf die Gegenwart mit Th. beschäftigt, ihn geplündert oder sich auf ihn berufen haben, mit vielen Proben, namentlich aus den zeitgenössischen Flugschriften und Gelegenheitsdichtungen, die aus Anlaß seines frühen Todes entstanden sind. In diesen Abschnitt gehört auch der Artikel von p. 209 ff. über Alais de Beaulieu, der in seinem *Divertissement poétique* (1634) einen ganzen Briefwechsel in Versen zwischen Th. und Des Barreaux ersonnen hat. — Abdruck der 106 «*Quatrains du déiste*» *(L'Anti-Bigot)*, die in den 20er Jahren viel gelesen handschriftlich im Umlauf waren und die Lach. zufällig in einem Ms. wieder aufgefunden hat. Welche Wichtigkeit man in kirchlichen Kreisen

dieser schlecht gereimten, in schrecklich papierenem Stil abgefaßten, langweiligen, aber außerordentlich kecken Polemik gegen das Christentum beimaß, zeigt am besten, daß der P. Mersenne 1624 eigens zu ihrer Widerlegung zwei dicke Bände herausgab, die ein Gegenstück zur «*Doctrine curieuse*» bilden. L. gibt seine Bemerkungen unter dem Text wieder. — Abdruck der «*Ateinte contre les impertinences de Théoph.*» von 1624 mit einem kurzen bio-bibliographischen Versuch über Claude Garnier, dem L. diese geharnischte Streitschrift wohl mit Recht zuschreibt. Sie bildet die Antwort auf die Angriffe gegen Ronsard und die blinde Nachahmung des Altertums, die sich Th. in den «*Fragments d'une histoire comique*» erlaubt hatte, enthält aber sachlich trotz ihrer Weitschweifigkeit nicht viel. Immerhin interessiert diese Diskussion als eines der vielen frühen Symptome jener Spannung, die sich am Ende des Jhrs. in der *Querelle des Anciens et des Modernes* entladen wird. — Ein Artikel über die Feindschaft zwischen Théoph. und Balzac, der, während Th. im Gefängnis saß, den ehemaligen Freund in gemeiner Weise angriff. — Abdruck von Voltaires Aufsatz über Th. aus der «*Lettre sur les Français*», der voll von Irrtümern ist. — Ausführliche Bibliographie von Th.'s Werken (dazu einige Berichtigungen und Ergänzungen in Bd. III p. 57, 97, 138), auch der in Sammlungen verstreuten Stücke, ferner der Schriften für und gegen Th., der Werke des P. Garassus und der im Anschluß an seine «*Doctrine*» erschienenen Streitschriften etc. — Liste und Abdruck (mit Varianten) aller von Th. stammenden oder ihm zugeschriebenen Gedichte und Prosastücke, die im Prozeß unter Anklage gestellt waren, mit der Liste der verlorenen Stücke, die seinerzeit in seinem Koffer beschlagnahmt oder von Zeugen angeführt wurden.

Bd. III. Eine sehr breit ausgesponnene Biographie von Des Barreaux mit seinen von Lach. wieder aufgestöberten Gedichten und verschiedenen Appendices, darunter einem Aufsatz über Voltaire und Des B. und einer sorgfältigen Bibliographie. — Gleichfalls sehr breit angelegte Biographie von St.-Pavin mit einem großen Teil seiner Gedichte (darunter zahlreichen unedierten) und einer Bibliographie. —

Diese drei dicken Bände, in deren Fülle man sich mit der Hilfe von zwei Registern leicht zurechtfindet, hätten wohl ruhig etwas schmaler ausfallen können, ohne an Interesse einzubüßen. Aber ich will L. daraus keinen schweren Vorwurf machen. Die Freude an seinen Entdeckungen hat ihn fortgerissen, so daß er auch vieles längst bekannte bringt, manches doppelt sagt (so in der Biographie von Des B., die sich ja mit der Th.'s eng beberührt) und die Verse Th.'s seitenlang so verschwenderisch zitiert, als ob sie nicht ganz bequem in der Ausgabe von Alleaume zugänglich wären. Statt dessen hätte man lieber etwas mehr

literarische Kritik gesehen, über die L. mit Ausnahme von ein paar gelegentlichen Randglossen absichtlich überall hinweggeht.

Im einzelnen möchte ich noch folgendes anmerken: Von den drei Männern, über die Lach. spricht, hat zweifellos die geringsten Maße St.-Pavin der *abbé commendataire de l'abbaye de Notre-Dame de Grestain*, einer der vielen Lebemänner, die sich von einer geistlichen Pfründe nährten, ohne sich irgendwie in ihrer genußfrohen Weltlichkeit stören zu lassen. Mit der seinen und den ihm unterstellten Mönchen kam er kaum anders in Berührung als durch das schmutzige prozessieren, in das ihn seine Geldbedürfnisse verwickelten. Er erinnert von weitem an Scarron, nicht bloß in seiner grotesken Häßlichkeit, die mit den Jahren noch häßlicher wird, sondern auch in der Selbstpersiflage, mit der er sich und seine Häßlichkeit zur Schau stellt, mit der z. B. in dem langen Gedicht an Tircis (p. 350 ff.) seinen mißgestalteten buckligen Körper malt. Wie St.-Amant, Scarron und die meisten burlesken Dichter teilt er seine Zeit, wenigstens solange ihn sein Gichtleiden nicht an den Lehnstuhl fesselt, zwischen der guten und der schlechten Gesellschaft: er ist mit Mme de Sévigné noch von ihrer Mädchenzeit her und dann mit ihrer Tochter befreundet, die er beide fleißig besingt, er verkehrt sowohl im Hôtel de Rambouillet und in anderen *Ruelles*, wo er preziöse Komplimente drechselt, wie in Spielhöhlen, aus denen er mit leeren Taschen und Schulden zurückkehrt als auch in den berühmten Kneipen, wo er einer betrunkenen Schar von Zechbrüdern Blasphemien und Zoten von ausgeprägtem Hautgoût vorträgt. Von Scarron und St.-Amant scheidet ihn, daß er Zeit seines Lebens Freidenker war, während jene sich ihre religiösen Überzeugungen erhielten. Als Freidenker hat er seine eigene Nuance, da er noch ausgesprochener als Théoph. oder Des B. Diesseits-Mensch ist, der es durchaus verschmäht, sich den Kopf über ein Jenseits zu zerbrechen, Diesseits-Mensch auch in der Standhaftigkeit, mit der er ohne unnütze Klagen widerwärtige Geschicke zu ertragen wußte. Des B. dagegen philosophiert gerne, manchmal klug, immer sehr kühn, wenn er nicht gerade, von irgend einem Schmerz befallen, in Fieberangst vor dem Tod nach Beichtvater und Sakramenten ruft. Auch als Dichter hat St.-Pavin, wenigstens stofflich, seine eigene Nuance, freilich keine, die ihm Sympathien gewinnen wird: die päderastische Pose, die ihm den Ehrennamen *Roi de Sodome* eingetragen hat. (Wenn es sich wirklich nur um eine Pose für das Publikum handelt, was bei all den Leuten, die sich damals für Päderasten ausgaben oder denen Päderastie nachgesagt wurde, nicht immer sicher zu entscheiden ist. Und daß jene Zeit von solchen „Poseurs" wimmelte, davon kann man sich leicht überzeugen, sobald man nur Tallemant des Réaux oder Bussy-Rabutin durchblättert.) Im ganzen eine Erscheinung,

die weder als Dichter noch als Mensch interessant oder sympathisch wirkt, die aber auf ihren Freundeskreis anders als auf uns gewirkt haben muß. Denn der Marquis von Jarzay steht mit seinem Lob nicht allein, wenn er über St.-Pavin urteilt: *«Il a l'âme encore plus belle que l'esprit; et jamais vicieux n'eut tant de vertu.»*

Gedichte von St.-Pavin finden sich in mehreren Sammlungen des XVII. Jhrs. abgedruckt, dann in einem Band von 1759 und schließlich hat Paulin Paris 1861 alle ihm bekannten, gedruckten und unedierten herausgegeben, im ganzen 165, zu denen Lach. 54 neue fügen konnte, die er zum größten Teil in seine Monographie wiedergibt. Er spricht dabei von den Formkriterien, mit denen er bei ihrer Identifizierung gearbeitet hat, da die im *Recueil Conrart* stehenden anonym sind. Im gleichen Sinn äußert er sich im I. Teil des Bandes, wo er über seine Entdeckung der *Poésies libertines* von Des B. Rechenschaft gibt. Auch hier sollen die Formkriterien jeden Zweifel an der Autorschaft beheben. Das scheint mir doch sehr kühn. Denn die Dichter jener Zeit gleichen sich in ihrem Stil zu sehr und selbst die begabtesten unter ihnen wie St.-Amant, Maynard oder Théoph. finden nur ganz selten einen eigenpersönlichen Ton. Die Verse von Des B. und St.-Pavin sind auch in ihren hübschesten Strophen Gelegenheitsverse, die sattsam bekannten Plaudereien, die geschwätzig und wahllos jeden Einfall zu Papier bringen, nicht schlechter, aber auch nicht besser als die Dutzendware, die man damals massenhaft produzierte, in der üblichen Schablone, meist ohne Empfinden, immer ohne Anstrengung und straffe Technik, ausgepolstert mit Flickwörtern und Flickzeilen, geschmückt mit den konventionellen Bildern, Vergleichen und Komplimenten, mit Reimen, die leicht in die Feder fließen, weil sie banal sind, in dem knappen kurzatmigen Versmaß, das hüpft und tänzelt, wenn es nicht gerade hinkt und stolpert. Daß Stilunterschiede überhaupt nicht vorhanden sind, will ich natürlich nicht behaupten. Aber sie festzustellen, würde eine peinlich-minutiöse, bis in die verschwindendsten Nuancen eindringende Analyse erfordern, die Lach. offenbar nicht gemacht hat und die die Mühe auch gar nicht gelohnt hätte. Wer diese Verse also St.-Pavin und Des B. zuschreiben will, tut besser daran, sich auf ihren Inhalt zu berufen. Die materialistische Stimmung oder das Prahlen mit Päderastie in den Sonetten, die persönlichen Bekenntnisse und Anspielungen in manchen Gedichten weisen neben anderen Kriterien deutlich genug auf die Verfasser hin. —

Die Monographie über Des B. ist nur eine neue erweiterte Auflage der Studie, die Lach. 1907 veröffentlicht hat und die schon von W. Küchler in dieser Zeitschrift (Bd. XXXII[2] p. 47 ff.) ausführlich besprochen worden ist. Leider ist diese Rezension Lach. unbekannt geblieben. So nennt er denn auch

hier wieder irrtümlich unter den verlorenen Gedichten das eine, auf das im Sonett von p. 246 angespielt wird, obwohl es Küchler mit Recht in dem bei Lach. p. 203 f. abgedruckten Sonett aus dem *Recueil Conrart* erkannt hat. Diese Konstatierung ist deshalb nicht unwichtig, weil sie einen neuen Beweis dafür liefert, daß Des B. wirklich der Autor der *Poésies libertines* ist. Ich verweise für das übrige auf Küchlers Besprechung und möchte nur folgendes hinzufügen:

Starke Zweifel bleiben mir in bezug auf die «*Responce de Tircis à la Plainte de Théophile prisonnier*», die Lach. ohne weiteres Des B. zuschreibt. Dieser offene Brief von 1623 (Prosa mit einigen Versen) ist die Antwort auf Théoph.'s lange Versepistel: «*Plainte de Théoph. à un sien amy pendant son absence*», die zweifellos an Des B. gerichtet war. Und da Des B. hier wie sonst als Tircis angeredet wird und da auch die Antwort von einem Tircis herrührt, der seine frühere intime Freundschaft mit Théoph. erwähnt, so liegt es zuerst nahe, ihren Verfasser in Des B. zu vermuten. Der Brief muß entweder von Des B. sein oder er ist die Fälschung eines dritten, der sich der Öffentlichkeit gegenüber als Tircis-Des B. aufspielen wollte. Ich halte ihn aus verschiedenen Gründen für eine Fälschung. Der «treue» Tircis antwortet auf die Klagen des verlassenen Freundes, indem er ihn verleugnet, abschüttelt, allen Verdacht, der auf Théoph. lastete (auch den der Sodomie) durch geschickt insinuierte Verdächtigungen noch verstärkt und so die heikle Situation Théoph.'s, dem in nicht allzu großer Ferne der Scheiterhaufen drohte, noch wesentlich gefährlicher macht. Es wundert den Pharisäer, dass Th. sich in seiner Not gerade an ihn wende und an nichts besseres denke als daran, frivole Reime zu schreiben, während er sich doch vor allem von den furchtbaren Anklagen rein waschen müßte, die man gegen ihn erhebt. Er müßte zeigen, daß er dem christlichen Glauben treu geblieben und nicht der Verfasser der fluchwürdigen infamen Verse sei, die unter seinem Namen kolportiert werden. Er solle an sein Seelenheil denken, wie es Tircis getan hat, den Gott aus dem verderblichen Umgang mit Th. errettete, und solle, wenn es so verhängt sei, sich zum Beweis seiner lauteren Frömmigkeit verbrennen lassen: «*O qu'il ferait beau voir que tu te servisses d'une si belle occasion pour monstrer publiquement ou ton innocence ou ton repentir . . . en espouzant et embrassant ces flammes qui ont été si chèrement recherchées par tant de belles et pieuses âmes . . . .*»

Lach. hat Recht, wenn er diesen Brief ein Meisterwerk zynischer Perfidie nennt. Stammt er von Des B., so ist er so ziemlich das niederträchtigste, was sich ein Mensch an feiger Tartüfferie leisten kann. Aber stammt er wirklich von ihm? Ist er Des B. wirklich zuzutrauen? Nach allem, was wir über ihn wissen und dank den Forschungen Lach.'s können wir uns

ja ein recht erschöpfendes Bild von ihm ausmalen, erscheint sein Charakter durchaus nicht in günstigem Licht. Aber von Charakterschwäche bis zu solcher aggressiver Gemeinheit ist doch noch ein sehr weiter Schritt. Mir scheint, es paßt besser zu seinem Charakter, wenn wir annehmen, er habe auf die «*Plainte*» einfach geschwiegen und Vogelstrauß-Politik versucht. Wie liegen denn die Tatsachen? Durch Parlamentsbeschluß vom 11. Juli 1623 wird die Verhaftung Théoph.'s angeordnet. Der verbirgt sich in Chantilly bei seinem Gönner, dem Herzog von Montmorency. Noch kurz darauf, gegen den 20. Juni besucht ihn Des B., erzählt ihm einen bedeutungsvollen Traum, der ihn ängstigt, bekennt sich also noch zu dem verfolgten Freund und ist um ihn besorgt. Aber die Gefahr wird größer. Am 18. August ergeht das Urteil, das auf den Feuertod lautet, am 19. wird Théoph. durch Henkershand in effigie verbrannt. Am 26. August verläßt er Chantilly und flüchtet sich in die Nähe des Catelet, wo er am 2. September eintrifft. Dort schreibt er die «*Plainte*», die unvollendet bleibt.[1]) Die letzte Strophe ist nur halb, da er, wie eine Anmerkung der Originalausgabe sagt, durch seine Verhaftung unterbrochen wurde. Die «*Plainte*» ist 1623 erschienen, offenbar nach dem 28. September, weil die Überführung Théoph.'s nach Paris, die an diesem Tag stattfand, in derselben Anmerkung noch gemeldet wird (Éd. Alleaume II 161 f.). Bis dahin hatte Th. Des B. nichts anderes vorzuwerfen als Interesselosigkeit. Das geht deutlich aus der «*Plainte*» hervor. Dem bequemen, ruheliebenden Des B. ist die Affaire zu heikel geworden, er befürchtet, mit hinein verwickelt zu werden. Er und seine Familie versuchen alles, jede Spur der früheren Beziehungen zu tilgen, sogar die Ode, mit der er den ersten Teil der «*Œuvres de Théoph.*» eingeleitet hatte, wird, wie Lach. konstatieren konnte, aus allen erreichbaren Exemplaren ganz oder teilweise herausgerissen. Ist es da nicht wahrscheinlicher, daß er den Hilferuf Théoph.'s ignoriert hat, getan hat, als verstände er ihn nicht? Es war doch etwas gewagt, öffentlich in einem durchsichtigen Pseudonym mit Théoph. zu brechen und selber, wenn auch mit ausgesprochenem Abscheu, darauf hinzuweisen, wie herzlich und vertraut einmal in noch naher Vergangenheit seine Freundschaft mit ihm gewesen.

Diese passive, aber nicht aggressive Haltung stimmt auch besser zur Haltung, die Des B. bald nachher einnahm, sobald er sich von seinem ersten Schrecken erholt hatte. Er interessiert sich für den Prozeß, unternimmt bei einflußreichen Herren Schritte für Théoph. und macht einen der Hauptlietzer, den P. Voisin, unschädlich, indem er ihn der Päderastie bezichtigt.

[1]) Daß sie noch vor dem Urteilsspruch, also in Chantilly begonnen ist, geht klar aus der zweiten Strophe hervor.

Und als der P. Voisin auf königlichen Befehl aus Frankreich verbannt wird und nach Rom abreist, lauert er ihm mit einigen Freunden auf und überfällt ihn: *«ils lui firent mille indignités, jusques à le souffleter et lui tirer la barbe et lui donnèrent des coups d'éperons dans le ventre»*, wie der P. Garassus in seinen Memoiren erzählt.

Aber selbst angenommen, Des B. wäre fähig gewesen, den Brief zu schreiben, so spricht doch noch ein anderes gewichtiges Argument dagegen, nämlich dies, das Théoph. selbst Des B. nicht für den Verfasser gehalten zu haben scheint. Denn sonst wäre es unerklärlich, daß ihre freundschaftlichen Beziehungen gar keine Trübung erfahren haben, daß Th. kein Wort des Protestes und Tadels einem solchen Verrat gegenüber gefunden hat. Lach. überschätzt seine Blindheit und Gutmütigkeit bedeutend, wenn er behauptet: *«il était disposé à lui pardonner sa félonie sachant que le danger passé il reviendrait à de meilleurs sentiments.»* In den Oden der *Maison de Sylvie*, die er in Chantilly begonnen und 1624 herausgegeben hat, finden sich noch warme Worte der Freundschaft für Des B. Hätte Th. die wirklich geschrieben bezw. bei der Drucklegung stehen lassen und nicht gestrichen oder durch ganz andere ersetzt, wenn er diesen Verdacht gehegt hätte? Sehr charakteristisch ist die VIII. Ode, die im Gefängnis geschrieben ist. Hier beklagt sich Théoph. bitter über die Verfolgungen, denen er ausgesetzt ist, über den Haß, mit dem man auf ihn Jagd macht. Aber er spricht ganz allgemein, ohne daß eine besondere Spitze gegen Des B. herauszulesen wäre. Ja, die einzige Stelle, an der er sich bestimmter ausdrückt, ist sicher nicht gegen Des B. gerichtet:

Peut-être les sanglants auteurs
de tant et de si l o n g s outrages,
ces infâmes persécuteurs
verront mourir leurs v i e i l l e s rages.[2])

Das kann doch nur auf Leute gehen, die ihm seit langem zusetzen, wie der P. Garassus z. B. und nicht auf Des B., der ihn erst vor ein paar Monaten im Stich gelassen und an dessen letzten Besuch er sich in derselben Oden-Reihe noch gerne und dankbar erinnert.

Am 1. September 1625 wird Th. zur Verbannung verurteilt. Des B. befindet sich gerade auf Reisen und schreibt am 30. September aus Riom an Th., erkundigt sich nach ihm und deutet ihm beiläufig an, daß er sich hier in ein junges Mädchen verliebt habe. Th. antwortet ihm etwas gereizt über die Teilnahmslosigkeit des Abwesenden mit leisem Vorwurf: Ach, was liegt mir an deinem jungen Mädchen? Du hast mich verlassen. Andere haben sich für mich bemüht und trösten mich — aber du? *«Qua tu opera, quaeso, aut officii aliquod aut amoris specimen*

[2]) Alleaume, Bd. II p. 222.

praebuisti?»[3]) Wäre es für Th. nicht natürlich gewesen, in seiner gereizten Stimmung den anderen viel schwereren Vorwurf zu erheben, wenn er ihn auf dem Herzen gehabt hätte? Aber nichts davon! Im Gegenteil: sein Brief scheint ihm zu unfreundlich und so schreibt er am 21. Oktober an Des B., der am Krankenbett seines Onkels weilt, und entschuldigt sich: «*Scripseram ad te paulo iracundius quod deseruisses exulem et ultra pollicitum tempus absentem acrius increpabam*...» Einem dritten (Fr. Luillier) gegenüber spricht er in folgendem Ton von seinem geliebten Vallée: «*Quoties de Vallaeo fere toties de te memini et de utroque aequa plane aestimatione cogito: gratulor fatis meis quod eadem nota ingeniorum nostrorum divinos spiritus a caeteris mortalibus discreverint.*» Ich will die Beispiele nicht häufen. Nur noch eines, das schwer in die Wagschale fällt. Einmal ist Th. sehr verstimmt über Des B., wie ein Brief an Luillier zeigt. Am Abend vorher hat Des B. laut mit seiner Gottlosigkeit geprahlt und den vorsichtig gewordenen Th. wegen seiner Zurückhaltung angegriffen und verhöhnt: «*Vallaeus noster (qui fuit olim meus) plus quam par est sibi licere putat et intempestivam ni fallor superbiam captat... Ille tamen tanquam aut odisset improbum aut fastidiret importunum, insurgit nonnumquam in verba et vultus meos adeo petulanter, ut impudentem se fateri aut inimicum profiteri necesse sit*...» Wenn je, so mußte Th. damals dem Freund sagen: Mein Lieber, nimm den Mund nicht so voll und denke daran, wie schmählich du vor kurzem zu Kreuz gekrochen bist und mich zu Buße und Frömmigkeit ermahnt hast! — Aber statt so zu sprechen, zeigt er sich nur sehr besorgt um Des B., bittet Luillier, den unvorsichtigen zu warnen und wünscht lebhaft eine Aussöhnung herbei. Das alles beweist doch, daß Th. die «*Reponce*» nicht für das Machwerk von Des B., sondern wohl für das irgend eines anonymen Feindes hielt, der sich hinter der Maske des Tircis verborgen hätte, um ihn besser zu verwunden.[4])

Wahr ist, daß sich die Öffentlichkeit z. T. durch das Manöver täuschen ließ, so der Verfasser der «*Responce de Damon envoyée à Tircis et à Théoph.*», der offenbar hinter Tircis Des B. vermutet und mit scharfen Anklagen nicht spart.[5]) Um so auffallen-

[3]) Die Briefstellen sind nach Alleaume, Bd. II p. 414 ff. zitiert. Cfr. auch Lachèvre, p. 118 ff.

[4]) Auch Frl. Schirmacher, die die *Resp.* zitiert, meint: «der Schluß läßt keinen Zweifel darüber, daß diese *Response* aus dem feindlichen Lager kommt.» (p. 127.)

[5]) Lach. vermutet ihren Verfasser in Ducée, an den ein lat. Brief Théoph.'s gerichtet ist (p. 100). — Kein Gewicht möchte ich darauf legen, daß Alais de Beaulieu dem Tircis-Des B. eine ganz andere, sehr herzlich gehaltene Antwort in den Mund legt. Aber ebensowenig kann ich die «*Souspirs d'Alexis*» (1624) für die Anschauung Lachèvres als beweiskräftig anerkennen. Denn die paar Verse, die deutlich auf Des B. anspielen, werfen ihm nur Gleichgültigkeit, aber keinen offenen Verrat vor (Lach. p. 95).

der muß es dann scheinen, daß Tallemant des Réaux in seiner *Historiette* über Des B. ganz davon schweigt. Der boshafte Tallemant, der mit tausend Ohren nach jedem Skandal hinhorchte, der es mit der Prüfung der Wahrheit nie sehr ängstlich nahm und der mit Des B. alles eher denn sanft umspringt, hätte diesen Klatsch gewiß mit dem größten Vergnügen wiederholt, wenn er ihm nur halbwegs glaubwürdig erschienen wäre. Es wird also wohl die «*Responce*» aus den Werken und die Schandtat, die sie bedeutet, aus dem Leben von Des B. zu streichen sein. —

Ungleich interessanter als St.-Pavin und Des B. ist natürlich Théophile, sowohl als Dichter wie als das anerkannte und gefährliche Haupt der *Libertin*-Bewegung. Es ist um ihn schade. Er ist einer der vielen Halbentgleisten aus der ersten Hälfte des XVII. Jhrs. Unter glücklicheren Verhältnissen, in einer anderen Zeit wäre er vielleicht ein großer Dichter geworden. Die gehässigen Verfolgungen, unter denen er früh zu leiden hat, die Prozesse, besonders die lange Haft und die aufreibende Verteidigung gegen wahre und falsche Beschuldigungen, die ihm den Kopf kosten konnten, gegen wahre und falsche Zeugenaussagen, brechen vor der Zeit seine Kraft, die ein genußfrohes Leben bereits untergraben hatte. Der Prozeß von 1623—25 ist ungemein wichtig und man muß es Lach. danken, daß er energisch herausgearbeitet hat, inwiefern er ein großes Ereignis nicht bloß innerhalb der Literaturgeschichte, sondern noch mehr innerhalb der Sitten- und allgemeinen Kulturgeschichte bedeutet.

Daß der Prozeß durchaus nicht immer mit sauberen Mitteln geführt wurde, erhellt klar aus der aktenmäßigen Darstellung. Es spielen eine Reihe persönlicher Intriguen mit und auch dem P. Garassus, der gewiß ehrlich kämpfen wollte, ist der Vorwurf nicht zu ersparen, daß er sich etwas leichtfertig mit dunklen Ehrenmännern wie dem P. Voisin oder gar Sageot verbündet hat. Théoph. sollte eben um jeden Preis fallen, da man mit ihm den Libertinismus überhaupt zu treffen und zu vernichten hoffte. Er war wohl, wie Lach. ganz mit Recht behauptet, nach den damaligen Gesetzen und Anschauungen schuldig und viele seiner inkriminierten Gedichte würden ihn auch heute noch, wenn nicht in Frankreich, so doch wenigstens in Deutschland wegen Gotteslästerung und Pornographie für längere Zeit hinter Schloß und Riegel bringen. Aber man begnügte sich nicht damit, ihn für seine eigenen Sünden verantwortlich zu machen, man belud ihn auch mit den Sünden von anderen, mit denen seiner Freunde und sogar mit denen von Toten. Man ließ ihn die Zeche zahlen für die maßlosen Frechheiten, für all den Schmutz, der sich seit Jahrzehnten in den *Cabinets satyriques* und Sammlungen von ähnlichem Geschmack angehäuft hatte. Und wenn Théoph. schließlich mit der Verbannung davon kam und nicht zum Scheiter-

haufen verurteilt wurde, auf dem man ihn schon einmal als Puppe mit seinen Werken verbrannt hatte, so verdankt er das neben dem plumpen Übereifer seiner Feinde, der doch da und dort verstimmte, nur seinen mächtigen Protektionen und den verschiedenen Strömungen unter den Mitgliedern des Gerichtshofes, von denen manche gerne die Gelegenheit benützten, dem P. Garassus und damit dem ihnen unsympathischen Jesuitenorden eine Enttäuschung zu bereiten.

Auch Lach. gibt unumwunden zu, daß die Art und Weise, wie man gegen Th. arbeitete, alles eher denn einwandfrei war. Aber er beurteilt die Mittel nur in Hinsicht auf den Zweck und den Erfolg des Prozesses, die in seinen Augen jede Taktik rechtfertigen. Er macht kein Hehl daraus, daß er von bestimmten katholischen und royalistischen Parteiüberzeugungen beeinflußt schreibt: seine abfällige Kritik der Aufklärung des XVIII. Jhrs., seine pessimistischen Klagen über den Niedergang des französischen Volkes in der Gegenwart spiegeln seine Sehnsucht nach den Zuständen des *«ancien Régime»*, die er in einer seltsam rosigen Beleuchtung schaut, so wenn er z. B. in der Vorrede zu Des B. dem *«grand siècle»*, seiner christlichen Gesinnung, seiner starken Regierung, seinem pflichtbewußten Adel und selbst der *Compagnie du Saint-Sacrement* ein warmes Loblied singt, als stünde er ganz im Bann einer jetzt doch überwundenen offiziellen Hofhistoriographie und hätte jener Zeit nie hinter die Kulissen geguckt, die wahrhaftig ein anderes Bild als die glänzende Fassade darbieten.

Lachèvre erblickt in der *Libertin*-Bewegung von damals eine ernste Gefahr, die er gar nicht streng und scharf genug geißeln kann. Ihre Niederwerfung durch das Urteil gegen Théoph. haben Thron und Altar zwar leider nicht gerettet, aber ihren Untergang doch wenigstens um rund ein Jahrhundert hinausgeschoben. Er steht ungefähr auf dem Standpunkt des P. Garassus und des procureur général Matthieu Molé, die *Libertins* scheinen ihm die Väter aller Übel und wenn er ihnen nicht die Schuld an der heutigen Abnahme der Geburten in die Schuhe schiebt (Des B. p. XIII f.), so geschieht das nur, um desto nachdrücklicher auf die Verderblichkeit freidenkerischer Weltanschauung überhaupt hinzuweisen. Es ist hier nicht der Platz, das Problem zu diskutieren, das Lachèvre mit solchen Bemerkungen anschneidet, die Frage nach dem Verhältnis zwischen Literatur und Gesellschaft, nach dem praktischen Einfluß, den die erste etwa auf die Moral und Geistesverfassung der zweiten ausüben kann. Ohne gegen seine offenbar übertriebene Einschätzung dieses Einflusses zu streiten, möchte ich ihn nur fragen, ob er vielleicht von seinem religiösen Standpunkt aus die Literatur unter Ludwig XIV, gewisse Werke von Molière, *Tartuffe* und *Don Juan*, das Theater Racines bis zur *Phèdre*, Lafontaine (und

nicht bloß die *Contes*) für christlich, für katholisch und deshalb für weniger schädlich in seinem Sinn, für ungefährlicher hält als ein paar Hundert anti-kirchlicher und anti-religiöser, meist auch obscöner Gedichte und Schriften, die das Tageslicht scheuen mußten und nie in voller Öffentlichkeit erschienen?

Mit dieser Bewertung der Gefährlichkeit der *Libertin*-Bewegung verträgt sich nicht durchweg die große Verachtung, die Lachèvre ihren einzelnen Vertretern bezeugt. Die eine ist so ungerecht, wie die andere schief ist. Wie wegwerfend er von ihnen denkt, das steht zerstreut an vielen Stellen, im Zusammenhang in seiner Einleitung zum I. Band und im Vorwort zu Des B. zu lesen. Und nach der Heftigkeit mancher Ausfälle darf man wohl annehmen, daß ihn nur die feinere Höflichkeit unseres Jahrhunderts zurückgehalten hat, die *Libertins* mit Ehrennamen aus dem reichen Schimpfrepertoire des P. Garassus zu bedenken, sie als junge Kälber und Saufbrüder zu brandmarken, die «*n'ont autre soin que de songer à leur gueule et à leur ventre*» oder die «*cherchent leur contentement dans le fumier de leurs ordures*». Nun ist es gar nicht schwer, gegen sie Vorwürfe der verschiedensten Art, besonders im Namen eines ethischen Prinzips zu erheben und annehmbar zu begründen. Denn «*libertin — libertinage*» sind im XVII. Jahrhundert so dehnbare Begriffe, mit denen alles mögliche unter einen Hut gebracht wird, alles, was sich irgendwie, sei es durch Freiheit der Sitten oder durch Selbständigkeit und Unabhängigkeit des Denkens gegen die Autorität der Monarchie und mehr noch gegen die der Kirche aufzulehnen scheint. Wie wahllos und verschwenderisch man mit dieser Etikettierung umgegangen, hat Perrens sehr hübsch in der Einleitung zu seinem Buch (*Les libertins en France au XVII*[e] *siècle*. P. 1899) durch genug Beispiele illustriert. Und daß aus dem Komplex von Eigenschaften, deren Vorstellung man mit dem Schlagwort verband, mehr und mehr das praktische Verhalten der Mehrzahl der *Libertins*, die lockere, häufig zügellose Lebensführung, kurz die «*débauche*» als der eigentlich charakteristische Zug in den Vordergrund getreten ist, das lehrt ja nichts deutlicher als die Bedeutungseinschränkung und zugleich Bedeutungsverschlechterung, die die Worte «*libertin*» und «*libertinage*» seitdem erfahren haben.

An diesem Punkt setzt denn auch Lachèvre mit seiner wenig wohlwollenden Kritik ein. Er definiert den Libertin wie folgt (Bd. I p. XXIII): «*Un libertin est un homme aimant le plaisir, tous les plaisirs, sacrifiant à la bonne chère, le plus souvent de mauvaises mœurs, raillant la religion, n'ayant autre Dieu que la Nature, niant l'immortalité de l'âme et dégagé des erreurs populaires. En un mot c'est un esprit fort doublé d'un débauché.*» Dagegen läßt sich kaum etwas einwenden, wohl aber gegen die Vorwürfe, zu denen er seine Definition im einzelnen ausspinnt.

Man kann sie in drei große Gruppen zusammenfassen: 1. Immoralität, bezw. Amoralität, 2. Denkfaulheit und Denkunfähigkeit, 3. Feigheit.

Niemand wird den aussichtslosen Versuch wagen, die *Libertins* als moralisch hinzustellen und die Aufklärer des XVIII. Jahrhunderts wußten recht gut, warum sie sich lieber auf sittenstrenge, puritanische Engländer als auf ihre Ahnherren im eigenen Land beriefen, mit denen im Punkt der Moral wirklich kein Staat zu machen war. Daß man Leugnung der positiven Religion durch große Sittenreinheit gewissermaßen kompensieren könnte, das ist ein Ideal, von dem sich kein *Libertin* hat träumen lassen, auch jene nicht, die weitab von dem rohen abstoßenden Herden-Epikurismus der «*porci*» wandelten. Aber das XVII. Jahrhundert war eben trotz Pascal, Port-Royal und der eifrig zur Schau getragenen Frömmigkeit nicht asketisch gestimmt und die *Libertins* dürfen beanspruchen, mit den Maßstäben ihrer Zeit gemessen und nicht schärfer beurteilt zu werden als die Molière, Racine, Lafontaine, Ludwig XIV. und die ganze Gesellschaft, die uns die Klatschereien von Tallemant, die Briefe der Mme de Sévigné, die Memoiren von Retz oder Saint-Simon und andere ähnliche Berichte, von den Akten der Giftprozesse ganz zu schweigen, ohne Schminke und Galakostüm, im Hauskleid vorstellen. Und ebensowenig dürfen wir die Gedichte des *Cabinet satyrique* oder die Sonette von St.-Pavin durch unsere moderne Brille betrachten, sondern müssen an Rabelais und Regnier denken, die von Unflätigkeiten wimmeln, an den Ronsard gewisser Gedichte, den Montaigne gewisser Stunden, um nur ein paar Namen zu nennen. Das ändert nichts daran, daß sie Pornographie sind und zum Teil Pornographie besonders widerlicher Art, weil ihre Zoten sich fortwährend an religiösen Dingen vergreifen. Aber solche Erinnerung macht uns mißtrauischer gegen unseren Eindruck und vorsichtiger in seiner Formulierung.

Der Hauptvorwurf ist der der Denkfaulheit und Denkunfähigkeit und den hat ja auch F. Strowski, der die *Libertins* ähnlich einschätzt wie Lachèvre, in seinem Buch (*De Montaigne à Pascal*, 3e éd. 1909) energisch genug erhoben. Z. B. wenn er p. 245 zusammenfassend schreibt: «*Le déisme et avec lui la libre pensée ou l'incrédulité se réduisaient à n'être qu'une disposition irraisonnée et peu réfléchie de gens abandonnés à leurs appétits et à leurs passions, aussi loin de Spinoza, aussi loin des grands incroyants du XVIIIe siècle, aussi loin de la libre pensée moderne que de Bossuet ou de saint Vincent de Paul.*» Ich gebe das im ganzen gerne zu. Die Ungläubigkeit der *Libertins* gründet sich auf kein philosophisches System, kaum auf fest eingewurzelte Überzeugungen (daher denn auch die vielen „Bekehrungen" von Freigeistern, besonders auf dem Totenbett). Die *Libertins*, die sich zum größtenteil aus der vergnügungssüchtigen und ge-

dankenlosen Lebewelt rekrutieren, haben nie ernstlich zu philosophieren versucht, die ernstesten unter ihnen zehren von Montaigne und Charron. Irgendwie diskutable neue Werte hat keiner geschaffen, sie bleiben negativ und unfruchtbar. Was sie den Dogmen der Kirche entgegenzusetzen haben, ist keine einheitliche, durch Nachsinnen erworbene, innerlich erlebte, erkämpfte Weltanschauung, sondern eine Art von oberflächlichem, bequemen *«je m'enfichisme»*, ein wirres unklares Konglomerat von Vorstellungen, das aus Fragmenten von Skeptizismus, Deismus, Atheismus, Materialismus, Naturalismus etc. zusammengeflickt ist und das häufig nur dazu dient, ein unwürdiges Dasein zu drapieren.

Aber so viel objektiv wahres diese Feststellung auch enthält, sie wird ungerecht, sobald man sie zu einem Vorwurf zuspitzt. Denn für die besondere Form, die die Opposition gegen die Kirche im XVII. Jahr. angenommen hat, sind weniger die einzelnen Menschen, ist vielmehr das Milieu, der Zeitcharakter verantwortlich zu machen. Unter den Libertins war kein Denker. Ihnen daraus einen Vorwurf konstruieren, würde soviel heißen, wie einem Vogel vorwerfen, daß er kein Säugetier ist. Und wenn unter ihnen ein Denker gewesen wäre, einer vom Blut der *«grands incroyants du XVIIIe siècle»*, so wäre ihm wohl die Lust vergangen, seine kühnen Gedanken mitzuteilen. Das Schicksal von Vanini und Jean Fontanier, die beide verbrannt wurden, das Schicksal von Théophile, die Verfolgungen, denen Gassendi ausgesetzt war — all das war recht wenig ermutigend. Aus der sicheren Ruhe einer modernen Studierstube läßt sich das Wort «Feigheit» gelassen aussprechen. Aber es fühlen sich nicht alle Menschen zum Märtyrer geboren und manch einer macht lieber den Vorbehalt *«jusques au feu exclusivement»*, ohne daß man ihn darum schmähen dürfte. Théoph. der Feigheit zu zeihen, weil er übermüdet und gebrochen nur mehr auf seinen Frieden bedacht ist, klingt ebenso übertrieben wie Des B. als den Typus des *Libertins* hinzustellen. Gewiß kommt die ganze Bewegung nicht über ein frivoles und spielerisches Frondieren hinaus. Aber es steht kein anderes Ventil offen. Die libertine Gesinnung muß sich in unanständigen Witzen oder in dummen Kindereien Luft machen, wenn sie sich nicht gerade in einem plumpen Lehrgedicht entlädt wie dem *Anti-Bigot*, das Voltaire wenigstens durch den Inhalt vorahnen läßt. Da man den Christengott und seine Lehren nicht in scharfsinnigen Gegenargumentationen leugnen kann, weil es dazu an der Lust und Begabung fehlt und es außerdem von den Scheiterhaufen herüber noch zu brenzlich riecht, so begnügt man sich bescheidener damit, am Charfreitag Eierkuchen mit Speck zu essen und in der Weinlaune zotige Lieder zu singen wie jene Herren, von denen Tallemant erzählt. Die irreligiöse skeptische Strömung, die in Frankreich

im XVI. und zu Anfang des XVII. Jhrs. vorhanden war, setzt sich nicht in Systemen fort, sie verläßt das Gebiet der Theorie, um die praktische Lebenshaltung zu durchtränken und zu färben.

Damit ist aber nicht gesagt, daß die *Libertin*-Bewegung gar keinen Einfluß auf die Aufklärungsphilosophie des XVIII. Jhrs. ausgeübt hätte, wie Lach. behauptet. Es berührt dies eine außerordentlich wichtige, aber auch zugleich sehr schwierige Frage, die nach den Quellen dieser Philosophie, danach ob sie wirklich den Engländern so viel verdankt als man früher annahm oder ob sie nicht mehr vom nationalen Erbe schöpft. Die Frage ist noch wenig geklärt. Was Ducros *(Les Encyclopédistes 1900)*, Brunetière (besonders in seiner Rezension der Voltaire-Bibliographie von Bengesco, *Revue des Deux Mondes*, Nov. 1889), Lanson in einer Vorlesung über die: *Origines et premières manifestations de l'esprit philosophique dans la litt. frçse. de 1675 à 1748* (worin man eine treffliche Übersicht über die verschiedenen Erklärungsversuche findet, *Revue des Cours et Conférences*. 26. Dez. 1907 u. ff.) und andere zu ihrer Lösung beigesteuert haben, reicht zu einem entscheidenden Urteil nicht aus. Jedenfalls darf man die *Libertins* als Vermittler nicht ganz ausschalten, selbst wenn man ihre Rolle nicht so hoch wie Ste-Beuve oder Perrens anschlägt. Allein der Umstand, daß Voltaire, der im *Temple* und bei Ninon ihre Traditionen aus erster Hand empfangen hatte, libertine Gedichte von Des B. und (wenn er auch noch so flüchtig und schief über sein Leben schreibt) Théophile gekannt hat, hätte Lach. nachdenklich stimmen müssen.

Nein, die Reaktion, die 1625 nach dem Prozeß einsetzt, ist nur äußerlich. Die moralische Atmosphäre ist nicht gereinigt, wie Lach. meint. Sie bleibt dieselbe, wenn auch gerade keine Sammlungen à la *Parnasse satyrique* mehr erscheinen. Die freidenkerische Propaganda ist nicht vernichtet oder mit einem Schlag aufgehalten. Sie ist nur noch mehr in unterirdische Kanäle zurückgedrängt (daß es manchmal Kloaken waren, will ich ohne weiteres zugeben). Aber sie sickert unter der Erde unaufhaltsam weiter, um dann im XVIII. Jhr. in einem günstigeren Augenblick gesammelt und von fremden Einflüssen gespeist, als Strömung wieder zum hellen Tag emporzuquellen und nun in dem vorgezirkelten, festgemauerten Bett von philosophischen Systemen hinzufließen.

Bonn. H. Heiss.

Lecigne, C. *Le fléau romantique.* Paris, P. Lethielleux, libraire-éditeur. S. d. [Oberhirtliches Imprimatur vom 28. Okt. 1909]. 316 S.

Die Vorträge, die an der katholischen Universität von Lille gehalten worden und hier gesammelt sind, erinnern auffallend an die polemische Literatur um 1830 herum. Manche Stellen hätten fast wortwörtlich vor 80 Jahren von irgend einem besorgten Anhänger der Klassiker geschrieben werden können. So engherzig traditionalistisch und unbedingt ablehnend ist der Standpunkt Lecignes. Sein Buch reiht sich in die jetzt so beliebt gewordenen Abschlachtungen der Romantik ein, wie wir deren in der letzten Zeit manche schauen durften. Nur ist es viel seichter und oberflächlicher als z. B. das Werk Laserres, ohne das es kaum zu denken wäre. Ich will nicht sagen, daß es nur aus Phrasen, Schlagwörtern und apodiktischen Behauptungen bestehe. Aber recht viel anderes steckt wirklich kaum drinnen.

Dabei nimmt es L. mit seinen Behauptungen nicht immer ganz genau. Nur ein Beispiel: In dem Kapitel «*La religion romantique*», das mit Chateaubriands und Lamartines Religiosität fast ebenso scharf abrechnet als mit der V. Hugos, wird als Trumpf ein Vers von de Latouche über die Romantiker aufgespielt:

Voilà les protestants de la littérature!

Aber abgesehen davon, daß der liberale de Lat., der den royalistischen und katholischen Schwärmereien der Frühromantik kühl bis ans Herz gegenüberstand, in diesem Fall einen schlechten Kronzeugen abgibt, ist der Vers auch anders gemeint, als L. ihn auffaßt: die Romantiker wollen den Aristoteles reformieren, das meint de Lat. und nicht etwa das Prinzip des «*libre examen*». (Der Vers findet sich übrigens in der 1825 erschienenen gereimten Satire «*Les classiques vengés*».)

Natürlich sind die bösen Romantiker an allen Übeln schuld, an denen das moderne Frankreich nach L. krankt und zugrunde geht. Und natürlich basiert seine Kritik fast ausschließlich auf ethischen, religiösen und national-patriotischen Überzeugungen. In einem «*Le paradoxe littéraire*» betitelten Abschnitt wird zwar ästhetische Kritik versucht, aber sehr unglücklich, mit ganz unzureichenden Mitteln, nur im Namen der *raison* und des *bon sens*, mit den Rezepten aus Boileaus Poetik, die L. immer noch als Dogmen anerkennt.

Das Originellste an dem Buch ist zweifellos das heftige Temperament, das aus jeder Seite spricht. «*Le fléau romantique*» steht auf dem Umschlag und es folgen noch andere kräftige Sprüchlein: *la peste romant. — le mal romant . . . dans sa hideur originelle — les crimes littéraires commis par les brigands de 1830 —* häufig die Barbaren und *les invasions barbares* (damit sind die Engländer und natürlich vor allem wir gemeint, genau wie zu

Lebzeiten des P. Bouhours) etc. Das sind ein paar von den Schimpfwörtern, in denen sich diese leidenschaftliche Anklagerede entlädt.

Bonn. H. Heiss.

Cornicelius, Max. *Claude Tillier.* Halle a. S. Max Niemeyer. 1910. VII und 517 S. 8⁰.

Eine Biographie von 504 Seiten scheint fast zu viel der Ehre für den Journalisten aus Clamecy. Mancher französische Dichter hat größere Leistungen aufzuweisen und hat das Glück einer solchen eingehenden Behandlung nicht gehabt. Ein Vorwurf soll in diesen Worten nicht liegen: eher mag man eine Entschuldigung für die verspätete Anzeige in dem Umfang des Buchs von Cornicelius erblicken, das zu lesen bis jetzt mir unmöglich gewesen ist, ferner eine Aufforderung, weitere ebenso gründliche biographisch-literarische Arbeiten über andere Schriftsteller zu geben, wie die vorliegende. Die Arbeit von Cornicelius ist das Resultat langer Forschungen, die mit außerordentlicher Gründlichkeit betrieben wurden, und in denen er freilich durch die Arbeiten Marius Gérin's sehr wesentlich gefördert und unterstützt wurde. Hinsichtlich mancher Einzelheiten, insbesondere hinsichtlich mancher Bemerkungen, die die literarische Würdigung Cl. Tilliers betreffen, kann ich mit Cornicelius nicht übereinstimmen; aber gegenüber der Gesamtleistung, die das Buch darstellt, wäre eine kritische Auseinandersetzung nicht angebracht. Ich begnüge mich daher, kurz den Inhalt des Buchs zu skizzieren.

Außer einer kurzen Einleitung, umfaßt das Buch 6 Kapitel. Das erste behandelt Tilliers Jugend- und Militärzeit, die zweite dessen Schulmeistertätigkeit in Paris und in seiner Heimatstadt Clamecy. Seine Mißerfolge werden von Cornicelius ganz richtig begründet. In Verbindung mit Tilliers Lehrtätigkeit beginnt seine Tätigkeit als Journalist nach der Julirevolution, die Gründung des kurzlebigen *Indépendant*, in dessen Spalten die Angriffe gegen den mächtigen Advokaten und Politiker Dupin beginnen. Zu gleicher Zeit beginnen die Schwierigkeiten, die Tillier mit dem Gemeinderat von Clamecy hatte und die eine Verschlechterung seines Einkommens zur Folge hatten. In einem weiteren Abschnitte behandelt Cornicelius die ersten Flugschriften Tilliers, die von lokalen Ereignissen ausgehend zu Gegenständen der allgemeinen, sogar auswärtigen Politik übergehen, und in der Hauptsache Angriffe gegen den mächtigen Dupin enthalten. Endlich folgt die Geschichte der bedeutenderen *Lettres au système sur la réforme électorale*, die Tillier für die radikale Zeitung *l'Association* in Nevers schrieb; Cornicelius analysiert

diese Flugschriften und charakterisiert im Anschluß daran Couriers und Cormenins Tätigkeit als Pamphletschreiber, die nicht ohne Einfluß auf Tillier gewesen ist. Ein weiteres Kapitel stellt die Tätigkeit Tilliers in der Redaktion der Association dar, deren Leitung ihm durch die *Lettres au Système* eingebracht wurde.

Die persönlichen Angriffe, die Tillier in seinem Blatte sich erlaubte, führten zu einer schweren Verurteilung, die das Eingehen des Blattes zur Folge hatte. Die Hälfte des ganzen Buchs von Cornicelius ist dem folgenden Kapitel gewidmet, das „In voller Pamphletarbeit" überschrieben die Tätigkeit Tilliers in seinem letzten Lebensjahre als Pamphletist schildert unter Berücksichtigung der Zeitereignisse und mit eingehender Analyse der in Betracht kommenden Flugschriften, die meist gegen den neuen energischen Bischof von Nevers, Dufêtre, sowie auch gegen Dupin gerichtet sind.

In einem letzten Kapitel „*Mon Oncle Benjamin*" werden die belletristischen Schriften Tilliers, vor allem natürlich die beiden Romane *Mon Oncle Benjamin* und *Belle-Plante et Cornélius* einer eingehenden Würdigung unterzogen; der Mangel an Geschmack bei Tillier wird wohl richtig hervorgehoben, aber die Leistungen doch eher zu günstig beurteilt, insbesondere die Art seines Humors, dem doch alles Künstlerische fehlt.

Ein Personenregister schließt das inhaltreiche Buch.

Tübingen. J. Haas.

Mistral, Frederi. *La Genèsi. Traducho en Prouvençau. Emè lou latin de la Vulgato vis à vis e lou francès en dessouto pèr* J.-J. Brousson. E, en tésto, lou retra dou felibre. Paris. Honoré Champion. 1910. XI. 303. In-8°.

Von der Übersetzung des ersten Buch Mose ist den Lesern des *Armana Prouvençau* schon ein Teil (33 Kapitel) seit 1878 allmählich zur Kenntnis gelangt. Auch hat Mistral seiner provenzalischen *Genesis* bereits einzelne Zitate, wie die folgenden für den *Trésor* entnommen.

Que lis aigo proudugon li bestiàri rebalaire.[1])
Arm. Prouv.

[1]) Zufolge einer freundlichen Mitteilung Mistral's (vom 8. Juni 1911) ist das erste im *Armana* abgedruckte Kapitel mit dem Pseudonym G. D. M. Gui de Mount-Penoun gezeichnet. Im *Trésor* sind die wenigen Zitate, die der *Genèsi* bereits entnommen wurden, nicht mehr mit diesen Initialen bezeichnet. — cf. auch für p. 10 v. 12 das im *Trésor* unter *bedèlli* angeführte Zitat.

Er verwendet diese Zeile, um *rebalaire* als gleichbedeutend mit *traîneur*; *traînant*, *rampant* zu erklären.

Fuquè fabre e martelaire en touto obro d'aram e de ferre.[2])
F. Mistral.

Der Druck der vollendeten sorgsamen Übertragung ist erst 1910 erfolgt, so daß der greise Gelehrte C. Chabaneau seinen Wunsch einer Lektüre des ganzen Buches nicht mehr verwirklicht sehen sollte: *Il me tarde de pouvoir lire la vôtre*[3]) *en entier. Les chapitres que vous donnez chaque année dans l'Armana prouvençau me l'ont fait souhaiter depuis longtemps. Je suis heureux d'apprendre que mon vœu va bientôt se réaliser.*

Der *Armana* von 1908 enthielt das 33. Kapitel der Übersetzung: *Rescontre e repatriacioun de Jacob em' Esaü* (p. 74—76); 1909, wohl mit Rücksicht auf die Drucklegung des vollendeten Werkes, wurde kein weiterer Abschnitt am gleichen Orte veröffentlicht. Das Kapitel 33 ist völlig unverändert in den Gesamtband herübergenommen worden. Ob sich dasselbe von allen vorherigen Veröffentlichungen behaupten läßt, vermag nur derjenige festzustellen, dem die ganze kostbare Sammlung der über ein halbes Jahrhundert umspannenden Jahrgänge des provenzalischen Kalenders zur Verfügung steht.

Mistral hat mit seiner vorbildlich wirkenden Übertragung ein echt volkstümliches Werk und Sprachdenkmal geschaffen. Die Lektüre wirkt nicht nur erbaulich, sondern linguistisch belehrend. Dem provenzalischen Text ist der Wortlaut der Vulgata zur Seite gestellt. Am unteren Rande der beiden parallel gedruckten Texte ist die französische Version zu bequemerem Vergleich in etwas kleinerem Druck angeschlossen. Sie rührt von J.-J. Brousson her. Aus verschiedenen Gründen erscheint es bedauerlich, daß Mistral sich — gegen seine frühere Gewohnheit — dieser lohnenden Aufgabe entzogen hat. Denn der Vergleich der beiden Übertragungen könnte leicht, da es sich um verschiedene Autoren handelt, zu Trugschlüssen verleiten. An recht vielen Stellen wird der Eindruck geweckt, als ob das Provenzalische über größeren Wortreichtum verfüge, also ausdrucksfähiger sei und sich zugleich dem lateinischen Vorbild inniger anschmiege. In der Hand des Meisters wird freilich die Sprache immer zum gefügigeren Werkzeuge. Sorgsame Prüfung führt zu der unbestreitbaren Erkenntnis, daß der von Mistral verwendete provenzalische Wortschatz bedeutend umfangreicher ist als der französische — manchmal auch, wie wir sehen werden, über das Lateinische hinweg, dem hebräischen Original näher tritt. Mistrals Eingangsworte in der Vorrede geben auf alle

---

[2]) *La Genèsi*, p. 4 v. 20 und p. 22 v. 21.
[3]) Cf. *Avant-Prepaus*, VIII.

Fälle zu denken: *La grand coumparitudo de la vido biblico e de sa lengo pastouralo em'aquelo di pastre e gardian de Prouvènço, i'a long-tèms que nous avien douna idèio e goust de tradurre en prouvençau lou libre de la Genèsi.*

Für diesen patriarchalisch-biblischen Stoff ist das Neuprovenzalische wie geschaffen. Mistral hat allerdings auch hier wieder die goldenen Schätze der geliebten Muttersprache gehoben, so genial und sorgsam zugleich, wie nur er zu schaffen versteht. Über den Wortschatz, der bei diesem Anlaß in lebenskräftige Wirkung tritt, drängen sich mannigfache Beobachtungen auf.

Das Verhältnis der drei Texte läßt sich selbstverständlich nach drei Richtungen hin sondieren. 1. alle drei verwenden das gleiche Etymon. 2. nur zwei Texte stimmen überein, und zwar: a) der provenzalische mit dem lateinischen, b) der französische mit dem lateinischen, c) der provenzalische mit dem französischen; 3. alle drei Texte sind verschieden.

Der erste Fall tritt natürlich nur dann ein, wenn das Schriftlatein, und nicht das Vulgärlatein den Grundstock für die romanischen Wortbildungen geliefert hat und — eine wesentliche weitere Vorbedingung — keine ins Gewicht fallende semasiologische Verschiebung eingetreten ist. Mistral bekundet überdies die vielleicht nicht völlig absichtliche Tendenz, einem echt volkstümlichen Ausdruck auch dann den Vorzug einzuräumen, wenn dem Provenzalischen eine der Vulgata entsprechende lateinische Stammbildung zur Verfügung stände. Einige Beispiele, die bei der Lektüre besonders ins Auge fallen, mögen zur Erläuterung dieses stark volkstümlichen Gepräges dienen: Im Text der Vulgata wird an den erforderlichen Stellen unterschiedslos die knappe Bezeichnung *reptilia*[4]) gebraucht. Der französische Text folgt diesem Beispiel und setzt konsequent *les reptiles*, mit einer einzigen Ausnahme, wo der Emphasis zuliebe eine Um-

---

[4]) Auf meine Bitte hat mir der ausgezeichnete Privatgelehrte, Herr Dr. Ehrentreu (München), beifolgende Erläuterung freundlichst zur Verfügung gestellt; sie beweist, daß Mistral bemüht ist an Vielfältigkeit mit dem ausdrucksvollen Hebräisch zu wetteifern.

Der Hebräer gebraucht für Tiere niederster Gattung zwei verschiedene Ausdrücke שֶׁרֶץ und רֶמֶשׂ und die entsprechenden Verba שָׁרַץ und רָמַשׂ Ersteres wird vorzugsweise für die niederen Wassertiere, letzteres in erster Linie für die Kriechtiere der Erde, Gewürm etc. gebraucht. Doch ist diese Unterscheidung nicht streng durchgeführt, indem manchmal auch von den Tieren der ersteren Gattung der Ausdruck רֶמֶשׂ und von denen der zweiten Gattung der Ausdruck שֶׁרֶץ gebraucht wird.

Vergleiche 1. B. M. Kap. 1 V. 20, 21, 24 u. 25; Kap. 6 V. 7 u. 20; Kap. 7 N. 8, 14, 21.

schreibung gewählt ist: *Dieu dit aussi: Que les eaux produisent des animaux qui rampent et qui volent (reptile animae viventis, et volatile.* Mistral begnügt sich nicht mit einer so einförmigen Deutung; er braucht schon *lou reptile* mehrmals (p. 36 v. 20, v. 23; p. 28 v. 7; p. 6 v. 23) zieht aber zumeist Umschreibungen vor: p. 4 v. 20 *Que lis aigo proudugon li b e s t i à r i r e b a l a i r e* — p. 6 v. 25 e *tout co que se rebalo sus la terro (et omni reptile terrae in genere suo)*; ebenso p. 30 v. 20 e *de tout animau que rebalo la terro (et ex omni reptili terrae).* An einer Stelle, p. 40 v. 14, 19, als Noah die geretteten Tiere auf Gottes Geheiß ausschifft, benutzt er den Ausdruck *grouün*: *tout lou grouün que se rebalo sus terro* (*et universis reptilibus quae reptant super terram*). Für *grouün* gibt der *Trésor* lehrreichen Aufschluß: *grouün = couvain, frai, germe, embryon, lentes*; zugleich erfolgt der Hinweis auf das Limousinische: *grou = couvain d'abeilles lentes de pou, frai de poisson, oeufs de reptile* .... Luthers Wiedergabe der betreffenden Stelle lautet: Allerlei Gewürm, das auf Erden kriechet. — Der Ausdruck *grouün* ist sicherlich vielsagender als *reptile*.

Für *circumcisio*, *circumcidere*, *circumcisus*, *incircumcisus* wählt Mistral öfters die freiere Wiedergabe: p. 78 v. 11 e *de voste prepùci r e t a i a r è s la car (et circumcidetis carnem praeputii vestri)*, v. 14 *lou mascle, que par sa car noun sara r e t a i a d o (masculus, cuius praeputii caro circumcisa non fuerit)*; 196 v. 15 *que tóuti vòsti mascle se faguèsson r e t a i a (et circumcidatur in vobis omne masculini sexus)*; *e tóuti counsentiguèron e tóuti li mascle fuguèron t a i a*, 198 v. 24 *(Assensique sunt omnes, circumcisis cunctis maribus).* Einmal hat der Übersetzer einen höchst charakteristischen Austausch für *circumcidit* vorgenommen: p. 80 v. 23: *e tout-d'un-tèms, aquéu jour meme, lis e s c o u s s u r è tóuti, coume il avié coumandá Diéu (et circumcidit carnem praeputii eorum statim in ipsa die, sicut praeceperat ei Deus).* Laut Angabe des *Trésor* ist *escoussura* Synonym von „*marca*“ und bedeutet ursprünglich in der Schäfersprache: *echancrer avec les dents l'oreille des agneaux qu'on veut garder pour l'entretien du troupeau, afin de les reconnaître.* Für *sterilis* setzt Mistral nirgends das verwandte *esterillo* ein, obwohl er für *sterilitas esterileta* p. 238 v. 30 nicht beanstandet hat. Getreu den Angaben des *Trésor* wählt er für unfruchtbar in bezug auf Menschen und Tiere das gebräuchlichere *turgo*, z. B. p. 54 v. 30, e *Saro, que se trouvavo turgo, n'avié ges d'enfant. (Erat autem Sarai sterilis nec habebat liberos.)*[5])

[5]) Für unfruchtbares Land scheint *turgo* nicht annehmbar. P. 284 v. 9 lautet der französische Text für die lateinische Wendung: *ne pereunte cultore redigatur terra in solitudinem*: *de peur qu'en laissant dérir le cultivateur, la terre ne devienne s t é r i l e.* Mistral übersetzt: *pe pòu que, perissènt lou faturaire, la terro noun vèngue s o u l è b r o.*

Echt volkstümlich wird auch *ablactatus* und *ablactatio* wiedergegeben durch *fuquè desmama* und *desmamage*. Mistral verschmäht ersichtlich das im *Trésor* aufgenommene *deslacha*, obwohl er eben im vorausgehenden Verse *lactare* durch *alacha* übersetzt hat.

Für *tabernaculum* setzt das Französische stets *tente* ein, Mistral verwendet abwechselnd bald *tèndo* bald *tibanèu*. So heißt es p. 84 v. 9 *Ounte es Saro ta mouié?.... Aqui dins lou tibanèu. (Ubi est Sara uxor tua? Ille respondit: Ecce in tabernaculo est.)* In der folgenden Zeile folgt dagegen die Angabe: *Saro riguè darrie la porto de la téndo. (Sara risit post ostium tabernaculi)*. Für die genauere Deutung von *tibanèu* meldet der *Trésor*: *Tente de glaneuse, de moissonneur; hutte, chaumière.*[6])

Für Verwandschaftsbezeichnungen ist unser provenzalischer Text um zwei präcise Ausdrücke reicher als das Französische. *Nurus* kann durch *noro* übersetzt werden: p. 34 v. 13 .... *emé sa femo e si tres noro.*[7]) Für *socer* findet sich p. 224 v. 25 *sogre*: *elo à soun sogre mandè dire (misit ad socerum suum dicens)*. Jedoch ist frater uterinus, welcher Ausdruck zweimal vorkommt, im Provenzalischen umschrieben. *Benjamin soun fraire qu'èron de la memo maire (son frère de la même mère = fratrem suum uterinum*, p. 258 v. 29. Desgleichen p. 264 v. 20 e *à-n-aqueste es mort un fraire de-vers maire (et le f r è r e u t é r i n de ce dernier est mort = cuius u t e r i n u s f r a t e r mortuus est)*. Der *Trésor* führt *utérin* nur als terme scientifique an.

Die Monotonie des stetig auftauchenden *serviteur* fällt auf, sobald man die abwechlungsreiche Ausdrucksform des Provenzalischen ins Auge faßt. *Serviteur* ersetzt: *servus*, *famulus*, *vernaculus*, *puer*, *iuvenis*, *minister*, einmal auch *familia*.[8]) Das Provenzalische bietet in diesem speziellen Falle eine Reihe charakteristischer Bezeichnungen, die allerdings nicht ausschließlich romanischer Herkunft sind. Neben den am häufigsten verwendeten *servènt*, *servitour* finden sich: *varlet*, *doumestique*, *chouro*, *drole*, *gnarro*, die beiden Verbindungen *servicialo emè de gnarro* p. 1704 v. 43 *aguè forço troupéu, d e s e r v i c i a l o e m è d e g n a r r o...* (et habuit greges multos, ancillas et servos...) sowie p. 182 v. 5 A i d e b i ó u, d'a s e, *de fedo*, *de serviciau e de servicialo (habeo boves, et asinos, et oves, et servos, et ancillas)*, Einmal steht für *familia meinado* und einmal p. 122 v. 32 das dem Arabischen *réfik* entstammende *ràfi*: *d'éu emai*

---

[6]) Cf. p. 60 v. 5: *Moi Lot, qu'èro em' Abram, avié peréu de rai d'avé, de manado de biòu e de tibanéu.*

[7]) Natürlich wendet auch im Anklang an das Lateinische Mistral die Umschreibung an: *li femo de si fiéu* und *li mouié de ti fiéu* (p. 32, p. 40).

[8]) P. 139, v. 14: *Habuit quoque possessiones ovium et armentorum, et familiae plurimum (Aguènt de capitau d'avé, e de manado, e de m e i n a d o tant-e-mai.) Meinado* ist Synonym von *oustalado*. Cf. p. 278 v. 31.

de si ràfi qu'em' éu éron vengu (et virorum qui venerant cum eo.) An dieser Stelle verwendet der französische Text *ceux des hommes qui étaient venus avec lui.* Der *Trésor* erklärt *ràfi* durch *valet de ferme*, *garçon de labour* und verweist auf die Synonyme *carretié* und *varlet. Gnarro* = *puer* ist im *Trésor* gleichbedeutend mit *valet des valets*, *garçon qui porte à manger et à boire aux moissonneurs.* Mistral fordert dazu auf, *gnarro* zusammenzustellen mit dem hebräischen *naar*, *enfant usité dans les communautés juives du Midi*, dem griechischen νεαρὸς, *jeune homme*, rom. *ignar*, ital. *gnorri*, *ignorant.* Sinnverwandt ist *chouro*, *apprenti agricole*, spanisch *chulo*, griechisch, χοῦρος χόρος. *Drole* tritt mit *chouro* p. 80 v. 23 in Konkurrenz: p. 78 v. 12 heißt es: *e se circouncira autant lou chouro de l'oustau* *comme lou qu'aurés croumpa.* *(tam vernaculus, quam* emptitius *circumcidetur.)* Das Französische verdeutlicht den Sinn hier durch Umschreibung: *et sera circoncis tant le serviteur né dans la maison que le serviteur acheté.* In der später folgenden ähnlichen Berichterstattung (p. 80) variiert die Vulgata nur unbedeutend: *tulit autem Abraham .... et omnes vernaculos domus suae*; *universosque quos emerat*, *cunctos mares ex omnibus viris domus suae.* Die französische Umschreibung lautet ebenfalls ähnlich der früheren: *avec tous les serviteurs nés dans sa maison*, *et tous ceux qu'il avait achetés*, *et généralement tous les mâles de ses serviteurs.* Das Provenzalische weist hier eine beachtenswerte Variante auf: *emé tóuti li drole nascu dins soun ostau*, *e tóuti li qu'avié croumpa basto tout lou masclun de sa meinado.*

Auch sonst erfährt der neuprovenzalische Wortschatz durch Mistrals fein durchdachte Verwendung lehrreiche Beleuchtung.

Bei der Erschaffung Evas, steht dem Provenzalischen statt des auch im französischen Text unentbehrlichen *virago* das traulichere: *Oumenenco*, genau: *Männin* zu Gebote. Für das monotone *paradisus*, *paradise*, tritt auch *jardin* und *orta* (sp. huerto) ein: p. 14 v. 8 *E coume ausiguèron la voues dóu Segne Diéu qu'après miejour*, *quand l'auro boufo*, *èro per orto .....*

Bei der Verfluchung Evas ist *aerumnas* tuas, et *conceptos* tuos durch *timagagno e ti jassino* wiedergegeben. Für *conceptos* bietet der französische Text *grossesses*; dem Provenzalischen entspräche wohl genau das nur noch in der Rechtssprache gebräuchliche *gésine*[9].)

Dem lateinischen Text: *Tubalcain qui fuit malleator et faber in cuncta opera aeris et ferri* schmiegt sich das Provenzalische: *Tubalcaïn*, *que fugué fabre e martelaire en touto obro d'aram e de ferre* eng an, während im Französischen *mall-*

---

[9]) In der frz. Rechtssprache erhält sich: *payer les frais de gésine.* Cf. auch p. 122 v. 31: *lou jas* = *gîte, lieu où l'on couche, paille que l'on met sous les bestiaux.*

cator unübersetzt blieb (p. 22 v. 22). *Arcam de liguis levigatis*; frz. *arche de bon bois raboté*, wird durch *uno arco de bon bos alisca* ausgedrückt, obwohl der *Trésor rabouta* anführt.

Als Überschrift[10]) für das achte Kapitel hat Mistral *L'eidracato* gewählt[11]) = *ressui*, *coup de soleil*, laut Angabe des *Trésor*.

Für *déluge* braucht Mistral mit sichtlicher Vorliebe *endoulible* (schon als Überschrift des 7. Kapitels), da dieser Ausdruck jedenfalls populairer als *deluge* ist. Mit *endoulible* wird überdies auch heute bezeichnet: *orage terrible grosse averse dans les Alpes. Pallium*[12]) = *manteau* interpretiert Mistral mit *flassado* = *couverture de laine*; *mante catalane*.

Charakteristischer als das vorsichtig tastende französische: *ils ne virent pas leur père nu (et patris virilia non viderunt)* wirkt der beherzte provenzalische Ausspruch: *veguèron pas soun paire dins acò que fai mascle* (p. 44 v. 23).

Für .... *quod pactum est inter Deum et omnem animam viventem universae carnis quae est super terram* verwendet Mistral eine freiere Wendung als das etwas geschraubte Französische: *toute âme vivante de toute chair représenté (?) sur la terre*: p. 44. v. 16 ..... *entre Diéu e touto amo vivènto que bat veno*[13]) *sus terro.*

Anläßlich des Turmbaues von Babel wird die Zerstreuung der Völker in der Vulgata durch *divisit* und *dispersit* bezeichnet, frz. nur *disperser*. Mistral gebraucht: *esparpaia* (p. 52 v. 4) = *éparpiller*; *li divisè*, *lis escampitant d'aquè pèr tóuti li terraire* (v. 8) und *dispersè subre la fàci de tóuti li countrado* (v. 9).

Bei der Wiedergabe von *ad corrigiam caligae (la courroie d'un soulier)* bevorzugt Mistral das bescheidenere *sabato* = *gros soulié*, obwohl der Ausländer zuerst geneigt sein möchte an Holzschuh zu denken, wozu *courroie* in Widerspruch stände (p. 68 v. 23).

Beachtenswert ist die Übersetzung von *caligo tenebrosa (obscurité ténébreuse)* durch *uno negro sournuro* (p. 72 v. 17). Deut-

---

[10]) Diese Kapitel-Überschriften bieten viel beachtenswerte Wortformen, so z. B. IX *l'arc-de-sedo*; XXX *Soun (Jakob) barto-lot* = Vertrag *emé Labane*. XL *Li sounge dóu boutihié e dóu panatié dóu rèi.* Mistral vermeidet *échanson*; einmal setzt er auch *vinatié* = *pincernus*, wo das Französische nochmals *échanson* verwendet (p. 230); XLVII *lis Egician au nis de la serp.* Für diese letzte rätselhaft klingende Bezeichnung gibt der *Trésor*: *sur le grabat, dans la misère, au gîte du serpent.*

[11]) Für *exsiccata* findet sich p. 38 v. 13 auch: *eissugado.*

[12]) An anderer Stelle (p. 128) v. 65 steht *pàli*, wo das Französische *voile* braucht; p. 100 *velamen-voile*, prov. un *velet.* Auch *tunica, tunique,* scheint provenzalisch nicht verwendbar. Dafür steht z. B. *la jargo* (ursprünglich = *étoffe grossière*); für *tunicas pelliceas* : *abihage de pèu.*

[13]) Der *Trésor* führt unter *veno* zahlreiche Redensarten an, z. B. auch: *bat plus veno* = *il est mort.*

licher als die Vulgata wirkt in der gleichen Zeile das frz. *entre les animaux divisés* und das prov. *entré li tros de car* (für: *inter divisiones illas*).

Für *clamor*, *clameur* bietet Mistral (p. 86 v. 20, 21) zwei interessante Wortbildungen *la bramadisso* und *aquelo bramarié.*[14]) An anderer Stelle steht für *clamor*: *bousin (=buccinum)* p. 92 v. 13.

Azyma ist Französisch umschrieben: *des pains sans levain.* Das Provenzalische verfügt über *candolo (caudolo)*[15]) wofür der Trésor ausführlich Auskunft liiefert: gr. κάνδυλος κάνδαυλος *mets composé d'amidon, de fromage, de miel et de lait*; *gâteau sour levain, que les Juifs du Midi font avec de la fleur de farine, du sucre et de l'eau rose, pour célébrer la fête des pains azymes.*

Die Zeile 34 des 21. Kapitel der Genesis: *et fuit colonus terrae Palaestinorum diebus multis* lautet französisch etwas vag: *et longtemps il demeura au pays des Philistins.* Mistral setzt dagegen: *e long-téms parguejé dius la terro di Palestin.* Luthers Bibelübersetzung verdeutscht diese Stelle mit: er war ein Fremdling. Mistral stellt sich anscheinend in Gegensatz zu *colonus* (dem der Römer *pastor* gegenüberstellte), dem pargueja-parquer (etwa einpferchen), *séjournant dans un parc, en parlant des troupeaux*, nimmt ja deutlich bezug auf die Viehzucht.

Die so naheliegende Wiedergabe von *multiplicare* (fr. *multiplier*) durch *multiplica* verschmäht Mistral wiederum und entscheidet sich (z. B. p. 110 v. 17) für das echt volkstümlich *coungreia* = ursprünglich *produire spontanément*, — *multiplier un nombre*; *se coungreia = peupler.* Die lateinische Bezeichnung einer vollgewichtigen Geldsumme: *quadringentos ciclos argenti probatae monetae publicae*, frz.: *à savoir quatre cents sicles en bonne monnaie ayant cours*, lautet in der provenzalischen Version: *qu'acò fasié quatre cènt sicle de mounedo de lèi.*

Reicher um einen Ausdruck zeigt sich das Provenzalische wiederum durch die Übersetzung von *dabo potum = dounarai l'abéurado* (frz. *je donnerai à boire*).

Für *hydria* setzt das französische *urne*, das Provenzalische *inde*[16]) ein = *vase à bec et à anse, en cuivre rouge étamé, servant de cruche dans les cuisines.*

---

[14]) Auch für das Geschrei fanatischer Politiker verwendbar. Cf. *Trésor.*

[15]) Pikant wirkt an dieser Stelle ein Zitat, entlehnt bei A. Autheman:

J'a plus de religioun en-liò,
Li Crestian maujou de candolo
E li Jusiòu de saussisst.

[16]) Cf. *Mirèio*: *E dóu grand inde*
Lou vin raiavo rouge e linde.

Interessant ist in Rebekkas Brunnenscene der Vergleich, wie das Provenzalische: *puteum*, *fontem*, *canalem* interpretiert: für *fons* findet sich *la font*, aber auch (p. 120 v. 16) *lauroun* = *surgeon d'eau*, *source à fleur d'eau*; für *puteus* steht *pous*, für *canalis* = *nau*[17]) (ib. v. 20) = *caisse dont on se sert pour faire franchir un chemin à une conduite d'eau*; *abreuvoir en planches pour les troupeaux.* Französisch steht: *puits*, *fontaine*, *canal.*

Torrens kann frz. durch *torrent* wiedergegeben werden. Der *Trésor* führt als Ersatz *gaudre* an = *ravine*, *ravin*, *torrent*, *dans les Alpilles.* Als Synonyme zählt er auf: *ensarriado*, *gave*, *riéu*, *vabre*, *valat* und verweist auf = χαράδρα, *lit de torrent.*

Lehrreich wechselt das Etymon: *pharetra*, frz. *carquois*, prov. *badoco* (p. 142 v. 3). Mistral braucht die eigentümliche Verbindung: *ta badoco e toun arc*, obwohl im *Trésor badoco* erklärt wird als: *arc en bois*, *portant une rainure sur le dos dans laquelle les moissonneurs placent le tranchant de leur faucille*, *et les faucheurs celui de leur faux.* Da auch auf „*brido*" = *étui d'une faucille* verwiesen wird, ergibt sich der Bedeutungswandel zu Köcher von selbst. Desgleichen: *querelle (jurgium)* prov. *rioto*[18]) (p. 140 v. 20).

Echt volkstümliches Gepräge tragen die vorwurfsvollen Worte des hintergangenen Esau: *L'an pas nouma Jacob de-bado*, *car vaqui li dos fes que* m e l è v o d e c a s s o l o *(iuste vocatum est nomen eius Jacob*: s u p p l a n t a v i t *enim me en altera vice (c'est justement qu'il a été nommé Jacob*, *car voici la seconde fois qu'il m'a supplanté)* p. 148 v. 36. Für *cassolo* bietet der *Trésor* reichlich Auskunft, auf die nachdrücklich verwiesen werden muß. Die hier in betracht kommende Redensart: *leva de cassolo* interpretiert Mistral *dégoter*, *supplanter*, *évincer*, *expression qui fait allusion à l'usage des moulins où un chaland cède la* c a s s o l o[19]) *à un autre.*

Für lat. *ros*, frz. *rosée*, setzt Mistral p. 150 v. 39 *eigagno* ein. Das Provenzalische hat hier die Auswahl: *ros*, *rosado*, *bagnaduro.*

Lea wird beschrieben als: l i p p i s *erat oculis-Mais Lia avait les yeux* c h a s s i e u x. Der provenzalische Text lautet: *avié d'iue* l a g a g n o u s = *yeux larmoyants. Lagagno* erklärt der *Trésor* als Folge von Bindehautentzündung: *chassie*, *humeur qui coule des yeux.*

Für Rachel's Kinderlosigkeit, die sie selbst als *opprobrium* fühlt, wählt Mistral nicht *ouprobre (= opprobre)* sondern das mildere *escorno.*

---

[17]) Cf. p. 170 v. 38, 40. Dagegen steht ib. v. 41 *Jacob metié li vergo dins li* c a n a u *dis aigo.*

[18]) Auch *rixa* = *rixe* findet anderen Ersatz, z. B. p. 60 v. 7 *garrouio.*

[19]) *Cassolo* ist hier gleichbedeutend mit: *auget d'un moulin á farine*, *qui reçoit le grain de la trémie pour le verser peu à peu sous la meule.*

Die Bezeichnung der buntfarbigen Schafe ist in der Vulgata ausdrucksvoll: *et quodcunque furvum, et maculosum, variumque fuerit* .... Das Französische beschränkt sich auf: *tout ce qui naîtra de couleur grise ou tachetée.* Mistral beharrt bei der dreifachen Ausmalung: *tout ço que vai naisse de bourre, de pedassa o que fuque bouchard. Bourre* = *brun, fauve, en parlant des animaux et des etoffes*; *pedassa* = *rapiécé, tacheté*; *bouchard* = *qui a le museau noir ou d'une couleur autre que celle du corps dont les naseaux ont des taches noires et blanches, en parlant des moutons, des mulets, des boeufs.*[20]) *Stramenta* = *litière* lautet provenz. *l'apaiun* (p. 148 v. 34).

Durch größere Feinheit als das Französische wirkt das Provenzalische an folgender Stelle: *quem vocavit Laban Tumulum testis, et Jacob, Acervum testimonii.* Denn während das Französische nur *témoin* und *témoignage* variiert, setzt Mistral noch obendrein für *Tumulum* = *Chapié* = *tas de pierre* ..., für *acervum Mouloun* = *meulon, tas* (p. 180 v. 47).

Unmittelbar aufeinander folgen im Provenzalischen auch an gleicher Stelle die lautlich beachtenswerten Wortformen = *lauso (lapidem)* und *peiro* = *pierre*; während der von Jacob vorgefundene Brunnenverschluß: *os eius grandi lapide claudebatur* wieder auf andere Weise interpretiert wird: *e la gorjo n'èro tapado em'uno grando graso* = *large dalle de pierre brute*; *margelle d'un puits* (p. 156 v. 2).

Mit *aret (aries), areno (arena) canestèu* (Diminutivum zu *canistellum* von *canistrum*) (p. 232, v. 16, 55) und *òrri (horrea)* schließt sich das Provenzalische eng dem lateinischen Vorbild an, denn frz. setzt hier *bélier, sable, corbeille, grenier* ein (p. 242 v. 47). Für „hinken" hat Mistral weder dem lateinischen noch dem französischen Text ein Zugeständnis gemacht. Für *claudicabat pede* stand ihm *clauca* zu Gebote, für *boîtait d'une jambe*: *boniteja.* Er braucht *d'un péd panardejavo* (p. 188 v. 31). Gebräuchlich scheint nach dem *Trésor* der Ausdruck: *es panard* = *il est boîteux.* Echt volkstümlich ist das lateinische: *et ipse erat inclytus in omni domo patris sui (il était considéré dans toute la maison de son père)* übersetzt: *e éu èro lou gouapo dins tout soun oustau peirau.* Während *gouape* in der frz. Gaunersprache soviel wie *Bummler*, Herumlungerer bedeutet, ist *gouapo* ein empfehlendes Beiwort = *gros bounet, homme riche, homme grave, qui en impose, qui a de l'influence, matador* ....

Für *ubertas* = *fertilité* setzt Mistral einen für Ägypten besonders zutreffenden Ausdruck: *drudiera* (v. Ch. XLII) gleich-

---

[20]) Luther übersetzt: und aussondern alle fleckichte und bunte Schafe, und alle schwarzen Schafe ...

bedeutend mit: *fertilité, graisse de la terre, engrais, dépôt de bourbe, limon.*[21])

Nachdrücklich wird die schwer drückende Teuerung: *fames vehementer premebat (la famine oppressait véhémentement)* mit dem provenzalischen: *quichavo malamen = pinçait, pressait serrait, meurtrissait* hervorgehoben (p. 252 v. 1).

En sanguis eius exquiritur, frz. *voici maintenant que son sang crie justice* hat Mistral buchstäblich nachgebildet: *vaqui que soun sang se recerco* (p. 248 v. 22).

Joseph's Rührung beim Anblick Benjamins [Luther: denn sein Herz entbrannte ihm gegen seinen Bruder] schildert die Vulgata: *quia commota fuerant viscera eins super fratre suo* [*ses entrailles avaient été émues à la vue-de son frère*]. Mistral vertauscht *viscera* gegen *fruchaio = viscères de la poitrine, fressure, entrailles.*

Für *lupus rapax-loup ravissant*, schöpft das Provenzalische aus dem Arabischen *loup alabre* (p. 296 v. 27); vielleicht auch *atahut-loculus, cercueil* (p. 302 v. 25).

Im allgemeinen hat Mistral *espelounco* für *spelunca*[22]) vermieden. Einmal p. 296 v. 29 setzt er es ein, wo das Französische *caverne* aufweist. An anderen Stellen bevorzugt er zumeist: *baumo = grotte, antre, caverne.*

Soviel als Auslese für den Wortschatz. — Wie eng sich die Konstruktion bisweilen an die Vulgata anschließt, möge folgendes Beispiel illustrieren (p. 14 v. 11):

Cui dixit: Quis enim indicavit tibi quod nudus esses, nisi quod ex ligno de quo praeceperam tibi ne comederes, comedisti?

Diéu iè diguè: „Mai quau t'a fa counèisse qu'ères nus, franc que d'aquela frucho, che t'aviéu defendudo, agues manja?“

Mistral hat seiner Heimat die erste[23]) neuprovenzalische Übersetzung der *Genesis* geschenkt. Sie trägt — wie ersichtlich — ein traulich volkstümliches Gepräge, obwohl sie mit philologischer Schärfe durchdacht ist. — Der Altmeister des Felibrige hat einen neuen kostbaren Schatz gehoben!

München. M.-J. Minckwitz.

---

[21]) Natürlich braucht Mistral *drudiero* nicht durchweg; p. 242 v. 47 findet sich: *li sèt an d'abounde*, v. 49: *l'aboundànci dóu blad* [*abundantia tritici*] etc.

[22]) p. 116 v. 20 für lat. *antrum*, frz. *caverne*, steht auch prov. *lou cros = creux, fosse.*

[23]) In der Vorrede erwähnt Mistral nur einen Vorgänger, der paraphrasiert hat, p. VIII.

Beszard, L. *Etude sur l'origine des noms de lieux habités du Maine.* Paris 1910. XL und 373 S. 8⁰.

Soviel auch auf dem Gebiete der Namenkunde gearbeitet ist, wir sind noch weit entfernt von der Bewältigung des ungeheuren Stoffes und es fehlt an Zusammenfassung und Einordnung der Einzelergebnisse. Für die Ortsnamenforschung ist der richtigste Weg dazu die Bearbeitung des Gesamtnamenschatzes nach geschichtlich oder geographisch abgegrenzten Landschaften, natürlich in steter Rücksichtnahme auf die Namengebung im ganzen übrigen Sprachgebiete. In Frankreich herrscht seit den grundlegenden Arbeiten von Longnon, D'Arbois de Jubainville und A. Thomas in dieser Hinsicht eine ziemlich rege Tätigkeit. Die Ortsnamen der Lyonner Gegend behandelte Devaux (Lyon 1898), das Departement Côte d'Or wurde bearbeitet von Berthoud und Matruchot (Semur 1902—5), das Departement Pas-de-Calais von de Loisne (Arras 1905) und das Departement Haute-Marne von Leclerc (Langres 1908).

Daran reiht sich nun die Untersuchung von Lucien Beszard. Er hat bereits im Jahre 1905 eine *Toponymie communale de l'arrondissement de Mamers* veröffentlicht und nimmt nun Gelegenheit, seine Arbeit auf das ganze Gebiet der alten Provinz Le Maine auszudehnen. Diese Gegend ist nicht zum ersten Male behandelt, aber die *Etude sur la signification des noms de lieux de la Mayenne* (1868) von Sauvage ist unbrauchbar und die Arbeit des Abbé Busson, *Notes sur les noms de lieux anciens contenus dans les Actus pontificum Cenomannis in urbe degentium* (1903) ist trotz großer Verdienstlichkeit in der Etymologie schwach.

Beszard's Arbeit ist ein höchst schätzenswerter Beitrag zur Ortsnamenkunde Frankreichs. Um eine toponomastische Einheit zu gewinnen, wurde das Gebiet der alten Diözese von Le Mans gewählt, welche die civitas Cenomanica und die civitas Diablintica umfaßte und dem pagus Cenomannicus der Merowingerzeit entspricht. Nach einer kurzen Geschichte der Provinz le Maine und einem Abriß der Lautlehre der Mundart werden in sieben Abteilungen insgesamt 1179 Ortsbezeichnungen behandelt, indem ihre ältesten urkundlichen Formen, ihr mutmaßlicher Ursprung und ihr sonstiges Vorkommen dargelegt wird. Die keltischen wie die römischen, die kirchlichen und die fränkischen, die mittelalterlichen und die neueren Namen werden uns in sachlichen Gruppen vorgeführt. Überall fußt die Untersuchung auf den neuesten Forschungsergebnissen und auf streng wissenschaftlicher Methode. Eine interessante Schlußbetrachtung stellt sich die Aufgabe zu zeigen, wie die einander ablösenden Völker und Kulturen sich in der Namengebung widerspiegeln.

Nicht lobenswert ist die Transskription der Mundart, Zeichen wie ***in, un*** oder *eu*, *ou* zur Darstellung von nasalen oder einfachen

Vokalen, *aeu*, *aou* für Zwielaute sollten in sprachwissenschaftlichen Werken nicht mehr auftauchen. Auch ist die Bedeutung der keltischen Namen manchmal als sicherer hingestellt als derzeit zulässig. Eine Scheidung des keltischen und lateinischen Sprachgutes der galli-römischen Zeit wäre wünschenswert gewesen. Hier und da läßt auch die lautliche Entwicklung der Namensformen zu wünschen übrig, nur ein paar Beispiele aus dem ersten Teil seien angeführt: **Belatodunum* (Nr. 4) kann gewiß nicht lautgerecht *Ballon* ergeben, aber auch nicht **Balladon*, denn die Gruppe *d't* ergibt *t*, nicht *d*. — Bei Nr. 5 wird gesagt: Dans les noms français le second terme *durum* aboutit le plus souvent à *-oir*, mais quelquefois à *-eur*, *-eure*. Das ist nicht richtig, denn *-ó-durum* (der Themavokal trägt den Ton) muß *-ódro* werden, das provenzalisch *-oire*, französisch *-eure* ergeben hat. Da in der heutigen Mundart von Le Maine der Übergang von *dr* zu *ir* nicht bekannt ist, bedarf die Form *Bouloire* einer besonderen Rechtfertigung. — Es geschieht keineswegs „régulièrement“, wenn *Cambidunum* (Nr. 10) zu **Chamb(i)on (> Champéon)* wird, sondern lautgesetzlich ist die Form *Chandon*. Andrerseits könnte *Aron* (Nr. 61) sehr wohl wie *Ardin* auf *Aredunum* zurückgeführt werden, vorausgesetzt daß es dieselbe (wohl lehnwörtliche) Entwicklung nahm wie *Melodunum* zu *Melun* (neben *Meudon*). — Lautliche Erklärung erfordert auch *Mayenne* neben *Maine*: *Meduana* > *Medana* mußte afr. **Mëaine* (*Méenne* im J. 1294, *Mainne* 1362) ergeben, das lautgesetzlich in der mundartlichen Aussprache *mẽnᵊ* und in dem Namen des Dorfes *Maine* vorliegt; dagegen die Form *Mayenne* ist der urkundlichen Fixierung zu verdanken.

Dankenswert wäre eine Zusammenstellung gewesen, wie weit Mundart und Schriftsprache einen Einfluß auf die Form der Namen übten und in wie fern die urkundliche Fixierung einwirkte. Sehr erwünscht wäre neben dem Index der heutigen Ortsnamen auch ein Verzeichnis der keltischen, lateinischen und germanischen Grundworte, das die Verwendbarkeit des trefflichen Buches sehr erhöhen würde.

Reichenberg (Böhmen). E. GIERACH.

Reyelt, Rudolf. *Über den Gebrauch und die begriffliche Entwicklung der französischen Präpositionen vers, envers, devers, par devers (dedevers, par dedevers), contre, encontre und à l'encontre de.* (Inaug.-Diss., Göttingen.) Göttingen, Druck der Dieterichschen Universitäts-Buchdruckerei, 1911. XVI + 98 pages in 8⁰.

Le titre de cet ouvrage en indique très exactement l'objet. C'est un catalogue des emplois des prépositions *vers* et *contre* et de leurs composés, accompagné de remarques doctrinales sur l'évolution du sens de ces particules. Le catalogue n'appelle aucune observation: il est établi fort convenablement. Mais la doctrine de l'auteur manque un peu de rigueur. M. Reyelt ne pousse pas assez avant l'analyse des contextes sur lesquels il opère, et il lui arrive assez souvent de faire participer la préposition du sens des mots dont elle dépend. C'est ainsi, p. ex., qu'il distinguera deux significations de la préposition *vers*, suivant qu'elle se borne à exprimer la direction où l'on tend (p. ex.: *A cele porte qui oevre vers Paris*), ou qu'elle indique qu'on se rapproche du but vers lequel on se dirige (p. ex.: *Et je vi que vers moi venoit une pucele*). Il est clair pourtant que l'idée d'approchement n'a rien à faire avec la préposition, mais qu'elle résulte de l'emploi d'un verbe exprimant le mouvement: l'esprit ne conçoit pas qu'on se *déplace* dans une direction sans réduire la distance à parcourir.

C'est par une méprise analogue que l'auteur a été amené à attribuer aux prépositions *vers* et *envers* une valeur „adversative". Elle ne la possèdent pas, mais, indiquant la direction où tend une action ou une chose, elles peuvent dépendre de mots contenant l'idée d'hostilité, qui comporte une telle indication. C'est *contre* qui possède, par lui-même, une nuance „adversative", ainsi qu'il résulte des expressions comme, p. ex., *estre contre aucun*, dont le sens est hostile malgré la valeur neutre du verbe.

La conclusion que l'auteur tire de ses recherches nécessite aussi une petite mise au point. M. Reyelt prétend avoir mis en lumière dans son ouvrage que „dans l'histoire de la langue française, il se manifeste de plus en plus le besoin de n'employer qu'une seule préposition pour exprimer un rapport déterminé, alors qu'anciennement, on se servait de plusieurs prépositions pour marquer un seul et même rapport" (p. 1). Je ne crois pas qu'on puisse parler d'un *besoin* qui se serait manifesté de discipliner la syntaxe des prépositions: les sujets parlants n'ont cure de régenter l'usage, et ils font de la grammaire comme M. Jourdain faisait de la prose — sans le savoir. Il me semble aussi qu'on résumerait plus exactement l'évolution étudiée par M. Reyelt en disant que *vers* et *contre* et leurs composés ont subi des restrictions dans leurs emplois, et qu'en particulier *vers* et ses dérivés ont perdu beaucoup de terrain par suite de la concurrence des autres prépositions et locutions prépositionnelles (*à*, *pour*, *contre*, *avec* etc.; *du côté de*, *à l'égard de*, *en faveur de* etc.).

Paris. JEAN ACHER.

Schardt, August. *Die vollständigen hypothetischen Satzgefüge mit der Konjunktion si im Französischen.* (Inaug.-Diss., Göttingen.) Göttingen, Druck von F. Haensch, 1911. XIV + 73 pages in 8⁰.

„La présente dissertation, dit l'auteur dans la préface, se propose de traiter à fond (*erschöpfend zu behandeln*) un chapitre de la théorie des hypothétiques." Cette déclaration ne doit pas être prise à la lettre. Loin d'épuiser le sujet, l'auteur se borne, pour la plupart, à enregistrer purement et simplement les constructions anciennes et modernes qu'on rencontre dans les périodes hypothétiques. Il note bien la date d'apparition des constructions tardives ainsi que celle de disparition des constructions sorties d'usage, mais ses remarques ne vont pas généralement au-delà de ces constatations matérielles. En fait de doctrine, il s'en tient à quelques observations sur les „conditions apparentes" (*Scheinbedingungen*) et sur l'emploi du futur dans la proposition subordonnée de la période hypothétique. A ces deux exceptions près, l'ouvrage n'est qu'un inventaire. Inventaire dressé avec soin, d'ailleurs, et assez commode à consulter. Son utilité est pourtant des plus restreintes. La syntaxe des périodes hypothétiques n'en est plus à inventorier les faits, qu'une suite de dissertations, en partie assez anciennes déjà, a fait connaître avec une précision suffisante; elle cherche actuellement à expliquer les variations qu'a subies l'usage au cours des siècles.[1]) Je ne comprends pas comment l'auteur, qui possède bien la bibliographie du sujet, a pu se méprendre si fâcheusement sur la position du problème et choisir, comme point de départ de ses recherches, la dissertation de M. Klapperich[2]) et non l'étude de M. Sechehaye. Son ambition se bornait-elle à fournir aux grammairiens un recueil d'exemples? Il aurait alors atteint pleinement son but: comme je l'ai déjà dit, la plaquette est facile à manier.

Paris. JEAN ACHER.

Schaechtelin, P. *Das Passé défini und Imparfait im Altfranzösischen.* (Beihefte zur Zeitschrift f. roman. Philologie, hgg. von G. Groeber, 30. Heft.) Halle a. S., Max Niemeyer, 1911. 83 pages in 8⁰.

Dans cette étude, M. Schaechtelin essaie de déterminer la valeur des temps passés chez Villehardouin, Henri de Valen-

[1]) Voy. notamment l'intéressant essai de M. Sechehaye, *L'imparfait du subjonctif et ses concurrents dans les hypothétiques normales en français* (*Rom. Forsch.*, XIX, fasc. 2).

[2]) Publiée dans les *Französische Studien*, t. III (1882).

ciennes et Joinville et dans le français littéraire moderne. Il cherche notamment à établir que le prétérit est ou narratif ou explicatif (*erläuternd*), et qu'il marque, dans le premier cas, la succession des événements (*Succession der Geschehnisse*, p. 10), alors que dans le second il résume le résultat acquis des actions narrées précédemment (*Erzähltes als abgeschlossen zusammenfassend*, *Ergebnis*, p. 63), et que l'imparfait est un temps relatif qui éclaircit (*erläutert*) une action exprimée par un verbe mis au prétérit en en marquant les circonstances accessoires (*Nebenumstände*) contemporaines (p. 10). Chemin faisant, il étudie tous les autres temps qui servent à l'expression des faits passés, et il estime qu'à l'exception du „présent historique", ils sont tous des temps explicatifs (*erläuternde Zeitformen*, p. 63).

Cette doctrine ne me paraît pas fondée. Et tout d'abord, les propositions que M. Schaechtelin formule pour définir la valeur du prétérit et de l'imparfait sont en désaccord avec les faits:

1) Le prétérit n'exprime pas la succession des événements, puisque les actions simultanées sont souvent rendues par des verbes mis au prétérit, p. ex.: *Endementiers que il ala parler as contes et as barons, icele partie dont vos avez oï arrieres, qui voloit l'ost depecier, parlerent as messages et lor distrent* ... (Villehardouin ap. Bartsch, *Chrestom.*, 8[e] éd. p. 259, 25 ss.); *Il composa ses* Eléments de mathématiques *dans un voyage qu'il fit à pied de Grenoble à Paris.* (Voltaire, Notice sur Lamy, *Catalogue alph. de la plupart des écrivains* etc., à la suite du *Siècle de Louis XIV*, éd. Firmin Didot, 1858, p. 546.)

2) Le prétérit d'un verbe n'exprime pas le résultat acquis des actions narrées précédemment. Les exemples que M. Schaechtelin allègue en sens contraire ne sont pas probants. Dans l'exemple latin cité à la p. 59: *Cumque ... prouidere possent, iusserunt pronunciare ut impedimenta relinquerent atque in urbem consisterent. Quod consilium etsi in eiusmodi casu reprehendendum non est, tamen incommode accidit*, ce n'est pas le verbe *accidit*, comme le croit M. Schaechtelin, ce sont les mots *Quod consilium* qui résument l'idée rendue par *iusserunt pronunciare.* Dans l'exemple tiré de Bossuet (p. 60), c'est l'adverbe *ainsi* qui remplit la fonction que M. Schaechtelin attribue au prétérit. Il en est de même de l'exemple anonyme cité à la même page. Les trois autres exemples (Villehardouin § 570, Lafontaine X, 3 et XII, 4) ne sont pas pertinents: on n'y résume aucune action.

3) L'imparfait n'est pas un temps relatif puis qu'il est souvent employé d'une manière absolue, p. ex. dans le chap. 2 d'*Aucassin et Nicolete*, trop long pour être transcrit ici et dans la fable de *L'Oiseau blessé d'une flèche* de Lafontaine, qui ne contient qu'un discours, précédé des trois vers que voici: *Mortellement atteint d'une flèche empennée, Un oiseau déplorait sa triste destinée, Et disait en souffrant un surcroît de douleur.*

Il faut aller plus loin encore et contester le point de départ même de la doctrine de M. Schaechtelin. Les temps de la conjugaison française, c'est à dire les systèmes de désinences qui servent à marquer les différents temps d'*un* verbe, n'expriment pas des relations temporelles ou logiques entre *deux ou plusieurs* actions, comme l'admet l'opinion commune partagée par l'auteur; à plus forte raison, la catégorie du temps n'indique pas l'appartenance d'une idée verbale à un récit ou à une explication, comme le supposent certains romanistes allemands suivis par M. Schaechtelin; elle marque la phase actuelle, passée ou future, et, dans la phase passée, le développement de l'action indiquée par un thème verbal et considérée sous l'un de ses deux aspects d'action proprement dite *(actio imperfecta)* ou de son résultat *(actio perfecta)*. La conjugaison française comporte deux aspects ou actions *(actiones)* et quatre temps à l'indicatif de chaque action. Au point de vue morphologique, les quatre temps de l'action imparfaite sont des temps simples, les quatre temps de l'action parfaite, des temps composés. Les différences de sens correspondent très exactement aux différences morphologiques. Le tableau suivant aidera à comprendre cette doctrine:

I. TEMPS DE L'ACTION IMPARFAITE.

			exprime une action	
	1. **Présent**	(*je chante*)	actuelle	
Passé	2. **Imparfait**	(*je chantais*)	se produisant	dans le passé
Passé	3. **Prétérit**	(*je chantai*)	produite	dans le passé
	4. **Futur**	(*je chanterai*)	future	

II. TEMPS DE L'ACTION PARFAITE.

			exprime le résultat		d'une action accomplie
	1. **Présent parfait ou Parfait**	(*j'ai chanté*)	actuel		
Passé	2. **Plusqueparfait**	(*j'avais chanté*)	se produisant	dans le passé	
Passé	3. **Prétérit parfait**	(*j'eus chanté*)	produit	dans le passé	
	4. **Futur parfait**	(*j'aurai chanté*)	futur		

La seule modification que la conjugaison française, telle qu'elle est figurée dans ce tableau, ait subi depuis les origines de la langue, concerne le parfait *(j'ai chanté)*. Ce temps a pris de nos jours le sens du prétérit. Il est à craindre que ce ne soit là le point de départ d'une transformation radicale de la morphologie du verbe français. C'est du moins un changement analogue dans la signification du *perfectum* qui a causé autrefois la débâcle de la conjugaison latine (disparition du *futurum exactum*; changement complet du sens du *plusquamperfectum (cantaueram* > prov. *cantera)*; création des nouveaux parfaits, du type *habeo*

cantatum). Le danger toutefois n'est pas imminent. Le parfait français n'a pas cessé d'exprimer le résultat actuel d'une action accomplie: il garde cette ancienne valeur à côté de ses nouvelles fonctions de prétérit. Aussi, les autres temps de l'action parfaite se maintiennent-ils vivants. Cet état peut durer longtemps, ainsi que le prouve précisément l'histoire du *perfectum*, qui a mis des siècles à dépouiller complètement sa signification primitive.[1])

Si la valeur des temps ne s'est pas modifiée beaucoup depuis le moyen âge, il en est tout autrement de leurs emplois. La syntaxe des catégories morphologiques évolue plus rapidement que leur sémantique, et l'usage actuel diffère sensiblement de l'usage médiéval.

D'une manière générale, on peut dire que les temps ont subi des restrictions dans leurs emplois. Nous ne pouvons plus exprimer le résultat produit dans le passé d'une action que lorsque nous voulons déterminer par là une autre action produite dans le passé: le prétérit parfait est devenu un temps relatif; il ne s'emploie plus que dans des propositions circonstancielles dépendant d'un verbe mis au prétérit. Il nous est impossible aujourd'hui de former des phrases comme celle-ci: *Nicolete eut faite le loge, si con vos avés oï et entendu, mout bele et mout gente, si l'ot bien forree dehors et dedens de flors et de foilles, si se repost delés le loge en un espés buison por savoir que Aucassins feroit.* Auc. et Nic. 20, début.

Une restriction beaucoup plus générale résulte de ce que l'usage moderne ne permet plus que dans une mesure très restreinte de mélanger, dans une même phrase, les deux phases, actuelle et passée, sous lesquelles on a la faculté d'envisager les actions qu'on raconte. Nous pouvons encore dire: *Blanca court au port, et voit bientôt entrer le vaisseau barbaresque, qui faisait écumer l'onde sous la rapidité de sa course* (*Avent. du dern. Abencerage*, éd. Firmin Didot, 1857, p. 191), mais il nous est interdit de nous exprimer ainsi: *Fenice est an la sepouture, Tant que vint a la nuit oscure*; *Mes trante chevalier la gardent, Et s'i a dis cierges qui ardent, Qui feisoient grant lumineire.* Clig. 6163 ss.

L'histoire détaillée de ces changements est encore mal connue. On manque en particulier de renseignements sur l'évolution de la syntaxe des temps au moyen âge. Il me semble qu'en étudiant les emplois grammaticaux des temps chez les principaux auteurs des XII[e], XIII[e], XIV[e] et XV[e] siècles on contribuerait plus

[1]) La théorie de la conjugaison française esquissée ci-dessus s'inspire des leçons que M. Meillet vient de professer au Collège de France sur les *Catégories morphologiques du langage*. Il va toutefois sans dire que M. Meillet ne saurait être rendu responsable des opinions exprimées ici.

efficacement à nous faire connaître la langue d'autrefois qu'en dissertant à perte de vue sur la valeur explicative ou narrative de ces catégories en vieux français.

Paris. JEAN ACHER.

Reum, Albrecht. *Guide-Lexique de Composition française, petit Dictionnaire de Style à l'usage des Allemands, publié avec le concours de M. Louis Chambille.* Leipzig, J. J. Weber, 1911. VIII u. 696 S. 8⁰. Preis: 7,50 Mk.

Ist man mit dem Verfasser des Buches der Meinung, daß der französische Aufsatz an deutschen Schulen die „vornehmste aller fremdsprachlichen Übungen" sei, deren Pflege kräftig gefördert, deren geistbildende Wirkung sorgsamst vertieft zu werden verdiene (S. VI) — wogegen ich mir weiter unten Einspruch zu erheben erlauben werde — dann wird man das von ihm geschaffene Werk, das solchen Zwecken dient, nur aus vollem Herzen loben und allen, die an deutschen Schulen mit dem französischen Aufsatz aktiv oder passiv — mit dem letzteren Ausdruck meine ich, da „pati" bekanntlich „leiden" heißt, natürlich die zur Korrektur solcher geistigen Erzeugnisse verurteilten Lehrer — zu tun haben, mit gutem Gewissen empfehlen können. Denn wer wollte angesichts der Sorgfalt und Hingebung, mit der hier alles, was irgend zur Glättung, Abrundung, ja Verschönerung[1]) des französischen Ausdrucks dienen könnte, zusammengetragen ist, dem Verfasser einen schweren Vorwurf daraus machen, daß gewisse bis ins kleinste Detail gehende Aufzählungen und Zusammenstellungen, wie er sie p. V selbst andeutet (Farben, Krankheiten, Tierstimmen, Kose- und Schimpfnamen), eigentlich doch eine Inkonsequenz darstellen, daß sie wenigstens aus dem Rahmen eines rein stilistischen Zwecken dienenden Buches herausfallen.[2]) Eher könnte man sagen, daß

---

[1]) Vgl. z. B. *les haies enneigées de floraisons printanières* „die im Frühlingsblütenschmucke prangenden Hecken" (unter *haie*). Da es im Französischen kein Wort für Rotdorn gibt, ist der Schüler bei Entlehnung dieser Wendung glücklicherweise nicht der Gefahr ausgesetzt, aus Versehen einer Hecke aus dieser Pflanze das Epitheton *enneigés* zuzuerteilen. Warum aber gerade *haies? Verger* oder *cerisiers* täten es auch.

[2]) Besonders bedenklich müssen die Kose- und Schimpfnamen in einem zur stilistischen Anleitung und Unterstützung bestimmten Buche erscheinen. Ein Spaßvogel könnte auf den Gedanken kommen, in ihnen ein Mittel zur Belebung des internationalen Schüler- und Schülerinnenbriefwechsels zu sehen. Derartige Sarkasmen hat indes Verfasser von mir nicht zu befürchten. Mir sind gerade diese Zusammenstellungen und die Realienlisten das Wertvollste an seinem Buche, wie weiterhin dargelegt werden soll. Bemerken will ich hier

die Adjektiva, die ja freilich das Hauptkontingent der bei den Substantiven angeführten „Epitheta“ liefern, doch insofern zu stiefmütterlich behandelt sind, als ihnen nur ganz ausnahmsweise, nämlich nur wegen irgend einer phraseologischen Verbindung (z. B. *vieux comme Mathusalem*; *c'est vieux comme Hérode comme les chemins* (oder *les roues*) — ich vermisse das bekannte: *comme le Pont-Neuf*) — oder einer Konstruktionseigentümlichkeit (z. B. *content*, *honteux*, *capable d e*, *âpre à*, *célèbre p a r* oder *p o u r* usw.), besondere Artikel zugestanden worden sind. Doch auch s o hätte noch manches Adjektiv selbständige Vorführung verdient, z. B. *âgé de*, *amoureux de*, *désireux de*, *susceptible de sensible à*, *charitable envers*, oder es hätte von den in Sonderartikeln aufgeführten für das eine oder andere eine etwas eingehendere Behandlung zugelassen werden können, es hätte z. B. bei *bon* (von dem nichts weiter gesagt ist als „adj. gut — *on dit*: *bon comme le pain*“) noch *bon pour*, *contre qu. ch.*, oder *en faire une bonne (famil.)*, *c'est bien bon à vous de...* oder *vous êtes bien bon(ne) de...* angeführt werden können.[3])

So ist denn dies „Aufsatzwörterbuch“, wie Verfasser selber es am Anfang seines Vorworts nennt, hauptsächlich eine stilistisch-lexikalische Vorführung der wichtigeren — ich meine: „für seinen Zweck wichtigeren“ — Substantiva und Verba mit Anreihung alles dessen, was für ihre richtige Auffassung und Anwendung, sei es als Einzelwörter, sei es in Verbindung mit anderen, einem deutschen Schüler der oberen Klassen zu wissen not tun (auch wohl dem korrigierenden Lehrer in mißlichen Fällen anzutreffen willkommen sein) könnte. Es enthält also: 1. fast durchweg deutsche Übersetzung, wenn nötig durch (französische oder deutsche) Erklärung erläutert; 2. Synonyma, oft leider nur — wohl nach dem Vorbilde des in diesem Punkte wenig musterhaften „Dictionnaire général“ — aufgereiht, ohne daß der Sinnesunterschied angegeben ist; dazu öfters Umschreibungen, teils familiäre, teils poetische (z. B. für *Académie française*: *les Immortels*; für *la mer*: *l'élément liquide* usw.); 3. Epitheta; bei Substantiven: Adjektiva oder substantivische Attribute, bei Verben: Adverbien oder adverbiale Ergänzungen; 4. häufig — durch eckige Klammern markiert — „die wichtigsten Bezeichnungen der Teilvorstellungen, in welche

---

nur noch, daß ich unter den Kosewörtern (neben *mon petit chou*) das auch sehr beliebte *mon petit trognon* vermisse; und daß das unter den Schimpfwörtern aufgeführte *Quel fléau! Le fléau!* auf keinen Fall unserem „Flegel“ als Schimpfwort entspricht, was etwa *rustre*, *goujat*, *malappris*, *rustaud* usw. wäre. *Fléau* heißt vielmehr „Plagegeist“.

[3]) Daß sich die ebenso bekannte wie wichtige Verbindung von *bon* mit *bourgeois* nicht findet, ist wohl mehr eine Auslassung bei dem l e t z t e r e n Worte, oder erklärt sich vielleicht daraus, daß, wie so oft, bezüglich der Epitheta auf den nächsten „Terminus major“, hier *habitant*, verwiesen ist, wo denn zwar *riche*, *fortuné*, *aisé* usw., aber (ganz natürlich!) nicht *bon* (= „wohlhabend, gut situiert“) anzutreffen ist.

der Hauptbegriff zerfällt, oder der Begriffe, die dem Hauptbegriff nahestehen (z. B. unter *cheval*: 1. *tête*, *crinière*, *naseaux*, *bouche*, *poitrail*, *encolure* usw. und 2. *haras*, *remonte*, *écurie*, *crèche*, *auge*, *picotin* usw.)"; 5. bei Substantiven: Verba, zu denen das Kopfwort Subjekt, dann solche, zu denen es Objekt sein kann; bei Verben — umgekehrt — solche Substantive, die zu ihnen Subjekte sowie solche, die zu ihnen Objekte sein können; 6. (z. T. mit Nr. 5 und 7 wechselnd) häufig gebrauchte Wendungen, welche das Kopfwort enthalten; 7. stehende Redensarten derselben Art; 8. naheliegende[4]) Sprichwörter; 9. die bekanntesten der vom gleichen Stamme abgeleiteten Substantive, Adjektive oder Verben;[5]) 10. Angabe der Gegenteile, wo immer sich Anlaß dazu bietet, oder auch Empfehlung von besseren, üblicheren Ausdrücken, wo der zuerst genannte veraltet oder weniger gebräuchlich ist; 11. (ganz zweckmäßig durch ein fettgedrucktes warnendes „Aber" eingeführt) deutsche Wendungen, Redensarten, Sprichwörter, zu deren Wiedergabe der Franzose sich n i c h t, wie ein deutscher Schüler es erwarten könnte, des französischen Kopfworts bedient; 12. schließlich die schon vorher erwähnten sehr dankenswerten Zusammenstellungen, die sich keineswegs auf die im Vorwort p. V aufgeführten Artikel (Farben, Tierstimmen, Krankheiten, Kosenamen, Schimpfwörter und Kleidungsstücke) beschränken, sondern sich auch in zahlreichen anderen Fällen finden, wohl überall da, wo Verfasser bei den Benutzern seines Buches Interesse für solche Listen voraussetzte.

Wie man sieht, ein reicher Inhalt. Zugleich muß aber auch anerkannt werden, daß der Verfasser, oder vielmehr die beiden

---

[4]) Ob es wirklich immer nur naheliegende sind, will mir zweifelhaft erscheinen. So habe ich weder jemals selbst das bei *aboyer* angeführte «*Jamais bon chien n'aboie à faux*» (= „ohne Grund"; Sinn: „Ein zielbewußter Mann tut alles mit Bedacht"[?]) angetroffen, noch glaube ich, daß einem deutschen Schüler sich je Gelegenheit zu seiner Verwendung bieten wird. — Ähnliches dürfte von dem allzu pessimistischen *Jamais à bon chien il ne vient un bon os* (bei *chien*), oder von *Le moine répond, comme l'abbé chante* (bei „*abbé*") gelten, das ich übrigens nicht — wie Verfasser — als „Wie die Alten sungen, so zwitschern auch die Jungen", sondern eher als ein (ausführlicheres) Seitenstück zu *Tel maître, tel valet*, nämlich: „Wie es die Vorgesetzten machen, so machen es auch die Untergebenen" auffassen möchte. — Über den jugendlichen Gesichtskreis etwas allzusehr hinausragende Lebensweisheit scheint mir in *Qui femme a, noise a* oder *Ce que femme veut, Dieu le veut* oder gar *La plus belle fille du monde ne peut donner que ce qu'elle a* (bei *femme* und *fille*) zu stecken und daher (nach Vorwort IV, Absatz 4) nicht hierher zu gehören. Oder ist's damit nicht so ernst zu nehmen, und z. B. bei *pion* die bekannte Bedeutung „Hilfspauker" nur durch Versehen weggeblieben?

[5]) Nur berührt es seltsam, dafür in allen Fällen, auch dann, wenn gar keine direkte Ableitung vorliegt, die Bezeichnung *Dér.* = *Dérivés* zu finden, z. B. „*breuvage. Dér. abreuvoir*; *abreuver*". Vielleicht wäre in solchem Falle „V. W." (= verwandte Wörter) zweckmäßiger gewesen.

Verfasser, mit äußerster Sorgfalt zu Werke gegangen sind, so daß die Zahl der Versehen oder der besserungsbedürftigen Stellen verhältnismäßig recht klein ist. Ich bespreche zunächst einige nicht ganz einwandfreie Bedeutungsangaben.

Unter *abord* ist als zweite Bedeutung „Annäherung" mit den „Epitheten" *amical*, *gracieux*, *paternel*, *sévère*, *glacial*, *farouche* usw. gegeben. Danach wird der Leser meinen müssen, daß *abord amical* „freundschaftliche Annäherung" bedeute. Es besagt jedoch: „freundschaftliches Entgegenkommen, Verhalten des Angeredeten." Es müßte also statt „Annäherung" heißen: erstens „das Anreden (einer Person"), zweitens „das Verhalten (der angeredeten Person"). Nur auf dieses beziehen sich auch die Epitheta.

Bei *drame* finden wir 1. „Drama, Schauspiel" (*v. pièce de théâtre*), 2. (fig.) „Reihe tragischer Begebenheiten." — Die Angabe bei 1. ist insofern irreführend, als sie den Eindruck erwecken kann, das Wort *drame* diene, entsprechend unserem „Schauspiel", zur Bezeichnung eines in der Mitte zwischen Tragödie und Komödie stehenden, gewissermaßen „neutralen" Theaterstücks. Dem ist nun bekanntlich nicht so. Vielmehr ist *drame* entweder bloßer terminus technicus der Dramaturgie, oder es bezeichnet ein durch schreckliche, grausige Ereignisse ergreifendes Stück. Neben „Drama, Schauspiel" hätte daher nicht einfach „*v.* (= *voir* oder *vide*) *pièce de théâtre*" sondern „*mieux*" oder „*ordinairement*": *pièce de théâtre* gesetzt werden, oder wenigstens bei diesem Ausdruck auf die sehr viel seltenere Verwendung des französischen *drame* (gegenüber dem deutschen „Drama") hingewiesen werden müssen, wovon ich aber nichts finde. — Bei der Angabe 2 befremdet mich das Wort „Reihe" vor „tragischer Begebenheiten"; ich meine, es darf ruhig der Singular „tragische Begebenheit", beruhe sie nun auf einem Unglücksfalle oder auf einem Verbrechen, gesetzt werden. Ist doch der deutsche Zeitungsausdruck „Familien-, Ehedrama" lediglich ein Abklatsch des französischen *drame de famille*.

Bei *enlever* ist es nicht sachgemäß, als erste Bedeutung „in die Höhe heben" anzusetzen, da die Silbe *en* = lat. *inde* ist. An der Spitze wird also „wegnehmen" (das hier erst als Nummer 2 gegeben ist) stehen müssen, und „in die Höhe heben", wenn man diese rein gelegentliche Bedeutung überhaupt erwähnen will, erst die zweite Stelle einnehmen dürfen.[6])

---

[6]) Eine andere kleine Ungenauigkeit der Bedeutungsangaben, die bei dieser Gelegenheit erwähnt sei, besteht darin, daß bei parasynthetischen (d. h. gleichzeitig mit Präfix und Suffix abgeleiteten) transitiven Kompositen öfters das Stammwort als Objekt gesetzt ist. Z. B. *dénouer v. tr.* „einen Knoten auflösen". Mindestens müßte dann daneben die genaue und wirklich transitive Be-

Bei *remarquer* will mir „bemerken, beobachten“ nicht ganz ausreichend erscheinen. Richtiger wäre: „mit Verwunderung, mit Interesse bemerken“, etwa = *être frappé de*; z. B. *On remarquait* = es fiel (allgemein) auf.

Daß *exigence* keineswegs an und für sich die Vorstellung des Zuweitgehenden oder gar „Ungerechten“ erweckt, wie das in Parenthese vor die Bedeutung „Forderung“ gesetzte letztere Wort glauben machen könnte, beweisen schon die vom Verfasser selbst aufgeführten Gebrauchsfälle: *les exigences d'un examen*, *d'un climat*, *de l'étiquette*, *du service*, sowie die — gleichfalls hier angegebene — Möglichkeit, ihm Epitheta wie *grande*, *folle*, *déraisonnable*, besonders aber *sévère* ausdrücklich hinzuzufügen.[7])

In ähnlicher Weise scheint mir bei der Bedeutungsangabe zu *chance* die Klammer „möglicher günstiger“ vor „Fall“ zu beanstanden, da *chance* von hause aus neutral, sogen. vox media ist und ebensowohl die günstige, wie ungünstige Eventualität oder Aussicht bezeichnet (vgl. das Epitheton *défavorable* und die Wendungen *mettre toutes les chances de son côté* oder *contre soi*).

Sachlich bedenklich erscheint mir die bei *fenêtre* gemachte Angabe „Wagen-Fenster“ = *portière*, was bei diesem französischen Worte dann ausdrücklich wiederholt wird: *portière*: „Kutschenschlag, Wagentür oder Fenster“ und gleich darauf auch durch die Epitheta *levée*, *baissée* (mit der Parenthese: „Fenster“) bestätigt wird. Ich gestehe, daß mir in diesem Sinne nur *glace* bekannt ist, für das Verfasser die m. E. zu enge Bedeutung „Spiegelscheibe“ (eines Wagens) ansetzt. Sollte wirklich von Franzosen *portière* im Sinne von „Wagenfenster“ gebraucht werden, so schiene mir darin eine — keinenfalls zu unterstützende — Ungenauigkeit ähnlicher Art vorzuliegen wie in dem Deutschen „Eisenbahn“ (z. B. „Dort kommt die Eisenbahn“) für „Zug“.[8])

Unter *homme* („*Particularités*“) führt Verfasser auch die beiden Verbindungen mit *honnête* auf und zwar *un honnête homme* der allgemeinen Auffassung entsprechend als (ein) rechtschaffen(er)

---

deutung — hier also „entknoten“, „aufbinden“ — angegeben sein, wie es in anderen Fällen (z. B. *démasquer* „die Maske abreißen, entlarven“ oder *dépasser* „überschreiten, über eine Grenze hinausgehen“) auch geschehen ist. Am besten wäre es wohl, jene rein etymologischen bezw. erklärenden Angaben nur in Parenthese zu machen.

[7]) Freilich gibt Verfasser auch zu *abîme* das Epitheton *profond*, obgleich er als Bedeutung des Substantivs „grundlose Tiefe“ angesetzt hat. Das wäre dann etwa so, als wenn jemand zu „Verbrechen“ das Adjektiv „unrecht, unerlaubt“, oder zu „Heldentat“ „tapfer“ setzen wollte (Tautologie).

[8]) Übrigens vermisse ich bei *porte* den Zusatz, daß „Wagentür“ *portière* heißt; wie auch bei *filet* „(Fisch-)Netz“ die Angabe „Gepäck-Netz“ (in Eisenbahnwagen) fehlt.

ehrlich(er) (Mann), hingegen *un homme honnête* sowohl als „ehrlich(er)" wie auch als „höflich(er)" Mann. Ob Verfasser im letzten Falle nicht zwei, ganz verschiedenen Zeitepochen angehörige Bedeutungen hier zusammengeworfen hat? Bekanntlich bezeichnete, wie A. Tobler, Zeitschr. f. Völkerpsychologie VI, 167 ff. dargetan und durch den Hinweis auf die Verschiedenheit der Denkweise, insbesondere der dem Volke in den verschiedenen Zeiten vorschwebenden Ideale erklärt hat, wie ferner in der *Rev. de phil. frç. et de litt. XXV*, 1 ff. (*L'«honnête homme» au XVIIe siècle*) D. Zevaco noch einmal eingehend erläutert hat, *honnête homme* im 17. Jahrh. den „anständigen, den feinen Mann" — man könnte dafür auch „Gentleman" sagen (vgl. z. B. die zahlreichen Stellen in Molières *Misanthrope*, z. B. I, 1, 48; 2, 120 usw., gelegentlich mit *galant homme* wechselnd I, 2, 95, III, 7, 74), *homme honnête* dagegen den „ehrlichen, rechtschaffenen, zuverlässigen Mann", während heutzutage, entsprechend der veränderten Denkweise — die Charaktereigenschaft erscheint uns wichtiger, bedeutsamer, wertvoller, als das äußere Auftreten — das Umgekehrte der Fall ist. Freilich kann gelegentlich, nämlich bei verstandesmäßiger Sonderung der Vorstellungen, auch für „ehrlicher Mann" einmal *homme honnête* gesagt werden; doch gilt das so ziemlich für alle voranstellbaren Adjektiva (vgl. *un homme jeune*, „ein noch junger Mann") und bedürfte darum keiner besonderen Erwähnung an dieser Stelle.

Darf *maraudeur* als „Nachzügler" (zumal an erster Stelle!) übersetzt werden? Auch Sachs gibt es in seinem Wörterbuch so. Ich glaub's aber nicht und meine, es bedeutet lediglich „Plünderer, Beutemacher (event. Obstdieb") u. dergl. Ob der Betreffende sich dabei in der Vor- oder in der Nachhut befindet, ist bedeutungslos. Daß, sofern es sich um Soldaten handelt, in erster Linie die Nachzügler („*retardataires*") in Betracht kommen, darf zugegeben werden.

In sachlicher Hinsicht wiederum ist Einspruch gegen die bei *lit* gemachte Bemerkung zu erheben: *le traversin* „rollenförmiges Kopfkissen in französischen Betten", *l'oreiller* „Kopfkissen in deutschen Betten". Ich habe in Frankreich stets auf dem *traversin* noch ein *oreiller* vorgefunden.

Bei *nativité* ist zu der Bedeutungsangabe „Geburt (Christi usw.)" erläuternd bemerkt „*o(n) d(it): la nativité de Notre-Seigneur, de la sainte Vierge, de saint Jean-Baptiste* etc., sonst *v. naissance*".[9]) Diese auch bei Sachs zu findende An-

[9]) Zugleich ein Beispiel für das seltsame Gemisch von Französisch und Deutsch, das Verfasser in seinem Buch verwendet. Obgleich der Satz mit *o. d.* eingeleitet ist, erscheint (hinter etc.) auf einmal ein deutsches „sonst" und gleich dahinter — obwohl unter den Abkürzungen ein s. (= siehe) vorgesehen ist — doch *v.* (= *voir* oder *vide*). Ähnliches Durcheinander bei *abîmer* II, 2: „ebenso *s'*~ *(mieux : être* ~*)*" oder bei

gabe scheint mir nicht ganz genau. *Nativité* heißt nicht eigentlich „Geburt", sondern (astrologisch) 1. Geburtskonstellation, d. h. Stand der Gestirne bei der Geburt jemandes; 2. Geburtsstunde, -zeit, -situation (so auch als Bezeichnung von Gemälden, die sich auf die Geburt Jesu beziehen).

Bei *propriétaire* hätte statt „Besitzer, insb. Hausbesitzer" die Übersetzung „Eigentümer, insb. Hauseigentümer" stehen müssen. Genau so wie zwischen diesen deutschen Wörtern wird im Französischen zwischen *possesseur* (das in unserem Buche ganz fehlt) und *propriétaire* unterschieden, nicht etwa nur bei Häusern und Grundstücken, wo der *possesseur* so lange noch nicht *propriétaire* ist, als dieselben „nicht aufgelassen" worden sind, sondern bei allen auf dem Wege der Abzahlung gekauften Gegenständen (Mobiliar, Fuhrwerken, Automobilen usw.). Auch wer einen gestohlenen Gegenstand, ohne dessen unredliche Herkunft zu kennen, gekauft hat, ist zwar zunächst dessen „Besitzer", muß ihn aber bei Entdeckung des Diebstahls dem „Eigentümer" zurückgeben usw. —

Für die vielgebrauchte Wendung *par exemple* genügt die (unter *exemple*, Loc(ution)) gegebene Übersetzung „warum nicht gar"! nicht im entferntesten. Schon Sachs zählt sechs Bedeutungen des Ausdrucks auf: „fürwahr!" „warum nicht gar!" „das wäre (noch schöner)!" (Muß die Klammer nicht bei den beiden ersten Wörtern stehen?), „i, das muß wahr sein!" „das möchte ich doch einmal sehen!" „i, sehn Sie 'mal!" A. Tobler weist in dem (zwar äußerst scharfsinnigen, aber, wie mir scheint, in den Bedeutungsableitungen etwas zu spitzfindigen) zwölften Artikel der vierten Reihe seiner *Verm. Beiträge* darauf hin, daß sich diese sechs Bedeutungen im Grunde auf drei reduzieren (sofern 1 und 4, ferner 2, 3, 5 untereinander wechseln können) und fügt dann ebenda S. 96 noch „wohlgemerkt, notabene" als vierte hinzu.

Die Übersetzung „Phantasie(-Kleider)" für *habits de fantaisie* (s. dieses Wort) gibt doch wohl keine richtige Vorstellung von der Sache. Der französische Ausdruck ist viel zahmer. Der Schneider fragt bei der Bestellung eines Kleides, Anzugs, Kostüms, ob man ein *costume classique* oder ein *costume de fantaisie* wünsche, und meint damit lediglich, ob man es streng nach der Mode, oder mehr oder weniger unabhängig davon, mit ge-

---

aboiement, wo eine Klammer die Worte enthält „auch *vieux* : *aboi*", oder bei *exploit*: „auch *en mv. part*" usw. — Darf nicht auch das deutsche Vorwort hinter einem rein französischen Buchtitel als Inkonsequenz bezeichnet werden? — Und ist der Satz: *On n'est sûr de bien parler une langue qu'autant que l'on emploie des phrases entières de ses bons écrivains* (Maupertuis) wirklich mit Recht zum Motto eines Buches gemacht, das außer einer Reihe Sprichwörter, die keineswegs immer den *bons écrivains* entstammen, nur vereinzelte „vollständige Sätze" enthält? Es wäre ein passendes Motto für den *Dictionnaire général* oder *Littré* gewesen, aber für unser Buch...?

wissen Abweichungen davon wünsche. Man sieht, daß dabei die entsprechenden deutschen Ausdrücke „klassisches Kostüm" und „Phantasiekostüm" ganz falsche Vorstellungen erwecken würden.

„Zapfenstreich" für *extinction des feux* (unter *extinction*) ist wohl keine ganz genaue Bedeutungsangabe. Wenigstens glaube ich, daß man unter diesem deutschen Wort — entsprechend dem französischen *retraite* — nur das Zeichen zur schleunigen Rückkehr in die Kaserne oder Behausung versteht, während *sonner*, *battre l'extinction des feux* (nicht bloß in Kasernen sondern auch in anderen Internaten) das — erst später erfolgende — Zeichen zum Löschen der Lichter ist (vgl. das alte *couvre-feu*). Möglich freilich, daß in vielen Fällen nur ein Signal für beides gegeben wird, das dann natürlich mit demselben Recht als *retraite* wie als *extinction des feux* bezeichnet werden kann.

Bei *patient* könnte statt „Patient, Kranker (jetzt ungebräuchlich, dafür *malade*)" vielleicht zutreffender „zu operierender (oder schon operierter) Kranker" gesetzt werden, in welcher Bedeutung es doch wohl auch heute noch ganz üblich ist.[10])

Irreführend erscheint mir bei *accolade* die Bedeutung „Bindestrich". Es müßte mindestens „Verbindungsstrich" oder noch besser: „Verbindungshaken" oder „-klammer" heißen. Es ist das bekannte aus zwei gekrümmten Linien zusammengesetzte Zeichen: }

Als letzte der mir nicht ganz einwandfrei erscheinenden Bedeutungsangaben sei dann noch die zu *la remonte* (unter *cheval* S. 109) gefügte Übersetzung „(Ersatz-Pf.)" erwähnt, die ich als „Ersatz-Pferd" (Singular!) deuten zu müssen glaube, während m. W. *remonte* im Französischen nur kollektivischen Sinn hat: „Aufzucht" oder „Ersatz-Pfer d e".

An sich richtig, doch der Vervollständigung bedürftig, erscheint mir die Angabe der Bedeutung(en) in folgenden Fällen:

Bei *abreuvoir* ist seltsamerweise nur „Schwemme" angegeben, obgleich schon der Hinweis auf „Der." *breuvage* an die Grundbedeutung „Tränke" (die sich übrigens unter *cheval* S. 109 richtig findet), hätte erinnern sollen.[11])

---

[10]) Natürlich auch *patiente*, d. h. in weiblicher Form, die hier, wie auch sonst gelegentlich, z. B. bei *martyr* fehlt.

[11]) Verwunderung muß auch der Hinweis auf *édifice* erregen, bei dem ich trotz redlichen Bemühens nichts auf *abreuvoir* „Schwemme" Bezügliches oder dafür stilistisch Verwertbares habe finden können. — Es will mir überhaupt scheinen, als seien solche Verweisungen auf den Terminus major behufs Erlangung weiteren stilistischen Materials etwas überreich gegeben. So auch bei *abattoir*: „Schlachthaus, *v. édifice*", bei *abeille* (trotz reichlichster Vorführung aller irgend auf Bienen bezüglichen Ausdrücke) „*v. insecte*". Wenn bei *hébreu* ein „*v. langue*" steht, so erwartet man unwillkürlich dort *la langue*

fanfare (hier: „Fanfare, Trompetentusch") habe ich in Frankreich noch öfter in der Bedeutung „Musikkorps, Orchester (mit Blechinstrumenten)" gehört. „*Voilà la fanfare*" ist der ständige Ausruf beim Erscheinen eines solchen (— lange bevor die Musik beginnt).

Ist die Bedeutung „pfui über, nieder mit etw. oder jem.!" bei *foin de* absichtlich weggelassen? Mag sein, daß sie heute nicht mehr im Gebrauch ist, doch wird sie für Nacherzählung von Geschichten, Märchen unter Umständen nützlich sein können.

Unter *fou* aber fehlt die doch wohl sehr aktuelle (wenn auch natürlich familiäre) Bedeutung „ungeheuer, fürchterlich", z. B. *Il y avait un monde fou.*

Der *permis de circulation* ist keineswegs bloß „Fahrschein (?) für die Eisenbahn", sondern überhaupt „Fahrerlaubnis, -berechtigung". Er wurde mir, als ich vor Jahren eine Radfahrt durch Frankreich machte, bei der Verzollung des Rades ausgestellt; wahrscheinlich muß jeder ausländische Radfahrer in Frankreich ihn als Legitimation bei sich haben, sofern er nicht eine Nummer an seinem Rade hat.

permission hat die (militärische) Bedeutung „Urlaub" nicht bloß in der Wendung *être en permission*, sondern in allen Fällen. In einem (mir von einem französischen Offizier wegen der orthographischen Kuriositäten freundlichst überlassenen) Schreiben seines (zu Hause gebliebenen) Burschen lautet der Schluß: *Votre Ordonnance qui vous souhaite bonne permission.*[12]) (Es folgt der Name.) „*Bonne permission*" ist sicher auch der allgemein übliche Abschiedswunsch bei Antritt des Urlaubs, entsprechend unserem „Frohe Ferien!" „Glückliche Reise!" usw.

Bei *récréation* darf es einigermaßen Wunder nehmen, daß Verfasser, der selbst Gymnasiallehrer ist, die deutsche Bedeutung „Pause (zwischen zwei Unterrichtsstunden)" vergessen oder wenigstens nicht ausdrücklich (neben „Erholung, Erholungszeit") angegeben hat.

sirop dürfte — wenigstens im täglichen Leben — viel häufiger als in der Bedeutung „Sirup" in derjenigen von „Limonade" oder genauer „Wasser mit Fruchtsaft" vorkommen. Und dabei wären dann, dem sonstigen Verfahren des Buches entsprechend, die üblichsten Arten solcher Fruchtsaftgetränke auf-

---

hébraïque anzutreffen. Doch nichts davon. Gemeint sind augenscheinlich nur Verba wie *apprendre*, *étudier*, *posséder* usw. — Was aber das „*Loc. v. estime*" bei *coudée* soll, ist mir völlig rätselhaft geblieben. War es vielleicht für das ca. 16 Seiten früher stehende *considération* bestimmt, so daß ein Einreihungsversehen vorliegt?

[12]) In Wirklichkeit geschrieben: *Vôtre Ordonnace qui vous souhaits bonne Permission.* Von der ihm anvertrauten *Poussette* (Ziege?) schreibt der Wackere: *Je mai a manger pour Poussette a part et je la promainne inpeu dans le potager elle ne sent nuit pas.*

zuzählen gewesen: *grenadine*, *groseille*, *cassis*, *framboise*, *cerise* usw. (Verkürzungen aus *sirop à la grenadine* usw.).

Bei *sommier* (unter *somme*) wäre die Bedeutung „Matratze" (neben „Saumtier") oder doch ein Hinweis auf *lit* zu geben gewesen, bei dem sich ganz richtig *sommier de crin* (Roßhaarmatratze) und *sommier élastique* (Sprungfedermatratze) findet.

supérieur verdient auch wohl in der sehr häufigen absoluten Bedeutung „hervorragend, außergewöhnlich" (also ohne irgend welche spezielle Vergleichsbeziehung, wie sie stets bei *supérieur à* vorliegt), erwähnt zu werden. Es hätte sich auch als „Epitheton" (nicht nur bei *mérite*, wo Verfasser es anführt) sondern auch bei *caractère*, *homme*, *femme*, *qualité* usw. geeignet.

Wenn unter den Bedeutungen von *table* auch „Tabelle, Verzeichnis" angeführt ist, dann wird bei *tableau* die Bedeutung „übersichtliche Vorführung in Form einer Tabelle", z. B. (in der Geschichte) „genealogische Tafel", (in der Literaturgeschichte) „sychronistische Tabelle" usw. nicht fehlen dürfen.[13])

Da der Verfasser scherzhafte drastische Wendungen in reicher Zahl gibt (z. B. *avoir le timbre*[14]) *un peu fêlé* „einen Sparren haben" — ich glaube, es heißt „einen Sparren zuviel haben"), so würde ich für das von ihm angeführte *fagot* („*être fait comme un fagot*; *il y a fagots et fagots*") auch noch das häufige (attributive) *de derrière les fagots* „pikfein" (eigentlich „sorgfältig hinter dem Reisig, d. h. im Versteck, aufbewahrt") vorschlagen.

Bei dem Adjektiv *quitte* („quitt. — *o. d. de qc.*, *envers qn.*") wäre doch auch auf die „ungemein häufigen und, wie mir scheint, immer häufiger werdenden Fälle, wo an einen Hauptsatz sich ein durch *quitte à* eingeführter Infinitiv anschließt" (A. Tobler, *Verm. Beitr.* Nr. 14 der 4. Reihe)[15]) hinzuweisen

---

[13]) Übrigens fehlt *tableau* unter den Ableitungen von *table*, wie denn auch in einzelnen anderen Fällen Ableitungen übersehen sind, z. B. *réparable* und *irréparable* bei *réparer*. Heutzutage dürfte auch unter denen von *sabot* nicht *sabotage* vergessen werden, zumal wenn Wörter wie *sabotière* „Werkstätte des *sabotier*" angeführt sind.

[14]) Bei diesem Worte wäre es vielleicht auch angebracht, die stereotype Formel zum Lobe der (französischen) Aussprache eines Ausländers zu verzeichnen: *Vous avez le timbre (bien) français.*

[15]) Auch hier scheint mir der scharfsinnige Gelehrte in der Scheidung der Fälle, namentlich auf SS. 107—109 etwas zu weit zu gehen, wie denn trotz seiner gründlichen Darlegungen es nach wie vor als zweifelhaft erscheinen kann, ob das *à* wirklich (rein temporal) „bei" ist (wie in *à regarder de plus près, on découvre*...) oder nicht vielmehr das alte *à* „zu" (d. h.. etwas zu tun), das sich im 17. Jahrhundert auch z. B. noch bei *libre* (heute *de*) findet. — Die von ihm selbst in einer Anmerkung gegebene Einschränkung der S. 109 gemachten Behauptung, daß *quitte* niemals mit dem *s* des Plurals versehen auftritt: „„„Mit „niemals" ist vielleicht zu viel gesagt; aber sehr selten dürften doch Beispiele der Kongruenz sein wie das folgende....'''' (aus A. Daudet, *Numa Roum.*) genügt immer noch nicht. Der Fall ist entschieden häufiger. So schreibt Bally, *Traité de styl. frç.* I, 269: *Disons que*

gewesen, in denen wir im Deutschen „unbeschadet, vorbehaltlich“ oder besser „worauf . . . dann“ oder „was nicht hindert, daß“ (oder auch koordinierten Hauptsatz: „und dabei . . . doch“) zu setzen pflegen.

Bei *cloître* hätte ich gern noch die Bedeutung „Kreuzgang“ gefunden, in der das Wort nicht selten auf Ansichtskarten, die einen solchen darstellen, anzutreffen ist.

Die vor *mademoiselle* (unter *demoiselle*) gesetzte Bemerkung „in der Anrede“ ist insofern ungenau, als auch von einer abwesenden Dame *mademoiselle* gebraucht wird (z. B. bei einer Meldung durch einen Bedienten: *Mademoiselle est sortie*), oder, auch bei Anwesenheit der Betreffenden, in 3. Person von ihr gesprochen und z. B. zur Erläuterung einer von ihr gemachten Bemerkung seitens einer anderen Person gesagt werden kann: *Vous n'êtes pas dans la pensée de Mademoiselle*; *Mademoiselle veut dire* usw.

Ist auch an sich die Bedeutung „Verjährung“ bei *prescription* und „verjähren“ bei (*se*) *prescrire* für die Zwecke dieses Buches nicht gar so wichtig, so scheint mir ihre Setzung doch dadurch erfordert, daß sich unter *droit* (S. 224) das Epitheton *imprescriptible* „unverjährbar“ findet, das sonst dem Leser völlig unverständlich bleiben muß.

Das Wort *protocole* verdient auch in der Bedeutung „Zeremoniell, Etikette“ genannt zu werden, nebst dem heutzutage vielgebrauchten Derivat *protocolaire* „peinlich, sorgsam in äußeren Dingen“ (Kleidung, Benehmen u. dergl.).

Bei *souvenir* wird in einem modernen Wörterbuche die Bedeutung „Gruß“ nicht fehlen dürfen, da es heutzutage, z. B. auf Ansichtspostkarten (mit *bon(s)*, *meilleur(s)*, *sympathique*, *excellent*, *respectueux* u. ähnl.), fast stereotyper Ausdruck ist.[16])

Schienen mir die vorstehend aufgeführten Bedeutungsberichtigungen, bezw. -vervollständigungen durch die Sache selbst geboten, so möchte ich nun noch einige mit Rücksicht auf die Schülerschaft, für die ja das Buch in erster Linie bestimmt erscheint, — also aus pädagogischen Gründen — in Vorschlag bringen, weil ich Wert darauf lege, daß die lernende Jugend

---

'interrogation qui n'interroge pas appartient au langage dit exclamatif, quittes à donner à ce terme un sens tout à fait général... oder Claude Farrère, *La bataille* (Vorrede) S. VI ... *tous les hommes et toutes les femmes de l'empire (sc. du Japon) étaient prêts à sacrifier ... leur honneur d'homme et leur vertu de femme, quittes à laver ensuite de si glorieuses taches dans tout le sang d'un corps éventré.*

[16]) Aus entsprechendem Grunde — nämlich weil sie sich heutzutage nur selten zu finden scheint — mag dann bei *velours* auf die Bedeutung „falsche Bindung“, die ich, weil sie bei *cuir* erwähnt ist, noch anführen wollte, hier verzichtet werden. Ich erinnere mich nicht *velours* in diesem Sinne aus dem Munde eines Franzosen selbst gehört zu haben.

von a l l e m, was sie in sich aufnimmt, also nicht bloß von den grammatischen Dingen, für die eine solche Forderung ja allgemein anerkannt ist, sondern auch von dem Sprachmaterial, von den einzelnen Wörtern, wie von den Wortverbindungen, die ihr entgegentreten, immer gleich möglichst klare, sachlich zutreffende, „adäquate“ Vorstellungen gewinnt.[17])

So schiene es mir denn auch wünschenswert, daß, wie es treffend bei *droit* geschehen, auch der Artikel *d r ô l e* mit der Adjektivbedeutung („drollig, schnurrig, putzig“) eröffnet würde, wodurch ja nicht nur die aufgeführten Ausdrücke *un drôle de nez*, *une drôle d'idée* usw. (nämlich als Verbindungen mit dem substantivierten Adjektiv) besser verständlich würden, sondern auch die Möglichkeit zur Erwähnung der häufig anzutreffenden Ausdrucksweise *Ce n'est pas drôle* (litotetisch) = „die Sache ist höchst unangenehm, fatal“ u. dergl. gewonnen worden wäre. Oder daß bei *e n v e n i m e r* („*v. tr.* verschlimmern“) zuerst noch ein Hinweis auf die Grundbedeutung — entweder durch Angabe der Etymologie: aus *en* und *venin*, oder durch die Bemerkung „eigentlich: vergiften (vgl. *empoisonner*)“ gegeben würde. Oder daß bei *malade imaginaire* (unter *malade*) vor Setzung der landläufigen Bedeutung „eingebildeter Kranker“ dem Schüler, der doch gelernt hat, daß adjektivische Attribute mit „aufhebender“ Bedeutung (vgl. *feint*, *soi-disant*, *supposé*,

---

[17]) Mit Rücksicht auf unsere Schüler — den übrigen Benutzern des Buches würde es ja wohl keinen Schaden getan haben — hätte ich auch gern manche vor Irrtümern bewahrende Angabe angetroffen, die Verfasser, wie es scheint, aus Prinzip unterlassen hat. Einmal auf dem Gebiete der Aussprache. Wenn z. B. bei *gageure* oder bei *paon(ne)* — hier, wie mir scheint, nicht gerade glücklich mittels „*pan(n)*“ — die Aussprache angegeben worden ist, dann hätte ruhig bei a l l e n Wörtern, die irriger Aussprache ausgesetzt sind, ein Fingerzeig gegeben werden können; z. B. bei *abbaye*, bei *aristocratie* (und den anderen auf *-tie*), bei *baptême* (und *baptiser*), *chef-d'œuvre*, *désuétude enivrer*, *hennir*, *gaz*, *orchestre*, *ours*, *revolver*, *stagnante* (unter *eau*), *vis* usw. — Hinsichtlich der Orthographie — bei der bloßes *aboiement*, *dénouement* (neben *dénuement* u n d *dénûment*, oder gar *paiement*, *payement* und *paîment*) wohl nur auf Vergessen der zweiten Form beruhen — hätte ich, abgesehen von dem mir nicht ganz verständlichen *Pâque*(*s*) „Ostern“ (ich denke, ohne *s* heißt das Wort immer nur „Passah“), oder von *pardessus* (wo wohl die Form *par-dessus* gleich häufig ist) aus pädagogischen Gründen z. B. bei *détective* den Zusatz „englische Schreibung“ gewünscht, damit die Schüler in der sowieso schon durch englischen Einfluß gefährdeten Schreibung *-if*, Plural *-ifs* nicht noch unsicherer werden. — Besonders verdienstlich aber wäre es von dem Verfasser gewesen, nicht nur gelegentlich aufhellende Etymologien zu geben, z. B. *dinde* aus (*poule*) *d'Inde*, *encan* aus *in quantum*, *sens dessus dessous* aus *c'en d. d.*, *filet* (2. „Netz“) „Entstellung aus *filé*“, oder bei *cordonnier* durch die Angabe „Zusammenziehung aus *cordouanier* (*cordouan* = *cuir de Cordoue*) die Leser vor dem Irrtum zu bewahren, daß es von dem (unmittelbar vorhergehenden) *cordon* „Schnur“ abgeleitet sei, oder bei *ouï-dire* die seltsam erscheinende Wendung *par ouï-dire* durch

prétendu) vor dem Substantiv stehen, einmal gesagt wird — worüber leider die deutschen Schulausgaben von Molières Lustspiele immer hinweggehen — daß *imaginaire* zunächst nicht „eingebildet", sondern „von der Einbildung herrührend, in der Einbildung wurzelnd" bedeutet, *maladie imaginaire*, *malade imaginaire* also streng genommen „Einbildungskrankheit, -kranker" und erst in lässiger Übersetzung „eingebildete(r) d. h. nicht wirkliche(r) Krankheit (Kranker)" — was französisch nur **imaginaire maladie* (*malade*) sein könnte — heißt. — Oder daß als erste Bedeutung von *canon* nicht die von „Kanone", sondern — seiner Herkunft gemäß — „(eisernes) Rohr, Lauf einer Flinte, eines Geschützes gegeben würde (Das isolierte „*le canon* (Lauf) *d'un fusil*" macht sich ziemlich seltsam inmitten der vielen, lediglich auf Kanonen bezüglichen Ausdrücke). Auch bei *abîmer*, dem der Artikel *abîme* „grundlose Tiefe" vorhergeht, würde die (als erste gegebene!) Bedeutung „beschädigen" verständlicher werden, wenn ihr die (auch sicher zeitlich frühere) „versenken" (vgl. unser deutsches „zu Grunde richten", eigentlich: nach unten, d. h. in die Tiefe fallen (fahren, gehen) lassen und damit also vernichten oder völlig entwerten) voranginge. — Das (unter *abeille*) wohl der Kürze halber für *picorer* gegebene parenthetische „Honig sammeln" könnte die irrige Vorstellung erwecken, daß das französische Verb in besonderer Beziehung

---

die Erläuterung begreiflich zu machen, daß das *ouï* ursprünglich eine Infinitivform war und erst durch das im 16. Jahrh. gewöhnliche Verstummen des Schluß-r (vgl. *monsieur* oder *chanteur*, *-euse*) zu einem scheinbaren Partizip geworden ist (vgl. Spitzer, *Zschr. f. rom. Phil.*, Beiheft 29, S. 91), sondern auch bei rätselhaften, dem Nichtphilologen unverständlichen Ausdrücken eine kurze Erklärung hinzuzufügen, so z. B. bei *rompre les chiens* „ein bedenkliches Gespräch abbrechen" (unter *chien* S. 112) zu bemerken: „Jagdausdruck (*rompre* = *faire rompre*): die Hunde die Verfolgung (des Wildes) abbrechen lassen, die Jagd aufgeben"; bei *tiré à quatre épingles* „sehr aufgeputzt" (unter *épingle* — wir sagen dafür etwa „wie aus dem Ei gepellt") hinzuzufügen: „beim Plätten gestickter Wäsche die feinste, sorgsamste Art der Behandlung von Stickereien bezeichnend"; bei *à bride abattue*: eigentlich „mit heruntergeschlagenem, -geworfenem Zügel" (vgl. deutsch „verhängt", d. h. schlecht, falsch gehängt oder hängend) bei *couper court à qc*: ursprünglich *couper cours* (unter *couper* S. 162a); oder — um einzelne Vokabeln zu nehmen — *défaite* „Ausflucht" eigentlich „Wegmachung", d. h. Bemühung, die (unwillkommene) Sache zu beseitigen, aus der Welt zu schaffen, *essuyer* „erleiden" eigentlich „(das Unangenehme) an sich herunterwischen, abwischen, womit man aber doch die Sache selbst nicht verhindert, nicht von sich fernhält" usw. — Auch das Sprichwort: *Pour un moine l'abbaye ne faut* (oder *manque*) *pas* (unter *abbaye*) hätte trotz der Übersetzung „Niemand ist unentbehrlich" wohl der genauen Erklärung bedurft: „Um eines Mönches willen hört die Abtei nicht auf, Abtei zu sein" — wenigstens Lesern gegenüber, denen man in dem unmittelbar vorhergehenden Artikel (*abattre*) den Ausdruck *nuée de sauterelles* durch „Heuschreckenschwarm" verdeutschen zu müssen geglaubt hat.

zum „Honig" stände, während es in Wirklichkeit „Nahrung suchen" überhaupt bedeutet und von allen danach sich umtuenden Tieren (am häufigsten wohl von Hühnern) gebraucht wird. — Befremdend (wenigstens vom Schülerstandpunkt aus) darf auch die Angabe: „*p i s*, *s. m.* (eigentlich adv.) das Schlimmste" erscheinen, da nach der Schulgrammatik *pis* Komparativ ist, außerdem das zweite der hier gegebenen Beispiele: „*dire pis que pendre de qn.* (von jemd. alles mögliche Schlechte sagen)" dazu nicht stimmt. Verfasser hätte ja doch bei diesem in der Grammatik schon erlernten Worte die deutsche Übersetzung einfach weglassen können, wie er es ja sonst bei bekannten oder geläufigen Wörtern z. B. bei *canon*, auch bei *nage* — oder wäre hier „Schwimmen" nur aus Versehen weggeblieben?[18]) — getan hat. — Bei *a b a t t r e* scheint mir (neben „niederwerfen", fig. „demütigen") die Bedeutung „h e r u n t e r werfen, -stoßen, -schlagen" usw. unentbehrlich, nicht nur wegen (des schon erwähnten) à *bride abattue*, sondern auch zum Verständnis mancherlei anderer bei diesem Verb angeführter Ausdrücke (vgl. *d'un coup de fusil*, *à coups de sabre* oder *abattre (à qn) la tête d'un coup de sabre* usw.). — Bei *abîme* das Subst. *p e n c h a n t* einfach mit „Rand" zu übersetzen, muß von der Bedeutung dieses Wortes irrige Vorstellungen erwecken; es müßte durchaus „A b h a n g am Rande" oder „a b f a l l e n d e r, s c h r ä g e r Rand" oder ähnlich heißen. — Da es sich bei *t r è v e de* (üblicher wohl: *trêve de*) immer um ein Tun handelt, das eingestellt werden soll, so wäre es besser durch „g e n u g mit, genug der..." statt „fort mit") wiedergegeben. — Bei *c ô t é* ist die wichtige Bedeutung „Raum, Gegend in einer bestimmten Richtung" vernachlässigt, die als Nummer 3 (gegenüber 1. „Seite des menschlichen und tierischen Körpers"; 2. „die beiden, die verschiedenen Seiten eines Gegenstandes") hätte gegeben werden sollen und der dann von den unter 3 gegebenen „*Loc. adv.*" alle mit der Präposition *de* gebildeten zugefallen wären (während die mit *à*, z. B. *à côté de*, *à mes côtés* usw. durchweg zu 1. und 2. gehören). — Um irrige Auffassungen zu verhüten, hätte bei *a b î m e d e s c i e n c e*, das mit „Fundgrube des Wissens" übersetzt ist, wie es bei dem gleichbedeutenden *puits de science* geschehen ist, markiert werden müssen, daß es sich dabei nur um einen Menschen, nicht etwa um ein Konversationslexikon handelt; vielleicht auch statt *abaisser la cataracte* (unter *abaisser* und *cataracte*, hier mit dem korrekten *opérer qn de la c.* zusammen) das genauere: *abaisser le cristallin* („der Linse eine niedrigere Lage geben"), da *cataracte* nur die Trübung, Verdunkelung der Linse bedeutet. — Wurde

[18]) Auch bei dem als „Der." zu *abréger* angegebenen *a b r é g é* vermisse ich die Übersetzung „Abriß, Auszug, Leitfaden" oder dergl. Bei *e n v i e r qc. à qn.* empfähle sich (neben „mißgönnen") auch die Bed. „j e m. beneiden u m etw."

zu *sire* als Bedeutung ein (mir nicht unbedenklich erscheinendes) „Herr“ gesetzt, dann wäre aus pädagogischen Gründen (im Hinblick aufs englische *Sir*) bei der weiteren Angabe „Anrede an Kaiser oder König“ wohl ein kräftiges „nur“ am Platze gewesen. — Und da — vielleicht wegen des Subst. *visite* — die unrichtige Verwendung des Verbs *visiter* im Sinne von „freundschaftlich, gesellschaftlich besuchen“ kaum auszurotten ist, so schiene es mir praktisch, bei diesem Wort das als erste Bedeutung gesetzte „besuchen“ ganz zu tilgen und die dafür als Beleg gegebenen Wendungen *visiter des malades*, *les pauvres*, *les prisonniers* unter „besichtigen, untersuchen“ einzureihen, etwa mit der Spezifizierung „sich nach der Lage jemandes umsehen, persönlich erkundigen“. — „Zucht“ für *correction* (unter *châtiment*) ist mir nicht recht verständlich. Meint Verfasser „Zucht-“ (nämlich Zuchthaus *maison de c.*)? Soviel ich weiß, brauchen die Franzosen das Wort *correction* (mit Bezug auf die Schule) geradezu im Sinne von „Züchtigung“. — Bei *au calorifère* (unter *chauffage*) war Übersetzung nötig. Hier wohl „Zentralheizung“.

Da ich einmal bei „pädagogischen“ Erwägungen und Wünschen bin, so möchte ich hier auch für die Verwendung des praktischen Warnungsverfahrens mittels „Aber ...“ in einigen weiteren Fällen eintreten.[19]) Z. B. bei *causer*,[20]) dessen (als erste gegebene!) Bedeutung „veranlassen“ (im Verein mit englisch *to cause*) einen gelegentlichen Benutzer des Buches zum Gebrauche dieses Verbs in Verbindung mit einem persönlichen Objekt verleiten könnte. Daher vielleicht zweckmäßig: „„Aber „jemand veranlassen etwas zu tun“ (nie *causer qn* sondern) *engager*, *déterminer*, *décider*, *pousser*, *amener* usw. *qn à faire qu. ch.* oder noch einfacher: *faire faire* (*qu. ch. à*) *qn.*““ —

[19]) Manchmal hat sich Verf. sogar der „grammatischen“ Bedrängnisse der Schüler angenommen. Er gibt bei Adjektiven wie *agréable*, *préférable* die Konstruktion *à* + *inf.*, mit dem warnenden Zusatz: „aber *il est* ~ *de* + *inf.*“ Nur bisweilen, z. B. bei *désagréable*, ist der Mahnruf vergessen worden.

[20]) Seltsamer und nicht zweckmäßiger Weise sind die beiden (nach Bedeutung wie Herkunft) verschiedenartigen Verba *causer* verursachen und *causer* plaudern zu einem einzigen (mit zwei verschiedenen Bedeutungen) vereinigt. Ähnlich *bière* Bahre und *bière* Bier. Besonders wunderlich muß „*noyer* (1, *s. m.* Nußbaum . . (2) *I v. tr.* ertränken . . . *II v. r. se noyer* ertrinken . .“) erscheinen. Um so mehr als in anderen Fällen Verschiedenheit der Herkunft ganz angemessen auch in getrennter Vorführung der betreffenden Wörter zum Ausdruck gelangt, z. B. *charme* „Zauber, Anmut“ und *charme* „Hage-, Weißbuche“. Bisweilen scheint mir die Trennung sogar zu weit zu gehen. So, wenn neben *condamner* ein besonderer Artikel für *condamné, s.*, ja sogar einer für *condamné à mort* (hier merkwürdiger Weise ohne Femininum!) geboten wird. Und auch das zu dem mit *noyer* „Nußbaum“ vereinigten *noyer* „ertränken“ gehörige *noyé(e)* „Ertrunkene(r)“ findet sich, vom Verb getrennt, in einem selbständigen Artikel vor.

Bei *conférence* vielleicht: „Aber Konferenz des Lehrerkollegiums *réunion des professeurs.*“ — Bei *époux*, wo übrigens nur „Gatte“ (*épouse* „Gattin“), nicht „Gemahl, Gemahlin“ angegeben und bereits eine Warnungsklammer mit „Aber“ gesetzt ist (nämlich „nie *mon, votre époux*, sondern *mon mari*“ und merkwürdigerweise auch „*madame votre femme*“, was ich je gehört zu haben mich nicht erinnern kann), wäre immer noch — ich verweise auf Hausknechts beachtenswerte Ausführungen darüber in dieser *Zeitschr.* XXX, H. 6 u. 8, S. 242 — vor einigen weiteren unrichtigen Verwendungen, z. B. bei der Wiedergabe von „Herr *N*. und seine Gattin“, „der Kronprinz und seine Gattin (Gemahlin)“ zu warnen. — Bei *fois* hätte (vielleicht unter Beiseitelassung des doch wohl überflüssigen *la première, la deuxième* — warum übrigens nicht auch *seconde fois?*), durch ein „Aber ...“ vor der Auslassung von *pour* bei adverbaler Verwendung eines *fois*-Ausdrucks mit dem bestimmten Artikel genannt werden können. „Als er das dritte Mal eintrat“ entweder: 1) *Lorsqu'il entra pour la tr. f.*; 2) *Lorsqu'il entra une tr. f.*; 3) *La tr. f. qu'il entra* (aber nicht: *Lorsqu'il entra *la tr. f.*). — Bei *heure* möchte ich ein „Aber Unterrichtsstunde: *leçon*“. — Bei *regretter*: „Aber jemand bedauern: *plaindre qn.*“ — Bei *tablette*: „Aber Tablett, Präsentierbrett : *plateau.*“ — Ähnlich wäre vor Verwendung des gleichstammigen französischen Worts zu warnen bei „renommieren“ (*se vanter* oder *blaguer*), „Renommage“ (*vantardise*, wo ich unter den Synonymen *blague* und *hâblerie* vermisse) „Blamage“ (*courte honte, déconvenue*) „sich blamieren“ entw.: *en avoir le démenti* — was zu stark mit „Schimpf und Schande davon haben“ übersetzt ist (unter *démenti*) — oder *s'en retourner avec sa courte honte*). — Bei *tirer II*: Aber „es zieht hier“ *il y a* (*ici*) *un courant d'air*. — Wäre es nicht auch zweckmäßig, bei *mérite* einzuschalten: Aber „sich (um Wissenschaft, Künste usw.) Verdienste erwerben“ *rendre des services aux lettres, aux arts* etc.? Ich fürchte, daß ohne diese Ergänzung doch mancher Benutzer von dem Artikel *mérite* enttäuscht werden könnte.[21])

[21]) Wenigstens wenn er dem im Vorwort S. VI gegebenen Benutzungsrezepte folgt: „Schwebt einem nur ein Gedanke in Umrissen vor, so schlage man einzelne Substantive und Verben als seine Hauptträger auf und suche mit den in diesen Artikeln verzeichneten Ausdrucksmitteln seinen Gedanken so scharf als möglich herauszuarbeiten.“ Diese Gebrauchsanweisung muß in mehr als einer Hinsicht Bedenken erwecken. Einmal würde sie den, der ihr folgen wollte, statt ihn zu freiem, selbständigem französischen Gedankenausdruck zu führen, in immer größer werdende Abhängigkeit bringen, ihn schließlich zum Sklaven dieses Hilfsbuches machen. Zweitens würde er des öfteren enttäuscht und durch die erlittene Einbuße an Zeit und Kraft mißmutig werden. Wo hätte er z. B., wenn er Bismarcks Verdienste um Deutschland rühmen wollte, nachschlagen sollen? Das Subst. *mérite* hätte ihm nichts passendes geboten. Oder: will er davon sprechen.

Vorwiegend „pädagogische“ Gesichtspunkte werden bei einem Werke wie dem hier vorliegenden auch für die Behandlung des synonymischen Teiles maßgebend sein müssen; nach pädagogischen Gesichtspunkten wird also auch die Beurteilung des in dieser Hinsicht Gebotenen vorzunehmen sein. Daß Verfasser die Wichtigkeit dieser Seite seiner Arbeit keineswegs verkannt hat, beweist seine Bemerkung im Vorwort (S. I): „der einfachste“ — und das soll doch auch wohl zugleich heißen: der elementarste, natürlichste, häufigste — „Fall eines Fehlgriffs (im französischen Aufsatz) liegt vor, wenn ein einzelnes Wort“ — die hier hinzugefügte Parenthese nennt merkwürdigerweise nur Substantiv, Verb und Adjektiv, als ob bei den Fürwörtern, Adverbien, Präpositionen und Konjunktionen synonymische Fehlgriffe nicht vorkämen! — „unpassend gewählt ist, sofern es nämlich einen anderen Bedeutungsinhalt hat, als der Schreibende annimmt“. Bei so klar und zutreffend ausgedrückter Erkenntnis der Schwierigkeiten, die sich in synonymischer Hinsicht dem französisch schreibenden Deutschen in den Weg stellen, der Gefahren und Fußangeln, die ihn von dieser Seite bei seinem unsicheren Dahinschreiten auf dem fremden, ihm leider meist allzuwenig vertrauten Boden umlauern, durfte man eine besonders eingehende und gründliche Behandlung dieser Seite der Lexikographie in unserem, sich ausdrücklich als Dictionnaire de Style einführenden Werke erwarten. Ich gestehe, daß ich in dieser Richtung etwas enttäuscht bin und das Dargebotene denn doch allzu knapp finde.[22]) Gut, oder wenigstens für den vorliegenden

daß Chimene Rodrigos Liebe erwidert, wo findet er „erwidern?“ Unter *amour* steht nicht *répondre à* oder sonst etwas, was ihm ein *aussi*, *également* ersparen könnte. (Oder soll er schreiben: *Ch. partage son amour?*) Derartige „Lücken“ werden sich auch im reichhaltigsten Buche immer finden, weil die „Denkweise“ der beiden Sprachen an schier unendlich vielen Punkten abweicht. — Mir scheint folgendes die zweckmäßigste Weisung: Der Schüler arbeite den ganzen Aufsatz völlig selbständig wie bisher. Dann lese er, um zu bessern und zu glätten, einzelne Artikel nach.

[22]) Wie schon früher angedeutet, kann ich mich des Eindrucks nicht erwehren, daß Verfasser dabei unter dem unheilvollen Einfluß des *Dictionnaire général* gestanden, der, so trefflich und gründlich er in den etymologischen Darlegungen ist, in anderen Punkten, namentlich in Aussprache und Synonymik (vgl. über die letztere *Neuere Spr.*) eine geradezu sträfliche Nonchalance und Oberflächlichkeit zeigt. Niemand hinderte die gelehrten Verfasser, deren Kraft natürlich nicht für alles ausreichte — mir scheint, wissenschaftliche Wörterbücher sollten heutzutage nur noch von einem ganzen Stabe gelehrter Mitarbeiter unternommen werden, wie es fürs Englische *Murray* in glänzender Weise ins Werk gesetzt hat — gewisse, obwohl traditionelle Seiten der Lexikographie prinzipiell unberücksichtigt zu lassen, wenn sie ihre ganze Kraft auf die etymologisch-historische konzentrieren wollten. Aber Synonymik und Aussprache mit in ihre Aufgabe einzubeziehen und nicht mehr darin zu bieten, als sie es getan (z. B. *plus*, Ausspr. *plu, l's se lie en*

Zweck völlig ausreichend, sind die synonymischen Angaben bei *cheveu*, *poil*, *crin*, *soie* oder *cerveau*, *cervelle* oder *chair*, *viande* oder *bégayer*, *balbutier*, *bredouiller* und anderen mehr. Der Sache nach gleichfalls gut (nur in der Form insofern wieder inkonsequent, als ohne jeden ersichtlichen Grund einmal eine d e u t s c h e das andere Mal eine f r a n z ö s i s c h e Erläuterung gegeben ist), sind *journée* („Tag in seiner ganzen Ausdehnung") und *année* („*On a en vue ce qui s'est passé pendant ce temps*") abgetan. Durch markante, den Kern der Bedeutung erfassende Übersetzungen sind bei *gourmand* („Schlemmer"), *gourmet* („Feinschmecker") oder bei *fatigues* („Strapazen"), *efforts* („Bemühungen") oder bei *langage* („Ausdrucksweise"), *langue* („Sprache"), allenfalls auch bei *merveille* (wo zu „Wunder" noch „Naturwunder, Wunderwerk" gesetzt ist), *miracle* („übernatürliches, göttliches Wunder" — bei diesem Worte selbst aber zu eng: „religiöses Wunder")[23]) und einigen anderen, längere synonymische Erklärungen überflüssig gemacht. Bei *populace*, scheint mir, hätte er sich das wuchtige „Pöbel" nicht entgehen lassen sollen. Sein „das (niedre) Volk" besagt m. E. nicht genug. Aber daß

se prononçant z, also nichts weiter als die banale, jedem Kinde bekannte Sache, daß das *s* bei der Bindung als *z* gesprochen wird, und d a s bei jedem Worte, dessen *s* „gebunden" — muß heißen: „vor Vokalen hörbar wird" —! Z. B. *sens*: *san*, *en liaison*, *sanz*; *sous*: *sou*, *en liaison*, *souz* usw.), das sieht fast aus, als hätten sich die Verfasser über die Benutzer des Werkes lustig machen wollen. Man hört, — aus gebildetstem Munde — Dutzende von Malen *plus* mit gesprochenem (stimmlosem!) *s*, namentlich am Ende des Satzes. Man wünscht Belehrung darüber und findet — *risum teneatis amici!* — die inhaltvolle Auskunft: „*plu*, *l's se lie en se prononçant z!*" Ja, warum steht denn bei *roi* als Etymologie nicht einfach *rex?* Warum: „*Du lat. rēgem, m. s. devenu *reye, rei, roi*" (mit 3 Paragraphen der Lautlehre!)? Muß man den Verfassern erst sagen, daß es nicht fein noch geschmackvoll ist, zerrissene Schuhe anzuhaben, wenn man im Frack mit Zylinder und weißer Krawatte erscheint? Aber das Schlimmste ist, daß auch hier „das böse Beispiel gute Sitten verdirbt" oder doch zu verderben droht. Und dem scheint mir mit aller Macht entgegengetreten werden zu müssen. Wie hat sich der — keineswegs unfehlbare! — Sachs abgemüht, alles Wissenswerte in Aussprache und Synonymik (die Etymologie hatte ja für sein „p r a k t i s c h e s", zweisprachiges Wörterbuch nur ganz nebensächliche Bedeutung) zusammenzutragen! Und nun geht selbst ein für Deutsche bestimmtes „*Dictionnaire de Style*" über eine Menge solcher Unterschiede stillschweigend hinweg? Gewiß ist man, trotz der zahlreichen (französischen und deutschen) Synonymenbücher, von völlig erschöpfenden und wissenschaftlich befriedigenden Feststellungen auf diesem heiklen Gebiete noch weit entfernt, aber gerade darum muß es jedem, der lexikalisch-stilistische Arbeiten unternimmt, zur Pflicht gemacht werden, seine ganze Kraft, seinen ganzen Scharfsinn gerade an die Lösung dieser Fragen zu wenden. Wenn irgendwo, dann gilt hier das Sprichwort: *Petit à petit l'oiseau* etc.

[23]) Hier will mir die Definition des *Dict. gén.* noch treffender scheinen: *m e r v e i l l e* „*chose qui frappe d'étonnement par sa beauté, sa grandeur*", etc.; *m i r a c l e* „*fait surnaturel*".

er in zahlreichen anderen Fällen wie *moment*, *instant* — *mets*, *plat* — *conduire*, *mener* — *appeler*, *nommer* u. ähnl., wo kennzeichnende (d. h. unterscheidende) Übersetzungen nicht zur Verfügung standen, genau ebenso wenig oder doch genau ebenso Unzureichendes bietet, wie der Dictionnaire général, ja, in einzelnen Punkten hinter diesem nicht unerheblich zurückbleibt, wie z. B. bei *animal*, *bête* (die der Dict. gén. durch *être organisé qui a la faculté de sentir et de se mouvoir* einerseits und *être animé dépourvu de raison* andrerseits treffend voneinander scheidet, während unser Buch bei *animal* einfach „Tier", bei *bête* „Tier" mit dem an dieser Stelle eher irreführenden als erhellenden Zusatz „Vieh" setzt) oder bei *clou* und *ongle* (die für den Franzosen überhaupt keine Synonyma sind und bei denen im Dict. *gén.* durch die Definitionen — *clou*: *petite tige de fer pointue, garnie d'une tête qui sert à fixer ou à suspendre qu. ch.*; *ongle*: *lame cornée implantée sur la face dorsale de l'extrémité des doigts* . . — jede Verwechselung ausgeschlossen ist, die unser Verfasser jedoch beide Male nur durch „Nagel" erläutert)[24]) — das scheint mir, wie gesagt, in hohem Maße bedauerlich und in einer (gewiß bald nötig werdenden) zweiten Auflage unseres Buches der Abstellung dringend bedürftig. Einige mir besonders aufgefallene Versehen will ich gleich hier noch berichtigen. Eines der seltsamsten darunter ist die zu *abandonner* (bei dem übrigens „gänzlich verlassen" zu farblos ist) gegebene Erläuterung von *quitter*: „meistens für kurze Zeit". Wie in aller Welt mag nur Verfasser zu einem so wunderlichen Irrtum gekommen sein? Kann nicht ein Greis von einem seiner frühesten Jugendgefährten erzählen: «*De Paris nous sommes allés à Lyon, où il m'a quitté; je ne l'ai plus revu de ma vie*»? Ein Schreib- oder Druckversehen scheint mir außer dem Bereich des Möglichen zu liegen. Mißtrauisch greife ich nach dem Dictionnaire général, darauf gefaßt, hier vielleicht eine infolge Ungenauigkeit oder Unklarheit mißdeutbare Angabe zu finden.[25]) Aber alles in schönster Ordnung und einwandfreiester

[24]) Nun könnte jemand meinen, daß durch die angeführten Epitheta und Redensarten jede Verwechselung ausgeschlossen sei. Gewiß für den schon sorgsamen Leser! Aber der Primaner hat's oft — ohne seine Schuld — eilig. Und seit ich einmal (bei der Schilderung eines Ausfluges) von einem *petit bois de mâchoires* zu lesen bekam — der Schreiber hatte bei „Kiefer" nicht auf *m.* und *f.* geachtet — bin ich in solchen Dingen skeptisch geworden. Die Jaël tötet Sissera mit einem „spitzen Nagel", der Schüler sucht aus Versehen bei *ongle* nach und greift voller Freude *ongle pointu* auf.

[25]) Etwa von der Art des seltsamen „*immédiat*" in der Definition von *instant*: „*Court espace de temps immédiat*" zum Unterschiede von *moment*, das als „*Court espace de temps*" schlechthin definiert ist. Kann jemand dies *immédiat* befriedigend — ich meine natürlich: im Einklange mit der sehr mannigfaltigen Gebrauchsweise von *instant* — erklären? Ich wäre sehr dankbar dafür, da ich mich völlig vergeblich daran abgemüht habe.

Deutlichkeit. Die Bedeutungsangabe lautet dort bei *quitter III*: *laisser là définitivement* (!) — nachdem bei I *libérer entièrement (qqn) de ce qu'il devait* und bei II ähnlich: *laisser complètement à qqn (ce qu'il devait)* gestanden — dann folgen für die Objekte drei Unterabteilungen (die übrigens ganz entbehrlich waren): 1° „*Une personne*," mit zahlreichen Beispielen, unter denen das vorletzte: *La vie est prête à le quitter.* — 2° „*Une chose*," wofür gleich das erste Beispiel lautet: *Quand l'âme a quitté le corps.* — 3° „*Un lieu*." Auch hier ein ganz unzweideutiges Beispiel: *quitter la terre* mit der Erläuterung *mourir!* So stehe ich denn vor einem Rätsel, oder vielmehr: ich nehme, da Verfasser in dem ganzen Werke ein scharfes Urteilsvermögen und gediegene Sprachkenntnis bekundet, an, daß er es gelegentlich übereilt einem der S. I Anm. angeführten Synonymenbücher entnommen hat. Wenn dem wirklich so ist, dann bitte ich ihn allerdings um das Zugeständnis, daß auf dem Gebiete der Synonymik (trotz der von ihm aufgezählten sieben Bücher und verschiedener anderer schon erschienener) doch immer noch viel zu tun und meine (S. 205 Anm. erhobene) Forderung, daß ein stilistisches Wörterbuch diesem Gegenstande vollste Aufmerksamkeit und Sorgfalt zuwende, durchaus berechtigt ist. — Weniger schwerwiegend, aber doch wegen der Inhaltslosigkeit des gebrauchten Ausdrucks zu monieren, ist die Ungenauigkeit bei *souhait*: „Wunsch (Verlangen nach einer nicht leicht erreichbaren Sache)", dem (S. 202a) *désir* („Wunsch, Begierde") und (ebda) *vœu* („heißes Verlangen") gegenübergestellt sind. Mir scheint, der Hauptpunkt bei der Sache ist der, daß *désir* den selbstischen, wenigstens für das eigene Behagen oder Glück bedeutsamen Wunsch ausdrückt (daher *désirer* = haben wollen, herbeiwünschen, den Besitz, die Verwirklichung von etwas wollen), *souhait* hingegen den auf das Wohlergehen, das Glück anderer, besonders des Angeredeten gerichteten und sich somit an das Schicksal, die Vorsehung und ähnl. wendenden Wunsch (daher *souhaiter* „herabwünschen auf jem., für jem."). Letztere Bedeutung scheint mir auch *vœu* zu haben, mit der Modifikation jedoch, daß es ein poetisches oder doch ein Wort des style soutenu ist, und daß, wo nicht Liebeswünsche gemeint sind, es sich bei diesem Worte immer um (aus einem bestimmten Anlaß getane, zur Bekundung freundschaftlicher oder auch achtungsvoller, ergebener Gesinnung bestimmte) mehr oder weniger feierliche „Glück-" oder Segenswünsche handelt. — Die unrichtige oder doch ungenaue Erklärung von *poularde* „junges, gemästetes Huhn" (unter *poule*, Derivata) stammt wohl aus dem Dictionnaire général, der dafür „*jeune poule qu'on a engraissée*" gibt. Das Wort bezeichnet in Wirklichkeit das weibliche Seitenstück zum Kapaun, d. h. eine Henne, bei der (zur Erzielung größerer Weichheit, Schmackhaftigkeit und Fülle) der Eierstock entfernt ist.

— Bei *destin* liegt insofern ein äußeres Versehen vor, als es bei der selbständigen Vorführung (S. 204a) richtig als „Schicksal (Verhängnis als Gottheit“), dann aber bei *destinée* (S. 204b), auf welches verwiesen wird (zusammen mit *sort* „Los“, *fatalité* „Verhängnis“, *destinée* „Schicksal“), einfach als „Geschick“ definiert ist, welches Wort im Deutschen wohl kaum die Schicksalsmacht bezeichnet. Natürlich findet sich bei der Neigung, die die Sprache hat, sinnverwandte Wörter und Konstruktionen miteinander zu vertauschen oder genauer: sie aus Lässigkeit und Denkflüchtigkeit durcheinander zu werfen, *destin* auch im Sinne von *destinée* und vice versa. — Bei *abaisser* würde ich statt „herunterlassen, was zu hoch ist“ (so unter *baisser*) lieber sagen „tiefer machen“ (d. h. auf ein tieferes Niveau bringen), während *baisser* bedeutet: einer (an und für sich verstellbaren!) Sache die tiefere Lage geben. — Zu *disputer* hätte *contester* als Synonym gegeben werden können. — Der Gegensatz, in dem *emporter* (s. S. 239) zu *emmener* („wegführen“) steht, wird nicht richtig durch „mitnehmen beim Weggehen“, sondern durch „weg**tragen**“, „(**tragend**) mitnehmen“ ausgedrückt. — *Commis* (S. 240) ist keineswegs bloß „Gehilfe“, sondern auch „angestellter Beamter“. — Wie *tomber* Synonym zu *aboutir* (s. dieses Wort) sein soll, ist mir nicht recht klar. Dagegen hätte bei *exister* wohl *subsister* „**fort**bestehen“ erwähnt werden können. — Schließlich möchte ich bezüglich *défaut* und *faute* vorschlagen, in einem für die oberen Schulklassen bestimmten Buche der zwar praktischen aber doch auch allzu primitiven Erläuterung „Fehler, den man hat“ und „Fehler, den man begeht“ die wirkliche Definition beizugesellen: „fehlerhafte Eigenschaft“ („Mangel, Gebrechen“) einerseits und „fehlerhafte Handlung“ („Fehlgriff“) andrerseits.

Bevor ich nun, wie oben angekündigt, auf die leitende Idee des ganzen Werkes, auf die Würdigung des Zwecks, den der Verfasser mit demselben verfolgte, näher eingehe, seien hier noch einige Beobachtungen niedergelegt, die sich auf die Durchführung des im Vorwort dargelegten (und zu Anfang dieser Besprechung kurz wiedergegebenen) Planes, sowie auf das äußere Gewand und die Art und Weise der Drucklegung beziehen. Um mit der letzteren zu beginnen, verdient die Sorgfalt, mit der sie ausgeführt ist, das höchste Lob. Nicht nur ist durch die gesamte Druckweise, durch Wahl der Lettern und ihrer verschiedenen Stärke usw. alles irgend Erforderliche geschehen, um die Benutzung des Werkes so bequem wie nur möglich zu machen, den reichen Inhalt auch der längsten Artikel dem Auge rasch und leicht überschaubar vorzuführen, sondern auch der Druck der einzelnen Wörter ist — was ja nicht zum kleinen Teile das Verdienst der im Vorwort genannten treuen Helfer und Helferinnen sein wird — mit einer Sorgfalt überwacht worden, daß

man, wie es ja bei Logarithmentafeln und Eisenbahnkursbüchern manchmal geschehen sein soll, für die Auffindung von Druckfehlern Prämien aussetzen könnte.[26]) Als kleinere Mängel der Drucklegung möchte ich anführen: *devancier*(*ère*)—statt (*-ière*)[27]) —, *voyageur*(*se*) — statt (*-euse*) —, '*héros* (*f. oïne*) — statt (*f. héroïne*, was einige Zeilen vorher richtig, ja sogar mit der Warnung „nicht *la* ~" gedruckt ist). Ähnlich bei *dégeler*: „*o. d. il* ~ *e* (es taut)" — statt *il dégèle* (wegen des *è*) —, oder (bei *champagne*): „*Syn. vin de* ~" statt *vin de Champagne* oder doch wenigstens: *vin de Ch* ~. — S. 3 b, Z. 19 fällt die Wortbrechung *furi-eusement* (statt *furieu-sement* oder *fu-rieusement*) auf, die sich ja allenfalls durch Hinweis auf die feierliche oder poetische Aussprache dieses Wortes[28]) rechtfertigen ließe, aber jedenfalls ungewöhnlich ist. — Unsicher könnte die Druckweise den Benutzer des Buches bei den Farbenbezeichnungen unter *cheval*, wo hinter dem Wort *noir* in Klammern das Subst. „Rappe", hinter *blanc* ebenso „Schimmel", hinter *alezan* „Fuchs" — ich vermisse übrigens das in Romanen häufige *rouan* (Mischung von schwarz, weiß, rot, etwa „rotgrau") — usw. steht, insofern machen, als er zweifeln könnte, ob *alezan* allein schon „Fuchs" heißt, oder (wie es tat-

[26]) Ich habe an wirklichen Druckfehlern — d. h. Versehen, bei denen ein Schreibfehler im Manuskript unbedingt ausgeschlossen war — nur e i n e n gefunden, obendrein einen ganz unbedeutenden, nämlich S. 329a, Z. 33 *anf* (statt *auf*) — der scheinbare ' auf *i* von *connaître* S. 205b, Z. 23 ist wohl nur ein beschädigtes ^. Einige andere Versehen könnten wohl auf irriger oder undeutlicher Schreibung beruhen, wie S. III Anm.: Koldeweg (lies: Koldewey); S. 105a, Z. 7 v. u.: *machicoulis* (l. *mâchicoulis*); S. 307a, Z. 25: *constitutionel*, statt *constitutionnel*, welches Adjektiv unter *constitution* (als „Der.") ebensowenig angegeben ist wie *gouvernemental* bei *gouvernement*. (Daß die genannten Adj. sich nicht als selbständige Artikel finden, ist kein Gegengrund; vgl. *compasser* bei *compas*, bei dem auch noch *compassement* hätte stehen müssen, das unter *abandon* erwähnt ist.) Ferner S. 461a, Z. 19 v. u. *passeoire* (l. *passoire*); auch wohl (S. 16b, Z. 38) Wechselmäkler statt (des mir allein bekannten) „Wechselmakler", und S. 226b *eau-bénite* (von *eau* abgesondert!), das ich stets ohne Bindestrich gedruckt gefunden habe, während *faux-pas* (S. 273b, Z. 21 v. u.) zwar nicht unrichtig ist, aber doch auch ein häufiges *faux pas* (ohne Bindestrich) neben sich hat. S. 627, Z. 3 v. u. tempêtueux (l. tempétueux).

[27]) Bei *conférencier*, *fermier* und einiger anderen fehlt das Femininum.

[28]) Der Dict. général ermüdet wiederum nicht (nachdem er die entsprechende banale Bemerkung schon zu *furieux, se* gesetzt), auch bei *furieusement* zu der Ausspracheangabe *fu-ryéuz'-man* noch einmal ausdrücklich hinzuzufügen: *en vers, -ri-éu-ze* . . . und so — getreulich, aber schier unglaublich — bei j e d e m Wort auf *ieux*, *-ion* usw.! Wahrhaft rührend, diese Fürsorge für die französischen Dichter, die augenscheinlich beim Bauen ihrer Verse — daher wohl auch der Terminus „Versbau" — das Wörterbuch in betreff der Wortsilbenzahl konsultieren müssen. Als Ausspracheanleitung für gewöhnliche Sterbliche können diese, ins feinste Detail dringenden Angaben nach dem, was wir oben bei *plus*, *sens* usw. gesehen haben, doch kaum gemeint sein.

sächlich der Fall ist) der Voranstellung von *cheval* bedarf. Verfasser hätte hier entweder auch die deutschen Bedeutungen adjektivisch geben, oder dem französ. Adjektiv ein (auf *cheval* hinweisendes) ~ vorausschicken sollen, wie er es z. B. bei ~ *entier* („Hengst") getan. Die charakterisierende Angabe „*Epith.*" liegt hier schon zu weit zurück, ist außerdem zweimal durch Punkt und Gedankenstrich (hinter *rétif* „störrig" — gewöhnlich „störrisch" und hinter *de grand prix*) abgesondert.[29]) — Auch bei der Aufzählung unter *perte* (S. 473 b, Z. 10 v. u.): *faire éprouver*, *essuyer*, *réparer* stört, daß es nicht recht klar ist, ob *faire* nur zum ersten oder zu allen drei nachfolgenden Infinitiven gezogen werden soll, und zwar um so mehr, als die ganze Partie, innerhalb deren die genannten Verbindungen stehen (etwa 6 Zeilen), aus Versehen unter *V a* (d. h. Ausdrücke, zu denen das Kopfwort, *perte* Subjekt sein kann) — statt unter *V b* („*perte*: Objekt") — geraten ist.[30]) — Von der außerordentlichen Sorgfalt, mit der der Verfasser bei der Ordnung seines gewaltigen Materials zu Werke gegangen, zeugt der im Vorwort (p. V) aufgestellte Grundsatz die (in lobende und tadelnde geschiedenen, als Gegensätze mit Hilfe eines Kolons (:) einander gegenübergestellten) Adjektiva nach der Gradabstufung zu ordnen. Ein dornenvolles Unternehmen, dessen Ausführung ich mit Spannung, aber auch mit einer gewissen Besorgnis entgegensah. In der Tat erweist sich oft genug eine sichere Feststellung der Gradstufen als unausführbar. So gibt Verfasser z. B. unter *air* (6. Reihe): *bon*, *excellent*, *pur*, *sain*, *salubre*, *embaumé* einer- und *irrespirable*, *mauvais*, *infect*, *corrompu*, *vicié*, *malsain* andrerseits. Ich würde nach der Gradabstufung aufreihen: *bon*, *pur*, *sain*, *salubre*, *embaumé*, *excellent* und *mauvais*, *corrompu*, *vicié*, *malsain*, *irrespirable*, *infect*. Doch würde ein anderer Rezensent vielleicht wieder eine andere Reihenfolge vorschlagen. Verfasser hätte sich bei seinem schon an sich sehr mühsamen Werk eine solche Er-

[29]) Übrigens tritt uns bei den zu diesem Kopfwort (*cheval*) gegebenen Listen und Zusammenstellungen die große Schwierigkeit der Auswahl ganz besonders deutlich entgegen. Unter den „Teilen" findet sich z. B. von allgemein bekannten Wörtern: *tête*, *queue*, *jambe*, *pied* usw., dagegen nicht: *dents*, *langue*, *yeux*, *oreilles* usw. Warum? — Von den selteneren Wörtern hätte man Verf. einige, wie *boulet* („Köte"), *garrot* („Widerrist"), *picotin* („Metze") am Ende gern geschenkt; wie auch (bei *seigle*): *seigle ergoté* „Mutterkorn" oder (bei *tambour*): *faire des ra* („kurze Schläge"), *des fla* („Doppelschläge"). Aber er fände vielleicht das von mir geforderte *rouan* ebenso „entbehrlich".

[30]) Ein ähnliches Versehen ist mir noch bei *abandon* aufgefallen, wo *l'abandon à Dieu*, *à la Providence* („Hingabe") nicht unter Nr. 2 („Vernachlässigung, Verwahrlosung", sondern unter Nr. 1 („Zessionsakte", besser „Überlassung") gehört hätte. Bei der Bedeutungsanordnung hätte dem genauen Parallelismus zwischen *abandon* und *abandonner* mehr Rechnung getragen werden können. Ebenso war doppelte Aufzählung bei *abolir* und *abolition* überflüssig.

schwernis überhaupt nicht auferlegen und — wie er es vielleicht in unserem Falle *air* unabsichtlich auch getan — einfach seiner Empfindung folgen sollen (die alphabetische Reihenfolge hätte sich für sein durchweg auf begriffliche Gruppierung des in den einzelnen Artikeln zusammengestellten Materials hinzielendes Werk hier allerdings gar nicht geeignet). — Eine kleine „Auslassung" liegt darin, daß ein gelegentlich hinter einem angeführten transitiven Verb (oder einer transitiven Bedeutung eines solchen) in Parenthese gesetztes *par* oder *de* nirgends erklärt ist — oder vorsichtiger gesagt: von mir trotz alles Suchens nirgends erklärt vorgefunden worden ist. Da bei *aborder* (*II v. tr.*) ein „(*par*)", bei *aimer* ein „(*de*)" steht, so nehme ich an, daß damit die im „Passiv" zur Einführung des „Urhebers" verwendete Präposition gemeint ist. Übrigens hört das *par* weiterhin ganz, das *de* fast ganz auf und ist durch Setzung des Participe passé mit *par* und *de* ersetzt (vgl. *suivre*). — Dafür hat Verfasser, wohl ohne es zu wollen, gelegentlich des Guten zu viel getan, und in demselben Artikel dieselben Dinge zweimal gesetzt. So finden sich z. B. bei *pied* die Wendungen *traiter qn. sur le pied d'égalité*, *sur le même pied que qn.*; *sur quel pied êtes-vous avec A ?* sowohl bei (1) *Loc. adv.*, als auch bei (4) *Loc.* — Zum Schluß dieser sich auf die Einrichtung des Buches beziehenden Darlegungen noch die Bemerkung, daß Verfasser mir den Begriff der *régimes* denn doch unzulässig weit zu fassen scheint, wenn er solche bei *être d'un abord difficile* (unter *abord*, *Vb !*) oder bei *avoir* (*fournir*, *donner*; *se trouver*, *couler*) *en abondance* (unter *abondance Vb !*) in den präpositionalen Ausdrücken sehen will (vgl. die Erklärung von *Vb* in den *Abréviations* S. VIII). Er hätte, wenn ihm adverbiale Ergänzung, präpositionale Bestimmung nicht zusagte, zu der Kennzeichnung mittels *o. d.* (= *on dit*) oder *Loc.* (= *Locutions*) greifen sollen, deren Unterschied (sowohl untereinander als auch von *Va*, *Vb*) mir nicht recht klar geworden — übrigens auch ohne sonderlichen Belang ist. Die Hauptsache bei einem solchen Buche wie dem unsrigen ist ja doch nicht die — bei dem derzeitigen Stande der theoretischen Sprachwissenschaft immer noch mehr oder weniger willkürliche — Charakterisierung der einschlägigen Wendungen nach grammatischen Gesichtspunkten, sondern ihr möglichst lückenloses (natürlich unter Berücksichtigung des Zwecks „lückenloses") Vorhanden-, Beisammensein.[31])

[31]) In dieser Beziehung erlaube ich mir noch als (gelegentlich auch für Schüler) verwendbar folgende Ausdrücke nachzutragen: 1. zu *école*: „besuchen", auch *suivre* (*les cours de*); 2. zu *élan*: beim Schaukeln: *donner un* (*bon*) *élan à qn.*; 3. bei *chaux*: „tünchen" *peindre à la chaux*; 4. (unter *bébé*) zu *voiture*: *pousse-pousse* und *poussette* (Schiebewagen für Kinder, auch „Sportwagen" genannt); 5. *diner*: „reichlich üppig" *plantureux*; 6. *festin*: bekannte (einem Volksliede entlehnte) Wendung *A ce festin il ne manque(ra) rien*; 7. bei *révolution*:

Und nun — nach so vielen und sicher für manchen Leser schon ermüdenden Einzelheiten — endlich noch kurz die prinzipielle Frage: Ist, wie Verfasser im Vorwort behauptet, der französische Aufsatz die vornehmste aller fremdsprachlichen Übungen? Verdiente sein Werk Billigung und Unterstützung, wenn es sich lediglich zum Zwecke setzte, die Pflege jener Übung an deutschen Schulen kräftig zu fördern? Ich muß darauf mit einem entschiedenen „Nein" antworten und würde sein Buch — ja, schon eine Besprechung desselben — abgelehnt haben, wenn es sich m. E. nicht zugleich in ganz anderer (gleich zu erörternder) Hinsicht als nützlich und wertvoll erwiese. Und warum verdient der französische Aufsatz nicht, in deutschen Schulen gepflegt — noch seine „Pflege", wo sie besteht, „kräftig gefördert" zu werden? Aus zwei Gründen nicht.

Erstens aus demselben Grunde, aus dem die Schule auf Pflege des Dichtens (selbst in der Muttersprache), des Komponierens (ja schon des Klavier-, Violin-Spielens), des selbständigen Malens (ich meine: des Entwerfens und Ausführens von Gemälden) verzichtet, nämlich weil dazu wie zu all solchen „Künsten" Talent nötig ist, d. h. ein auf keine Weise durch Fleiß, festen Willen und Denkanstrengung zu erreichendes, vielmehr in völlig rätselhafter, geheimnisvoller Weise zustande kommendes, sich lediglich als vorhanden oder nicht vorhanden offenbarendes Können, ohne welches die schulmäßige, obligatorische Pflege solcher Übungen zu einer, für feiner organisierte Naturen, für w a h r h a f t Gebildete geradezu abstoßenden Stümperei führen muß. Nun gibt es für fremde Sprachen, auch abgesehen von der angeborenen „Begabung", einen völlig sicheren, zuverlässigen

„Straßenkrawall" (an einem bestimmten Tage) auch *journée*; 8. *scie*: einen (immer wieder mit einer Sache) aufziehen (Schülerausdruck „uzen") *monter une scie à qn.*; 9. (unter *carrousel*) — NB.: Heißt dies Wort wirklich, wie als Bedeutung 2 angegeben, „Karussell"? Ich habe es nie in diesem Sinne gehört oder gelesen (ebensowenig übrigens wie *bicycliste*, für das ich — trotz ausschließlichen *bicyclette*'s — auf einer vierwöchigen Radtour ungezählte Male immer nur *cycliste* gehört und — in Zeitungen, Anschlägen, Warnungstafeln usw. — gelesen habe; oder wie das unter *se revancher II* (3) aufgeführte *se r. d'un bienfait*, das mir vor zwei Jahren von einem französischen Offizier (Artillerie-Oberst in Vincennes) glatt bestritten wurde) — neben *chevaux de bois*: *cochons de bois* (besonders in der Kindersprache = „Karussell"); 10. (unter *hôpital* steht *regorger de malades*). Es wäre noch „ganz voll" *comble*, namentlich von Gasthöfen, *hôtels* (die übrigens doch nicht immer „vornehme Gasthäuser" sind, vgl. Bed. 2) gebraucht, und „gepfropft voll" (besonders von Straßenbahnwagen) *bondé* (dies ist unter *hôtel* als „gerappelt voll" verzeichnet) zu erwähnen; 11. *noël*: „zu Weihnachten" *à la* (*fête de*) *noël*; 12. *poêle*: „Dauerbrandofen" (Lönhold-, Cadéofen) *poêle à feu continu*, (*poêle Loenhold*, *p. Cadé*). — So auch *manchon Auer* zu *manchon* (unter *gaz*) „Glühstrumpf", wo übrigens besser noch *incandescent* oder *chimique* zugefügt worden wäre; 13. bei *bras* und *pied* finden sich zwar die Verba (*se*) *tordre*, *luxer*, aber nirgend die Substantiva (*se donner*) *une entorse* und *une luxation*.

Weg zur Erlangung eines solchen Könnens. Das ist aber nicht, wie leider vielfach geglaubt, wie auch in den ebenso end- wie resultatlosen Methodendebatten auf neuphilologischen Kongressen oft genug irrig angenommen wird, der reguläre Schulunterricht, der für sich allein es hervorzubringen völlig außerstande ist; es ist: längerer Aufenthalt in fremdsprachlicher Umgebung oder, als Surrogat dafür (namentlich in frühen Jahren), ein beständiger, zum mindesten mehrstündiger, täglicher Verkehr mit einem Angehörigen der fremden Sprache. Dieser Weg des Erlernens der Sprache in der Kinderzeit durch Bonne, Gouvernante oder Aufenthalt im Auslande, der, konsequent durchgeführt, nach meinen nahezu dreißigjährigen Erfahrungen (beim Fehlen jener „außergewöhnlichen Begabung") als einziger, aber dafür auch u n f e h l b a r, zum Ziele, d. h. zur Beherrschung der fremden Sprache, zu wirklichem „Können" in ihr führt, wird tatsächlich auch in Deutschland des öfteren beschritten, meist jedoch, auf Grund falscher Beurteilung der Sachlage, wieder zu früh — oft schon beim Eintritt in die höhere Schule — abgebrochen, so daß die Zahl der wirklich ausdrucksfähigen Schüler selbst für eine f a k u l t a t i v e Pflege des fremdsprachlichen Aufsatzes zu gering ist.[32]) Spricht und schreibt aber ein Primaner das Französische wirklich in ähnlicher Weise wie seine Muttersprache, dann — das wird der Herr Verfasser unseres Buches mir gewiß ohne weiteres zugeben — bedarf er weder des auf S. VI empfohlenen (Anm. 21 von mir beanstandeten) Gebrauchsverfahrens, noch überhaupt eines solchen Aufsatzwörterbuchs wie des vorliegenden. Um gelegentlich ein entfallenes Wort, eine *sur le bout de la langue* oder *de la plume* schwebende Wendung festzustellen, werden ihm die vorhandenen zwei- oder einsprachigen Wörterbücher völlig genügen.

Der zweite Grund, der nur für das Französische gilt, der das, was für jede andere Sprache eine harmlose Spielerei genannt werden könnte, im Französischen als u n w ü r d i g e Stümperei erscheinen lassen muß, ist — und damit führt unsere Betrachtung auf eines der traurigsten und beschämendsten Kapitel des deutschen Volkstums — die seit Jahrhunderten bestehende und, wie es scheint (namentlich beim weiblichen Teile des deutschen Volkes), unausrottbare Verhimmelung, Vergötterung des als Verkörperung höchster Feinheit und „Eleganz" (das ist ja heutzutage das Zauberwort!) geltenden Französischen. Um nicht unendlich oft Gesagtes hier nochmals in der „minderwertigen" deutschen Sprache zu sagen, zugleich um zu zeigen, wie die auf

[32]) Am Falk-Realgymnasium in Berlin W. haben meine Berechnungen für die letzten zehn Jahre $^1/_2$ % (d. h. auf je 200 Schüler e i n e n) ergeben. Unzulängliche oder zu früh abgebrochene Konversationsübungen bei einem französischen Kinderfräulein hatten ca. 5 % gehabt.

Mehrung ihres Ruhmes bedachten Franzosen diese domestikenhafte Selbstentäußerung und Rückgratlosigkeit vieler Deuschen als einen wertvollen und gewinnbringenden Posten in ihre propagandistischen Berechnungen eingestellt haben, gebe ich einem Franzosen das Wort, Herrn T. Steeg, der seine eingehenden und gründlichen Beobachtungen über die Rolle, die seine Sprache in deutschsprechenden Ländern (besonders Deutschland und Österreich) spielt, in einem am 25. Januar 1911 in der „*Ligue de l'Enseignement*" zu Paris gehaltenen Vortrage (vgl. die *Revue bleue* 1911, p. 203a) folgendermaßen zusammenfaßt: *La langue française fait partie à l'étranger des privilèges sociaux et on l'y considère comme le complément de toute bonne éducation. A peu près partout, la situation du français, est la même qu'à Vienne, où, nous dit-on, «il est, sans contestation possible, la langue des élégances un signe d'élection, un certificat de bonne compagnie!»* . . . (Daß er darin auch für Deutschland vollkommen recht hat, geht schon daraus hervor, daß es in den besser situierten Kreisen durchaus als zur „guten Erziehung" erforderlich gilt, die Töchter auf einige Zeit in ein französisch (oder doch französisch sprechendes) Pensionat zu geben, oder ihnen ein französisches Fräulein zu halten. Die meisten Mütter erstrahlen vor Wonne, wenn sie ihr Töchterlein in einer Gesellschaft „fließend" Französisch parlieren hören — fast ebenso, oder vielleicht noch mehr, als wenn es ein gefühlvolles Lied oder ein Bravourstück auf dem Klavier vorträgt). Doch lassen wir den Franzosen weiter sprechen. Das Schönste kommt noch: *S'il est un fait reconnu des sociologues, c'est la tendance qu'a chacun de monter vers les rangs élevés, et ainsi, par une sorte de «capillarité sociale» toutes les classes, même les inférieures, s'imprègnent plus ou moins des manières, des habitudes de vie adoptées par l'élite.* (Das sehen wir deutlich an den Dienstmädchen, die es am Sonntag in ihrem Aufputz und Gebahren den Töchtern ihrer Herrschaft oder gar ihrer Herrin selbst gleich zu tun suchen. Dem hier von Herrn Steeg erwähnten „tiefgefühlten Bedürfnis" der unteren Klassen Rechnung tragend, haben denn auch schon großstädtische Gemeinden, z. B. Charlottenburg, französische Kurse an den Volks- (oder „Gemeinde"-)Schulen eingerichtet.) *L'adoption quasi universelle du français comme langue de bonne société, en est un effet. «Tout individu, dit M. Novicow, aspire à connaître la langue parlée par les hautes classes, parce qu'il y trouve des satisfactions d'orgueil personnel.» L'action naturellement illimitée de cette tendance, doit, de jour en jour, accroître la clientèle du français.*[33])

[33]) Dieses — vielleicht allzu offenherzige — Bekenntnis aus französischem Munde möchte ich auch den deutschen Schulbehörden zur Beachtung empfehlen, die es durch obligatorische Einfügung des Französischen in den Lehrplan sämtlicher höheren Schulen und zugleich durch ein geradezu raffiniert engmaschig gewobenes

Verwendet nun der französische Schulunterricht seine Hauptkraft darauf, die Schüler instand zu setzen (was für alle, die studieren wollen, von größtem Werte ist), ein wissenschaftliches französisches Buch fließend zu lesen, so kann das m. E. einzig besonnene, weil einzig erreichbare Ziel in bezug auf die Fähigkeit des Sprechens und Schreibens der fremden Sprache nur die „Verständigungs- bezw. Ausdrucksfähigkeit für den Notfall" sein. Dazu aber genügen gelegentliche, bescheidene Sprech- und Schreibübungen, d. h. einfache Fragen und Antworten einerseits und kleine schriftliche Ausarbeitungen über einen durchgearbeiteten Stoff (etwa von 1 oder $1^1/_2$ Seiten) andrerseits. Es entfallen demnach sowohl die (auswendig gelernten) längeren Vorträge als auch die prätentiösen literarischen Produktionen, die man bisher als „Aufsätze" bezeichnete und für die allerdings ein: *des haies enneigées de floraisons printanières* (unter *haie*) oder *la consternation se peignit sur tous les visages* (unter *consternation*) ein höchst willkommener gelegentlicher Aufputz wäre, in seiner Wirkung vergleichbar der schönen Krawattennadel am Sonntagsschlips des Schülers.

Aber auch bei (hoffentlich bald eintretendem) Wegfall des „Aufsatzes"[34]) würde, wie ich zu meiner Freude sagen kann, unser Buch keineswegs wertlos oder überflüssig werden. Das liegt daran, daß die eigenartige Idee desselben: bei alphabetischer Ordnung der Wörter, zu einem jeden derselben sämtliche mit ihm sprachlich oder sachlich verbundenen Bezeichnungen zu setzen, also (alphabetisch geordnet) zugleich Phraseologie und „Vocabulaire systématique" zu sein, für alle, die nach gründlicher Erlernung der französischen Sprache Verlangen tragen oder sonstwie dazu gezwungen sind, von wirklichem praktischen Werte ist und daher, neben so vielen schon vorhandenen Lehr- und Wörterbüchern, auch diesem neuen noch auskömmliche Existenz sichert. Nur eine kleine Modifikation hätte ich vorzuschlagen.

Netz von Berechtigungen, das unsere gesamte fröhliche Jugend für jene Drillanstalten einfängt, glücklich dahin gebracht haben, daß kein deutscher Knabe, kein deutsches Mädchen gebildeter Kreise ohne Überstreichung mit jenem französischen Firnis davonkommt. Griechisch, Lateinisch, Englisch, jede andere Sprache ist wahlfrei, aber Französisch . . . ? Dies muß also doch wohl ein alles an Wert überragendes Gut sein, völlig unentbehrlich, sei es zu einem menschlich edlen, freien, von Vaterlandsliebe erfüllten Leben in dieser Welt, oder zur Erlangung der Seligkeit in der anderen.

[34]) Einen dankenswerten Anfang damit hat die preußische Schulbehörde gemacht, insofern sie für die Abiturientenarbeit Ersatz des fünfstündigen „Aufsatzes" durch eine dreistündige kleinere Ausarbeitung über Selbstgeschautes oder (in deutscher Sprache) Vorgelesenes zugestanden hat. Das ist zwar immer noch nicht genug, auch die nötigen Vorübungen zu solcher Arbeit werden immer noch den auf Fluß und Sicherheit in der Lektüre gerichteten Übungen zu viel Zeit rauben, aber es ist wenigstens ein Anfang.

Das Buch enthält zweifellos eine erhebliche Anzahl entbehrlicher — auch für seinen jetzigen Zweck entbehrlicher — Artikel, solche nämlich, die entweder nichts bieten, was nicht jeder Primaner schon weiß, wie *absent* (*de qc.!*), *adolescence* (*être encore dans l'adolescence!*) *agréable* (*à qn*, *à* + *inf.* aber *il est agréable de* + *inf.!*), *agriculteur* (*s. m.* „Ackersmann" — *v. paysan*, weiter nichts!), *ambulance* (*s. f.* „Krankenwagen"[35]) *v. hôpital!*) oder gar solche, zu denen, — abgesehen von einem glücklichen Zufall beim Blättern — ein Benutzer nur gelangen kann, wenn er v o r h e r das betreffende Wort im deutsch-französischen Wörterbuch aufsucht, wie *fauvette* „Grasmücke", *bure* „grober Wollstoff"[36]) usw., und die ihm weitere Belehrung nicht bieten.

Durch Weglassung dieser entbehrlichen, an Zahl gar nicht geringen Artikel würde nun ohne jede Vermehrung des Buchumfangs Raum gewonnen für den weiteren Ausbau d e r Partien, die, obzwar eigentlich aus dem Rahmen des Buches (ich meine: des Buches, wie es jetzt angelegt ist) herausfallend, m i r und, ich glaube auch den meisten Fachgenossen, die wertvollsten sind, nämlich die sehr zahlreichen — viel zahlreicheren, als nach der kurzen Anführung auf S. V zu erwarten stand[37]) — Zusammenstellungen und Listen begrifflich zusammengehöriger Wörter. Finden solche sich ja auch — z. T. mit denen unseres Buches identisch — in den vom Verfasser laut Vorwort benutzten systematischen Vokabularien von Ploetz und von Schmitz (als Anhang seiner „deutsch-französischen Phraseologie"), so sind sie in unserem Buche doch weit übersichtlicher, bequemer, für das Auge faßbarer gedruckt, überdies immer mit dem für ihren Gebrauch in Betracht kommenden Ausdrucks- und Phrasenapparat! Zugleich aber müßten — das ist eine Sache, die mir sehr am Herzen liegt — auch die Listen der im Französischen vielfach erstaunlich zahlreichen Bezeichnungen ein und desselben, oder doch ähnlicher, nahe verwandter Dinge oder Wesen,

---

[35]) Aber doch nur im Felde! Bei *hôpital* ist *ambulance* wiederum durch „Lazarett" übersetzt, was insofern nicht ganz treffend ist, als dies Wort im Deutschen vielfach auch ein feststehendes, dauerndes Krankenhaus (für Soldaten) bezeichnet.

[36]) Es scheint, als ob Verfasser dieses (an sich jedenfalls recht unwichtige) Wort lediglich als etymologischen Vorläufer für das gleich dahinterstehende *bureau* gesetzt hat. Das wäre ja kein übler Gedanke, nur hätte er ihn konsequent durchführen, also z. B. auch vor *denrée* ein *denier*, vor *exempter* das Adj. *exempt* usw. setzen müssen. Allerdings wäre die Angabe der Etymologie h i n t e r dem betreffenden Worte selbst wohl ein noch einfacheres Verfahren gewesen.

[37]) wo nur Farben, Tierstimmen, Kose-, Schimpfnamen, Kleidungsstücke und Krankheiten erwähnt sind. Bei den letzteren könnte noch typhlite „Blinddarmentzündung" (während *appendicite* die Erkrankung des Wurmfortsatzes bezeichnet) *déviation* „Verkrümmung der Wirbelsäule", *eczéma* „Hitzblatter" und *le haut mal* = *épilepsie* verzeichnet werden.

möglichst vervollständigt werden, also im wesentlichen das, was in unserem Buche durch „Syn." (= Synonyma) bezeichnet ist. In früheren Zeiten als ich, statt Bücher zu rezensieren, eifrig französische Lektüre trieb, legte ich selbst solche Listen an. Da brachte ich z. B. für „Ohrfeige" vulgär: „Klaps, Kopfnuß", außer den vom Verfasser bei *gifle* gegebenen *soufflet*, *tape*, *claque*, *calotte* noch *torgniole*, *horion*, *taloche*, *beigne*, *atout*, *cabochon*, *pamure*, *cataplasme de Venise*, *va-te-laver* zusammen — alle aus moderner Literatur entlehnt, also gut belegt. Oder für „Junge (Knirps, Bengel)" *marmot*, *marmouset*, *moutard*, *merdaillon* (sehr derb!) *bambin*, *bamboche*, *culottin*, *grimelin*, *bêtôt* (oder *bêtot* „Furchthase"), *mioche*, *môme*, *gosse*, *gosselin*, *gossemard*, *gaillard*, *galopin*, *polisson*, *drôle*, *mauvais garnement*, *gavroche*, *coquebin*, *dadais*, wozu speziell für Mädchen noch *gringalette* und *méchante peste* und ähnliche kämen, nebst den Kollektiven *marmaille (-rie)*, *tapée*, *kyrielle*, *ribambelle* (alle 3 mit *d'enfants*), *merdaille* usw. Oder für „Kasparle, Clown, Hanswurst" (besonders im Puppentheater) — außer *marionnette* und dem in Klammern dazugefügten *guignol* — noch *pantin*, *tabarin*, *paillasse*, *arlequin*, *bouffon*, *plaisantin*, *polichinelle*, oder für das Völkchen der sich auf Marktplätzen produzierenden Künstler (von denen ich in unserem Buche allerdings nichts erwähnt finde): *athlète*, *hercule*, *lutteur (fort de la halle)*, *acrobate*, *équilibriste*, *jongleur*, *funambule*, *saltimbanque*. Oder um etwas Ernsteres, mehr „Literarisches" zu wählen, für „Ausflucht": *détour*, *faux-fuyant*, *biais*, *échappatoire*, *subterfuge*, *prétexte*, *mauvaise raison*, *défaite*, *dérobade*, *tergiversation(s)*, *tortillement(s)*, die sich, bis auf die drei letzten, auch in unserem Buche — nur nicht alle an e i n e r Stelle (am meisten bei *détour* und *faux-fuyant*, doch *défaite* ganz für sich allein) — finden. Für „Überraschung und Staunen", wenn man dazu noch die Modifikationen der „Bestürzung, Fassungs-, Sprachlosigkeit", des Angedonnertseins zieht, ergeben sich nicht weniger als ca. 40 adject. Ausdrücke: *surpris*, *étonné*, *épaté* — *consterné*, *déconcerté*, *confus*, *embarrassé*, *étourdi*, *interdit*, *esbrouf(f)é*, *troublé* — *confondu*, *déconfit*, *décontenancé*, *démonté*, *désorienté*, *dérouté*, *désarçonné*, *effaré*, *éperdu*, *interloqué*, *perplexe*, *stupéfait*, *stupéfié* — *abasourdi*, *bouleversé*, *chaviré*, *ahuri*, *assommé*, *atterré*, *défait*, *déraciné*, *ébahi*, *ébaubi*, *ébouriffé*, *effondré*, *pantois*, *paralysé*, *renversé*, *pétrifié*. Zwei Drittel davon finden sich auch in unserem Buche, aber zu sehr unter einzelne Artikel verstreut (vgl. *déconcerter*, *décontenancer*, *démonter* usw.; bei *étonné* finden sich „nur": *surpris*, *effaré*, *ébahi*, *ahuri*, *stupéfait*, *confondu*, *consterné* und dann noch vier des Bewunderns und Entzückens). Für „Kränken, Ärgern, Verdrießen": *fâcher*, *vexer*, *froisser*, *blesser*, *contrarier*, *irriter*, *dépiter*, *embêter*, *énerver*, *agacer*, *assommer*, *excéder*, *exaspérer*, *écœurer* (wozu noch refl. *se formaliser*, *se morfondre* und dergl. käme). Für „spöttisch, höhnisch": *moqueur*, *dérisoire*,

railleur, ***narquois***, ***goguenard***, ***gouailleur***, ***gausseur*** usw. Endlich für „mürrisch, störrisch, widerspenstig": ***morose***, ***bougon***, ***grognon***, ***rechigné*** (auch ***-eux***), ***grincheux***, ***renfrogné***, ***revêche***, ***hargneux***, ***rêche***, ***rétif***, ***rébarbatif***, ***récalcitrant***, ***regimbeur***, ***réfractaire***. Solche Listen, so scheint es mir wenigstens, haben nicht nur für jeden Philologen großes Interesse, sondern sind auch das einzig wirksame Mittel zum sicheren Erlernen und dauernden Behalten vieler dieser volkstümlichen Ausdrücke. Ein ***horion***, ***torgniole*** für sich allein vergißt sich leicht wieder, so daß dann die Lektüre durch die Notwendigkeit erneuten Nachschlagens gehemmt und der Genuß durch das sich dabei einstellende Unbehagen beeinträchtigt wird. In der langen ***gifle***-Liste, wo dank dem Assoziationsvermögen unseres Gedächtnisses immer eins das andre trägt und hält, bleiben sie ein sicheres, wenn nicht gar unverlierbares geistiges Besitztum. Ich würde also, wenn Verfasser sich zu einer allmählichen Überarbeitung in dem dargelegten Sinne entschließen könnte, sein Werk nicht nur selber mit immer neuem Eifer und gesteigerter Freude benutzen, sondern es auch allen Fachgenossen — und dann ohne die an der Spitze dieser Besprechung stehende Einschränkung — aufs wärmste empfehlen.

Schlachtensee bei Berlin. TH. KALEPKY.

Spitzer, Leo. ***Die Wortbildung als stilistisches Mittel exemplifiziert an Rabelais, nebst einem Anhang über die Wortbildung bei Balzac in seinen „Contes drôlatiques"*** [29. Beiheft zur ***Zeitschrift für romanische Philologie***]. Halle a. S., Max Niemeyer, 1910. 157 S. 8⁰. Abonnementspreis Mk. 4.—, Einzelpreis Mk. 5.—.

Die hier zur Besprechung vorliegende, äußerst gehaltvolle und an verarbeitetem Sprachmaterial nicht minder als an Gedanken und treffenden Urteilen reiche Schrift bildet einen ebenso fesselnden wie sachlich wertvollen Beitrag zur Rabelaisforschung, den der Anfänger — wenn auch nicht ohne Mühsal — sicher mit Nutzen, der Kenner und vertraute Freund des großen französischen Satirikers aber jedenfalls mit ebensoviel Genuß wie Förderung lesen wird. Wem wäre bei der Lektüre jenes durch seinen Inhalt, wie durch seine Darstellungsweise ganz einzig in der Weltliteratur dastehenden Werkes — sei es nun an den possenhaften, burlesken, grotesken Stellen (um der treffenden Einteilung von Schneegans zu folgen) oder an den noch über die genannten Kategorien hinausgehenden, jeder Qualifikation spottenden Partien, bei denen sich die Haare des Lesers förmlich zu Berge sträuben, nicht unwillkürlich das Shakespearesche: „Ist es gleich Tollheit,

hat es doch Methode" in den Sinn und damit zugleich der Wunsch gekommen, über diese „Methode" etwas näheres zu erfahren! Nun denn, dieser Wunsch, wenigstens soweit dabei die Wortverwendung, man könnte auch sagen die stilistische Wortverwertung[1]) in Betracht kommt, findet in unserer Schrift vollste Befriedigung. Aber dieselbe bietet noch erheblich mehr, mehr auch als der Titel erwarten läßt. Sie berücksichtigt nicht nur außer Balzacs *Contes drôlatiques* (S. 141 f.) dieses Autors weitere Schriften, sondern nimmt auch sonst beständig auf moderne Autoren Bezug, läßt in den „Nachträgen" sogar Rostands *Chantecler* mit seinen rabelaisischen Wortbildungen und -verbindungen Revue passieren. Vor allem aber gibt sie eine sehr gründliche, gut orientierende und zugleich frisch geschriebene Einleitung, in der der Verfasser — nach einer allerdings etwas zu summarischen Definition von Stil[2]) — sich und seinen Lesern Quelle, Wesen und Wirkung auffälliger sprachlicher Bildungen klar zu machen sucht, sei es zufälliger, ungewollter (bloßer „Versprechungen") sei es absichtlicher, bewußt komischer und zwar entweder rein sprachlich komischer, wie z. B. Tyrann e r e i („Augenblicksbildungen") oder Bildungen, die eine Person oder Situation charakterisieren („Situationsbildungen"), alles dies teils an der Hand schon gedruckter Materialiensammlungen, teils auf Grund eigener fleißiger Beobachtungen, gleichsam als eine allgemeine sprachpsychologische Grundlegung für den nachfolgenden speziell rabelaisischen Hauptteil, die er zweckmäßiger Weise (um dem Leser ein ganz sicheres Urteil zu ermöglichen) an der Hand der Muttersprache gibt. Schon in dieser, 32 Seiten umfassenden Einleitung offenbaren sich manche der schätzenswerten Eigenschaften, die der Gesamtarbeit ihren Wert verleihen: umfassende Belesenheit, gute philologische Schulung, eine seltene (an die seines Lehrers Meyer-Lübke erinnernde) Arbeitsfreudigkeit und -kraft und obendrein noch ein erfreuliches schriftstellerisches Talent mit einem Temperament, das, wenn es der Darstellung im allgemeinen auch fesselnde Lebendigkeit verleiht, doch gelegentlich überschäumt und daher in Zukunft einer gewissen Überwachung

---

[1]) Verfasser meint mit „Wortbildung" nicht nur Neubildung von Wörtern, sondern die Wortgestalt, Wortkonstitution überhaupt. S. 39 Anm. 2 macht er darüber die treffende Bemerkung, daß es oftmals „unendlich schwer" ist, bei dem mangelnden lexikalischen Material zu konstatieren, wo die Neubildung anfängt und die eigenartige stilistische Verwendung schon vorhandener aufhört. „Liegt auch ... nicht immer gerade Wort b i l d u n g vor, so doch bewußte stilistische Verwendung der Wortbildungs-Typen".

[2]) „Planvolle Verwendung der durch die Sprache gelieferten Materialien" sagt er. — Neben dem Planvollen, Bewußten, Gewollten, läuft doch aber auch sehr viel Instinktives, Unbewußtes unter, was n i c h t w e n i g e r zur Eigenart des Stiles beiträgt. *Le style, c'est l'homme* — und zwar der ganze Mensch, nicht nur mit seinem Denken und Wollen, sondern auch mit all den Unterströmen seines Empfindens.

und Zügelung nicht entraten können wird. Meist sind es allerdings nur harmlose Ausdrucksgewagtheiten, allzukühne oder -gewaltsame Bilder, die in dieser Beziehung auffallen,[8]) doch kommt es wohl auch einmal zu einer schlimmeren Entgleisung, wenn nämlich das „Kraftwort" zu einer allzuherben und ungerechten Aburteilung fremder Leistung wird. Ein besonders eklatanter Fall dieser Art soll weiter unten zur Sprache gebracht werden. An sachlichen Einzelheiten wären aus der Einleitung etwa folgende Punkte berichtigend oder ergänzend zu erwähnen. Wenn Verfasser S. 8 bezüglich des Byronschen *round-abouted* (in dem Satze: *and away they went and round-abouted it till supper time*) sagt: „Im Englischen ist es möglich, fast jedes Substantiv auch als Verb zu verwenden" und: „die Verwendung von *round-about* als Verb ist schließlich nicht auffälliger als *to post*, *to cock*, die wörtlich ins Deutsche übersetzt „posten", „hahnen" lauten müßten", so wird er dabei der Rolle, die das Pronominalobjekt *it* in *round-about it* spielt, nicht gerecht. Nur mittels dieses *it* wird es möglich, „den Herrn spielen", „die Füße gebrauchen" usw. durch einfache verbale Verwendung der betr. Substantive auszudrücken: *to lord it*, *to foot it*, und das Verbum *to cock* hat ganz verschiedenen Sinn, je nachdem ich es (wie *to post* „mit der Post befördern") in gewöhnlicher Weise transitiv gebrauche, z. B. *to cock* „emporheben", oder mit *it*: *to cock it*, in welchem Falle es „kämpfen" (wörtlich „es wie ein Hahn machen") heißt. — In dem Zitat aus „einem symbolistischen Traité du verbe": *par son* (sc. des Dichters) *unique vouloir esseulées*, *hors de mille*

---

[8]) So S. 2: „Erst mit dem Moment, wo die Sprache, d e m M a s s e n g r a b d e r L e x i k a u n d T e x t e e n t s t i e g e n, zur lebenden wird, kann die stilistische Untersuchung einsetzen." (Ich würde meinen, daß bei einer ausgestorbenen Sprache oder einer längst vergangenen Sprachepoche Texte und Lexika nicht Gräber, sondern vielmehr die einzigen Stellen sind, wo noch ein Rest des Lebens jener anzutreffen ist. Am Platze wäre das vom Verfasser gebrauchte Bild höchstens bei dem mittelalterlichen Gelehrtenlatein, das sich aus den überkommenen Texten, Wörterbüchern und Grammatiken zu einer Art „lebender" Sprache entwickelt hatte). — Oder (ebenda): „für alle s p r a c h v e r g e w a l t i g e n d e A k r o b a t i k eines „geistreichelnden" Journalisten sind wir, seine kopfschüttelnden Leser, die berufensten Richter." (Der Akrobat „vergewaltigt" doch nichts, sondern „geht in der Höhe", d. h. auf hohem Seil, oder macht ähnliche Kunststücke, so daß entweder von sprachvergewaltigender „A t h l e t i k" oder von den „V e r s t i e g e n h e i t e n der Akrobatik" zu sprechen gewesen wäre). — Oder S. 11: „In dem Maße als sie (sc. die anfangs komisch gefärbte Neubildung) gewöhnlicher ward . . . . ., hat sie i h r H a n s w u r s t k o s t ü m a n d a s d u r c h s c h n i t t s b ü r g e r l i c h e a n g e g l i c h e n. — Oder S. 93, wo Verfasser mit Bezug auf Rabelais' Ausdruck *Domitian le croquemousche* sagt: „Anstatt eines schwerfälligen (Satzes): „wie es von Domitian heißt, daß er zum Zeitvertreib oft Fliegen tötete", macht er einfach m i t e i n e r g a n z o f f e n b a c h i s c h a n m u t e n d e n F r e c h h e i t Domitian zum „Fliegentöter".

s'étrangeront là quelques ramures vertes auf S. 10 (unmittelbar hinter dem von Byron neugebildeten *uncharnel* „aus dem Beinhause, Grabe ziehen") scheint Verfasser die beiden Worte *esseuler* und *s'étranger* für Neubildungen zu halten. Im *Dictionnaire général* sind sie jedoch schon für das XII. bis XIII. Jahrhundert belegt. (Das adjektivische *esseulé* ist sogar im Wörterbuch der Academie française aufgeführt.) Ebensowenig ist „schlechthinig" in dem S. 11 zitierten Satze aus Zieglers Geschichte der Pädagogik eine Neubildung dieses Gelehrten, es findet sich auch (teilweise in der Form „schlechthinnig") bei anderen Schriftstellern und Sachs-Villatte führt es im Deutsch-französischen Teile seines Wörterbuchs (vom Jahre 1881) mit auf. — Daß das Suffix *-ard* „ausgesprochen depretiative" Färbung habe (S. 12), ist angesichts von *campagnard*, *montagnard* usw. doch wohl zu viel gesagt, und die Behauptung, daß *veinard*, *chicard* „eine Nuance des Bewunderns" erhalten haben, bedarf entschieden des einschränkenden Zusatzes „bei gewissen Leuten" (nämlich solchen, die Hasardspiele bezw. elegantes Auftreten lieben). — „Getu", das S. 14 als eine der „Neubildungen, zu denen die Sprecherin in ihrer Ohnmacht griff", aufgezählt ist, ist (unter der Form Getue) ein allgemein-deutsches Wort und das (ebenda erwähnte) Wort „Schundian" braucht nicht dem (ihm in der betr. Rede erst folgenden!) Schmutzian angebildet zu sein, da die Volkssprache -„ian" allgemein als depreziatives Suffix braucht, vgl. Grobian, Dummerian (auch Dummerjahn geschrieben) usw. — Bei Besprechung von Nestroys „Schulbüberei" = Schulbubbüberei (in dem Lustspiel „Die schlimmen Buben") hätte Verfasser, wie er S. 22 A. Toblers Abhandlung „Verblümten Ausdruck und Wortspiel in altfranzösischer Rede" (*Verm. Beitr.* II, 192 ff.) zitiert, auch desselben Gelehrten Artikel über „Silbenschwund" und „Irrtümer der Sprache" bei der Wortableitung (*V. B.* III, 21) erwähnen können. — Was das S. 15 Anm. genannte Wort „Deckenkappe" (für das eine Engländerin aus Versehen „Kappendeckel" setzt) bedeutet, hat mir hier in Berlin niemand sagen können. Es ist wohl ein spezifisch wienerischer Ausdruck.

An die im vorstehenden kurz besprochene Einleitung schließt sich nun auf S. 32 ohne irgend eine Überschrift oder auch nur irgend welche abhebende Markierung im Druck, der Hauptteil, die Bearbeitung des vom Verfasser gewählten Rabelais-Themas. Es ist das ein Übelstand, der sich auch weiterhin bei der an sich durchaus fesselnden Lektüre des Buches bemerkbar macht: Der Verfasser hat es verschmäht oder verabsäumt, durch Kapiteleinteilung und -überschriften dem Leser bei der Erfassung des Aufbaues seiner Abhandlung zu Hilfe zu kommen. Höchstens, daß sich bei einzelnen Partien Kennzeichnung der koordinierten und subordinierten Abschnitte durch große lateinische Anfangsbuchstaben und arabische Ziffern findet (bei denen übrigens die 1

regelmäßig die Form der römischen hat, und, wenn auch kleiner gedruckt, für das Auge mit den meist am Zeilenanfange stehenden Zahlen I und II der Zitate aus der zweibändigen Rabelaisausgabe von Burgaud des Marets und Rathery gar zu sehr verschmilzt).[4]) Dadurch wird leider die an sich schon eine recht starke Geistes- und Gedankenanspannung erfordernde Lektüre der Schrift nicht unerheblich erschwert; und so halte ich es, trotz aller guten Vorsätze, mich bei meinen (schon wiederholt allzusehr angeschwollenen) Besprechungen endlich einmal kürzer zu fassen, für meine Rezensentenpflicht, die Übersicht über ihre inhaltreichen Darlegungen durch Vorführung einer eingehenden Gliederung derselben — soweit ich damit zustande komme — zu erleichtern. Das dürfte nicht nur eine Entlastung der künftigen Leser des Buches, sondern auch das beste — höchstens ein etwas zu weit gehendes! — Mittel sein, den Leser dieser Besprechung mit dem wesentlichen Inhalt der Schrift einigermaßen bekannt zu machen. Kritische oder ergänzende Bemerkungen kann ich ja, wo sie sich in diese Inhaltsangabe nicht recht einfügen wollen, in Form von Zusätzen oder Fußnoten geben.

Sehe ich recht, so ist — in dem Rabelais gewidmeten Hauptteil — die Einteilung so, daß sich zunächst alle auf dem Prinzip des Gleichklangs oder: der Tendenz zum Gleichklang beruhenden Ausdrucksweisen bezw. „Wortbildungen" (S. 32—65) als erster großer Teil der nachfolgenden zweiten großen Gruppe sonstiger Ausdrucks- oder Wortkuriositäten (S. 65—113) gegenüberstellen, woran sich dann (S. 113—119) eine kurze Erörterung und Kritik des rabelaisischen Verfahrens schließt.

In jenem ersten, dem „Gleichklang"-Teile, werden zunächst die Suffixe, dann die Präfixe und schließlich die Figura etymologica („Stammwiederholung") nebst verwandten Erscheinungen behandelt. Die auf Suffixgleichklang bezüglichen Darlegungen nehmen einen ganz erheblich größeren Raum ein (S. 32—45), als die über die Präfixe, die mit zwei Seiten (S. 45—47) abgetan werden. Der Figura etymologica und der Bildung grotesker Wortfamilien, die mit jener zusammenhängt, ist dann wieder eine beträchtliche Zahl von Seiten gewidmet (S. 47—80).

Bei der Behandlung der Suffixe tritt uns von neuem des Verfassers große, immer in das Wesen der Sache eindringende Gründlichkeit entgegen. Er begnügt sich nicht etwa mit einer Aufzählung der einschlägigen Fälle, sondern wirft, „*ab ovo*" vorgehend,[5]) zuerst die Frage nach den „Entstehungsquellen

---

[4]) Man vergleiche z. B. SS. 32—39, wo endlich nach mehreren nicht numerierten weiteren Unterteilen die jener (römischen !) I entsprechende (arabische!) Ziffer erscheint.

[5]) Nicht *e nuci (sic!)*, wie er merkwürdiger Weise S. 103 bei dem Versuch zur Erklärung des rabelaisischen Monsterworts *enucidiluculi-*

der Suffix r e i h e n" — meint Verfasser nicht vielmehr „Suffix-r e i m e"? — auf. Er gliedert diese in a l l g e m e i n - stilistische und solche, die für R a b e l a i s im besonderen in Betracht kommen. Hier gibt er selbst folgende Einteilung:

A. Allgemein-stilistische.

1. Die Synonymenaufzählungen (S. 32—39).
2. Syntaktisch homologe Stücke bekommen gleiche Endung (S. 39).
3. Analogie des Suffixes (S. 39 f.).

B. Für Rabelais im besonderen in Betracht kommende Faktoren.

1. Die Tendenz zur Liste (S. 40 f.).
2. Die maccaronische Dichtung, auf der R. fußt, hat die lateinischen Flexionsendungen übernommen; usw. (S. 41 f.).
3. Der in dem 15. und 16. Jahrh. so beliebte Binnenreim, der sich nun auch der Wortlisten bemächtigte (S. 42—45).
4. Der geschärfte Blick des Linguisten, der die Bedeutung der Suffixe kennt (S. 45).

Zur Erläuterung von *A*, 1 sei bemerkt, daß nach des Verfassers Meinung sich zunächst bei der aus der Tendenz der Verdeutlichung entspringenden „Zerfällung" eines Begriffs in mehrere Synonyma und Aufzählung derselben „von selbst das rhythmische Bedürfnis einstellt, an den Schluß der Reihe ein volltönendes Wort (meist ein metrisch weibliches!) zu stellen" und daß dann „von dieser Rhythmisierung der Synonymenfolge zum Reim nur ein Schritt ist". Die gemeinsame Endung bezwecke Markierung der geistigen Einheit, das Suffix werde zu einer Art „Umklammerungsmittel", z. B. (zum Ausdruck des Begriffs „Freude": *paradis de salubrité*, *aménité*, *sérénité*, *commodité*, *délices*. „Reimstellung: *a a a a x* (*x* = „Waise")." Bei den besonders zahlreich auftretenden Wortreihen mit dem Suffix *-eur* (besonders in verächtlichem oder gar beschimpfenden Sinne) hätte Verfasser, seiner sonstigen Neigung zur Beibringung von Parallelstellen aus der modernen Literatur folgend (vgl. die zahlreichen Anführungen des Nachtrags) vielleicht auch auf die bekannte Stelle des *Misanthrope* von Molière (I, 1, 43 ff.) hinweisen können, bei der schon Auger auf die Wirkung des drei-

---

dissima sagt: „„„Nebeneinanderstellung der Gelehrtenredensart: e nuci, (etwa „e nuci demonstrieren"!) und des Resultats dieser Demonstrationen: *diluculum* = „Finsternis", -idissima zur Verlängerung. In dem e i n e n Wort ist gewissermaßen ein ganzer Satz kondensiert: „eine Demonstration e nuci, die aber doch nicht über das diluculum hinauskommt!"" Eine solche Erklärung scheint mir denn doch mehr als kühn. Ich gestehe, nur *i n nuc e* zu kennen, = „i n einer Nuß (d. h. so gedrängt) vorführen".

fachen Gleichklangs aufmerksam macht.[6]) Als besondere Fälle gibt dann Verf. (ohne Nummern!) noch Adjektiva mit gleichem Suffix (*ceste hideuse*, *morveuse*, *catarrheuse*, *vermoulue cagotaille*, also Reimstellung: (*aaab*)*c*), Häufung von Diminutiven (*les feuilles asprettes comme l'orcanette*, *durettes*), Häufung von Verbalableitungen (z. B. *bruslez*, *tenaillez*, *cisaillez*, *empallez*, *espeaultrez*, *demembrez*, *exenterez*, *descoppez*, *fricassez* ... und noch einmal so viele Imperative mit dem schließlichen gemeinsamen Objekt: *ces meschans*), Adverbien auf *-ment* (z. B. *beuverent franchement*, *librement*, *hardiment*) und schließlich solche Fälle, bei denen der Suffixreim (durch Übergreifen des Gleichklangs auf den Stamm) zum Wortspiel wird (z. B. *Appelez-vous cecy fiansailles? — Je les appelle fiantailles de merde*). — Beispiel zu *A*, 2 (gleiche Endung infolge syntaktischer Homologie): *Coquage est naturellement des apenna(i)ges du mariage*. — Zu *A*, 3 (Analogie des Suffixes): ... *les beaux marrocins*, *les quelz on vendra pour marro q u i n s Tur q u i n s on* (lies: *ou*) *de Montelimard ou de Espagne pour le pire* (ironisch-satirisch). — Von den unter *B*. angegebenen Punkten bedarf der erste (Tendenz zur Liste) nach den schon vorhin gegebenen Beispielen (besonders dem zu den Verbalableitungen), keiner Erläuterung mehr. — Fälle maccaronischer Dichtung scheinen bei Rabelais selten zu sein. Wenigstens führt Verfasser, nachdem er drei Beispiele aus Schneegans zitiert hat (z. B. *sic vadunt*, *veniunt*, *c r i d a n t ridentque ruentes*) nur eins aus R. an (*summum bonum* in *b r a g u i b u s et b r a g u e t i s*). — Den Einfluß des Binnenreims, für den der Verfasser verschiedene besondere Belege gibt, erläutern Sätze wie: *Vostre salaire est au patibulaire*, *Allez y braire*. — „Der geschärfte Blick des Linguisten" offenbart sich an Stellen, wie II, 391, wo die Erklärung des Wortes *crevailles* (als Name einer Veranstaltung, zu der Verwandte und Freunde eingeladen waren) mit den Worten eingeleitet wird: *N'entendans ce jargon et estimans qu'en iceluy pays le festin on nommast c r e v a i l l e s*, *comme de ça nous appelons a f f i a n ç a i l l e s*, *e s p o u s a i l l e s*, *r e l e v a i l l e s*,

[6]) *Et je ne hais rien tant que les contorsions De tous ces grands f a i s e u r s de protestations, Ces affables d o n n e u r s d'embrassades frivoles, Ces obligeants d i s e u r s d'inutiles paroles, Qui...* — Inzwischen haben Leser der Schrift unseres Verfassers auch aus Gaston Gaillards interessanten Betrachtungen „*Sur quelques formations néologiques récentes*" in der *Rev. de phil. fr. et de litt.* XXV, 9 ff. ersehen können, wieviel Anklänge an Rabelais sich in modernen Autoren von Montesquieu an (bei dem allerdings nur der *goût des répétitions «que la plupart des Français désapprouvent»*, *p. e.*: *un nombre innombrable* — also R.'s Figura etymologica — erwähnt wird), z. B. bei Stendhal, Flaubert, Barbey d'Aurevilly finden. Es wäre danach eine interessante, aber auch sehr schwierige (vielleicht unlösbare? vergl. S. 2) Aufgabe, festzustellen, wieviel von R.'s Wortbildungseigentümlichkeiten ihm a l l e i n angehören und wieviel davon in dem *génie français* überhaupt seine Quelle hat.

tondailles, mestivailles, fusmes advertis que l'hoste . . . ayant ja par dix ans peté graisse en abondance, estoit venu en ses crevailles, et selon l'usage du pays, finoit ses jours en crevant.

Nachdem diesem ersten Teile der Übersicht etwas reichlichere Erläuterungen und Beispiele beigegeben worden sind — um auch dem weniger kundigen Leser ein klares Bild von der Art der Darlegungen des Verfassers zu geben — werde ich mich im folgenden mit kürzerer Aufzählung begnügen können.

Bei der Wiederholung ein- und desselben Präfixes („Präfixanapher"), von deren phonetischer Wirkung Verfasser mit Recht bemerkt, daß sie Ähnlichkeit mit der Allitteration aufweise — wie die Suffixgleichheit mit dem Reim — ist es vielfach noch schwieriger als bei den Suffixen, mit Bestimmtheit anzugeben, wo Zufall oder Absicht vorliegt, zumal bisweilen auch „Tendenz zur Liste" in Frage kommt. Ich gestehe, daß es mir schwer fällt, in so harmlosen Verbindungen wie: . . *les fit refraichir et repaître* (I, 444) oder: . . *vous revoquerai en recordation de ce qu'ont dit vos peres* (I, 513) usw. beabsichtigte Präfixanapher zu sehen. Wohl aber liegt erstrebte — und, wie mir scheint, trotz der Bemerkung des Verfassers (S. 45) — komische Wirkung vor in nachfolgender Häufung von Verben mit *entre-* zur Veranschaulichung nutz- und wertloser Beschäftigungen: *Au dimanche se pelaudans l'un l'autre, au lundy s'entrenazardans, au mardy s'entreesgratignans, au mercredy s'entremouchans, au jeudy s'entretirans les vers du nez, au vendredy s'entrechatouillans, au samedy s'entrefouettans.*

Bei der Figura etymologica bezieht Verfasser, wie mir scheint, mit Recht (außer den nach traditionellem Gebrauch dahingerechneten Fällen eines Verbs mit gleichstammigen, durch ein Attribut näher bestimmtem Objekte, z. B. *morrer morte de valente*) j e d e Stammwiederholung innerhalb eines Satzes in diese Kategorie ein (S. 48 f.). Ich hätte nur als Bedingung hinzugefügt, daß die Wiederholung auch mit dem B e w u ß t s e i n einer solchen geschieht. Die bekannte nfrz. Wendung *aimer d'amour*, die Verfasser S. 48 Anm. 2 erwähnt, und die, morphologisch betrachtet, zweifellos einen Fall von Fig. etymol. darstellt, möchte ich doch lieber ausgeschieden sehen, weil der Sprechende durch Hinzufügung von *d'amour* lediglich die in manchen Fällen zu Unklarheiten oder Mißverständnissen Anlaß gebende allzuweite Bedeutungssphäre des Wortes näher begrenzen will. Wie der Deutsche für *amour* und *charité* nur das eine Wort „Liebe" hat, und unter gewissen Umständen daher die zusammengesetzte Bezeichnung „Nächstenliebe" zu Hilfe nehmen muß, so bedarf umgekehrt der Französisch Sprechende, wenn er den Begriff „lieben" (engl. *to love*) im Gegensatz zu dem des bloßen „Gernhabens" (*to like*), die b e i d e durch *aimer* wiedergegeben werden können, d e u t l i c h ausprägen will, der näheren Bestimmung *d'amour*. So kann denn eine verheiratete Dame in bezug auf

irgend einen ihr befreundeten Herrn in jeder beliebigen Gesellschaft unbedenklich erklären: *J'aime monsieur N.*, wohingegen es ausgeschlossen wäre, daß sie im Deutschen diesen Gedanken mit „lieben", im Englischen mit *love* ausdrückte. — Übrigens erkennt Verfasser auch hier eine doppelte Schwierigkeit an, nämlich einmal die (S. 48) „zu scheiden, wo die Sprache nur ihrer Bequemlichkeit nachgab und wo sie stilistisch bewußt schuf", was er an einer Anzahl Stellen aus portugiesischen Volksliedern erläutert,[7]) sodann (S. 54) diejenige, (wenigstens „bei einem weitentrückter Vergangenheit angehörenden Literaturwerk") zu unterscheiden, was Fig. etymol. und was Wortspiel ist, woran er die treffende Bemerkung knüpft, daß, was heute Fig. etymol. ist, dermaleinst Wortspiel werden kann.

Im einzelnen führt Verfasser bei der, wie oben schon gesagt, recht eingehenden Behandlung dieser Erscheinung, etwa folgende Fälle auf, die ich, der besseren Übersicht halber, numeriere: 1. Epanalepse, deren Definition als „ein Verfahren, bei dem ein zweiter Satz in einer Substantivbildung vom Verbum des ersten Satzes diesen zusammenfaßt" (z. B. *et n'estoit f r o n c é e* (*sc. la chemise*); *car la f r o n c e u r e des chemises n'a esté inventée sinon depuis que* . . .) mit Rücksicht auf einzelne der hier aufgeführten Sätze als zu eng erscheinen muß. Man vgl. z. B. Sätze wie I, 401 *et portoit ordinairement un f o u e t sous ea* (l. *sa*) *robe duquel il f o u e t t o i t sans remission les pages*, oder 466: *un f a u s c h e u r qui de sa f a u x . . . abatoit l'herbe d'un pré* usw. (S. 50). — 2. Substantiv mit von ihm abgeleiteten Adjektiv oder Partizipium (z. B. . . *sans cause bien causée* . .; *force forcée vous retiendra* . .). 3. Verbum mit von ihm abgeleitetem Substantiv „ohne Bedeutung" (z. B. *toussoient aux toussoirs*, *resvoient aux resvoirs*). 4. Simplex und Diminutiva (z. B. . . *avoit toutes les p a e l e s , p a e l o n s , chaudrons* . . .), wobei natürlich wieder die „Tendenz zur Liste" eine nicht unerhebliche Rolle spielt. 5. Französisches Wort und dessen latinisierende Doublette (z. B. *le masle masculant*). 6. Verschiedene Komposita e i n e s Simplex zur Kennzeichnung eines gedanklichen Gegensatzes in frappierender Form (z. B. . . . *exercer et travailler*, *part à la fortification de sa patrie et la d é f e n d r e* , *part au repoulsement des ennemis et les o f f e n d r e* , wobei auch die Symmetrie der übrigen Teile zu beachten ist). Nachdem Verf. sodann die Bedeutung, die die Figura etymologica sowohl für die sprachliche Neubildung (indem z. B. *pardon* „Ablaß", Bildungen wie *pardonneur* usw. nach

[7]) Dabei flößt mir allerdings die Behauptung (S. 49), daß in *ao doce remar dos remos, canton um lindo cantar* die Stammwiederholung eine „lautmalende Wirkung" ausübe, ein gewisses Bedenken ein. Ich glaube, daß die beiden Adjektiva *doce* und *lindo* den Hauptanteil an der beim Lesen empfundenen Wirkung des weich dahin Gleitenden haben.

sich zieht), vor allem aber für die dichterische Erfindung hat (sofern z. B. die Wendung *les chemins cheminent* — zu der allenfalls das deutsche „Fußsteige steigen empor" ein vom Verfasser S. 59 für unsere Sprache geleugnetes Analogon bieten könnte —, vom Dichter wörtlich gefaßt, in ihm die höchst phantastische, aber mit sichtlichem Behagen ausgemalte Vorstellung einer Märchenlokalität wachruft, in der die Wege „wandeln"), nachdem er auch auf „die Orgien, die die Figura etymologica in gewissen, endlos wiederholten Variationen eines Stammes feiert" (z. B. *articulant*, *monorticulant*, *torticulant* etc.) hingewiesen hat, kommt er (S. 65) auf die Bildung grotesker Wortfamilien zu sprechen, die, von der vorher besprochenen Erscheinung nur dadurch verschieden, daß die Ableitungen von einem Stamme sich nicht nur in einem Satze, sondern durch das ganze Werk hin zerstreut finden, Listen seltsamster Bezeichnungen für verschiedene Berufs- oder Ideensphären bringt, die der Dichter, mehr oder weniger verändert, bald vollständig, bald mit reduzierter Gliederzahl unermüdlich wiederholt. •Am bekanntesten ist die *Sorbonne*-Familie, von der wir schon S. 30 (in der Einleitung), aus I, 417 zitiert, eine hübsche Reihe zusammengestellt finden: *sorbillaus* (lies *-ans*), *sorbonagres*,[8]) *sorbonigenes*, *sorbonicoles*, *sorboniformes*, *sorbonieques* (? Es ist wohl *sorboniseques* zu lesen [vgl. S. 67]), *niborcisaus* (lies *-ans*), *sorbonisaus* (l. *-ans*), *saniborsans*, zu denen noch (nach S. 109) *sorbonifiques* käme und die ihre Krönung in *sorbonicolificabilitudinissimement* finden. Freilich sind ihr die *couille*- und die *braguette*-Familien, die beide „die üppigste exotische Vegetation entfalten", in numerischer Beziehung doch noch über. Lehrreich ist die vom Verfasser S. 72 an dem Beispiel der *lardon*-Familie gegebene (6 Nummern umfassende) Vorführung der vielfältigen sprachlichen Mittel, die Rabelais „bei der Rekrutierung seiner Listen" zur Anwendung bringt: 1. Diminutiv-Suffix *-et*; 2. Juxtaposition (*Graslardon* usw.); 3. Imperativ + Objekt (*Croquelardon*)[9]) usw. usw. Eingehend ist auch die *Lanterne*-Familie (S. 77 ff.) behandelt, die, da sich die Weiterbildungen

---

[8]) Verfasser leitet dieses Wort (S. 30) von *Sorbonne* + *onagre* („Waldesel" — da dies Wort auch im Französischen existiert, so hatte er nicht nötig, es in griechischen Buchstaben: *Sorbonne* + ὄναγρος vorzuführen) ab. Ich stimme ihm darin gern bei, da die Haplologie („Silbenschwund" sagt Tobler a. a. O.) — es müßte ja eigentlich **Sorbonnonagres* heißen! — zu häufig ist, um auffallend zu sein. Nur der Umstand, daß *onagre* (im Gegensatz zu *âne*) kein Schimpfwort ist, macht mich ein wenig stutzig und veranlaßt mich, eine Etymologie, die ich (Lexikogr. Lesefrüchte II, Progr. des Falk-Realg. Berlin 1909) aus Anlaß des Nachweises dieses Worts bei A. France, *M. Bergeret à Paris* 186 versuchsweise aufstellte, hier wenigstens zu erwähnen, nämlich: Anbildung an *chiragre*, *podagre*, *gonagre*, *omagre*.

[9]) Wenn Verf. hier zu dem (neben *Maschelardon* aufgeführten, also wohl nicht einfach für dieses verdruckten) *Marchelardon* in Paren-

dieses Wortes oft vereinzelt vorfinden, den Übergang von den auf dem Prinzip des Gleichklangs beruhenden Erscheinungen zu den davon unabhängigen bilden.

Bei diesen haben wir — ich setze der Übersicht halber Buchstaben davor —:

a) Ableitungen zu Eigennamen (S. 80 f.): *Les Gargantuistes, les Thelemites* usw. Hier fällt mir des Verfassers Zusatz auf: „wohl unter Einfluß des Lateinischen, das in dieser Beziehung Eigennamen fast wie Appellative behandelt," ein Zusatz, der mir eine schon früher, S. 77, von ihm gemachte Bemerkung in Erinnerung ruft: „Zu der Tatsache, daß durch Ableitungen von Eigennamen der Anschein erweckt wird, als ob diese letzteren schon Appellativa geworden wären," vgl. „Bellinismen", ferner das Wort „Beylisme" . . . . sowie die zu dem Wort Appellativa gegebene Fußnote 1 (fälschlich mit der Ziffer 2 bezeichnet): „*Une rabelaiserie* ist ein „lustiger Streich", wie ihn e i n R. ausgeführt hätte. Der unbestimmte Artikel der Übersetzung veranschaulicht so recht den appellativischen Charakter des Eigennamens in der Ableitung." Ich gestehe, daß ich nicht einzusehen vermag, inwiefern die Bildung von Ableitungen von Eigennamen die Annahme appellativischen Charakters seitens dieser letzteren zur Voraussetzung haben soll. *Une rabelaiserie* ist meines Erachtens nicht ein lustiger Streich, wie ihn e i n R. (d. h. einer von der Art R.'s), sondern wie ihn Rabelais selbst ausgeführt oder doch ersonnen, oder in seinen Werken dargestellt hat oder haben könnte; jedenfalls aber ein Streich, der — auf welche Art auch immer — im letzten Ende seine Zurückführung auf den Originalrabelais findet.[10])

---

these bemerkt: „„„sinnlos: „der den Speck davongehen macht?"'" — so möchte ich daran erinnern, daß *marcher* in Handwerk und Technik doch auch „bearbeiten heißt, so daß ein *Marchelardon* in diesem Sinne eine ganz passende Bezeichnung für einen Koch wäre. Ebenso, scheint mir, b r a u c h t *Poiselardon* nicht „sinnlose Zusammenstellung von *pois* und *lardon*" zu sein; es könnte doch wohl auch — falls der sonstige Sinn der Stelle das zuläßt — „Speckwäger" heißen.

[10]) Bekanntlich sind die Suffixe *-isme* und *-iste* noch heutzutage mit die fruchtbarsten der französischen Sprache. Ich konnte in den schon erwähnten Lexikogr. Lesefrüchten nicht weniger als 13 solcher Ableitungen auf *-isme* (dazu 5 auf *-iste*) aus gedruckten Werken aufführen, die in dem reichhaltigen Sachs-Villatte (nebst Supplement) noch nicht verzeichnet waren und mußte hinzufügen, daß es den Wörterbüchern allezeit unmöglich sein wird, auch nur den Vorrat der in der Literatur nachweisbaren Bildungen dieser Art zu erschöpfen. Aber überall war bei ihnen, soweit sie sich an Eigennamen anschlossen, die damit bezeichnete Person selbst gemeint, nicht „Männer von der Art wie". — Geht übrigens Verf. nicht auch zu weit, wenn er (S. 86) in dem Suffix *-iste* bei *Gargantuistes, Pantagruelistes* (im Gegensatze zu „den Bewohnern seines Idealstaates", den *Thelemites*) etwas Spöttisches findet? Mir scheint, die Verschiedenheit ist ganz absichtslos und beruht lediglich darauf, daß in jenen beiden Fällen Ableitungen von Personennamen, hier eine von einem Ortsnamen vorliegt.

b) Ableitungen von fremden, noch nicht im Französischen eingebürgerten Wörtern (S. 81 f.), z. B. *vietzdazé* = *berné* (von *vietzdaze* = *verge d'un âne*).

c) Neubildung „aus Bequemlichkeit zur Verkürzung der Diktion" (S. 82 ff.), z. B. *la cuisse heronniere* = *façonnée comme celle d'un héron.* — Mir will scheinen, als ob „Verkürzung der Diktion" doch nicht der einzige Vorteil, „Bequemlichkeit" nicht der einzige Grund für die Verwendung solcher Neubildungen sei, daß ihnen vielmehr auch eine gewisse Ausdruckskraft, eine gewisse Anschaulichkeit innewohne. Das scheint mir auch für die S. 85 besonders erwähnten „verkürzenden" Adverbialbildungen zu gelten, z. B. *chopiner theologalement* („zechen wie ein Theologe").[11])

d) Fälle, wo das gewöhnliche Suffix absichtlich vermieden und durch ein ungewöhnliches, darum komisch wirkendes ersetzt wird, z. B. *verbocination latiale* statt *latine* (in der Rede des *écolier limousin*) oder *vernacule gallique* (statt *gaulois*, in dem Sinne von *langue française* usw. (S. 86 f.).

e) Possenhafte Verlängerung eines Wortes durch Anhängen mehrerer Suffixe hintereinander (S. 87 ff.), z. B. *un diamant Indique de la grosseur d'une febre Aegyptiatique* (statt des kürzeren *aegyptiate* oder *aegyptique*); Verfasser sieht darin eine Analogiebildung zu *Indique*, nämlich *aegyptiate* + *ique.*[12])

f) Augenblicksbildungen zur Bezeichnung von Augenblicksämtern (S. 89 ff.), wobei Verfasser vier Fälle unterscheidet: 1. Nomina *actoris* auf *-eur* mit objektivem Genitiv: z. B. *avec bon vin nouveau voy vous là composeur de petz* oder *ramoneur d'astrologie*, wo das Objekt in parodistischem Gegensatz zum nomen actoris steht, wie Rabelais oft bei Buchtiteln einen konkreten Gegenstand, Beruf oder ähnliches, mit einem dazu gar nicht passenden abstrakten Terminus technicus theologischer, juristischer, medizinischer Art vereinigt: *Bragueta juris*, *le Chaudron de magnanimité* usw. 2. Zusammensetzungen und zwar: α) Imperativ + Substantiv, sogenannte Satznamen, die, verglichen mit den vorher genannten, eine kürzere Fügung darstellen, z. B. *escumepot* (neben *escumeur de pots*) (S. 91 ff.). — β) Imperativ + präpositionaler Ausdruck: *chienlict* = *chie en*

[11]) Wenn Verf. eine Anzahl solcher Adverbien (S. 85 Anm. 1) als „überflüssiges Füllsel" bezeichnet, so tut er doch wohl dem *ignominieusement* in dem Satze (I, 140) *pour ceste cause le disoit en ses reproches ignominieusement avoir œuilz de chien et cœur de cerf* Unrecht, wenn er ihm auch nur Füllselwert zuerkennt.

[12]) Ob nicht auch das S. 75 als „rätselhaft" bezeichnete Suffix *-atris* auf einer Verschmelzung zweier Suffixe, nämlich *-âtre* und *-is* (= *icius*) beruht? Verf. führt die Namen *Couillatris* (von *couille*) und *Picatris* (von *pix* Pech) an. Eine Verbindung von *-âtre* mit *-icule* in der modernen Sprache weist das von Lavedan gebildete *folâtricule* auf, das Verf. (S. 97) aus Tobler, *Verm. Beitr.* III, 179 zitiert.

lict. — γ) Imperativ und Adverb, z. B. *pissefort.* — δ) Imperativ und Vokativ:[13]) *ces pissechiens.* — ε) Zwei Imperative, z. B. *promeconde*, mißverständlich *promoconde* (oder *promiconde*) gedruckt, = Verwalter *(is qui promit et condit)* (Alle diese Fälle auf S. 95).

g) Namenbildungen mit dem Diminutiv-Suffix *-et*, z. B. *Marquet* (zur Bezeichnung eines Prügelmeisters, „von *marquer*"), *Lardonnet* usw. (Bezeichnung eines Kochs) (S. 96).

h) Wortbildung mit der gelehrten Superlativ- oder Elativendung *-issimus*, meist nur im Anschluß an lateinische Bildungen. „Die Superlativbildung bei R. beschränkt sich also auf die Fälle, wo Gelehrsamkeit verspottet oder vorgetäuscht werden soll" (S. 97).

i) Fälle parodistischer Neubildung, soweit sie in den bisherigen Kategorien nicht schon erörtert worden sind, z. B. *mouchenculade*, eine Speisenbezeichnung, die Verfasser auf „die Erzählung vom Esel, den eine *mousche au cul* sticht" zurückführt, *eau Gringorienne* („der von Papst Gregor dem Großen geliebte Weihrauch"), *resuscitatif* („Auferstehungssalbe") usw. (S. 97 ff.).

j) Groteske Urschöpfung, mehr oder weniger lange, manchmal ellenlange, meist völlig unsinnige Wortungetüme, bei denen mir alle Liebesmühe des Verfassers auch nur zu teilweiser Deutung (vgl. die schon früher beanstandete Zurückführung des Anfangs von *enucidiluculidissima* auf ein vermeintliches **e nuci*) völlig verloren und vergeudet erscheint, auch wenn sich gewisse Schallanklänge, wie z. B. bei *supercoquelicantiqué* (S. 103) nicht wegleugnen lassen (S. 99—107).

k) Gelehrte Bildungen, mit denen die Beschäftigung schon wieder lohnender ist. Verfasser unterscheidet 1. Latinisierende: α) Bildungen mit *-forme* (z. B. *cerveau caseiforme*, auch komisch sinnlose, z. B. *des vers carminiformes* usw.), β) mit *-cole* (z. B. *sorbonicole*), γ) mit *-gere* (z. B. *pardonigere*, hybride Bildung), δ) mit *-fique*, das gelegentlich von Rabelais an die Stelle von lateinischem *-ger* gesetzt wird, z. B. *arbres lanifiques*, wo die lateinische Vorlage *lanigeras arbores* sagte, das ganz besonders gern aber zum Ersatz von *-ible* verwandt wird;[14]) ε) Verba mit *-fier*, z. B. *mortifier*; ζ) Nomina mit *-ige*

---

[13]) Ob in diesen Fällen nicht vielmehr Verbalstamm (als eine Art vorangestellter attributiver Bestimmung) und Substantiv im Nominativ vorliegt? Wenigstens scheint mir bei dem hier vom Verfasser vergleichsweise zitierten „Bähschaf" die Annahme eines Imperativ und Vokativ völlig ausgeschlossen, dies bedeutet zweifellos ein Schaf, das „bäh" macht.

[14]) Nur wird fraglich erscheinen dürfen, ob *horrifique* gegenüber *horrible* tatsächlich eine „Nuance komischen Grausens" gibt, wie Verf. S. 108 behauptet mit der Erläuterung: „„*horrifique* könnten wir am besten im Deutschen mit „schauderbar" wiedergeben, was auch

(z. B. *Marmitige*, ein Name); η) *-fere (montifere)*; ϑ) *-fluus (melliflue)*; ι) *-vagus (coelivages)*; ϰ) *-potens* (z. B. *leur dieu ventripotent*); λ) *-porte* (z. B. *arbres ferrementiportes*, auf der Insel der Ferrements) (S. 107—110). — 2. Griechische Ableitungen: α) *-pete* (z. B. *les Uranopetes decretales*, Parodie auf διιπετής), β) *-gene* (z. B. *l'omnijuge, omniforme et omnigene sexe feminin*); γ) *-phage* (z. B. *les geans dorophages = qui vivent de dons*, Parodie von Bildungen wie *Lotophages*); δ) *-come* (z. B. *latinicome* von κομέω „warten, pflegen"); ε) *-loge* (z. B. *croquignologe*, Verlängerung von *croquignole*, eine Speise); ζ) *-latre* (z. B. *Gastrolatre*); η) *-mantie* und *-mantien*, parodistische Anbildungen an *geomantie, chiromantie* usw.; ϑ) *-dyte* (z. B. *braguettodyte* nach *troglodyte*); ι) *-mane* (z. B. *Xenomanes*; ein „Fremdenführer" wird zu einem „für Fremdes Rasenden"); ϰ) *-ctone* (z. B. *Decretalictone* neben *Decretalicide*); λ) *-phile* : *astrophile*; μ) *-phore* (z. B. *ombrophore* „Regenbringer"). (S. 110 ff.)

3. Hybride, griechisch-lateinische Bildungen sehr gewagter Natur, wie *epicenaires* (aus ἐπί + κοινή + *arius*), *homocentricalement* usw. (S. 112).

An diese Aufzählungen von archaisierenden Wortbildungen Rabelais', „des ersten großen französischen Schriftstellers, der der Flut der gelehrten Bildung die Schleusen öffnet", knüpft Verfasser eine wiederum sehr sorgsame und gründliche Untersuchung der Bedingungen des Entstehens der gelehrten Bildungen an, mit mancherlei Seitenblicken auf modernes Verfahren. Schließlich faßt er alles bisher Dargelegte in das Urteil zusammen (S. 119): „Rabelais hat der französischen Wortbildung keine neuen Wege gewiesen (wie etwa die Plejade), sondern alle in der französischen Sprache vorhandenen Bildungstypen ausgenutzt, dazu noch die Bildungsschemen des Lateinischen und Griechischen verwertet — aber all dies im Dienste seiner Dichtung, nicht eines Programms; zu künstlerischen Zwecken, gelegentlich, als Stilist, nicht als Sprachneuerer." Dem wird man ohne Einschränkung zustimmen können. Dürfte das hier Gesagte auch schwerlich für jemand etwas sonderlich Überraschendes enthalten, so wird man es doch als das Verdienst des Verfassers bezeichnen müssen, es durch eine bis ins kleinste Detail dringende, keine Mühe scheuende, in ihrer Art ausgezeichnete Untersuchung ein für allemal zuverlässig begründet zu haben. Über Balzacs Versuch (in den *Contes drôlatiques*), Rabelais' Stil und besonders seine Wortbildung nachzuahmen, äußert sich Verfasser (S. 141) im ganzen sehr anerkennend. Bezüglich der Syntax schränkt

mehr suggestiv als das gewöhnliche „schauderhaft" ist. Dieses Wort ist so recht der Ausdruck des grotesken Stils . . . ."" Sicher ist, daß andere Wörter auf *-fique*, z. B. *honorifique*, das bei Rabelais auch gelehrter Stellvertreter von *honorable* ist, von komischer oder grotesker Bedeutung heute keine Spur mehr aufweisen.

er sein Lob dagegen ein, wie er auch nicht verschweigt, daß Balzac in lexikalischer Hinsicht bisweilen „Schnitzer“ gemacht hat. Verfasser weist dann in einem „Abschnitt III“ auch für die übrigen Romane Balzacs, sowie in den „Nachträgen und Berichtigungen“ (besonders S. 151 ff.) für Rostands *Chantecler* starke Einwirkung Rabelais' in der Wortbildung nach.

Zu dem Verdienst der abschließenden Bearbeitung eines so wichtigen Gegenstandes, wie es die Wortbildung bei Rabelais in ihrer stilistischen Bedeutung ist, kommt nun noch das andere, eine Reihe sprachlicher, besonders etymologischer Fragen, die sich dabei aufdrängten, gründlich erörtert, manchmal auch einwandfrei gelöst zu haben,[15]) ein weiterer Beweis für den lebendigen Forschungsdrang, der den Verfasser beseelt und der — im Verein mit seiner tüchtigen philosophischen Schulung, sowie seiner umfassenden Belesenheit — ihn zu weiteren bemerkenswerten, wenn nicht geradezu hervorragenden Leistungen auf dem Gebiet der romanischen Sprachforschung prädestiniert erscheinen läßt. Ich erwähne hier als beachtenswert noch seine Ausführungen (S. 35 Anm.) über *portecolle* (entw. Entstellung aus *torticolli* oder ital. **porta-colli*), (S. 36 Anm.) über *procultous* (= *proculteur* vom Verb *culeter*), (S. 37) über *safret* (= *savoureux*) und *halebrener* (von *bran*), (S. 41) über *vibrequin* (= *wimpelkin*), (S. 43) über *esgous* (= *aiguous*), (S. 61 Anm.) über *papelard* (das er mit Darmesteter und Littré als *pape lard* deutet),[16]) (S. 66) über

[15]) Sogar an literarisch-kritischen Seitenblicken fehlt es nicht. Verfasser macht auf verschiedene Indizien für die Inauthentizität des 5. Buches aufmerksam, z. B. gewisse auffällige Nachahmungen stilistisch wirksamer Stellen früherer Bücher (S. 44 Anm. zu Anm. 1) oder eigentümliche, nur in diesem Buche vorkommende, „aus dem Satz geborene Allegorien“, wie *comme nous passames Outre* („*Outre*“ als Name eines Landes behandelt) usw.

[16]) Dies ist die Stelle, bei der dem Verf. die oben erwähnte bedauerliche Entgleisung passiert ist. Indem er die zwar lautlich einwandfreie, aber, nach meiner Meinung, begrifflich wenig befriedigende Ableitung Darmesteters aus *paper* + *lard*, also „Speckesser“, die dieser Gelehrte übrigens nur unter Vorbehalt („*s e m b l e composé de p. et l.*“) gibt, ohne weiteres als die „richtige“ Erklärung bezeichnet, erlaubt er sich, Körtings Darlegung, wonach darin eine Ableitung von einem hypothetischen Verb *papeler*, in dem entweder volkstümliches deutsches *papeln* (= „plappern, schwatzen“) oder Weiterbildung von *pa pe*(= „päpsteln“) vorliege, mit dem Suffix *-art* zu sehen sei, — ebenso ungeziemend in der Form, wie sachlich übereilt — als „ein Sammelsurium von Unsinn“ zu bezeichnen. Auch mir flößt die Ansetzung eines Verbs *papeler* das größte Bedenken ein — dem Körtingschen „papeln“ (= „plappern, schwatzen“) aber entgegenzuhalten, daß dial. „pappeln“ (mit 2 p! also ein ganz anderes Wort!) gar nicht „schwatzen“, sondern „reichlich und behaglich essen“ heiße, ist doch wohl auch eine Übereilung des Verf. — aber die Annahme des Suffixes *-art* scheint mir durchaus den Vorzug vor der von *lard* („Speck“) zu verdienen. Daß ital. *pappalardo* (eine der zahlreichen Bildungen mit *pappar* („essen“) n e b e n „Schlemmer“ auch „Scheinheiliger“ heißt), erklärt sich bei den nahen Beziehungen der beiden Sprachen

papefigue, (S. 74) über ***couillonnes***, (S. 81) ***vietzdaze*** (= ***veitz***, d. h. ***verge, d'un âne***), (S. 90 Anm.) über ***fi***, (S. 91 Anm.) ***ouï-dire*** (nicht mit dem Part. perf., sondern dem Infin. gebildet, da auslautendes ***r*** bekanntlich im 15. und 16. Jahrh. verstummte), (S. 92 Anm. 1) ***Mâchefoin***, zu dessen hier dargelegter Auffassung ein Zusatz auf S. 149 eine wichtige Korrektur bringt), (S. 92 Anm. 2) ***Gualehaut*** („Obenauf", „Selbstbewußt"), (S. 97) über ***mouchenculade*** (aus ***mouche en cul***), (S. 99 Anm. 1) ***quidditif*** (aus ***quidditatem*** + ***ivus***), (S. 99 Anm. 4, fälschlich Anm. 1) ***emberlucoque*** (aus dem das heutige ***emberlificoter*** durch Erweiterung entstanden ist, aus rom. ****berluc***, (S. 100 Anm. 1) ***mireli-*** als Wortanfang, dessen Erklärung mir aber nicht minder gewagt erscheint, wie die ebendaselbst gegebene von ***coquecigrue***,[17]) (S. 101) über ***rata-***

---

leicht aus Übertragung dieser Bedeutung von der im Französischen ganz einzig dastehenden Bildung ***papelart***. Der Witz G. de Coincys: ***Tel fait devant le papelart Qui par derriere pape lart*** (man beachte ***par derriere*** „hinterrücks"), hat doch nur als Umdeutungsscherz einen Sinn (vgl. Schleiermachers „Eifersucht ist eine Leidenschaft, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft"). Eine bloße Auflösung, wie z. B. „***à-compte***" ***est ce qui est donné à c o m p t e*** ist Sache des Lexikographen, aber nicht eines Schriftstellers oder Dichters. Außerdem wäre gerade das wichtigste Moment, daß der ***papelart*** den Speck zur v e r b o t e n e n (d. h. zur Fasten-)Zeit ißt, völlig unausgedrückt geblieben, was sich (nach dem Vorhergesagten) beim ital. ***pappalardo*** durch Übertragung einer im Französ. (auf ganz anderem Wege) entstandenen Bedeutung auf ein schon fertiges Wort ohne weiteres erklären würde. — Nicht in der Überzeugung, das „zweifellos Richtige" getroffen zu haben, sondern nur, um — bei einer so zweifelhaften Sachlage — die Zahl der „Möglichkeiten" zu vervollständigen, erlaube ich mir an ***patte-pelue*** zu erinnern; einmal unter Hinweis darauf, daß das Altfranzösische die Form ***patte*** mit ***t*** überhaupt nicht kennt, so daß namentlich in unbetonter Silbe, eine Kontraktion (vgl. ***morfondre*** aus ***morvefondre***, ***frelampier*** aus ***frère lampier*** oder ***hypophete*** aus ***hypocrite*** + ***prophète*** (S. 98), um von ganz modernen Kürzungen wie ***autobus***, ***gentlemufle***, ***motocyclette*** abzusehen, worüber die schon früher erwähnten ***Lexicogr. Lesefrüchte*** II S. 24 u. 29 zu vgl.), zumal unter Einwirkung des Wortes ***pape*** „Papst" keine Schwierigkeit bereitet haben würde, ferner unter Hinweis darauf, daß das Vorhandensein von Wortpaaren wie ***cornu*** : ***cornart***, ***couillu*** : ***couillart***, die bei Rabelais zahlreich anzutreffen sind, auch o h n e das Medium eines Verbs auf ***-eler***, unmittelbar von ***pa(tte)pelu(e)*** zu einem sich an ***cafart*** (von arab. ***caf(ir)*** „Ungläubiger" + ***art***, oder von dem unechten Damast (***damas cafard***)) anlehnenden ***papelart*** führen konnten. Daß sich bei Balzac in den ***Contes drôlatiques*** (vgl. S. 131 unseres Werkes) ***patepeluer*** und ***patepeluement*** finden, kann darum nicht dagegen sprechen, weil Balzac eine starke Tendenz zu archaisierender Neuschöpfung hat. — Die Erwähnung von ***damas cafard*** veranlaßt mich, zu ***foulard***, dessen Ursprung der ***Dict. génér.*** als „unbekannt" angibt, die Frage aufzuwerfen, ob dieses Wort sich nicht als Weiterbildung von ***(drap)foulé*** („leichter Sommerstoff") unter Einfluß von ***(damas) cafard*** ansprechen ließe.

[17]) Für dieses möchte ich — wiederum nur, um die Liste der Möglichkeiten zu vervollständigen — doch noch an folgendes erinnern: 1. daß ein aus dem Griechischen stammendes ***coccyx*** „Steißbein" im

conniculer (von dem ital. *rattacconare* 1. Schuhe flicken, 2. herrichten, 3. *far l'atto*, — mit Erweiterungen, bei denen *con* und *cul* herausgehört werden), (S. 106) *biscoter*, *chevaucher* und andere obscöne Ausdrücke, (S. 109) über *deifique* (= *divin* oder *des dieux*), wo Verfasser treffend darauf aufmerksam macht, daß bei den meisten Bildungen auf *-fique* der Begriff der Tätigkeit schon verblaßt ist, das Suffix *-fique* „bloßes Adjektivsuffix" = *idus*, *-ivus* etc. ist (er hätte auch noch *-ique* anführen können, das heutzutage für alle technischen oder wissenschaftlichen Ableitungen dieser Art Verwendung findet, z. B. *sérothérapique*, sogar *médiumnique*, vgl. *Lexicogr. Lesefrüchte II*, S. 15, namentlich bei allen auf *-aphe*, und zwar nicht nur bei Wörtern wie *télégraphe*, bei denen ein Abstraktum auf *-ie* als Brücke diente, sondern auch sonst, z. B. *crotaphe* „Schläfe", davon *crotaphique* usw.), (S. 111) *omnigène* („von überall herstammend") usw.

Zum Schluß — vor der Druckfehlerliste — noch einige wenige ergänzende Bemerkungen oder Fragen, zu denen sich innerhalb der ausführlichen Inhaltsübersicht keine passende Gelegenheit bot. S. 70 f., wo von den Wörtern *goth* und *magoth* die Rede ist, sagt Verfasser nach einem Zitat, wo sie als *mots barbares* bezeichnet sind, „*magot* wird also hier (vgl. oben *bigot* = „mei Gott" (?) gedeutet und fährt dann fort: Die Zusammenstellung von *Gotz* und *Magotz* kommt übrigens schon in der dem Gargantua zugrunde liegenden vorrabelaisischen Chronik vor (zwei Riesenvölker heißen so, Schneegans S. 178)." Da mir Schneegans' Buch nicht zur Hand ist, so weiß ich nicht, ob dort vielleicht die Bemerkung gemacht ist, die ich hier vermisse, nämlich, daß diese beiden Wörter augenscheinlich Umformungen der bekannten biblischen Namen *Gog* und *Magog* sind, von denen ursprünglich (1. Mose 10, 2) der erste den König des durch das zweite bezeichneten, den Israeliten feindlichen Volkes benennt, während später (Offenb. 20, 8) beide Namen gemeinsam die zukünftigen Feinde des Reiches Gottes zusammenfassen.[18]) — Nicht ganz

---

Französischen existiert, das in Zusammensetzungen *coccy-* (oder *cocci-*) lautet und als exotisch-gelehrte Erweiterung des Wortes *grue* jedenfalls eigenartig wirken muß; 2. daß, wenn auch in ganz anderen Bedeutungen, ein *coccigrue* (a) Baumfarrn, b) Art Schlüsselpilz) schon vorhanden ist und vielleicht zu der (wenn auch sinnlosen) Verlängerung der Vogelbezeichnung *grue* geführt hat; 3. daß sich auch der Name der roten Schildlaus (*coccus*) in Zusammensetzungen am Anfang vorfindet (z. B. *coccifère* „rotfarbig") und daß die rosa- und teilweise rotfarbigen Flamingos, die in ihrem Körperbau an die Kraniche von fern erinnern, zwar die südlichen, aber nicht die nördlichen Gestade des Mittelmeers bewohnen, so daß damit ein „*à la venue des coquecigrues*" (auch *coquesi-* und *coxi-* geschrieben) in dem Sinne von „Nimmermehrtag" gerade für Frankreich wohl begreiflich wäre.

[18]) Bekanntlich heißen Gog und Magog auch zwei kolossale Kriegerfiguren in der Guildhall zu London, welche nach der Sage den Sieg eines sächsischen Riesen über einen Riesen von Cornwallis versinnbildlichen sollen (vgl. Dickens, *Master Humphrey's clock*).

einverstanden bin ich ferner mit der Bemerkung, die der Verfasser S. 77 Anm. über *confit* macht, nachdem er Rabelais' Definition von *pantagruelisme*, nämlich *certaine gayeté d'esprit conficte en mespris des choses fortuites* angeführt hat. Er setzt dazu: „„„Der gelehrte, orakelhafte Name für eine ganz gewöhnliche Sache: „Lebensfreude". Wie wenig „philosophisch" Rabelais dabei zu Mut ist (mag auch in seinen Worten eine tiefe Lebensphilosophie liegen!) zeigt der der Küche entlehnte Ausdruck „*conficte*" an."" Das ist doch wohl zu streng geurteilt. Würde Verfasser denn auch moderne Ausdrücke wie *une personne confite en dévotion* „durchdrungen von Fr." und ähnliche, als der Küche entlehnt bezeichnen? Mir scheint, sie lassen sich, ebenso wie Rabelais' *conficte en mespris des choses fortuites*, ohne Mühe auf die Gebrauchsweise dieses Worts im Lateinischen zurückführen, wo man nicht nur *mognā curā conficere*, sondern auch z. B. *tabulas* (das „Hausbuch") *litteris Graecis conficere* sagt. — Zu der in den „Nachträgen und Berichtigungen" S. 145 gemachten Mitteilung, Meyer-Lübke pflege als Beleg für das Hiatus -r im Wienerischen ein von ihm gehörtes „Kokarin" zu zitieren, möchte ich mir erlauben, die Frage aufzuwerfen, ob außer dem Streben zur Hiatustilgung hier nicht auch noch Analogieeinwirkung seitens der zahllosen technischen und Fremdwörter auf -rin, besonders auf -arin mit im Spiele ist, z. B. Farin, Margarin(e), Saccharin, Antipyrin, Mandarin usw. Bei dem vom Verfasser selbst gehörten „Inflorenza"[19]) dürfte auch — außer dem von ihm selbst mit Fragezeichen angeführten „florieren" — Einwirkung von ähnlich klingenden Namen, wie Lorenz, Florenz u. dergl. anzunehmen sein. In dem von ihm gleich danach erwähnten „schmafues", oder „schmafuiges" Wesen (nach dem französ. *je m'en fous*), scheint sich noch keine Spur von einer Hiatustilgungstendenz gezeigt zu haben. — Interessant, aber m. E. unhaltbar, ist die S. 149 auf Fälle wie: *Entre causeurs à voix basse, des phrases commencées se taisaient tout-à-coup* oder *l'empêcheur de danser en rond* (wofür es übrigens, da dies der allgemein übliche Ausdruck für „Spielverderber, Störenfried, Griesgram" ist, eines Beleges durch Nennung eines besonderen Autors und Werkes — „Courteline, *Boubouroche*" (zumal ohne Seitenangabe!) — nicht bedurfte) gegründete Behauptung, daß im Romanischen die Nomina agentia auf *-ator* noch „als adverbale Bildungen gefühlt werden, daher die beim Verb üblichen Konstruktionen

---

[19]) Aber doch wohl nur von seiten ganz Ungebildeter! Als vor ca. 22 Jahren eine ungewöhnlich starke Influenza-Epidemie in Berlin auftrat und diese Krankheitsbezeichnung in aller Mund brachte, wurde nach einiger Zeit eine ziemlich lange Liste von Entstellungen derselben, die sich ungebildete Eltern von Volksschülern auf den Entschuldigungszetteln für erkrankte Kinder hatten zuschulden kommen lassen, veröffentlicht, darunter auch viele ohne *r*.

auch zum Substantiv treten". Ich stehe auf Grund eingehender Untersuchungen, die ich vor ca. 20 Jahren über die Natur der verschiedenen Wortklassen angestellt (und die sich schließlich zu einem in der *Ztschr. f. rom. Phil.* XX, 277 ff. veröffentlichten Artikel „*Von den infiniten Verbformen im Neufranzösischen*" verdichtet haben) nicht an, diese Behauptung zu bestreiten. Es ergab sich dort der Satz: Sobald ein aus einem Verb hervorgegangenes Wort zu nominaler (substantivischer oder adjektivischer) Natur gelangt, verliert es seine spezifisch verbale Konstruktion, weswegen auch ein flektiertes Participe présent („Adjectif verbal") niemals mehr einen Objektsakkusativ zu regieren vermag, oder besser: weswegen niemals eine mit einem Objektsakkusativ verbundene Partizipalform auf *-ant* flektiert werden kann.[20]) Nähere Bestimmungen mit Präpositionen eignen nun ebensowohl Substantiven und Adjektiven wie Verben, können also bei jenen niemals als Beweis verbaler Bedeutung, verbaler Kraft, verbaler Konstruktion, oder wie man es eben nennen will, dienen. Genau so wie *l'empêcheur de danser en rond* kann (oder könnte man) sagen *l'ennemi*, *l'adversaire de danser en rond* und zu *causeurs à voix basse* ließe sich wohl auch ein Seitenstück mit einem Substantiv ohne das Suffix *-eur* erdenken, z. B. (mit Bezug auf einen Kunsttempel) *Une solennelle tranquillité régnait dans la vaste salle*; *il n'y avait encore que peu de visiteurs*, *quelques ciceroni à voix basse*, *guidant des petits groupes de dames et de messieurs* — höchstens daß vom sachlichen Standpunkte aus gegen die Annahme der Existenz „leise sprechender Fremdenführer" Einspruch erhoben werden könnte. Vor allem aber muß die Auffassung des *l'* (in dem aus Appels *Chrest.* 33, 27 zitierten prov. Satze: *qui que l'es lauzaire*) als eines Akkusativs — so schwer es mir wird, so kann ich doch nicht umhin, dies nach dem ganzen Zusammenhange als des Verfassers Meinung anzusehen — beanstandet werden. Ganz abgesehen davon, daß, wie Verfasser selbst angibt, eine zweite Handschrift *n'es lauzaire* hat, könnte jenes *l'* immer nur als Dativ, nie als Akkusativ gedeutet werden. — Völlig verblüfft aber stehe ich

[20]) Es zeugt daher nicht gerade von sonderlicher Gründlichkeit oder Sachkenntnis, wenn die oberste Unterrichtsbehörde Frankreichs durch den *Arrêté du 31 juillet 1900* unter völliger Beiseitelassung dieses wichtigen Moments über das Participe présent und das Adjectif verbal einfach dekretierte: *Il convient de s'en tenir à la règle générale d'après laquelle on distingue le participe de l'adjectif en ce que le premier indique l'action, et le second l'état. Ex.: «des sauvages vivent errant» ou «errants dans les bois».* Also auch *«des sauvages vivent tuant» ou «*tuants des bêtes ..»?* — Nicht viel gründlicher ist die französische Schulbehörde bei ihrem neuesten Erlaß betr. die Vereinfachung und Vereinheitlichung der grammatischen Termini in der Schule zu Werke gegangen. Ich glaube, daß, wenn so etwas bei uns vorgeschrieben würde, die akademisch gebildeten Lehrer es sich als einen Eingriff in ihre Rechte verbitten würden.

vor dem S. 152 aus Courteline, *Boubouroche* (leider ohne Seitenangabe) zitierten Satze: *des gens profondément aimants qu'a i n a s s o u v i s en de trop rares amours une naturelle et insurmontable timidité.* Ist da nicht das berühmte „Unvorbereitet wie ich mich habe" zu literarischer Wirklichkeit — noch obendrein im Französischen! — geworden? Ich bekenne, daß ich wie vor einem Rätsel stehe. Aber bevor mehrere sprachlich wohl geschulte Franzosen mir die nachdrückliche Versicherung geben, daß dieser Satz korrekte französische Ausdrucksweise darstellt, laß ich nicht von der Überzeugung ab, daß zwischen *a* und *inassouvis* versehentlich ein Wort ausgefallen ist, etwa *laissés* oder *gardés* oder *retenus* oder *rendus* usw.

Zum Schluß ein Wort über den Druck. Daß dieser an Setzer wie Autor nicht geringe Anforderungen stellen mußte, war bei der ungeheuren Menge ungewöhnlicher und wunderlicher Wörter sowie kleingedruckter Anmerkungen, die manchmal fast die ganze Seite füllen (z. B. S. 62, 100, 153), von vornherein klar; und es wäre unbillig, ihnen beiden aus der erheblichen Zahl der Druckversehen einen schweren Vorwurf zu machen. Doch kann es dem Herrn Verfasser vielleicht für seine zukünftigen — hoffentlich recht zahlreichen — Publikationen von Nutzen sein, aus dieser (vielleicht ersten größeren) Arbeit einen Maßstab für das bei derartigen Abhandlungen aufzuwendende Quantum an Korrekturarbeit und Drucküberwachung zu gewinnen. Aus diesem Grunde — und n u r aus diesem — bringe ich die folgenden mir bei völlig unbefangener Lektüre aufgestoßenen Druckversehen (ohne jeden Anspruch auf Vollständigkeit) hier noch zur Sprache.

Ich setze voran solche, die irreführen können, oder doch den Leser stutzig machen und ihn einen Augenblick in der Lektüre hemmen. Es sind: 13, 13[21]) „Wechselstellers" (lies: W e i c h e n - stellers); 23, 30 v. u. „Wortstellung" (l. Wort e n t stellung); 30, 16 *sorbilla u s* (l. *sorbilla n s*); 30, 17 *sorbonicques* (l. *sorboniseques*); *niborcis a u s*, *sorbonis a u s* (l. beide Male *-ans*); 32, 14 Suffixreihen (l. Suffixreime ?); 37, 6 Dimuntiven (l. Diminutiven); 37, 18 Häufig (l. Häufung); 44, 6 v. u. *puese* (l. *puesc*); 50, 12 *ea* (l. *sa* oder *la*); 52, 11 v. u. *viant* (l. *riant*); 57, 17 „sieht a b e r" (l. sieht z w a r); 60, 2 v. u. *nommes* (l. *nommer*); 78, 18 v. u. *un* (l. *en*; in der nächsten Zeile richtig); 84, 5 v. u. *fon* (l. *fou*); 87, 18 *biseaux* (l. *oiseaux*); 87, 6 v. u. *songears* (l. *songeurs*); 91, 9 v. u. *te r moignage* (l. *te s moignage*); 90, 19 *Monstardier* (l. *Moustardier*); 92, 4 *comedeus* (l. *comedens*); 99, 8 v. u. „(Anm.) 1" (l. „4"); 106, 15 *ven* (l. *veu*); 107, 6 v. u. *tonto* (l. *tanto*); 108, 17 v. u. *abscence* (l. *absconce*); 118, 19 v. u. *manducté* (l. *manducité ?*);

---

21) Die erste Zahl gibt die Seite, die zweite die Zeile an, und zwar, wenn nicht v(on) u(nten) daneben steht, von oben gezählt.

127, 15 v. u. *cobquus* (l. *cocquus = cocus*); 127, 11 und 15 v. u. *Qui* (l. beide Male *Oui*); 127, 1 v. u. *supercoquelantiqué* (nach der S. 103 gegebenen Besprechung des Wortes muß noch *ic* zwischen *l* und *a* eingefügt werden); 128, 15 v. u. *coccesse* (l. *cocasse*); 129, 8 v. u. *puceaige* (l. *pucelaige*); 133, 7 *siffierie* (l. *sifflerie*); 133, 9 *babo-uineries* (zu trennen: *babou-ineries*); 133, 13 v. u. *cucur* (l. *cueur*); 134, 26 „Das Suffix *-esque B.*“ (l. „Das Suffix *-esque.*“ [Punkt! dann] „*B.*“); 146, 5 „S. 40“ (l. S. 42); 147, 17 v. u. „Anm. 5“ (l. „Anm. Z. 6“); 147, 12 v. u. „S. 59“ (l. „S. 54“); 153, 4 *Quant* (l. *Quand*); 157, 10 „Anm. 2“ (l. „Anm. 3“).

Die übrigen sind an sich belanglose, leicht erkennbare Buchstabenvertauschungen, doch beeinträchtigen sie manchmal durch ihre Häufung den Fortgang oder den Genuß der Lektüre. Ein besonderer Unstern hat über *u* und *n* gewaltet, bei denen ich mir nicht weniger als 23 Verwechselungen notiert habe. Sieben davon sind bereits bei den „störenden oder gar irreführenden“ Druckfehlern aufgeführt worden. Ich gebe hier noch als verdruckt: 32, 22 (*resjouissa u ce*); 35, 21 v. u. (*porta u s*); 36, 21 v. u. (*Breno u s*); 36, 16 v. u. (*survena u s*); 37, 26 (*mescha u s*); 38, 17 (*o n*); 39, 11 v. u. (ebenfalls *on* statt *ou*); 61, 2 (*articula u s*); 83, 12 (*d n*); 89, 3 v. u. (*esplucha u s*); 101, 24 v. u. (*a n tonomie*); 108, 3 v. u. (*bie u*); 136, 3 v. u. (a n ziehen; l. a u s ziehen); 140, 2 v. u.(*a n*); 141, 9 v. u. (*Go u court*); 148, 10 v. u. (Verbalend n ngen). — Bei den übrigen werde ich mich hier im allgemeinen mit Setzung der richtigen Form begnügen: 1, 12 v. u. gegebene **m**; 2, 8 v. u. l. leidenschaftlich **e**; 3, 11 v. u. doch wohl „Antimigränin“ (oder was sollte „Antimägrinin“ sein?); 8, 16 v. u. *round-about* (statt *roud-about*); 9, 13 v. u. Jasomirgott; 16, 10 v. u. Gewöhnli c h es; 32, 19 -aufzählu n g (statt -aufzählu r g); 32, 20 Hunderte r; 33, 23 *Entommeures*; 37, 2 *estoient*; 54, 19 angehörende **n**; 59, 20 v. u. „in der Außenwelt“ einmal zu tilgen; 60, 4 v. u. *de* (statt *des*); 61, 9 v. u. *Darmest e ter*; 63, 16 v. u. *d e*; 66, 6 *a l l usion*; 74, 22 verg i ßt; 77, 18 v. u. L a terne; 80, 9 *des*; 80, 11 ei n mal; 84, 13 v. u. Gelegenh e it; 86, 18 v. u. u m; 87, 10 doppelte s; 88, 14 v. u. Wö r ter; 90, 19 *peti t s*; 98, 11 de m; 99, 15 Onomatopöie; 107, 18 v. u. Goriot; 113, 8 *conna î t*; 113, 9 *ressou r ce*; 115, 8 *charnosités* (in der nächsten Zeile richtig); 119, 14 *com p te* und *dess e in*; 120, 6 Punkt zu tilgen; 124, 17 v. u. ein *ne* zu tilgen; 125, 17 v. u. „(Übergang) *sc - ss*“ statt „*sc - is*“); 127, 6 *decocquebiner* (statt *decouquebiner*); 129, 8 v. u. *to u rmentait*; 130, 21 v. u. *subtili z é* (vgl. die Zeile vorher); 133, 15 v. u. *du r ant*; 134, 27 *gro t esque*; 134, 1 v. u. *mi j oter*; 136, 11 und 18 *moli é resque* statt *-i è ?*); 136, 9 v. u. R.'s; 147, 13 v. u. *recu e i lli*; 148, 13 *Ch a teaubriand* (nicht *â!*); 148, 10 v. u. *en cat i mini* (besser als *encat a mini*); 149, 2 *vi é daser*; 151, 2 v. u. *cr ê te*; 152, 13 *pa s*; 152, 20 v. u. *so l ennel*; 154, 17 *Piver t*;

153, 25 v. u. *chev ê che* (2 Zeilen vorher richtig); 153, 20 wird; 155, 3 *toi-même*; 156, 5 v. u. *parce que* (2 Wörter).

Schlachtensee bei Berlin. THEODOR KALEPKY.

Landry, Eugène. *La Théorie du Rythme et le Rythme du français déclamé* avec une étude „expérimentale" de la déclamation de plusieurs poètes et comédiens célèbres. 427 S. Paris, Honoré Champion 1911.

1.

Man hat sich gewöhnt, zwei wissenschaftliche Untersuchungsmethoden als „experimentelle" Methoden zu bezeichnen. Erstens solche, bei denen die zu untersuchenden Tatsachen selbst unter günstigen Bedingungen beobachtet und unserem Zahlensystem eingeordnet werden können. Dahin gehören die physikalischen Experimente. Zweitens solche, bei denen die Erscheinungen selbst der experimentellen Erforschung nicht zugänglich sind, und wo deshalb andre Vorgänge untersucht und gemessen werden, die aber in einem bestimmten Verhältnis zu den Untersuchungsobjekten stehen. Dahin gehören die psychologischen Experimente.

Versuche über Akustik können beiden Gebieten angehören, je nachdem man physikalische oder psychologische Ziele verfolgt. Noch vielseitiger sind die Probleme der experimentellen Phonetik, weil dabei Maße für die Laute, für die physiologischen Vorgänge bei zwei Individuen, dem sprechenden und dem hörenden und auch für die psychologischen Begleiterscheinungen dieser Vorgänge gesucht werden müssen.

Je komplizierter ein Vorgang ist, desto mehr wesentliche Faktoren müssen beim „Experiment" ausgeschaltet und durch andere ersetzt werden. Bei den phonetischen Versuchen des Abbé Rousselot, dessen Methode Verf. zugrunde legen will, geht die Vereinfachung, die Experimente möglich macht, so vor sich:

a) Die Laute unterscheiden sich vor allem qualitativ, nur die Quantität von Größen aber läßt sich messen und vergleichen. Weil bei identischen Artikulationsbewegungen, im weitesten Sinne, nie verschiedene Laute erzeugt werden können, darf man an ihrer Stelle die Artikulationsbewegungen messen.

b) Man darf die Hypothese aufstellen, daß zwischen den physiologischen Vorgängen beim Sprechenden (deren Messung also die Lautuntersuchung ersetzt) und den anderen theoretisch zu fordernden Untersuchungsgebieten (physiologische Vorgänge

beim Hörenden, psychologische Vorgänge bei beiden) bestimmte Beziehungen bestehen.

Auf Grund dieser beiden Annahmen führt die Schule, deren Hauptvertreter Abbé Rousselot ist, ihre Untersuchungen über Phonetik fast ausschließlich mit Experimenten aus, die die physiologischen Vorgänge beim Sprechenden erklären sollen. Ihre großen Erfolge hat die Methode durch ihre praktische Verwendbarkeit errungen und dadurch, daß sie gestattet, die Vorgänge in ihre Bestandteile zu zerlegen. Es werden die Experimente für jedes Element, das untersucht werden soll, (Nasalität, Tonhöhe, Luftdruck, „Timbre" etc.) besonders eingerichtet, womöglich mehrere gleichzeitige Vorgänge miteinander verglichen. Dieser experimentellen Untersuchungsart, die vor allem die physiologischen Vorgänge beim Sprechenden vor Auge hat, steht die andere gegenüber, die nur die Gesamtbewegung des Luftstroms nach dem Verlassen des Mundes als Maß für die lautlichen Vorgänge gelten lassen will, denn diese Gesamtbewegung übt ja allein die lautliche Wirkung auf das Ohr des Hörenden aus. Die Luftstrombewegung kann durch den Phonographen aufgenommen werden.[1]) Die Übertragung der Phonogrammkurven in starker Vergrößerung auf ein Kymographion und die Analyse der Kurven ist hauptsächlich das Verdienst Scriptures.[2])

Die Experimente der Phonetik (experimentelle Phonetik will er nicht treiben) sollen dem Verf. bei der Lösung rhythmischer Probleme helfen. Die Frage, welche von den beiden Experimentiermethoden zu wählen sei, entscheidet er von praktischen Gesichtspunkten aus. Er verwirft die Methode Scriptures, weil sie zu teuer ist, und er benutzt die Apparate des Abbé Rousselot. Und doch möchte ich fragen, ob nicht theoretisch eine Methode vorzuziehen sei, die auf die Benutzung des Gesamtluftstroms eingerichtet ist. Man muß sich

---

[1]) Die Methoden, die eine noch größere Exaktheit in der Registrierung der Sprachlaute erstreben, zieht er nicht in Betracht. S. Garten (Zeitschrift f. Biologie LXI 1911 S. 41 ff.) gibt in seinem Aufsatz: „Über die Verwendung der Seifenmembran zur Schallregistrierung" eine kritische Übersicht über die bisherigen Bestrebungen, genau meßbare, die Sprachlaute getreu wiedergebende Kurven zu erhalten. Dem Phonoskop von Weiß (vgl. den Hinweis in dieser Zeitschrift Bd. 37. II. 108) stellt er seinen Schallschreiber gegenüber, der die Schwingungen eines feinsten Eisenteilchens auf einer Seifenmembran zu registrieren ermöglicht, und zwar mit solcher Dämpfung, daß das Amplitudenverhältnis der einzelnen Schwingungen nicht stark entstellt wird. Die praktische Verwendbarkeit dieser Methode für phonetische Versuche, die nicht nur über die Klangfarbe Aufschluß geben sollen, bleibt abzuwarten. Ich möchte nur bemerken, daß er alle Fehlerquellen, die Landry S. 159 aufzählt, beseitigt.

[2]) Researches in Experimental Phonetics. The Study of Speach Curves. Washington, Carnegie Institution 1906.

doch klar sein, daß die Versuche der experimentellen Metrik noch weniger das Wesen der Erscheinungen selbst packen können, als die der experimentellen Phonetik. Umsomehr muß man bei der Auswahl der Methode ihnen nahe zu kommen suchen.

Es bleiben bei der Untersuchung des Sprechrhythmus alle die fünf Gesichtspunkte, von denen aus man phonetische Forschungen vornehmen kann, bestehen, da es sich eben um Phoneme handelt; aber es kommt ein neuer hinzu. Dieser neue Gesichtspunkt ist psychologischer, oder wenn man will, ästhetischer Art. Es handelt sich nicht, wie bei der Phonetik, darum, die Qualität der Lautungen durch Hilfsexperimente quantitativ darzustellen und zu messen, sondern es handelt sich darum, die Qualität einer Empfindung durch Maße zu erklären. Das ist natürlich nicht direkt möglich. Wie bei allen psychologischen Experimenten ist es nur möglich, die physikalischen und physiologischen Begleiterscheinungen eines psychologischen Vorgangs zu messen und zu versuchen, ob sich aus diesen Maßen etwas für die Erklärung der Erscheinung selbst gewinnen läßt.

Die psychologische Erscheinung, die erklärt werden soll, ist die Tatsache, daß der Rhythmus der Sprache, wie der Rhythmus überhaupt, durch die Hervorhebung gewisser Momente während des Zeitablaufs einen ästhetischen Eindruck machen kann. —

Wie kann man den Rhythmus messen? — Zur Lösung dieses Problems sind die phonetischen Experimente des Abbé Rousselot ursprünglich nicht eingerichtet. Sie verfolgen doch das Ziel, die Natur der Lautungen zu messen, indem sie die physiologischen Elemente der Lauterzeugung zu isolieren suchen. Was hier das Ziel ist, kann bei der experimentellen Metrik nur ein Mittel sein. Dabei sollen doch nur diejenigen Elemente des Sprachablaufs experimentell untersucht werden, die rhythmische Wirkung haben, und das Ziel ist, etwas über das Verhältnis der dabei gefundenen Maße zu der rhythmischen Wirkung auszusagen. Die drei Mittel der rhythmischen Differenzierung sind die Energie, die Tonhöhe, die Dauer (die Vokalqualität kommt praktisch nicht in Betracht). Die üblichen phonetischen Versuche, die gewöhnlich andere Elemente isolieren, sind ungeeignet. Der Verf. hat deshalb auch die massenhaften Experimente, die er mit Apparaten zur Messung des Luftdrucks, der Mundartikulation, der Nasalität ausgeführt hatte, als unnütz fallen lassen, und er begnügt sich zum Auffangen des Sprachstroms mit einem Pappezylinder, wie er für phonographische Aufnahmen gebraucht wird.[3]) Die Bewegung der Luftsäule teilt sich einer Membran, auf der ein Schreibhebel befestigt

[3]) Vgl. Rousselots „oreille inscriptive", Principes de Phonétique expér. 135. 476. 1163.

ist, mit, und diese lineare Bewegung des Schreibhebels wird in der bekannten Weise durch die Übertragung auf die rotierende Walze des Kymographions in einer Kurve dargestellt.

Für diese Art der Aufnahme ist aber der Apparat des Abbé Rousselot zu roh. Auch wenn die Empfindlichkeit des Apparats durch die Einführung der Glasmembran und durch die Beschleunigung der Bewegung der Walze (240 mm in der Sekunde beim Kymographion Baltzers, 500 mm bei dem im Collège de France) bedeutend erhöht ist, so bleiben doch die Fehlerquellen, besonders durch die Eigenbewegungen des Schreibhebels und der Membran, ganz bedeutend. Bei den meisten phonetischen Untersuchungen ist das wegen der Natur der Objekte, und wegen der geistreichen Kombination der Messungen mehrerer gleichzeitiger Bewegungen fast ohne Belang und die neuen exakteren Apparate konnten praktisch nicht in Wettbewerb treten, eben weil sie die Zerlegung der Artikulation in mehrere gleichzeitige Bewegungen nicht so einfach möglich machten. Aber hier, wo es sich doch nur um die akustisch wirksamen Elemente des Atemstroms handelt, und wo vor allem rhythmisch wirksame Energieunterschiede gemessen werden sollen, fälschen die Unvollkommenheiten des Apparats die Resultate. Das weiß Verf. wohl und er gibt auch die wenigen Energiemessungen, die er ausgeführt hat, mit aller Vorsicht. Er meint zwar mit Recht, daß das Ohr für Energieunterschiede nicht so empfindlich sei, wie für Höhenunterschiede, daß also auch riesige Unterschiede in der Energie nicht so sehr bemerklich seien, wie kleine in der Schwingungszahl; wir können verstehen, daß er nur einigemale, übelgelaunt, seine Formel für die Schwingungsenergie[4]) anwendet, weil er doch weiß, daß die Zahlen falsch sind; aber die für das Buch ausschlaggebende Folgerung können wir nicht zugeben: Weil die Apparate nicht zu messen gestatten, welche Rolle die Energie in der Rhythmik des vorgetragenen Französisch spielt, soll sie überhaupt keine entscheidende Rolle darin spielen. Eher können wir ihm zugeben, daß die Tonhöhe für die Rhythmik keine so entscheidende Rolle spiele, wie für die grammatische Zerlegung des Satzes; sie ist ja auch in der Energieformel schon mit enthalten. Wenn man sie zum Vergleich mit anderen Tatsachen heranziehen will, mag es genügen, wenn man den Phonographen langsam ablaufen läßt, und zuhört.

---

[4]) $2\pi\ a^2\ n^2\ m$, wobei a die Amplitude, n die Häufigkeit der Schwingungen in der Sekunde, m die schwingende Masse bedeutet; in Wirklichkeit ist $a^2\ n^2$ (das andre ist konstant) die Formel für die mechanische Energie des Schreibhebels; praktisch ist für die Tabellen die Formel $\frac{a^2\ n^2}{1\,.\,000\,000}$ zu verwenden, weil sich dann Zahlen von 0.1 bis 100 ergeben.

Der Satz, daß gewöhnlich größere Dauer auch mit größerer Energie verbunden sei, hilft nur scheinbar über die Schwierigkeit hinweg, und wenn L. behauptet, die experimentelle Untersuchung der Energie sei unnütz, weil ja doch nichts dabei herauskäme, so nimmt er das zu beweisende als bewiesen an.

Er unterliegt dabei einer bei dem Gang seiner Untersuchungen begreiflichen Antosuggession, ebenso wie Saran, nach L.'s Angabe, einer Autosuggestion verfallen war, als er die alternierenden Versfüße seines Systems wirklich im Théâtre français zu hören glaubte, während die „Alternance" doch nur ein historisches Erklärungsprinzip sein könne.[5]) Einer ähnlichen Autosuggession unterliegt L. später, wenn er behauptet, daß die allerdings sehr praktische „*scansion prévocalique*" (von Vokalbeginn zu Vokalbeginn) die einzig rhythmisch mögliche sei, wohl weil sie bei den Kurvenbildern die deutlichste und praktischste ist, und weil sie der in der Musik üblichen Notierung entspricht, wo stets der Skansionsstrich vor dem hervorgehobenen Skandiermoment steht.

Vorsichtiger wäre es jedenfalls gewesen, wenn er gesagt hätte: für die Messung des rhythmischen Elements der Energie ist mein Apparat nicht geeignet; ich will untersuchen wie sich die ziemlich genau meßbare objektive Dauer der rhythmischen Elemente zu dem empirischen, mit Hilfe des Phonographen kontrollierten rhythmischen Eindruck französischer, kunstmäßig vorgetragener Verse und Prosa verhalten. Denn das, und nur das ist das neue Problem, das er aufstellt. Dieses Problem bedeutet, wenn es gelöst ist, trotz seiner größeren Bescheidenheit einen gewaltigen, in den Folgen kaum übersehbaren Fortschritt in der Beantwortung der Frage nach dem Wesen des Rhythmus im französischen Verse. Denn es ermöglicht in gewissen Grenzen ein vom subjektiven Eindruck unabhängiges Messen. —

Erst nachdem ich so die grundsätzlichen Anschauungen über das, was wir immerhin die Methode der experimentellen Metrik nennen wollen, behandelt habe, will ich zu dem Werk L.'s selbst kommen und einiges daraus berichten. —

---

[5]) Sarans Hypothese über das Wesen des französischen Versrhythmus läßt sich vielleicht mit einer rhythmischen Hypothese L.'s zu einer verbinden, die der Wirklichkeit näher kommen dürfte. Apperzipierte rhythmische Eindrücke rufen rhythmische Gefäß- und Muskelreaktionen hervor, die zwar dem Rhythmus der erregenden Eindrücke entsprechen, aber doch wohl bei gleich intensiven Eindrücken zu arbeitserleichternden Gruppen sich ordnen. Dem objektiven „Syllabisme" des gesprochenen Verses könnte demnach, weil die Zusammenfassung von gleichen Eindrücken zu Gruppen von zwei die häufigste ist, sehr wohl eine subjektive „Alternance" beim Hörenden entsprechen.

2.

E. *Vous savez le secret de sa beauté: c'est que son corps offre en tout la proportion sesquialtère.* — J. *Comment diable avez-vous fait pour la mesurer?* (Renan, Caliban, II, 1.)

Dieses Motto des Buches zeigt, daß die Maßmethode für die technische Ästhetik im Vordergrunde steht. Aber es soll ja nicht nur dieses neue Problem behandelt werden, es soll auch eine Theorie des Rhythmus, und eine Darstellung des Rhythmus der französischen Vortragssprache gegeben werden. Dazu genügen Maße nicht. Die Fakta müssen in ein System eingeordnet und im einzelnen interpretiert werden.

Die für seine Arbeit in Frage kommende Literatur kennt L. sehr genau, er benutzt sie aber sehr mit Auswahl. Seine Vorgänger in der experimentellen Untersuchung des Rhythmus sind Brücke,[6]) Verrier[7]) und Warner Brown.[8]) Vom psychologischen Gesichtspunkt aus werden verwandte Probleme behandelt außer in den Werken von Wundt, James, Ebbinghaus speziell in den Untersuchungen von Meumann,[9]) den er meist ablehnt und Bolton,[10]) dem er meist folgt.

Den statistischen Arbeiten Marbes[11]) und seiner Schüler spricht er den methodischen Wert ab (S. 251).

Von Werken über die technische Ästhetik kommen nur solche, die die Musik behandeln, in Frage (Riemann, Westphal, Combarieu, Mathis-Lussy).

Von den Arbeiten über Verslehre, speziell über die Theorie des Rhythmus im französischen Verse[12]), sagt er folgenden bezeichnenden Satz (S. 29): „*Ce n'est pas que tout soit à rejeter dans ces ouvrages..... Mais..... on peut dire que le mérite principal de nos expériences est de faire table rase d'une foule des systèmes nés de la fantaisie de leur auteur, et d'imposer à l'observation et au raisonnement un contrôle sûr. Inutile donc de s'attarder à discuter mes prédécesseurs: nos tracés s'en chargent de reste.*"

---

[6]) Die physiologischen Grundlagen der neuhochdeutschen Verskunst, Wien 1871.

[7]) Essay sur les principes de la metrique Anglaise III, notes de métrique expérimentale, Paris 1910.

[8]) Time in English Vers rythm. Archives of Psychologie, New York 1908.

[9]) Philosophische Studien VIII. 431; IX. 264; X. 249.

[10]) The American Journal of Psychologie. 1894.

[11]) Z. B. Über den Rhythmus in Prosa; Vortrag, gehalten auf dem ersten deutschen Kongreß für experimentelle Psychologie. Gießen 1904.

[12]) Tobler, Vom französischen Versbau, fehlt charakteristischer Weise in den Literaturangaben, wohl weil Landry die rhythmischen Empfindungen beim „Versbauen" geflissentlich aus seiner Untersuchung ausscheidet.

Aber diese Überschätzung der Kurvenbilder läßt ihn die Notwendigkeit nicht verkennen, die Resultate in ein rhythmisches System einzuordnen, und dabei muß er sich mit den verschiedenen Theorien auseinandersetzen. Das Buch von Pierson[18]) muß er, wohl zum Schaden des ganzen, vollständig beiseite lassen, weil er ja nicht den natürlichen Sprechrhythmus, sondern nur den der kunstmäßig vorgetragenen Sprache untersucht. Ich mache schon hierbei auf die Gefahr aufmerksam, die bei dieser Beschränkung für den Verfasser bestand, Werturteile an Stelle der Tatsachen zu geben. (S. 127: *les lois de la diction sont lâches, flottantes, mal connues, et mal observées.*) Der erste Teil des Werkes ist überschrieben: *Théorie du Rythme.* Er zerfällt in die Unterteile: I. La notion du rythme. II. Les mouvements volontaires du corps humain. III. La perception du rythme. IV. Le rythme dans l'art. V. Art, rythme et discours.

Die Definition des Rhythmus steht S. 40: „*Je désignerai sous le nom de rythme, d'une part, dans un mouvement unique (mouvement et sensation), et dans une série d'éléments, la marche de l'énergie; d'autre part dans une série d'éléments les rapports de grandeur et de succession dans le nombre, l'énergie, et la durée. Je distingue ainsi, au moins par abstraction, un rythme continu et un rythme discontinu.*"

Dem Rhythmus steht das Metrum gegenüber: „*une variété de rythme remarquable et propre à l'art.*" Als wesentliche Erfordernisse des Metrums nennt er: 1. *isochronisme idéal du temps premier*, 2. *accentuation métrique.* Nicht erforderlich ist: *isochronisme du pied.* Ein Metrum mit verschiedenen Füßen heißt: *mètre variable.* Die Apperzeption des Metrums ist eine intellektuelle Funktion des Hörenden, der Rhythmus eine objektive Eigenschaft des akustischen Vorgangs. Man muß Rhythmus und Wiederholung unterscheiden.

Die ersten Kapitel (S. 1—93) wird man schon deshalb mit großem Nutzen studieren, weil darin die verschiedenen bisher vorgetragenen Ansichten über die rhythmische Theorie kritisch gesichtet sind, wenn auch manchmal auf die herkömmlichen Bedeutungen der behandelten Begriffe (z. B. Rhythmus und Metrum) wenig Rücksicht genommen ist, und viele Resultate früherer Forschungen auf Grund der bloßen Wahrscheinlichkeit, vorgefaßter psychologischer Klassifikationen (S. 133: *cette émotion de l'âme qui veut atteindre la vérité*) oder all zu einfacher Experimente (Taktschlagen, Beobachtung der Gebräuche beim Tanz und bei der Instrumentalmusik) von ihm zurückgewiesen werden.

---

[18]) Métrique naturelle du langage, Bibl. de l'École des Hautes Études Paris 1884.

Aber für einen großen Teil der Darlegungen des IV. und V. Kapitels, wo es sich um das Verhältnis von Kunst und Rhythmus handelt, und für die entsprechenden Abschnitte des 2. und 3. Teils *(Rythmique du français dans la déclamation contemporaine, Exemples de déclamation)* fehlt es mir an Verständnis. Es ist vielleicht nicht gerecht, wenn man zur Beurteilung einzelne Sätze herausgreift, in denen L. seinen Stoff „interessant" gestalten zu wollen scheint: S. 102: „*L'image qu'il convient que nous formions, pendant tout le cours de cette étude, d'un rythme artistique, pour comprendre les rapports, qui en lient les diverses manifestations, ce sera par exemple celle d'une sorte d'Isidore Duncan, à la fois très assouplie, très cultivée et très spontanée, interprétant par sa danse une phrase jouée par un Isaye*", oder S. 157: „*D'autre part, tant pour le rhythme que pour le timbre, on peut dire que la consonne est esthétiquement inférieure à la voyelle, ... le son k m'a toujours paru déplaisant dans le chant et à certaines places, même dans la parole. A plus forte raison le ch dur des Allemands ou la j espagnole. Ainsi la parole est, à presque tous égards, esthétiquement inférieure à une musique comme celle d'un violon.... Elle prend sa revanche, et la consonne aussi, pour ce qui est du timbre imitatif, expressif ou métaphorique* etc.", oder S. 151: [hauteur musicale]: „*elle est plus apte que l'énergie à traduire les nuances les plus faibles et les plus fugitives de l'émotion, ainsi que font le zygomatique de l'homme et la queue du chien*".

L. hat sicher recht wenn er sagt: „*L'art est particulièrement soumis à des conventions... tout ce qui est convention est étrangement variable par exemple de pays à pays, de langue à langue, d'une époque à l'autre*". Wenn es sich also um französische Kunst handelt, kann ein Deutscher nicht gerecht sein, er hat notwendiger Weise einen anderen Geschmack. Aber gilt denn, so fragt man sich manchmal erstaunt bei der Lektüre des Buches, der nationale Unterschied auch in der Wissenschaft? Ist es nicht ausgemacht, daß der, der künstlerische Gebräuche wissenschaftlich untersucht, nicht vorher dekretieren darf, welche Gebräuche Gültigkeit haben, welche nicht? Der Methode darf man doch nicht anmerken, ob das Buch von einem Deutschen oder einem Franzosen geschrieben ist; die Methode ist doch wohl international.

So will ich mich denn bei allen den Resultaten bei denen der Geschmack in Frage kommt, bescheiden, und mich nur an die Methode halten.

Von der Untersuchungsmethode des Hauptproblems, der Messung rhythmischer Vorgänge habe ich im 1. Teil ausführlich gesprochen. Da Landry nur das Französisch des künstlerischen Vortrags einer Bearbeitung unterzieht, zerlegt sich ihm das Problem in zwei: 1. welche rhythmischen Vorgänge machen mir einen künstlerischen Eindruck, 2. wie kann ich diese rhythmischen Vorgänge messen. Nur das zweite ist

oben behandelt. Viel schwerer sind die methodischen Bedenken gegen die Lösung des ersten Problems. L. mischt Lehre und Untersuchung. Er wünscht, daß nicht so viel stumme e weggelassen werden (S. 130 *pratique condamnable, corruption du principe en question*), er wünscht, daß die Neuerungen in der Vortragskunst, die er „fautes de diction" nennt, unterdrückt werden (S. 274 *du moins n'était-il pas nécessaire qu'elle envahît la diction artistique et il est très fâcheux qu'elle le fasse. Dans ce domaine plus qu'ailleurs encore, les conventions doivent survivre à l'usage vulgaire*...), er wünscht, daß die „genres de diction" unterschieden werden, der er unterscheidet, und die er seinen Experimenten zugrunde legt; er wünscht, daß man die Kenntnis des „mètre variable" bei der französischen Deklamation lehre, wie es einst beim gregorianisehen Kirchengesang (plain-chant) geschah (S. 300 *il suffirait, qu'on décrétât le mètre chez nous, pour que l'existence en fût assurée ou avérée pour le moins autant que celle du syllabisme*...) und deshalb sollen diese Dinge für die französische Rhythmik von entscheidender Bedeutung sein. Seine Forderungen mögen noch so berechtigt sein, Beweiskraft für seine Untersuchung haben sie nicht. Zwar hat er von vielen Schauspielern Verse sprechen lassen und sie im dritten Teil (S. 311—385) auf Grund der Silbenlängen sorgfältig und feinsinnig analysiert, aber die Gesetze, die Regeln, die Ergebnisse des Buches, sind nicht aus ihnen abstrahiert, sondern waren vorher da; seine eigene Deklamation, sein eigener Vortrag, sein eigener Geschmack liegt ihnen zugrunde.

Aus seiner Darstellungsmethode will ich nur zwei Punkte herausgreifen, die auch für den Gang der Untersuchung maßgebend gewesen sein mögen, die Vergleiche und die Werturteile.

Vergleiche, besonders die von Musik und Sprache (S. 166 *le chant est une déclamation enrichie et réglée*), dienen häufig als analogische Beweise für Dinge, deren Zusammenhang keineswegs klar ist. -Z. B. S. 105 *Le texte qu'il fandrait pouvoir recueillir pour une étude du rythme, ce serait celui d'un beau passage de Mozart pour violon seul joué par un Ysaye dans ses bons jours sur un stradivarius*... *Ce qu'on obtient là, ce sont des monuments comparables à un fragment du Parthénon, par exemple à une de ses colonnes* (!) vgl. oben.

Die häufigen Werturteile werden durch die Grundanschauung möglich gemacht, daß es wie für alle Künste, so auch für die Kunst der Deklamation ein allgemein anzuerkennendes Schönheitsideal gäbe, die beauté rationelle (vgl. S. 104 u. S. 384). —

Nach alledem wird man die Ergebnisse von L.'s Untersuchungen mit großer Vorsicht aufzunehmen haben. Ich

bedaure, daß ich aus methodischen Gründen so vielerlei in dem Buche ablehnen mußte, und deshalb seinen positiven Vorzügen nicht gerecht werden konnte. Es ist ein Werk von großer Be deutung, denn es ist die eingehendste, in vieler Hinsicht auch die sorgfältigste Untersuchung über den Rhythmus der französischen Sprache, die wir besitzen. Umsomehr ist es zu bedauern, daß L. sein Untersuchungsgebiet etwas willkürlich beschränkt, zumal das wenige, was er über den Rhythmus beim Vortrag von Dichtern und Ungebildeten sagt, von seinen sonstigen Ergebnissen stark abweicht. Folgende Gebiete sind ausführlich untersucht:

a) I *l'Energie*, II *la Durée* III *Accents*, IV *Pauses*, V *Divisions rhythmiques*.

b) I *Le Syllabisme (la syllabe, le groupe syllabique, la période)*, II *les Vers*, III *Scansion*, IV *Le Mètre variable*.

c) *Les Genres de la déclamation*.

Die zwei Anhänge sind überschrieben:

I *Le rythme du vers italien.*

II *Les nuances de la durée dans la musique.*

Die Hauptresultate sind Seite 377—382 systematisch zusammengestellt. Ich gebe einige wichtigere daraus wieder.

4. L'énergie et la durée sont des grandeurs mesurables au même titre que l'étendue. Cette mesure est particulièrement légitime en esthétique technique, et ces deux grandeurs, beaucoup plus que l'étendue, sont directement révélatrices de l'émotion artistique.

11. Tout rythme perçu se ramène de plusieurs façons à un rythme produit.

19. Les divisions du rythme dans le discours (et aussi dans la musique, art dérivé surtout du discours) sont: le groupe rythmique, qui porte un accent, l'incise limitée par une ou deux cadences, le membre limité par deux reprises d'haleine, la phrase à cadence presque conclusive, et la période, seule division organique. La phrase et la période se divisent en protase ascendante et apodose descendante.

21. Dans les fragments mélodiques ascendants-descendants du discours (et plus encore dans ceux de la musique) la marche normale du rythme continu, analogue aux myogrammes, est la suivante: 1° crescendo-accelerando; 2° étalement au sommet; 3° decrescendo-ritardando, cette descente de la courbe étant plus longue que la montée.

35. Les langues offrent de grandes différences dans la déclamation comme ailleurs. Celle du français se destingue par la lenteur du temps, et par les grands écarts dans la durée relative.

37. Le pivot du rythme dans la déclamation est l'accent emphatique, qui coincide avec l'accent du mot et les accents de la phrase.

38. Cet accent est d'énergie, de hauteur et surtout de durée.

42. Le vers français a toujours été essentiellement syllabique. Le syllabisme y est compromis depuis plus d'un siècle par les habitudes des poètes (rejets et coupes employés sans discernement) et plus encore par celles des diseurs (rejets mal dits et amüissement de l'e).

48. Il y a, dans la déclamation soutenue du français, une tendanec toujours sourde, mais plus on moins prononcée, à un mètre variable, où les inaccentuées vaudraient un temps premier et les longues et les pauses un, deux ou trois temps premiers, qui peuvent être d'ailleurs retardés.

49. A côté de ce mètre l'émotion, surtout véhémente, peut amener diverses formes de répétition, soit de groupes rythmiques de toute sorte, soit de longues, soit de la valeur des demi-pieds ou des pieds.

Gießen. ARTHUR FRANZ.

System Oliver. *Unterrichtsbriefe zur Erlernung fremder Sprachen unter Benutzung humoristischer Texte.* Französisch bearbeitet und herausgegeben von George A. S. Oliver. Mentor-Verlag, Berlin-Schöneberg. Brief 1—20 = 484 S.; I. Beilage: Der französ. Briefstil unter Berücksichtigung der geschäftl. Korrespondenz, 47 S. — II. Beilage: *Vue d'ensemble sur le développement de la langue et de la littérature françaises*, 20 S. — III. Beilage: Systematische Grammatik, 41 S.

Der Plan, nach dem diese für das Selbststudium Erwachsener bestimmten Briefe bearbeitet sind, ist im großen und ganzen der in Haberlands Unterrichtsbriefen befolgte. Da diese seiner Zeit in dieser *Zeitschrift* Band 32, S. 217 ff. und Band 37, S. 291 fg. genauer besprochen worden sind, so können wir uns hier kürzer fassen. Nach einer gut ausgearbeiteten Einführung in die Aussprache und Aussprachebezeichnung folgt in den ersten 18 Lektionen als wichtigste Grundlage der Text des einleitenden, in sich abgeschlossenen Kapitels der *Scènes de la Vie de Bohème* von Henri Murger. Unter dem orthographischen Text stehen die Aussprache und die deutsche Bedeutung Wort für Wort. In Anmerkungen *(notes)* ist eingehendere Erklärung lexikalischer, grammatischer oder sachlicher Art gegeben. Dann folgt die gute deutsche Übersetzung mit Hinweisen auf die Wortstellung für die Rückübersetzung ins Französische. In französischen Fragen und Antworten wird der Stoff nochmals verarbeitet. Die Übersetzung dazu sowie zu den von Lektion 22 ab gegebenen deutschen Aufgaben bringt immer der folgende Brief unter *Corrigé*; der Zweck dieses Schlüssels ist ein doppelter: einerseits ist er ein Prüfstein für die vom Lernenden angefertigte

Übersetzung, andrerseits dient er als Unterlage für die empfohlene Rückübersetzung. Neben die Fortsetzung des genannten Textes von Murger tritt in den Lektionen 19—36 eine französische Posse, *Un Pied dans le Crime, Comédie en 3 actes* par E. Labiche et A. Choler, jedoch ohne deutsche Übersetzung. Außerdem gibt jede Lektion unter *Bluettes et Boutades* kurze schnurrige oder witzige Dialoge und Geschichten, die den auf dem Titel angekündigten Humor besonders zur Geltung kommen lassen und deren Einübung und Behandlung der Verfasser sich nach dem für den Haupttext vorgeschriebenen Verfahren denkt. Mit Geschick und Ausführlichkeit ist die grammatische Belehrung in deutscher Sprache gegeben.

In dem Werke steckt ein achtungswertes Stück Arbeit, die auch ihre Früchte tragen kann, — wenn den lernbeflissenen Erwachsenen, für welche die Briefe bestimmt sind, jeweilig ein lebendiger und tüchtiger Kenner der fremden Sprache als Lehrer zur Seite steht. —

Darmstadt. AUGUST STURMFELS.

Geyer, Ludwig. *Der französische Aufsatz.* Ein Wegweiser für Studierende, Lehrer und Lehrerinnen der neueren Sprachen. Leipzig u. Wien, G. Freytag u. F. Tempsky, 1911. — 64 S. Preis 0,80 Mk.

Das Schriftchen ist eine interessante methodisch-didaktische Studie vom Standpunkt der entschiedenen Reform. Es bietet kaum etwas Neues, ist jedoch als bündige Zusammenfassung aller auf das einschlagende Gebiet bezüglichen Gedanken sehr geeignet, die jüngeren Fachgenossen in die Materie einzuführen. Ein Rückblick auf die „Leidensgeschichte" des französischen Aufsatzes im 18. und 19. Jahrhundert, wo das Französische als tote Sprache gelehrt wurde und die herrschende offizielle Methode die Übersetzung in die fremde Sprache als einzige Vermittlerin derselben anerkannte, führt uns bis an die Schwelle der neuesten Zeit, wo die Gleichgültigkeit altherkömmlicher Anschauung und Gewöhnung einerseits und übertriebene, ja maßlose Forderungen reformeifriger Heißsporne andrerseits den Aufsatz noch zu keiner sicheren Stellung im Schulbetrieb haben kommen lassen. Von der Parteien Haß und Gunst entstellt, schwankt sein Bild noch unstet hin und her. Dann geht der Verfasser ins Gericht mit der alten und sogen. vermittelnden Methode, die „sich in einem circulus vitiosus befindet", indem sie die Übersetzung in die fremde Sprache beständig suchen läßt, was sie voraussetzt. „Die Übersetzung ist ein unwissenschaftlicher Prozeß,

da sie von falschen Voraussetzungen ausgeht. Damit erweist sie sich gleichzeitig als pädagogisch unbrauchbar; denn, erstens kann sie auf den allgemein bildenden Wert, den man in ihr als einer Vermittlerin der logischen Schulung so lange sehen zu müssen geglaubt hat, keinen Anspruch mehr erheben, seitdem wir wissen, daß die Sprache eben nicht bloß das Produkt des logischen Verstandes ist; — zweitens, da sie eben nur die Ausdrucks f o r m zur Schulung des Verstandes verwerten will, schiebt sie den Inhalt dieser Ausdrucksform als nebensächlich beiseite; — drittens, sie fordert vom Schüler etwas außerordentlich Schweres, ja Unmögliches; — viertens, sie ist für den Schüler völlig interesselos." Also fort mit der Übersetzung, die „philologisch gesprochen ein Problem vergleichender Sprachwissenschaft im kleinen, psychologisch gesprochen ein die Mittel vollendeter Technik voraussetzendes, somit nur dem Sprachkünstler mögliches Nachschaffen ist." An ihre Stelle muß die freie Arbeit, der Aufsatz treten, wobei der Schüler nicht stets zwischen zwei Formen- und Gedankenwelten hin- und herzupendeln braucht und alles vermeiden kann, wodurch er sich Fehler zuziehen, Wissenslücken bloßstellen kann. Das Ziel dieser sogen. „freien" Arbeit, alias Aufsatz, darf jedoch nicht zu hoch gesteckt werden, da sie ja ihre Nahrung fast ausschließlich aus dem besonderen Unterricht des Faches erhält; sie erwächst stets mehr oder weniger nur aus dem im Unterricht eingehend und nur in fremder Sprache behandelten Stoff, aus der statarischen Lektüre, während z. B. die kursorische Lektüre kaum Material abgeben kann, da bei der vorherrschenden Berücksichtigung des Inhalts die genauere Beachtung der Formen und Ausdrucksweisen ausgeschlossen ist. — Welches sind nun die verschiedenen Arten des Aufsatzes in weitestem Sinne, also der freien, einsprachigen Übung?

Auf der U n t e r s t u f e sind dies 1. das Abschreiben in rein mechanischer Form oder von Wörtern, Wortgruppen und Sätzen nach bestimmten Kategorien; — 2. das Diktat, das zur Befestigung und Übung bekannten Stoffes dient und bei allmählicher Steigerung der Schwierigkeit und Denkforderung den Schüler zur Reflexion bei Änderung der grammatischen Beziehungen anregt, — eine Schulung des Gehörs und der Einbildungskraft; — 3. das Niederschreiben aus dem Gedächtnisse; — 4. die Umformung und Nachbildung: die Umbildung des Singulars in den Pluarl, einer Person in eine andere, Wechsel von Aktiv und Passiv, Bildung und Beantwortung von Fragen; Bildung weiterer Fälle nach Musterbeispielen; — 5. die Selbstbildung von Sätzen über bestimmte durchgenommene Gedankenkreise, mag nun dieser Gedankenkreis in Form des Lesestoffes oder auf Grund der Anschauung in Natur oder Abbildung gegeben worden sein.

Auf der Mittelstufe treten diese einfacheren orthographischen und grammatischen Übungen zurück, um stilistischen Arbeiten größeren Raum zu lassen. Die Übungen sind hier: 1. das Niederschreiben memorierter Stoffe, — 2. das Diktat, indem jetzt variierte Stoffe des Lesebuchs mit leichteren, inhaltlich unbekannten, jedoch kurz vorbereiteten Texten abwechseln, — 3. Umformungen und Nachbildungen: Konjugationssätze, Verwandlungen von direkter Rede in indirekte, von Nebensätzen in Hauptsätze und umgekehrt, das Zusammenfassen und Auseinandernehmen von Sätzen, Bildung von Beispielen zu den syntaktischen Regeln, Bildung und Beantwortung von Fragen, — 4. *Exposés* über grammatische Themata, — 5. das Nacherzählen eines durchgenommenen Stückes nach Stichworten, — 6. die freie Inhaltsangabe, — 7. die Nacherzählung einer eben vorerzählten und in Frage und Antwort kurz behandelten Geschichte, — 8. die Beschreibung auf Grund der Anschauung in natura oder Bild (Blume, Tier, Bauwerk, Landschaft etc.), — 9. der Brief, aber nur in dem Sinne, daß ein durchgearbeiteter Stoff in Briefform statt in Form einer Erzählung oder Schilderung gekleidet werden soll. Den persönlichen Brief mit all seinen vielen Schattierungen und Formeln weist Geyer mit Recht entschieden zurück.

Auf der Oberstufe endlich steht der Aufsatz in engerem Sinn im Mittelpunkt. Diktate, grammatisch-stilistische Umformungen und Nachbildungen, grammatische Exposés, Ergänzungen von Sätzen und Abschnitten, deren Inhalt durch Stichworte angedeutet ist, — alle diese Übungen der Mittelstufen werden zwar beibehalten, sind jedoch nur noch Mittel zum Zwecke und treten zurück gegen das Disponieren kleinerer oder größerer Abschnitte, die Biographie, die Charakteristik, den Vergleich, literarische Themata, Erzählung und Beschreibung. Je nach dem Charakter des Lesestoffs trägt der Aufsatz dann geschichtlichen oder geographischen oder naturkundlichen oder literarisch-ästhetischen Charakter; er ist jedoch durch die Behandlung im Unterricht mehr oder weniger direkt vorzubereiten.

Bis dahin können wir dem Verfasser durchaus zustimmen. Wenn er jedoch dann auf vier Seiten eine Aufzählung stolzer literarisch-ästhetischer Themata aus der Lektüre klassischer Dramen des 17. Jahrhunderts oder V. Hugos oder P. Lotis gibt, so gerät er in Widerspruch mit sich selbst, indem er den Rahmen des als möglich Bezeichneten weit überschreitet. Solche Themata können vielleicht in Lehrerinnenseminarien behandelt werden, indem das Mädchen mit seinem stärkeren Sinn für die Form größere Freude an dem Sprachlich-Technischen, an stilistisch-formalen Redeblumen, überhaupt an „Wortgeklingel“ (ohne bösen Beigeschmack!) hat; — von unseren höheren Knaben-

schulen sind sie auszuschließen, indem sie entweder Aufgabe des deutschen Unterrichts sind, oder von der Hauptaufgabe des fremdsprachlichen Unterrichts, nämlich der Vermittlung eines wertvollen Inhalts, zu sehr ablenken.

Darmstadt. AUGUST STURMFELS.

Martini und **Delaunay.** *Eléments de littérature française suivis des règles essentielles sur la versification.* 8⁰. VI + 50 S. Leipzig, Verlag von Schmidt und Günther, 1911. Preis 80 Pfg.

Das kleine Handbuch ist aus dem praktischen Unterrichtsbetriebe der Verfasser an höheren Schulen hervorgegangen und bezweckt in kurzer und klarer Form zusammenzufassen, was an Kenntnissen über die leitenden Gedanken und führenden Geister der französischen Literaturgeschichte von Schülern billigerweise verlangt werden kann. Die Verfasser sind der Ansicht, einem wirklichen Bedürfnis abgeholfen zu haben. Ich bin nicht in der Lage über diese Frage zu entscheiden, dagegen darf rühmend anerkannt werden, daß die Verfasser ihrer schwierigen Aufgabe, mit möglichst wenigen Worten Bedeutsames und Charakteristisches von Zeiten und Menschen in leichtfaßlicher und leicht einprägbarer Weise zu sagen, durchgehends gerecht geworden sind. Es wird daher das Büchlein im Besitz von Schülern, die das Glück haben von kenntnisreichen und intelligenten Lehrern im Unterricht noch manche nähere Erläuterung zu den mitgeteilten Grundlinien zu erhalten, sicher von großem Nutzen sein können, wie es auch dem Lehrer selbst ein Gerippe in die Hand geben kann, das mit Fleisch und Blut zu füllen ihn anregen dürfte.

Würzburg. WALTHER KÜCHLER.

Montesquieu. *De l'esprit des lois.* Auswahl mit Einleitung und Anmerkungen von Karl Schewe in: Französische Schriftsteller aus dem Gebiete der Philosophie, Kulturgeschichte und Naturwissenschaft. 4. Bändchen. Heidelberg, Winter'sche Universitätsbuchhandlung, 1908. 124 SS.

D'Alembert. *Discours préliminaire de l'Encyclopédie.* Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Heinrich Wieleitner. Dieselbe Sammlung, 5. Bändchen, 1911. 128 SS.

Es ist sehr erfreulich, daß auch Autoren des 18. Jahrhunderts in einer Sammlung französischer Schulausgaben Aufnahme finden. In dem Betriebe unserer höheren Schulen kommt die Lektüre der Aufklärungszeit entschieden zu kurz. Hier gilt es erst gegen die Tradition anzukämpfen und mit dem Vorurteil zu brechen, daß die Lektüre der Aufklärungsliteratur sich nicht für unsere Schulen eigne. Erst kürzlich hat sich Vodoz in der *Festschrift zum Züricher Neuphilologentag* (1910 S. 132 ff.) für die Voltairelektüre in den höheren Schulen Deutschlands und der Schweiz ausgesprochen und gezeigt, wie viel hier bisher versäumt worden ist und wie viel hier noch zu tun bleibt. Von Montes-

quieu und den Enzyklopädisten (bei den letzteren mit der immer notwendigen Einschränkung) gilt das Gleiche. Auch sie haben ein Anrecht darauf, gelesen und gekannt zu werden. Hoffentlich tragen nun die beiden Bändchen der Winterschen Sammlung dazu bei, daß dem 18. Jahrhundert und seiner Literatur mehr Aufmerksamkeit als früher gewidmet wird.

Von den Schriften Montesquieus werden auf unseren höheren Schulen die Considérations noch immer am häufigsten gelesen. Ist deren Lektüre aber wirklich wertvoller als die des *Esprit des lois?* Nur solange Montesquieus Meisterwerk noch in einer geeigneten Schulausgabe fehlte, konnte man an ihm vorübergehen. Jetzt hat Schewe das Versäumte nachgeholt und eine brauchbare und gut gelungene Bearbeitung des Esprit des lois geliefert. Die Einleitung, die er seiner Ausgabe vorausschickt, zeugt von einer guten Beherrschung des Stoffes und ist recht geeignet in die Montesquieu-Lektüre einzuführen. Mit seinen Ansichten in allen und jeden Punkten kann ich mich indessen doch nicht immer befreunden; besonders scheint mir Schewe Montesquieus Originalität zu hoch einzuschätzen. Hätte Schewe schon das Buch von Dedieu, *Montesquieu et la tradition politique anglaise en France* (1909) gekannt, so würde er wohl in manchen Dingen eines anderen belehrt worden sein. Auch vermisse ich einen Hinweis auf die Stellungnahme Montesquieus zur Naturrechtstheorie. Bei der Erklärung der Eingangskapitel des *Esprit des lois* macht sich dieser Mangel besonders fühlbar. Die Ausführungen über die Naturgesetze, welche das 2. Kapitel bringt, beruhen ganz und gar auf der Anerkennung der von Grotius in die Rechtsphilosophie eingeführten Theorie des Naturzustandes. Montesquieu polemisiert hier gegen die Auslegung, die Hobbes den Grotiusschen Theorieen gegeben hat. Darauf hätte deutlicher hingewiesen werden müssen als dies S. 46, Anm. 3 geschehen ist. Ohne einen solchen Hinweis muß nicht bloß der Sinn und Zweck des ganzen Kapitels, sondern auch die Bedeutung einzelner Ausdrücke unklar bleiben. So wird der Ausdruck ‚*l'établissement des sociétés*' (S. 45, Z. 1/2) von Schewe entschieden falsch kommentiert. Nicht „irgend ein hervorragender Mensch" hat das, was Montesquieu mit den Naturrechtstheoretikern ‚*établissement des sociétés*' nennt, herbeigeführt; die Gründung gesellschaftlicher Ordnungen ist vielmehr — und das legt gerade das 2. Kapitel dar — unter dem Einfluß der schon im Naturzustande wirksamen, in der menschlichen Vernunft wurzelnden Gesetze, der *lois de la nature* zustande gekommen. Schewe läßt vollständig aus dem Auge, daß es sich hier um den Übergang vom Naturzustand in den Kulturzustand handelt. In diesem Zusammenhang noch eine Bemerkung: Was meint Montesquieu, wenn er sagt: ‚*Outre le sentiment que les hommes ont d'abord*' (S. 47, Z. 4)? Schewe gibt keine Erklärung, und das ist schade. Hoffentlich wird das Versäumte von ihm oder von anderer Seite einmal nachgeholt. Die Erklärung, die ich (*Montesquieus Theorie vom Ursprung des Rechts.* Marburg Progr. 1907 S. 22, Anm. 12) vorgeschlagen habe und auch heute noch für richtig halte, hat Sakmann (*Archiv für das Studium der neueren Sprachen* 1909 S. 186) angezweifelt, ohne seinerseits eine Deutung zu geben.

Die von Wieleitner besorgte Ausgabe von D'Alemberts ‚*Discours préliminaire de l'Encyclopédie*' ist ebenfalls eine dankenswerte Bereicherung unserer franz. Schullektüre. Die Einleitung orientiert über das Wesen der Aufklärungsbewegung, über die Bestrebungen der Enzyklopädisten sowie über D'Alemberts Leben und Schriften. In den Literaturangaben S. 5, 6 wäre noch Ducros' Buch über die Enzyklopädie nachzutragen. Die Herstellung der Einleitung war jedenfalls eine leichtere Aufgabe als die Herstellung des Kommentars. Schriftsteller, die wie die Aufklärungsphilosophen die mannigfachsten

Probleme in den Kreis ihrer Betrachtungen gezogen und zu den verschiedensten Fragen und Ansichten, bald in diesem, bald in jenem Sinne, bald in offenen, bald in verdeckten Worten Stellung genommen haben, machen dem Erklärer seine an sich schon nicht immer gerade leichte Aufgabe noch schwerer. Daran mag es liegen, wenn Wieleitner hier und da der Erklärung Bedürftiges übergangen oder das Wesentliche nicht immer herausgehoben hat. Der Arbeit des Lehrers bleibt also noch mancherlei vorbehalten. Nur gut, daß ihm mit Wieleitners Ausgabe ein brauchbares Buch für eigene Arbeit in die Hand gelegt ist.

Marburg i. H. KURT GLASER.

Neue Schulausgaben George Sandscher Dorfromane.

1. George Sand *La petite Fadette*, für den Schulgebrauch herausgegeben von Emma Roth, Oberlehrerin in Bielefeld. 96 S., 15 S. Anmerkungen, 20 S. Wörterbuch. Leipzig, G. Freytag, 1910, gebdn. 1,20 Mk. Wörterb. 0,30 Mk.

2. *La petite Fadette*, für den Schulgebrauch, von Prof. Dr. Fr. Weyel. Mit Anmerkungen, Fragen und Wörterbuch. 147, 17, 25, 42 S. Dresden, Kühtmann, 1911. 1,40 Mk.

3. George Sand *La mare au diable*, im Auszug für den Schulgebrauch, bearbeitet von Dr. K. Roos, Oberlehrer in Köln. 69 S. Leipzig, Rengersche Buchhandlung, 1911. 1 Mk.

I. Von den erzählenden Schriften George Sands haben die romans champêtres wohl am meisten ihre Frische und Anziehungskraft bewahrt. Sie kommen unserer heutigen Vorliebe für das „Bodenständige", den „Erdgeruch", die „Umwelt" (um nicht zu sagen „Milieu") = Schilderung entgegen, indem sie uns ein getreues, wenn auch dichterisch verklärtes, Bild der ländlichen Heimat der Erzählerin und ihrer Bewohner bieten. Nach der Versicherung von Gg. Brandes wurden sie übrigens durch die Dorfgeschichten von Berthold Auerbach angeregt, auf welche Gge. Sand durch ihren Sekretär Müller-Strübing aufmerksam gemacht wurde. Der Wunsch, die Jugend in die reiche Poesie Gge. Sands einzuführen, gab Veranlassung, mehrere dieser Erzählungen für die Schule zu bearbeiten. In der Tat haben sie manches, was sie für jugendliche Leser empfiehlt: die Einfachheit der Verhältnisse, die anschauliche Beschreibung von Land und Leuten, insbesondere die liebevolle Zeichnung jugendlicher Charaktere. Freilich läßt sich der Eindruck nicht verwischen, daß die Geschichten nicht für die Schule geschrieben sind. Verschiedenes muß gestrichen, manche feinere Züge müssen geopfert werden. Es ist zu verwundern, daß man nicht schon einzelne der *contes d'une grand' mère*, die zum Teil ganz reizend sind, und die keiner Kürzung bedürfen, für die Jugend herausgegeben hat.

Am beliebtesten ist offenbar die Geschichte von der petite fadette, der kleinen Hexe, dem „*grelet*", der Grille, wie das Volk sie spottend nennt. Die Grille, die ja auch das französische Theater sich nicht hat entgehen lassen, hat einst ganz Deutschland im Sturm erobert, als die Birch-Pfeiffer sie auf die Bühne brachte und die Goßmann sie verkörperte. Sie ist sicherlich eine der eigenartigsten und reizvollsten Gestalten, die Gge. Sand geschaffen hat. Nebenbei schlägt auch die pädagogische Ader der Dichterin in dieser Geschichte entschieden

durch. Ungeachtet dieser Vorzüge kann man fragen, ob weitere Schulausgaben der „*Petite fadette*" ein Bedürfnis waren. In den letzten fünf Jahren haben wir, soweit mir bekannt, vier eigentliche Schulausgaben der Petite fadette erhalten, nämlich außer den oben genannten die Ausgaben von Rosenthal (1906 Velhagen & Klasing), Emmy Schild (1908 F. A. Perthes), dazu kommt noch die nicht ausschließlich für den Schulgebrauch bestimmte von Prof. Dr. Sachs (2. Aufl. 1907 Weidmann). Schild, Roth und Weyel haben ein Sonderwörterbuch, der letztere auch „Fragen", beigegeben. Im übrigen unterscheiden sich die fünf Ausgaben hauptsächlich in der Gestaltung des Textes (Sachs gibt diesen am wenigsten gekürzt) und in der biographisch-literargeschichtlichen Einleitung. Wir beschränken uns im wesentlichen auf die Besprechung der Ausgaben von Weyel und Roth.

Was die Feststellung des Textes anlangt, sollte meines Erachtens alles, was sich auf die gemütliche Entwicklung des Zwillingspaares, ebenso alles, was sich auf Natur, Landschaft und ländliches Leben, auf Sitte und Charakter des Volkes bezieht, möglichst vollständig beibehalten werden. Wie sich z. B. das Heimweh Sylvinets nach seinem Bruder kundgibt, wie er sich an ihre kindischen Spiele erinnert, wie er die kleine Mühle wiederfindet, die sie zusammen erbaut haben, ist so anziehend erzählt, daß ich es gerne in den Schulausgaben wiedergefunden hätte. Weyel gibt diese Stelle zum Teil, bei Roth ist sie gestrichen. Bei beiden vermisse ich den Streit der beiden Bauernsöhne über den Viehstand in La Cosse und La Priche, das Stimmungsbild von der abendlichen Wanderung Landrys nach dem Elternhaus, das Gespräch über das vierblätterige glückbringende Kleeblatt (im Einklang mit unserem Volksglauben), die Beschreibung des lächerlichen Aufzugs der petite fadette beim Tanz im Gegensatz zu ihrem späteren geordneten Aussehen u. s. f. Die Beschreibung der Coupure, des Einschnitts im Flußufer, wo Landry den Bruder sucht, fehlt bei Weyel ganz, bei Roth zum Teil. Das sind Züge, welche die Erzählung beleben und der Jugend Anschauungen vermitteln. Ich würde auch keinen Anstand nehmen, dem charakteristischen abergläubischen Geschwatz der Dienstboten über den *Georgeon* (den Teufel) und über den Hexenzauber, dem Landry Gewalt über sich gab, indem er einen Strumpf am Morgen verkehrt anzog, Platz zu gewähren, desgleichen der phantastischen Beschreibung des Irrlichts; doch kann man hierüber verschiedener Meinung sein.

Zur Ausgleichung hätten die eigentlichen Liebesszenen noch weitere Kürzung vertragen, z. B. das lange Gespräch nach dem St. Andoche-Tage (Rosenthal und Schild sind darin weiter gegangen). Mit Recht hat Weyel einige Überschwänglichkeiten gestrichen (*il était tout agité d'un je ne sais quoi . . . elle l'aimait comme une folle . . . il tomba comme pâmé de son baiser d'amour* u. s. f.). Die am Schluß der Erzählung angefügte Episode der Liebe Sylvinets zur fadette ist von Rosenthal und Schild gestrichen worden; sie kann in der Tat entbehrt werden. In dieser plötzlich hervorbrechenden Liebe des Bauernburschen zur jungen Frau seines Bruders, die ihm verhaßt war, liegt etwas Mystisches, Überspanntes; allerdings ist es ein echt Sandischer Zug. Die petite fadette hat den kranken Jungen durch eine sympathetisch-hypnotische Kur geheilt und ihn dadurch wider ihren Willen für alle Zeit an sich gekettet. Im einzelnen ist hinsichtlich des Textes noch zu bemerken:

E. Roth S. 56 Z. 16 der Zwischensatz: *C'est de me montrer à eux sans aucun attifage* etc. ist weggelassen, dadurch ist das Folgende weniger klar. S. 69 Z. 19: *animé* zu lesen statt *animée* (Druckf.), Weyel S. 4: *Cette loi de nature que le curé croyait impossible à défaire.* Die Äußerung des Pfarrers, die zur Erklärung dient, ist weggelassen. Eben-

da ist *Bonheur et malheur* ohne die vorhergehende Warnung nicht recht verständlich.

Weyel setzt vielfach an Stelle provinzieller und veralteter Ausdrücke und Formen allgemein übliche, moderne z. B. *malice* für *mauvaiseté*, *verger* für *oûche*, *je te donne ma foi* für *je te baille ma foi*, *vais* für *vas*, *folie* für *folleté* usw. Die alten Ausdrücke sollten zur Lokalfärbung beitragen; zudem sind andere Ausdrücke ähnlicher Art beibehalten worden, z. B. *jouxte* (juxta), *comme quoi*, *quasi* etc.

E. Roth schickt dem Text eine gut geschriebene inhaltreiche biographisch-literarische Einleitung voraus. Ob es notwendig war, die Leser und Leserinnen der Petite fadette in die Genealogie von G. Sand bis hinauf zum Urgroßvater Moritz von Sachsen, dem Condottiere im französischen Dienst, der als „glänzender deutscher Fürstensohn" gefeiert wird, und in die verschiedensten Einzelheiten ihres Lebens einzuführen, ist zweifelhaft. Unsere Schulausgaben tun in solchen biographischen Mitteilungen öfters des Guten zu viel. Auf manches kann doch nicht näher eingegangen werden, und so bleibt das Gesamtbild der geschilderten Persönlichkeit doch meist lückenhaft, ganz abgesehen von den gelegentlich unterlaufenden Ungenauigkeiten. Zu diesen gehört es z. B., wenn es bei Sachs heißt, Aurora Dupin sei im Kloster wegen ihrer ausgelassenen Heiterkeit von ihren Gefährtinnen mit dem Beinamen *Le diable* ausgezeichnet worden — tatsächlich hieß die ganze Gruppe von Zöglingen, denen sie sich eine Zeitlang angeschlossen hatte, *les diables*, eine zweite Gruppe *les sages*, die dritte *les bêtes* — oder wenn Rosenthal berichtet, Chopin sei in G. Sands Arm gestorben — die beiden haben sich nach ihrem Bruch nur noch ein einziges Mal gesehen im Salon eines befreundeten Hauses! Nohant war keine Erwerbung des Herrn Dupin de Francueil, wie E. Roth erzählt, sondern es wurde von seiner Witwe Marie Aurore, Gge Sands Großmutter, im Jahre 1793 gekauft (Karénine I S. 84, Séché *Gge Sand* S. 18). Dankenswert sind bei Roth die eingehenden orientierenden Angaben über den Schauplatz der Erzählung und den Charakter der Landschaft.

Weyel beschränkt sich auf eine kurze, aber für eine Schulausgabe genügende biographische Notiz über G. Sand. Die Angabe, Gge Sand sei der Schriftstellername für Aurora Dupin, ist nicht ganz genau. Als G. Sand ihre schriftstellerische Tätigkeit begann, und auch später, hieß sie Aurora Dudevant. Die Ehe wurde nicht im Jahre 1831, wie ferner angegeben wird, gelöst, sondern es wurde im Jahre 1836 die *Séparation de corps* ausgesprochen (die Ehescheidung war durch Gesetz vom 8. März 1816 aufgehoben worden).

Die von E. Roth und Weyel gegebenen Anmerkungen sind nach Inhalt und Form sorgfältig abgefaßt; sie sind sachlich reichhaltig und berücksichtigen die sprachlichen Eigentümlichkeiten ausgiebig und verständnisvoll.

Im einzelnen habe ich nur wenig dazu zu bemerken:

a) E. Roth, Anm. zu S. 11. „*Le père n'était pas mal dans les affaires, à preuve qu'il était du Conseil municipal*". „Er war nicht in schlechten Verhältnissen, was schon daraus hervorging, daß er im Gemeinderat war." Es ist offenbar — allerdings unhistorisch — angenommen, daß die Wahl in den Gemeinderat auf Grund des steuerbaren Vermögens erfolgte (nach dem von 1831 bis 1848 geltenden System).

Zu S. 14. *Première communion* ist nicht gleichbedeutend mit der Firmung, die erst nach der 1. Kommunion erfolgt und durch einen Bischof vorgenommen wird.

Zu S. 16 für *tirer à la courte paille* haben wir den entsprechenden Ausdruck: „Hälmchen ziehen."

Zu S. 18. „*Sylvinet dormait à pleins yeux.*" E. Roth übersetzt richtig: „er schlief ganz fest." Sachs hat: „mit tränenfeuchten Augen", was doch wohl voraussetzen würde: *Les yeux pleins de larmes* oder dergl. Zur Vergleichung darf ich vielleicht anführen, daß ich im alemannischen Sprachgebiet der Redeweise begegnete *Kein Aug' voll schlafen*, d. h. gar nicht schlafen.

b) Weyel, Anm. zu S. 2. Die Ableitung des Namens *Landry* von Andreas oder Leander ist aus lautlichen Gründen nicht möglich. *Landri* erscheint schon im altfranzösischen Epos und kommt zweifellos von dem deutschen *Landrik*.

Zu S. 25: *Il se trouva au droit du pré et il y entra. Au droit du pré* wird übersetzt: *mitten in der Wiese*. Dies ist offenbar unrichtig, wie das später folgende *il y entra* deutlich zeigt. Er kann nicht mitten in der Wiese sein, ehe er dieselbe betreten hat. *Au droit* ist ein altertümlicher und mundartlicher Ausdruck, der bedeutet „*gegenüber*", „*Angesichts*" einer Sache. Vgl. Jaubert *Glossaire du centre de la France*.

Zu den Wörterbüchern ist nichts besonderes zu bemerken. Sie sind fleißig und geschickt zusammengestellt.

II. Auch von der Dorfgeschichte *La mare au diable* liegt schon eine Ausgabe mit Anmerkungen von Prof. Dr. Sachs vor. Die Ausgabe von Roos ist ausdrücklich für den Schulgebrauch bestimmt und auch für diesen eingerichtet. Sie gibt nur einen Auszug des Textes, bei dem alles für die Jugend Ungeeignete streng ausgeschieden ist. Wie es scheint, ist der Text der Ausgabe von Calmann Lévy zugrunde gelegt. Eine Vergleichung mit dem älteren Wortlaut (Ausgabe von Hachette von 1855) zeigt, daß die Änderungen, die George Sand vornahm, nicht immer Verschönerungen waren. S. 3, Z. 1 von unten (bei Roos) heißt es nach der neuen Fassung: *Les champs dorés* etc. *représentent des sacs d'écus, dont il (le laboureur) n'aura qu'une faible part, insuffisante à ses besoins, et que pourtant il faut remplir, chaque année, ces sacs maudits, pour satisfaire le maître.* In der alten Ausgabe folgte nach *insuffisante à ses besoins* ein neuer Hauptsatz: *et pourtant il faut remplir chaque année ces sacs maudits* etc.

Die biographische Einleitung ist knapp, aber ausreichend; sie gibt eine kurze Schilderung der schriftstellerischen Persönlichkeit der Verfasserin, wie sie namentlich in ihren *romans champêtres* zu Tage tritt. Der Angabe, daß die dichterische Tätigkeit George Sands in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts fällt, hätte streng genommen das Wort hauptsächlich beigefügt werden müssen; sie hat ja auch nach 1850 noch vieles geschrieben (*Les maîtres sonneurs, le marquis de Villemer, Mademoiselle de Quintinie* etc.).

Die Anmerkungen beschränken sich auf das Wesentliche. Der Verfasser stützt sich dabei, wie er sagt, auf seine Erfahrungen beim Unterricht. Sie bieten keinen Anlaß zu Ausstellungen. Von Druckfehlern ist mir nur aufgefallen S. 61, Z. 11 *Guilette* statt *Guillette*. Ein Druckfehler ist wohl auch im Vorwort Z. 10 *folgen* statt *folgt*.

W. Haape.

Miszellen.

Das bretonische Märchen von Peronnik.

In der Anmerkung 40 auf Seite 193 meines Aufsatzes „Noch einmal die sogenannte Mabinogionfrage" erwähne ich auch dieses Märchen, das E. Souvestre in seiner Märchensammlung Le Foyer Breton (Paris 1844) S. 192 ff. mitteilt und im Anhang S. 212 mit dem Peredur des roten Buches von Hergest und dem Gral Kristians identifiziert, worin ihm H. de la Villemarqué Les Romans de la Table Ronde (Paris 1861) S. 396 gefolgt ist. Ich habe auch meinerseits die Texte mir genau angesehen und muß gestehen, daß ich zwischen Peronnik und den übrigen Texten überhaupt gar keine stoffliche Verwandtschaft entdecken kann. Das im Peronnik erzählte Märchen ist nicht die Geschichte eines Dümmlings, sondern die Geschichte eines ausnehmend schlauen und energischen, aber seiner Stellung und Körperkraft nach ganz schwachen Mannes, der durch die raffiniertesten Listen seinen mächtigen und zauberkräftigen Gegner, den Hüter eines Schatzes, der seinem Besitzer Ruhm und Stellung verschafft, besiegt und ihm seinen Schatz abgewinnt. Von einem Dümmling und einem ihm entsprechenden Treiben findet sich nicht die leiseste Spur, außer dem bloßen, dem Peronnik vom Verfasser beigefügten Beinamen l'idiot und dessen von demselben Verfasser wohl literarisch aufgeputzten ersten Erscheinen im Meierhof. Ein Märchen, das ausschließlich auf lauter Listen aufgebaut ist, mit dem Gral, in dem keine Spur einer List zu finden, zusammenzustellen, scheint mir nicht möglich zu sein. Andrerseits befindet sich ebensowenig irgend eine Verwandtschaft zwischen dem Märchen und den Abenteuern des Gral. Auf diesen führen ausschließlich einige Einzelheiten des Schatzes selbst, der eine diamantene Lanze, die jeden, den sie berührt, tötet, und eine Zauberschüssel, die ihr Besitzer auf seinen Spazierfahrten am Hals (!) trägt, umfaßt, welche wieder die von der Lanze Getöteten ins Leben ruft. Es ist wohl kaum eine andere Erklärung möglich, als daß ein Märchen, das ursprünglich nur die Geschichte der listigen Besiegung des Besitzers eines Wunderschatzes enthielt, später äußerlich dadurch mit Peredur und Gral verbunden worden ist, daß sein Held Dümmling genannt worden und gleichzeitig ein ursprünglich ganz verschiedener Schatz durch Schüssel und Lanze ersetzt worden ist, wobei glücklicherweise das Märchen selbst nicht geändert wurde. Wer diese literarische Maskierung vorgenommen, läßt sich jetzt schwer ermitteln. Man erinnere sich aber, daß kurz vorher H. de la Villemarqué in seinem Barzaz-Breiz (1839) sich nicht gescheut hat, seine eigenen Geistesprodukte für bretonische Volkspoesie auszugeben (darunter auch schon eine Gralfälschung im Morvan le Breiz), so daß auch Souvestre zu solch einem Vorgehen vielleicht hätte verführt werden können. Es ist anzuerkennen, daß sowohl A. Nutt (Holy grail S. 158) als Griffith (Sir Perceval 1911, S. 4) beide den Peronnik in ihren Forschungen ausgeschlossen haben und sich ausschließlich auf die insulare Märchenüberlieferung beschränken.

Nachtrag. Inzwischen ist die oben a. a. O. angedeutete Arbeit von Viktor Junk ‚Gralsage und Graldichtung des MA.' (Wien 1911) erschienen. Sie basiert nach eigenem Geständniss auf L. v. Schroeder's Schrift ‚Die Wurzeln der Sage vom h. Gral' (Wien 1910), worin dieser die Gralsage auf einen uraltarischen Mythus des Orients und den Gral selbst auf Sonne und Mond zurückführt, und sieht im Peronnik eine alte, echte Form der Gralsage, trotzdem ihm die Bedenken gegen die Echtheit seiner Überlieferung bekannt sind und er selbst S. 34 f. eine Reihe von Zügen aufzählt, die er auf den Erzähler Souvestre zurückführen möchte. Die strenge Kritik, die nur von Kristians *livre*, das ein Gralroman nach Art des Borron'schen gewesen sein muß, und womit der Dichter das wohl aus der Sage geholte Dümmlingsmotiv verschmolzen hat, ausgeht und in Kyot lediglich den Decknamen für Wolframs Änderungen erkennt (sie wird vom Verf. ausdrücklich zurückgewiesen), wird aus dieser neuen Arbeit kaum etwas entnehmen können.

W. Foerster.

Du nouveau sur Baïf.

I. Le texte original d'un sonnet.

M. Augé-Chiquet, dans l'excellente Thèse qu'il a consacrée à Baïf, n'a point cru devoir entrer dans l'étude des textes originaux de son auteur non plus que dans l'analyse détaillée des pièces de circonstance que sema le poète dans divers ouvrages. S'il l'eût fait, Chomedey ne serait point absent de l'*Index* qui termine son livre alors que Marty-Laveaux l'insère dans la *Table des noms* qui clôt le deuxième volume de l'Appendice de la Pléiade. Marty-Laveaux lui-même ne semble avoir connu Hierosme Chomedey que postérieurement à 1887, car, publiant à cette date, le tome IV des *Œuvres* de Baïf, il donne, à la p. 285, le sonnet «Au sieur Chomedey» sans qu'aucune note, à la fin du volume, vienne nous éclairer sur le personnage et nous renseigner sur les circonstances de cette dédicace; il n'y a rien non plus dans les *Additions et corrections*.

Le dit sonnet de Baïf se prélasse seul, au beau milieu d'une page de 34 cm de hauteur sur 23 de large! au v⁰ du quatrième des feuillets liminaires placés par l'imprimeur Jacques Kerver en tête de

L'HISTOIRE D'ITALIE // de Messire François Guicciar- // din Gentilhomme Florentin. // Translatée d'Italien en François, & presentée à Tres-ver- // tueuse, Tres-haute, & Trespuissante Dame & Prin- // cesse, KATHERINE DE MEDICIS // Royne de France: // PAR // *Hierosme CHOMEDEY, Gentilhomme & Con- // seiller de la ville de Paris.*

Le titre porte la date de 1568, mais, au v⁰, il y a un «*Acheué d'Imprimer le vingt & cinquiesme iour de Septembre. 1567*» et l'Extraict du privilege du Roy mentionne que les lettres patentes furent «données à sainct Maur des Fossez le vingt et deuxiesme iour de May, mil cinq cens soixante et six.»

A en juger par la disposition typographique très inusitée, il semble qu'on puisse placer la composition des pièces liminaires (l'inévitable poème latin de Io. Auratus, un sonnet de P. de Ronsard et celui de Baïf) entre 1566 et 1567, pendant l'impression du livre.

Mais il est temps de donner le texte annoncé, celui dont Chomedey eut la primeur

IAN ANTOINE DE BAIF.

Nul ne doibt attenter maniments d'importance,
Qui pour choisir le bien & reietter le mal,
N'a au bon naturel le sens aquis egal,
4 L'ayant faict & formé par longue experience.
Mais le cours de nos ans precipité s'auance
Comme l'eau des ruisseaux coulante contreual:
Qui, tronqué plus souvent du dernier iour fatal,
8 Fait des hommes mortels auorter la prudence.
CHOMEDEY tu cognus nostre foiblesse humaine,
Et que l'Histoire en est la guarison certaine,
11 Quand tu feis pour les tiens ceste belle entreprise,
C'est au peuple François de t'en rendre l'honneur,
Qui va cueillir le fruit de peine si bien prise,
14 Qu'i n'apartient qu'au ROY d'en estre guerdonneur.

Si nous admettons que Marty-Laveaux ait reproduit exactement le texte des *Œuvres*, nous constatons que Baïf a quelque peu retouché les quatrains dans lesquels, seuls, les vers 1, 2, 5 et 8 sont restés de la première rédaction. Au II. Livre des Passetems, les vers 3, 4, 6 et 7 sont ainsi modifiés:

3 N'a le bon naturel *au* sens acquis egal,
4 *Fait sage et bien instruit* par longue experience.
6 Comme l'eau des *torrens roulante* contre val:
7 *Et* tronqué plus souvent du dernier jour fatal.

Au v. 14, *i* est probablement une faute d'impression de Kerver et il faut sans Doute lire *il*, texte donné par Marty-Laveaux.

II. Une traduction peu connue.

Au douzième chapitre du neuvième livre de ses *Confessions*, s. Augustin cite les premiers vers de l'hymne ambrosienne:

Deus, creator omnium,
Polique rector,.....

Aymar Hennequin, évêque de Rennes de 1573 à sa mort en 1596, occupa quelques-uns des loisirs que lui laissa la politique à traduire et l'*Imitation* et les *Confessions*. Dans cette dernière œuvre, dédiée à Henri III, Aymar, arrivé au passage cité plus haut, se souvint-il que son frère Hierosme avait publié tout un recueil de sonnets, honoré par Baïf d'un autre sonnet qui se lit au II. Livre des Passe-tems (éd. Marty-Laveaux, IV, 282), et fut-ce le poète qui lui suggéra l'idée de publier une traduction poétique de l'hymne en question? Ou bien l'évêque de Rennes connaissait-il personnellement Baïf? Quoi qu'il en soit, une note marginale à la p. 490 de sa traduction, en face des mots: Deus creator omnium, porte: «*Hymne de S. Ambr. traduicte par M. de Baif, Poëte tres-renommé de ce temps*» Cette traduction que ne signale point Goujet et qui paraît avoir échappé à Marty-Laveaux et à M. Augé-Chiquet, n'ajoutera rien à la renommée du chantre de Meline et de Francine, mais elle sera, à côté des *Psaumes*, un témoignage de la piété de son âge mûr.

DEVS CREATOR OMNIVM.

Dieu Createur de toutes choses:
Qui Roy du Ciel de tout disposes,
Partant le jour d'un beau Soleil,
La nuict d'un gracieux sommeil,

Afin que le repos ramene
Les corps rafraischis à la peine,
Les esprits lassez delaissant,
Et les fascheux ennuis chassant.
Ayans achevé la journée,
Et la nuict estant desia née,
Graces et vœux nous vous rendons,
Grace et secours vous demandons.
Chantant l'Hymne, le cœur vous chante,
Te sonne la voix accordante,
Te cherche amour et chasteté,
L'esprit t'adore en saincteté,
Afin que quand la nuict obscure
Clorra du jour la clarté pure,
La foy les tenebres domptant,
Luise, toute ombre surmontant.
Ne laissez dormir la pensée,
Dorme toute offense effacée:
La chaste foy par sa fraischeur
Du somme attrempe la vapeur.
Despouillant des sens le mensonge,
Le profond du cœur à vous songe:
L'embusche du malin trompeur
Ne nous trouble d'aucune peur.
Prions IESVS-CHRIST et le PERE,
Et des deux L'ESPRIT salutaire,
Tes devots garde ô TRINITÉ,
Vn sur tout en authorité.

H. VAGANAY.

gratte-papier.

Das *Dictionnaire Général* verzeichnet *gratte-papier* seit dem Jahre 1622. Diese Datierung bedarf der Berichtigung. Die Bezeichnung ist schon für 1578 belegt, und zwar in der französischen Bearbeitung von Hotmans „*Franco-Gallia*". Dort heißt es in dem Druck der „*Mémoires de l'estat de France, sous Charles IX*". II. (1578) S. 482 r°: „*... que la nation Françoise ... perde ainsi son temps à chiquaner, calomnier*, et *remuer les ordures de ces gratte-papiers...*". Die erste französische Übersetzung, welche Simon Goulard von Hotmans ursprünglich (1573) lateinisch verfaßter Schrift im Jahre 1574 besorgt hat, enthält die in Frage kommende Stelle noch nicht. Sie bricht, ebenso wie das lateinische Original, vorher ab.

Marburg i. H. KURT GLASER.

Dr. Leopold Anton und Marie Dirl'sche Preisaufgabenstiftung.

Im Sinne des Stiftbriefes über die Dr. Leopold Anton und Marie Dierl'sche Preisaufgabenstiftung ist von Seiten des Professoren-Kollegiums der philosophischen Fakultät an der k. k. Universität in Wien nachstehendes Thema für die achte philologische Preisaufgabe gewählt worden:

„Der Einfluß des vorrömischen, römischen und christlichen Kultes auf die Toponomastik Galliens".

Für die beste Lösung dieser Aufgabe wird durch den unterfertigten Ausschuß als Stiftungs-Kuratorium hiermit ein Preis von fünfzig k. k. Dukaten ausgeschrieben.

Bewerbungs-Bedingnisse.

Zur Bewerbung werden gemäß dem Stiftbriefe nur Personen zugelassen, welche das Staatsbürgerrecht in den im Reichsrate vertretenen Königreichen und Ländern besitzen.

Die Arbeiten, welche noch nicht veröffentlicht sein dürfen und in deutscher Sprache abgefaßt sein müssen, sind in Reinschrift bis längstens 1. Januar 1913 gegen Bestätigung bei dem Dekanate der philosophischen Fakultät der k. k. Universität in Wien einzureichen.

Jede Arbeit ist mit einem Motto zu versehen und derselben ein versiegeltes mit dem gleichen Motto versehenes Kouvert beizulegen, in welchem ein Blatt mit der Angabe des Vor- und Zunamens, des Standes und der genauen Adresse des Autors und, falls nicht schon aus der Stellung des Preisbewerbers seine österreichische Staatsbürgerschaft hervorgeht, ein Beleg über die letztere enthalten sein muß. Auf der Arbeit selbst darf sich keine Hindeutung auf die Person des Autors vorfinden.

Die Prüfung der Arbeiten und die Entscheidung über die Preisbewerbung, welche dem Professoren-Kollegium der philosophischen Fakultät der k. k. Universität in Wien zusteht, wird mit tunlichster Beschleunigung stattfinden.

Das Autorrecht an der prämiierten Arbeit verbleibt dem Verfasser.

Die Zuerkennung des Preises kann unterlassen werden, wenn keine der eingereichten Arbeiten des Preises würdig erachtet werden sollte.

Nach erfolgter Entscheidung, welche kundgemacht wird, werden die eingelangten Arbeiten gegen Rückgabe der Empfangsbestätigung zurückgestellt.

Wien, am 17. Oktober 1911.

Vom Ausschusse der n. ö. Advokatenkammer
als
Kuratorium der Dr. Leopold Anton und Marie Dierl'schen
Preisaufgabenstiftung.

15. Allgemeiner Deutscher Neuphilologentag in Frankfurt a. M. vom 28.—30. Mai 1912.

Aus einer unter Leitung des Herrn Direktor Dörr stattgehabten gemeinschaftlichen Sitzung der vorbereitenden Ausschüsse für die in Frankfurt a. M. nach Pfingsten 1912 stattfindende 15. Tagung des Allgemeinen Deutschen Neuphilologenverbandes verdienen einige allgemein interessierende Punkte Erwähnung. Die Tagung findet — wie in der Regel alle zwei Jahre — unmittelbar nach dem Pfingstfest vom 28. bis 30. Mai statt, zugleich als Jubelfeier zur Erinnerung an den vor 25 Jahren dort abgehaltenen zweiten deutschen Neuphilologentag. Am Vorabend (Pfingstmontag) ist eine zwanglose Zusammenkunft im oberen Saale der Alemannia (am Schillerplatz). Vorträge haben bereits eine Reihe Universitätsprofessoren und Schulmänner des In- und Auslandes zugesagt u. a. die Professoren Bovet

(Zürich), Brunot (Paris), Morf (Berlin), Sadler (Leeds), Wechssler (Marburg), ferner die Professoren Curtis und Friedwagner von der Frankfurter Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften. Beiträge zu einer Festschrift sind gleichfalls in großer Zahl in Aussicht gestellt, z. T. schon im Druck. Eine Ausstellung von neusprachlichen Lehrmitteln, im besonderen solcher, die sich mit der Behandlung des Wortschatzes im Schulunterricht befassen, wird veranstaltet werden; es ist beabsichtigt, diese Lehrmittel später dem Frankfurter Schulmuseum zuzuführen. Auch hierfür liegen schon Zusagen vor, so von den Pariser Verlegern Colin und Delagrave. Die finanzielle Grundlage darf nach dem Berichte des Kassenführers als gesichert betrachtet werden. Dem Wohlwollen und der Einsicht einiger Frankfurter Herren verdankt der Neuphilologentag einen Grundstock, um dessen Beschaffung sich besonders die Herren Prof. Curtis, Reichard und Direktor Dr. Walter mit Erfolg bemüht haben. — Nach des Tages Arbeit — in der Akademie — sind als Feste des Abends geplant: am Dienstag ein Festmahl im Frankfurter Hof, Mittwoch abend eine Vorstellung in einem der städtischen Theater, als Abschluß am Donnerstag Nachm. eine Rheinfahrt, vielleicht mit Abschiedsfeier im Kurhause zu Wiesbaden. Auch ein Empfang durch die städtischen Behörden im „Römer" wird sich voraussichtlich ermöglichen lassen. Die Teilnehmerkarte, die für sämtliche Veranstaltungen gilt, wird Mk. 10.— für Herren, Mk. 5.— für Damen kosten. — Weitere Auskunft über den Neuphilologentag erteilen die Herren Direktor Dörr (Liebig-Realschule, Falkstraße) und Prof. Dr. Michel, Vorsitzender des Preßausschusses (Realschule Philanthropin, Hebelstraße) in Frankfurt a. M.

Novitätenverzeichnis.

(Abgeschlossen am 15. Dezember 1911.)

1. Bibliographie und Handschriftenkunde.

Beresniewicz, Ch. Essai d'une bibliographie des traductions françaises de la littérature polonaise [In: Rev. des Bibliothèques XXI, 4/6].

Catalogue général des livres imprimés de la Bibliothèque nationale. Auteurs. T. 45: Duplom-Dutirou. Paris, Impr. nationale. 1911. In-8 à 2 col., col. 1 à 1276. [Ministère de l'instruction publique et des beaux-arts.]

— des ouvrages des Dumas (Alexandre) père et fils, conservés à la Bibliothèque nationale au département des imprimés. Paris, Impr. nationale. 1911. In-8 à 2 col., col. 1 à 160. [Ministère de l'instruction publique et des beaux-arts. Extrait du t. 44 du Catalogue général des livres imprimés de la Bibliothèque nationale.]

Chatelain, É. Notes de bibliographie Moliéresque [In: Rev. des Bibliothèques XXI, 4/6].

Jordan, L. Die Münchener Voltaire-Handschriften [In: Arch. f. n. Spr. CXXVII, S. 129—152].

Martinon, Ph. Bibliographie chronologique des principaux recueils lyriques de l'époque romantique [In: Annales Romantiques VIII, 3].

Neubaur, L. Zur Bibliographie der Sage vom ewigen Juden [In: Zentralblatt für Bibliothekwesen. XXVIII, 11].

Northup, Clark S. The present bibliographical status of Modern Philology. With a summary of Lettres from representatives of Modern Language Studies by *W. N. C. Carlton.* Preceded by a Survey of periodical bibliography by *J. Christian Bay.* Published for the Bibliographical Society of America. The University of Chicago Press. Chicago, Illinois. (Für Deutschland: Th. Stauffer, Leipzig.)

Aubert, H. Notices sur les manuscrits Petau conservés à la bibliothèque de Genève (fonds Ami Lullin) (suite) [In: Bibliothèque de l'Ecole des Chartes. Mai-août 1911].

Karl, L. Notice sur l'unique manuscrit français de la bibliothèque du Duc de Portland à Welbeck [In: Rev. d. l. rom. LIV, 210—229].

Clouzot, H. Les Débuts de l'imprimerie à Luçon. Paris, H. Leclerc. 1911. In-8, 8 p. [Extrait du «Bulletin du bibliophile».]

Lepreux, H. Gallia typographica ou répertoire biographique et chronologique de tous les imprimeurs de France. Série départementale. Tome II. Provinces de Champagne et de Barrois. Paris, H. Champion. 25 fr.

2. Enzyklopädie, Sammelwerke, Gelehrtengeschichte.

Annuaire de la Société de Littérature Wallonne. Liège 1911. No. 24 [Darin u. a.: *Aug. Doutrepont Liège* ou *Liège?* — Djan'nèsse, adaption wallonne de la 1re scène du *Tartuffe* p. *Henri Simon*].

Bulletin de l'Association Émile Zola. Fondée le 4 juin 1909. Année 1911, No. 5 [Sommaire: L'Action Littéraire de Zola, par *J.-H. Rosny aîné.* — Le IXe Pélerinage de Médan (compte-rendu complet). — Zola patriote: La Débâcle, par *Edmond Lepelletier.* — Souvenirs: Un matin chez Émile Zola, pendant son procès, par *Octave Mirbeau.* — Compte-rendu de l'Inauguration du Monument Zola à Aix (discours de M. *Jules Payot*). — Constantin Meunier, par *Maurice Le Blond.* — *Illustrations*: Le Monument Émile Zola, par Philippe *Solari* et *Maurice Baille*]. (*Extraits des Statuts*: I. Il est fondé sous le nom d'Association Émile Zola une association ayant pour but d'honorer la mémoire d'Émile Zola et de propager, parmi les générations nouvelles, les grandes idées qui furent les principes de son œuvre et de sa vie. — II. Le caractère de l'Association est essentiellement littéraire, philosophique et social, en dehors de tout objet politique. — III. Pour faire partie de l'Association Émile Zola, il suffit d'accepter les présents statuts et d'adresser son adhésion et sa cotisation au trésorier, M. Lucien Hauser, 39, rue de Surène, Paris. — Les *cotisations* sont fixées pour chaque membre à la somme minima de 2 francs par an.)

Revue des études rabelaisiennes IX, 3. Sommaire: Bertrand de la Borderie et le «Discours du voyage de Constantinople», par *V.-L. Bourrilly.* P. 183. — Frère Antoine du Saix, «commandeur jambonnier de Sainct Antoine», de Bourg-en-Bresse, par *J. Plattard.* P. 221. — Rabelaesiana, par *Lazare Sainéan.* P. 249. — Trois contemporains de Rabelais, par *Hugues Vaganay.* P. 295. — Un récit inédit de la «Sciomachie», par *Lucien Romier.* P. 321. — Un document nouveau sur la légende de Pantagruel à la fin du XVe siècle, par *Jean Plattard.* P. 326. — Les saints producteurs de maladies, par *H. Vaganay.* P. 331. — *Comptes-Rendus.* P. 333: Pierre Villey. L'influence de Montaigne sur les idées pédagogiques de Locke et de Rousseau (Jean Plattard). — P. 335: Louis Thuasne. Villon et Rabelais. Notes et commentaires (J. P.). — P. 338: Jean Calvin. Institution de la Religion chrestienne. Texte de la première édition française (1541), réimprimé sous la direction d'Abel Lefranc par Henri Chatelain et Jacques Pannier (Jean Plattard). — *Chronique.* P. 343.

Faguet, Emile. Le Critique. Le Moraliste. Le Sociologue; par *Maurice Duval.* Poitiers, Société française d'impr. et de libr. Paris, libr. de la même société, 15, rue de Cluny. 1911. In-16, XXIV-362 p.

Schulze, Wilh. Gedächtnisrede auf *Heinrich Zimmer.* [SA. aus: „Abh. d. preuß. Akad. d. Wiss."] (19 S.) Lex. 8⁰. Berlin, G. Reimer 1911.

3. Sprachgeschichte, Grammatik, Lexikographie.

Klozner, L. Slova anglická do francouzštiny nedávno přejatá (Englische, unlängst ins Französische entlehnte Wörter) [In: Časopis pro Moderní Filologii I, 4].

Liebermann, F. Zum Vordringen des Englischen unter Anglofranzosen [In: Arch. f. n. Spr. CXXVI, 436].

Zemmrich, J. Deutsche und Romanen in der Schweiz [In: Deutsche Erde X $^1/_2$].

Haberl, R. Gallisch *andera* und die Betonung im Gallischen [In: Zs. f. celtische Philol. VIII, 2].
Holder, Alfr. Altceltischer Sprachschatz. 20. Lfg. Nachträge zum 1. Bde. (c. 307—665.) (Sp. 769—1024.) Lex. 8⁰. Leipzig, B. G. Teubner, 1911. 8 Mk.
Schramm, F. Sprachliches zur Lex Salica. Eine vulgärlateinisch-romanische Studie. (Teildruck.) Marburger Dissertation 1911. (Die vollständige Arbeit erscheint als Heft III der Marburger Beiträge zur romanischen Philologie).

Oulmont, Ch. Etude sur la langue de Pierre Gringore. Paris, H. Champion. 1911. In-8, VII-157 p. [Bibliothèque du XVe siècle, t. 15.]

Gaillard, G. De quelques formations néologiques récentes (suite) [In: Rev. de Phil. franç. et de littér. XXV, 102—131].
Nyrop, Kr. Études sur quelques métonymies [Académie Royale des sciences et des lettres de Danemark. Extrait du Bulletin de l'année 1911. No. 5].
Rosset, Th. Les origines de la prononciation moderne étudiées au XVIIe siècle d'après les remarques des grammairiens et les textes en patois de la banlieue parisienne. Thèse. Paris, A. Colin, 1911.
— Les origines de la prononciation moderne étudiées au XVIIe siècle... Appendice: dix conférences en patois 1649—1660. Paris, A. Colin, 1911.
Schwan, E. Grammatik des Altfranzösischen. Neu bearbeitet von Dr. *Dietrich Behrens*. Neunte revidierte und vermehrte Auflage. Leipzig, O. R. Reisland 1911. VIII, 366 S. 8⁰.
Voretzsch, C. Einführung in das Studium der altfranzösischen Sprache. Zum Selbstunterricht für den Anfänger. Vierte Auflage. Halle a. S. Max Niemeyer. XVI, 336 S. 8⁰.

Barbier fils, P. Chronique étymologique des langues romanes (Suite) [In: Rev. de dialectol. romane III, 232 ff.].
— Noms de poissons. Notes étymologiques et lexicographiques IV [In: Rev. d. l. rom. LIV, 149—190].
Blondheim, D. S. Etymological notes: Fr. *cadastre*, Span. and Port. *cerdo, cerda* [In: Studies in honour of A. M. Elliott I, 237—250].
Büskens, H. Die französischen Namen der Singvögel. Bonner Dissertation, 1911.
Brazil, Pr. Sur l'origine du mot «rastaquouère» [In: Mercure de France 1er oct. 1911. S. 667 f].
Haust, J. Étymologies wallonnes [In: Romania XL, 323—330].
Jaberg, K. Sprachgeographische Untersuchungen VII. *S'asseoir* (Mit 2 Karten) [In: Arch. f. n. Spr. CXXVI, 371—423].
Jud, J. Neue Wege und Ziele der romanischen Wortforschung [Separat-Abdruck aus Wissen und Leben 15. Nov. und 1. Dez. 1911].
Kluge, Fr. Aufgabe und Methode der etymologischen Forschung [In: Neue Jahrbücher, 1911. I.].
Merlo, C. Die romanischen Benennungen des Faschings [In: Wörter und Sachen III, 88—109].
Ovidio, Fr. d', Il vocabolo *caniculo* e suoi derivati. Roma 1911. 11 S. 8⁰. [Rendiconti d. r. accademia d. Lincei: scienze morali.]
Spitzer, L. Etymologische Miscellen [In: Arch. f. n. Spr. CXXVII, 153—161]. (Fz. prov. *esperir* ‚wecken'; prov. *escoill* ‚Benehmen, Manier'; prov. *veiaire*, fz. *viaire*; fz. *semillant*; *males semilles*; fz. *s'ébarouir* ‚tomber de vetusté'; fz. *tablier* ‚Schürze'; prov. *daurezi* ‚Goldschmied' u. a.)

Stowell, W. A. Notes on the etymologie of bachelier [In: Studies in honour of A. M. Elliott I, 225—236].
Thomas, A. Anc. franç. *beur* [In Romania XL, 441].
— Encore *scieur de long* [In: Romania XL, 442].
— anc. prov. *esbrigar* [In: Romania XL, 333].
— Berrichon *asté, sté* [In: Romania XL, 331 f.].
Tiktin, H. Zur Geschichte von *hasard* [In: Arch. f. n. Spr. CXXVII, S. 162—174].

Armstrong, E. C. The French Shifts in Adjective Position and their English Equivalents [In: Studies in honour of A. M. Elliott I, 251—274].
Ebeling, G. Syntaktische Kleinigkeiten [in: Arch. f. n. Spr. CXXVII, 174 ff.] (1. Non ho a che fare con lui ‚ich habe mit ihm nichts zu schaffen'; 2. è partito per alla volta di Firenze; 3. Ital. alla perfine, frz. *a la parfin*, prov. *a la perfin* 'schließlich' und Verwandtes).
Oetken, J. Der Modus des Objektssatzes im Französischen. Göttinger Dissertation 1911.

Doutrepont, Aug. *Liége* ou *Liège?* [In: Annuaire de la Soc. de Littér Wallonne. S. oben p. 266].
Lejeune, J. Toponymie de la commune d'Ayeneux. Glossaire et Carte, avec une préface et des notes par *J. Haust.* Liège, Imprimerie Vaillant-Carmanne 1911. 69 S. 8⁰.
Quelle est la vraie orthographe du mot Notre-Dame de Lumière? Avignon, impr. Aubanel frères In-16, 16 p. avec grav.
Th(omas), A. Le pont de Mautrible, à Saintes [In: Romania XL, 443—446].

Rosset, Th. Recherches expérimentales pour l'inscription de la voix parlée. Thèse complémentaire. Paris, A. Colin, 1911.
Viëtor, Wilh. Kleine Phonetik des Deutschen, Englischen und Französischen. 7. Aufl. XVI, 132 S. mit 21 Fig. 8⁰. Leipzig, O. R. Reisland, 1911. 2,50 Mk.

Le Boucher, Gaston. Dictionnaire de poche français-italien. Indiquant la prononciation d'après le système phonétique de la Méthode Toussaint-Langenscheidt. 1. partie. Français-italien. Fonolexika Langenscheidt. LXIV, 556 S. kl. 8⁰. Berlin-Schöneberg, Langenscheidts Verl., 1911. 2.— Mk.

4. Metrik, Stilistik, Poetik, Rhetorik.

Rochette, A. L'alexandrin chez Victor Hugo. Lyon et Paris. E. Vitte. 1911. 606 S. 8⁰.
Thieme, H. P. Notes on Victor Hugos Versification [In: Studies in honour of A. M. Elliott I, 209—224].

Fleischer, W. Synästhesie und Metapher in Verlaines Dichtung. Versuch einer vergleichenden Darstellung. Greifswalder Dissert. 1911.

Mettlich, Jos. Die Abhandlung über *Rymes et mettres* in der Prosabearbeitung der Echecs amoureux, zum erstenmal herausgegeben und besprochen. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Kgl. Paulinischen Gymnasiums zu Münster. Münster i. W., Aschendorffsche Buchdruckerei, 1911. 31 S.

5. Moderne Dialekte und Volkskunde.

Chanoux, A. Mon patois: légende, suivie de quelques notices sur le dialecte valdôtain. Macerata, tip. F. Giorgetti, 1911. 36 S. 8°.

Caix de Saint-Aymour "Belgicismes". A propos de quelques mots de l'ancien français, conservés dans le langage des Belges [In: Annales de l'Acad. Royale d'Archéologie de Belgique LXIII, 445—486].

Déresse, A. Vocabulaire du patois de Villefranche-sur-S. (suite) [In: Rev. de Phil. franç. et de litt. XXV, 80—101].

Fankhauser, F. Das Patois von Val d'Illiez (Unterwallis). (Suite) [In: Rev. de dialectologie romane III, 1—76].

Fester, K. Satzphonetik im Wallonischen Dialekt Malmedys. Erlanger Dissert. 90 S. 8°.

Franck, J. Recueil de mots nouveaux de Dison [Extrait du Bulletin de la Société de Littérature wallonne, t. 53].

Gauchat. La trilogie de la vie. Articles-spécimens du *Glossaire romande.* II. Fiançailles et mariage (Suite) [In: Bulletin du Glossaire des patois de la Suisse Romande X, 1.].

Guerlin de Guer, Ch. Lexique de Mons-la-Tour (Haute-Loire) [In: Rev. de Phil. franç. et de littér. XXV, 132—143].

Haust, J. Etymologies wallonnes [In: Romania XL, 323—330].

Krüger, F. Sprachgeographische Untersuchungen in Languedoc und Roussillon I. [In: Rev. de dialectol. romane III, 144—183].

Malvezin, P. Glossaire de la langue d'oc. Paris, rue de la Grenelle, 17. 1908—1909. 15 fr.

Merlo, C. Da un «Saggio fonetico-morfologico sul dialetto francoprovenzale di Valtournanche». Note fonetiche [Estratto dai «Rendiconti» del R. Ist. Lomb. di sc. e lett., Serie II, Vol. XLIV, 1911].

Piat. Grammaire des dialectes occitaniens [In: Rev. d. l. rom. LIV, 230—314].

Terracher, A. Le pluriel du démonstratif dans les parlers populaires de l'Angoumois [In: Studies in honour of A. M. Elliott I, 275—280].

Touzaud, D. Notes philologiques sur le patois charentais: observations sur un ouvrage d'A. Esmein [In: Bulletin de la Soc. archéol et histor. de la Charente. 8e série, tome I (1910), p. LXXVIII bis LXXXIII].

Duc de la Salle de Rochemaure Régionalisme et Félibrige. Aurillac, Imprimerie moderne 1911.

Edmont, Ed. Texte Saint-Polois. A l'Buée, scène populaire Saint-Poloise. Paris 1911, in-8, br. 2 fr. (Texte patois, transcription phonétique, trad. littérale. Petit glossaire).

Lalanne, J. V. Lou Prousèy d'û Biarnès, coundes e histoerots. Pau, impr. Marrimpouey. 1911. In-8, 217 p. [Libré de l'Escole Gastou-Febus].

Mistral. — Traduction ritmée de la chanson de Magali p. *L. Clédat* [In: Rev. de Phil. franc. et de littér. XXV, 153—155].

Molière. — Djan'nèsse adaption wallonne de la 1re scène du *Tartuffe* p. *Henri Simon* [In: Annuaire de la Société de Littér. wall. S. oben p. 266].

Remouchamps, E. Tâtî l'Pèriquî. Comèdèye-vaudevile di treus acts avec le portrait de l'auteur, la musique des chants, un commentaire et un glossaire par *Jean Haust.* Quatrième édition. Liège, Soc. de Littér. wallonne 1911.

Cosquin, E. Le conte du Chat et de la Chandelle dans l'Europe du moyen âge et en Orient (à suivre) [In: Romania XL, 371—430].

Piérard, L. La Chanson populaire du Hainaut [In: Les arts anciens du Hainaut. Conférences p. p. J. Destrée. Bruxelles, G. van Œst & Cie. 1911].
Rossat, A. Les «Fôles», Contes fantastiques patois recueillis dans le Jura bernois (Suite) [In: Schweizerisches Arch. f. Volkskunde XV, 3].
Verquin, F. Proverbes et expressions populaires du Hainant (Dialecte de Mons) [Extrait du Bulletin de la Société liégeoise de Littérature wallonne, t. 53].
Wickersheimer, E. La médecine astrologique dans les almanachs populaires du XXe siècle [In: Bulletin de la Société française d'histoire de la médecine, X, 1, janvier 1911, p. 26—39].

6. Literaturgeschichte.

a) Gesamtdarstellungen.

Bovet, E. Lyrisme-Épopée-Drame. Une loi de l'histoire littéraire expliquée par l'évolution général. Paris, A. Colin. 3 fr. 50.
Spurgeon, C. F. E. Chaucer devant la critique en Angleterre et en France depuis son temps jusqu'à nos jours. Paris, Hachette et Cie. 1911.

Anglade, J. Note sur les derniers troubadours à la cour de Rodez [In: Annales du Midi. Juillet 1911].
Bédier, J. La légende des "Enfances" de Charlemagne et l'histoire de Charles Martel [In: Studies in honour of A. M. Elliott I, 81—107].
— La chronique de Turpin et le pélérinage de Compostelle [In: Annales du Midi. Octobre 1911. S. 425—450].
Bellevue, Marquis de. Paimpont. Les Druides et les Romans de la Table ronde. La Forêt druidique. La Forêt enchantée. La Forêt chrétienne. La Forêt féodale. La Forêt historique. Paris, H. Champion. 1911. In-8, 273 p.
Crane, T. F. Mediæval Story-Books [In: Mod. Philology IX, 2. S. 225—238].
Curdy, A. E. The versions of the Fable of the Peacock and Juno [In: Studies in honour of A. M. Elliott I, 329—346].
Dierks, O. Die dramatische Bearbeitung nationaler Stoffe in Frankreich. Dissert. Münster, 1911.
Durand, G. Tableaux et chants royaux de la Confrérie du Puy Notre-Dame d'Amiens, reproduits en 1517 pour Louise de Savoie, duchesse d'Angoulême. (Bibliothèque Nationale, ms. français 145.) Amiens et Paris, 1911, in-fol. 11 p. et 96 pl. (Publié par la Soc. des Antiquaires de Picardie.)
Gallier, H. de. Les Mœurs et la Vie privée d'autrefois. Paris, Calmann-Lévy, 1911. In-18, v-388 p. 3 fr. 50.
Hilka, A. Nochmals *Orlalientum* [In: Zs. f. rom. Phil. XXXV, 638 bis 640].
Huet, G. La Légende de Charlemagne Bâtard et le témoignage de Jean Boendale; par G. Huet. Abbeville, impr. F. Paillart. Paris, H. Champion, 1911. In-8, 15 p. [Extrait du «Moyen Age», 2e série, t. 15 (mai-juin 1911).]
Jones, W. L. King Arthur, in History and Legend. VII, 145 S. 12⁰. Cambridge University Press.
Junk, V. Gralsage und Graldichtung des Mittelalters [In: Sitzungsberichte der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien. Phil.-histor. Klasse. 168. Bd. 4. Abhandl. 193 S. 8⁰. Mk. 4,30].
Keidel, G. C. Problems in Medieval Fable Literatur [In: Studies in honour of A. M. Elliott I, 281—303].

Laurent, J. A propos de „l'impératrice" de Montpellier [In: Annales du Midi, Juillet 1911].

Lewent, K. Paul Heyses ‚Troubadour-Novellen' [In: Arch. f. neuere Spr. CXXVII, S. 91—114].

Loth, J. Contributions à l'étude des romans de la Table Ronde. II: Le bouclier de Tristan [In: Revue Celtique XXXII, 3].

Nitze, W. A. The Castle of the Grail — an Irish Analogue [In: Studies in honour of A. M. Elliott I, 19—51].

Oeding, Fr. Das altfranzösische Kreuzlied. Rostocker Dissertation. 119 S. 8⁰.

Oulmont, Ch. Les *Débats du clerc et du chevalier* dans la littérature poétique du moyen age. Etude historique et littéraire suivie de l'édition critique des textes et ornée d'un facsimilé. H. Champion, 1911. In-8, XVI-237 p. 5 fr.

Pfister, Fr. Zur Geschichte der Alexandertradition und des Alexanderromans [Sonderabdruck aus „Wochenschrift für klassische Philologie" 1911, No. 42].

Pillet, A. Ein ungedrucktes Gedicht des Troubadours Guillem Magret und die Sage von Golfier de las Tors [In: Festschrift zur Jahrhundertfeier der Universität Breslau, hrsgb. von Th. Siebs]. (Vgl. *A. Thomas* Encore Goufier de Lastours. Romania XL, S. 446 ff.).

Pons, S. Les poèmes vaudois et les mystères provençaux du XVe siècle. Étude littéraire. Pinerolo, typographie sociale, 1909. 17 S. 8⁰ (vgl. Romania XL, 348).

Remppis, M. Die Vorstellungen von Deutschland im altfranzösischen Heldenepos. Tübinger Dissertation, 1911. (Die vollständige Arbeit erschien als 34. Beiheft zur Zs. f. rom. Phil.).

Schröder, L. von. Der arische Naturkult als Grundlage vom heiligen Gral [In: Bayreuther Blätter, 1911. 7—9].

Stronski, St. A propos d'une princesse byzantine du XIIe siècle [In: Annales du Midi. Octobre 1911].

Strucks, C. Der junge Parzival in Wolframs von Eschenbach ‚Parzival', Crestiens von Troyes ‚Conte del gral', im englischen ‚Syr Percyvelle' und italienischen ‚Carduino'. Dissert. Münster. 75 S. 8⁰.

Vidal, J. M. Esclarmonde de Foix dans l'histoire et le roman. Toulouse, Privat, 1911. 41 S. 8 [Aus: Rev. de Gascogne].

Wilmotte, M. L'ancienne littérature française du Hainaut [In: Les arts anciens du Hainaut. Conférences p. p. J. Destrée. Bruxelles, G. van Œst & Cie. 1911].

Bastide, Ch. Les gazettes françaises de Londres au XVIIe s. [In: Revue de synthèse historique. Juin 1911].

Behrens, H. Francisque Sarceys Theaterkritik. Greifswalder Dissert. 1911.

Benoist, A. Le Théâtre d'aujourd'hui. 1re série: le théâtre de Maurice Donnay, le théâtre de Paul Hervieu, le théâtre de Lavedan, le théâtre de Brieux, le théâtre de Jules Lemaître. Poitiers, Société française d'impr. et de libr. Paris, libr. de la même société, 15, rue de Cluny, 1911. In-16, 337 p.

Beresniewicz, Christine. Essai d'une bibliographie des traductions françaises de la littérature polonaise. Paris, H. Champion, 1911. In-8, 56 p. [Extrait de la «Revue des bibliothèques», n°s 4-6, avril-juin 1911.]

Chinard, G. L'exotisme américain dans la littérature française au XVIe siècle. Paris, Hachette. 3.50 fr.

Delattre, J. Les écrivains français de Wallonie de 1880 à 1911 [In: Les arts anciens du Hainaut. Conférences p. p. J. Destrée. Bruxelles, G. van Œst & Cie. 1911].

Delvaille, J. Essai sur l'histoire de l'idée de progrès jusqu'à la fin du XVIIIe siècle. Thèse. Paris, F. Alcan, 1910.

Duclaux, Mme. The French ideal: Pascal, Fénelon and other Essays. London, Chapman. 326 S. 8⁰.

Dumont-Wilden, L. Les Wallons et l'ésprit européen. Le prince de Ligne et Octave Pirmez [In: Les arts anciens du Hainaut. Conférences p. p. J. Destrée. Bruxelles, G. van Œst & Cie. 1911].

Fagniez, G. La femme et la société française dans la première moitié du XVIIe siècle. — La Vie Professionnelle [In: Rev. des deux mondes 1er Oct. 1911].

Friedland, L. S. The Dramatic Unities in England (continued) [in: The Journal of Engl. and Germ. Philology X, 3].

Gottlieb, Alex. Die französische Renaissanceliteratur am Ende des 18. Jahrh. Progr. (28 S.) gr. 8⁰. Radantz 1911. (Wien, M. Gottlieb.)

Hevesy. A de. Liszt et les Romantiques [In: Revue de Paris XVIII, 21].

Kastner, L. E. On the Italian and French Sources et Drummond of Hawthornden [In: Mod. Lang. Review VI, 462—470].

Lancaster, H. C. A. Classic French Tragedy based on an Anecdote told of Charles the Bold [In: Studies in honour of A. M. Elliott I, 159—147].

Macintire, E. J. French Influence on the Beginnings of English Classicism [In: Publ. of the Mod. Lang. Assoc. of America XXVI, 496—527].

Martinon, Ph. Bibliographie chronologique des principaux recueils lyriques de l'époque romantique [In: Annales Romantiques VIII, 3].

Mélotte, P. Essai sur le Théâtre Futur. Association des écrivains belges. Bruxelles, Dechenne & Cie. 1911. 65 p. 8⁰.

Naef, H. Due contributi alla Storia dei „Pensieri" di Alessandro Tassoni [Prospetto degli Studi della sezione commerciale della I. R. Accademia di Commercio e Nautica pubblicato dalla direzione per l'anno scolastico 1910—1911. Editrice la Sezione commerciale dell'i. r. Accademia di Commercio e Nautica di Trieste] (1. Dai „Quisti" (1608) ai „Pensieri" (1627). z. L'importanza letteraria del x libro dei Pensieri).

Pellisson, M. Journalistes et gens de lettres au XVIIIe siècle [In: Mercure de France 16 sept. 1911. S. 307—318].

— Les hommes de lettres au XVIIIe siècle. [Les Hommes de lettres et la loi. — Les Hommes de lettres et le pouvoir. — Les Hommes de lettres et les libraires. — Les Hommes de lettres et les comédiens. — Les Hommes de lettres dans la vie privée. — Les rapports des Hommes de lettres entre eux. — Les Hommes de lettres et le monde. — Les Hommes de lettres et l'opinion publique. — Les Journalistes.] Paris, A. Colin, 1911. 3 fr. 50.

Pichon, R. L'antiquité romaine et la poésie française à l'époque parnassienne [In: Revue des deux Mondes 1er sept. 1911].

Radonant, R. L'éloquence militaire au XVIe siècle [In: Rev. d'Hist. littér. de la Fr. XVIII, 3].

Romain, Mme Yv. de. Le mouvement littéraire dans la Suisse Française [In: Revue bleue. 16 sept. 1911].

Séché, L. Henri de Latouche et la Camaraderie littéraire [In: Mercure de France 16 sept. 1911. S. 283—306].

— Une amie de Victor Cousin et de Lamartine. Madame Caroline Angebert, documents inédits [In: Annales Romantiques VIII, 4].

Tedeschi, A. Ossian „l'Homère du Nord" en France. Milano, Tipografia Sociale 1911. 124 S. 8⁰.

Vinet, A. Études sur la littérature française au XIXe siècle. Tome 1er Madame de Staël et Chateaubriand. Texte de l'édition posthume de 1848 revu et complété d'après les documents originaux et

précédé d'une préface par ***Paul Sirven.*** Paris, Librairie Fischbacher. XXX, 560 S. 8⁰. 8 fr.

Warren, F. M. French Classical Drama and the Comédie Larmoyante [In: Studies in honour of A. M. Elliott I, 175—185].

b) Einzelne Autoren.

Barante. — ***A. Aulard.*** M. de Barante, historien de la Convention nationale [In: La Révolution française 14 novembre 1911].

Baudelaire et la poésie danoise p. ***Koï Eriis-Mollon*** [In: La Revue Scandinave. Août-septembre 1911].

Bertrand, Aloysius p. ***Chasles-Pavie*** [In: La Revue de Paris du 15 août 1911].

Bossuet p. ***P. Didier*** [In: Le Correspondant. 25 octobre 1911].

Buirette de Belloy. — ***E. Zimmermann*** Pierre Laurent Buirette de Belloy, sein Leben und seine Tragödien. Leipziger Dissert. 200 S. 8⁰.

Champfleury. — ***Jules Troubat*** Un romantique inconnu: Champfleury [In: Le Temps du 20 août 1911].

Chapelain. — Un poète protecteur des lettres au XVIIe siècle. Jean Chapelain, 1595—1674. Etude historique et littéraire d'après des documents inédits; par Georges Collas. Paris, Perrin et Cie. 1912. In-8, IX-527 p.

Charles d'Orléans. — ***P. Champion.*** Un inventaire des papiers de Charles d'Orléans [In: la Correspondance historique et archéologique 1911].

Chateaubriand. S. oben S. 272 ***Vinet.***

— ***B. L. Bowen***, The place of Ch. as a critic of Italian literature [In: Studies in honour of A. M. Elliott I, 187—193].

— ***V. Giraud.*** Un illustre gaudissart [In: Annales Romantiques VIII, 2]. (Aus: Le Figaro du 6 mai 1911).

— ***E. Herpin.*** Les tiroirs de Ch. [In: Annales romantiques VIII, 3].

Courier, P. L. — ***R. Gaschet.*** La jeunesse de Paul Louis Courier. Étude anecdotique et critique sur sa vie et ses œuvres de 1772 à 1812 d'après des documents inédits. Thèse. Paris, Hachette et Cie. 1911.

Cousin, V. S. oben p. 272 ***Séché.***

— L'arrestation de Victor Cousin en Allemagne. Lettres et documents inédits (à suivre). [In: Rev. d'Hist. littér. de la Fr. XVIII, 3].

Crébillon der Jüngere 1707—1777. Leben und Werke von ***A. Nöckler.*** Leipziger Dissertation VII, 118 S. 8⁰.

Dumas. — S. oben S. 265.

Fénelon. S. oben p. 272 ***Duclaux.***

Flaubert et ses éditeurs: Michel Lévy, et Georges Charpentier p. *R. D.* [In: Rev. d'Hist. littér. de la Fr. XVIII, 3].

— ***Flaubert*** et Louise Collet [In: Le Figaro. Supplément. 5 août 1911].

— ***Flaubert*** et Mlle Bosquet p. ***J. Lefranc*** [In: Annales Romant. VIII, 3].

— ***R. Descharmes.*** Le musée Gustave Flaubert [In: Annales Romantiques VIII, 4] (Auch: Le Figaro 1er juillet 1911).

Gautier, Théophile, by ***Francis Gribble*** [In: The Fortnightly Review. September 1911].

— Catalogue des portraits, dessins, autographes et ouvrages imprimés de Théophile Gautier (1811—1872), exposés dans le Vestibule d'honneur de la Bibliothèque Nationale à l'occasion du Centenaire de la naissance du poète, avec un portrait, par ***Cadet de Gassicourt*** [In: Revue des Bibliothèques XXI, 4—6].

— ***J.-L. Vaudoyer.*** Théophile Gautier: le style et l'émotion [In: Rev. hebdomadaire 2 sept. 1911].

— — ***M. J. Bertaut.*** Théophile Gautier voyageur. [In: La Grande Revue 25 août 1911].

Gautier. — *A. Fontainas.* Les poésies de Théophile Gautier [In: Mercure de France 16 sept. 1911].

— *Jean-Louis Vaudoyer.* Hommage à Théophile Gautier [In: La Revue de Paris XVIII; 17].

Genlis, *Madame de*, sa vie intime et politique 1746—1830. D'après des documents inédits. Préface de Émile Faguet. Paris, Perrin & Cie. 5 fr.

Gournay, *Mlle de*, par *É. Faguet* [In: Rev. des deux Mondes. 15 sept. 1911].

Gringore, *Pierre*, par *Charles Oulmont.* Paris, H. Champion, 1911. In-8, XXXII-383 p. [La Poésie morale, politique et dramatique à la veille de la Renaissance. Bibliothèque du XVe siècle, t. 14.]

Hugo, *V.* et Stendhal [In: La Dépêche de Rouen. 26 août 1911].

— *Rochette*, *A.* L'Esprit dans les œuvres poétiques de Victor Hugo. Paris, H. Champion, 1911. 286 S. 4°.

— *Victor Hugo* (1802—1885); par *René Georges Lecerf.* Impr. administrative. 1911. Petit in-8, 36 p. [Ministère de l'instruction publique et des beaux-arts. Bibliothèque, office et musée de l'enseignement public (Musée pédagogique). Service des projections lumineuses. Notices sur les vues.]

— *L. Séché.* La maison de Victor Hugo, rue Notre Dame-des-Champs [In: Le Figaro du 5 août 1911].

— *P. Berret.* Le moyen age européen dans la légende des Siècles et les Sources de Victor Hugo. Thèse. Paris, H. Paulin et Cie., 1911.

— *P. Berret.* La philosophie de Victor Hugo en 1854—1859 et deux mythes de la Légende des Siècles, Le satyre — pleine mer — plein ciel. Thèse, Paris, Henry Paulin et Cie., 1910.

Lamartine. S. oben p. 272 *Séché.*

— *Lamartine* candidat à la députation, en 1880, p. *Léon Séché* [In: Le Temps du 24 juillet 1911].

— *L. Séché.* Un ami de Lamartine. Louis de Vignet [In: Le Correspondant du 10 août 1911].

— *L. Séché.* Une amie de Lamartine, Eléonore de Canonge [In: La Revue des Français du 25 juillet 1911].

— *L. Séché.* Les Amitiés de Lamartine 1re série: Louis de Vignet, Eléonore de Canonge, Marianne-Elisa Birch, Caroline Angelurt (Documents inédits). Portraits et autographes. Paris, «Mercure de France», 26, rue de Condé. 1911. In-8, 408 p. 7 fr. 50. [Etudes d'histoire romantique.]

Loti. — Schönherr und Loti. Eine Parallele. Von *Willy Lüttge* [In: Deutsch-Evangelische Monatsblätter für den gesamten deutschen Protestantismus. Oktober 1911].

Maupassant, et „Musotte" p. *J. Normand* [In: Revue de Paris XVIII, 21].

— Le Mal de Maupassant; par le docteur *Maurice Pillet.* Lyon, A. Maloine. Paris, libr. de la même maison, 1911. In-8, 212 p.

Mirbeau. — *E. Gaubert.* L'œuvre et la morale d'Octave Mirbeau [In: Mercure de France 1er oct. 1911].

Molière. — S. oben p. 265 *Chatelain.*

Montaigne. — *Cancalon.* L'esprit positif et scientifique dans Montaigne. Paris, Éditions d'art, Edouard Pelletan 1911. Plaquette in-16 jésus. 2 fr.

Montesquieu et l'Esclavage, étude sur les origines de l'opinion antiesclavagiste en France au XVIIIe siècle. Thèse. . . par *R. Parsons Jameson.* Paris, Hachette et Cie 1911.

— Le Spinozisme de Montesquieu. Etude critique; par *Ch. Oudin*, Paris, L. F. Pichon et Durand-Auzias. 1911. In-8, 167 p.

Montfleury. — *W. Rohr.* Leben und dramatische Werke des älteren und des jüngeren Montfleury. Leipziger Dissertation. 164 S. 8⁰.

Musset, Alfred de, par Arvède Barine. 6e édition. Coulommiers, impr. Brodard. Paris, libr. Hachette et Cie. 1911. In-16, 133 p. et portrait, 2 fr. [Les Grands Ecrivains français.]

— *Chr. Beck.* Alfred de Musset und das Germanentum [in Zs. f. franz. und engl. Unterricht X, 5. S. 407—422 (Fortsetzung folgt)].

— *G. Duval.* Shakespeare et Musset [In: Annales Romantiques VIII, 2].

Pascal. S. oben p. 272 *Duclaux.*

Rabelais. S. oben p. 266.

Racine in the Dock by Augustin Filon [In: The Fortnightly Review. September 1911].

— *G. Truc.* Le cas Racine [In: Revue d'Hist. littér. de la France XVIII, 3].

Rambervillers, A. de. — *E. Duvernoy, R. Harmand.* Un auteur lorrain: Alphonse de Rambervillers (1552—1633). Essai d'histoire littér. provinciale (suite et fin) [In: Rev. d'Hist. littér. de la Fr. XVIII, 3].

Ronsard. — *A. Bellessort.* Notre Ronsard. II. Son œuvre et son temps [In: Rev. d. deux mondes 15 octobre 1911].

— *A. Bellessort.* Notre Ronsard. I. Sa première jeunesse et son évolution. [In: Rev. des deux Mondes 1er oct. 1911].

Rousseau und Jean Paul. Von *A. Michaelis.* [In: Zs. f. d. österr. Gymnasien 1911. VIII u. IX. Heft].

— *R. Salinger.* David Hume und Jean Jacques Rousseau. [In: Sonntagsbeilage zur Vossischen Zeitung 1911 No. 26].

— *G. Chinard.* Influence des Récits de Voyages sur la philosophie de J.-J. Rousseau [In: Publ. of the Mod. Lang. Assoc. of America XXVI, 476—495].

— *A. Martin-Decan.* Thérèse Levasseur „Veuve de J.-J. Rousseau" [In: La Revue de Paris XVIII, 18].

Saint-Évremond. — *F. Verdier.* Date de la naissance de Saint-Évremond [In: Rev. d'Hist. littér. de la Fr. XVIII, 3].

Sales, Saint François de, et sainte Chantal p. *H. Brémond* [In: Le Correspondant 25 juillet 1911].

Sand, George par *Emile Moselly.* Paris, Editions d'art et de littérature; en vente à la libr. Nilsson, 7, rue de Lille. 1911. In-16, 215 p. [Les Femmes illustres.]

Sordello. — *A. Tallone.* Un nuovo documento intorno a Sordello [In Bolletino della Società storico subalpina 1910].

Staël, Madame de. S. oben p. 272 *Vinet.*

— *Staël, Madame de,* amoureuse p. *T. de Wyzewa* [In: Annales Romantiques VIII, 4] (Auch: Le Temps 30 juin 1911).

— *E. G. Jaeck.* The indebtedness of Madame de Staël to A. W. Schlegel [In: The Journal of Engl. and Germanic Philol. X, 4].

Stendhal. S. oben *Hugo.*

— *Stendhal* par *Edouard Rod.* 3e édition. Paris, Hachette et Cie. 1911. In-16, 161 p. et portrait. 2 fr. [Les Grands Ecrivains français].

— *Stendhal* et la Restauration (vgl. Mercure de France 16 nov. 1911. S. 402 f.).

Sully-Prudhomme. — *E. P. Dargan.* The poetry of Sully-Prudhomme [In: Studies in honour of A. M. Elliott I, 195—208].

Vigny, A. de, et son œuvre littéraire di *Gerace-Di Vasto.* Città di Castello, S. Lapi 1911. 45 S. 8⁰. L. 1.50.

— *Vigny, Alfred de,* et la nature, d'après les fragmens inédits des *Mémoires,* p. *E. Dupuy* [In: Rev. des deux mondes 15 nov. 1911].

— *A. Desvoyes.* Les projets littéraires d'Alfred de Vigny [In: Annales Romantiques VIII, 2].

Vigne, A. de. — *Mme René Waltz.* Alfred de Vigny: à propos d'un livre récent [In: Rev. d'Hist. littér. XVIII, 3].
— *A. de Vigny* par *E. Dupuy.* II. Son role littéraire. Paris, Soc. franç. d'imprimerie et de librairie. 1911. 3 fr. 50.

Voiture. — *E. Magne.* La jeunesse de Voiture [In: Mercure de France. 16 oct. 1911].
— *E. Magne.* Voiture et les origines de l'hôtel de Rambouillet. 1597—1635. Portraits et documents inédits. Paris, Éditions du Mercure de France. 3 fr. 50.

Voltaire et l'abbé Desfontaines p. *F. Caussy* [In: Le Temps, 16 sept. 1911].
— *Voltaire* und Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz. Ein Kommentar zu den Voltaire-Handschriften der Münchener Staatsbibliothek von *Leo Jordan* [In: Münchener Neueste Nachrichten. Morgenblatt. Mittwoch 11. Oktober 1911].
— *Voltaire* dans sa paroisse p. *F. Caussy* [In: Figaro 22 avril 1911].

Zola. S. oben p. 266 *Bulletin.*

7. Ausgaben, Erläuterungsschriften, Übersetzungen.

Archives anciennes de la ville de Saint Quentin p. p. *Emmanuel Lemaire.* T. II. (1328—1400.) Saint-Quentin, au siège de la Société académique, 1910. CLXXI, 456 S. 4⁰. (Vgl. Romania XL, 349 f.].

Portal, E. Antologia provenzale. Milano, U. Hoepli, 1911. VIII, 674 S. 24⁰. L. 4.50.

Trobador Poets. Selections from the Poems of Eight Trobadors. Translated from the Provençal, with Introduction and Notes, by *Barbara Smythe.* London. Chatto and Windus, 1911. XXIII, 198 S. 8⁰.

Zwei altfranzösische Dichtungen: La Chastelaine de Saint Gille. Du Chevalier au Barisel. Neu herausgegeben mit Einleitungen, Anmerkungen und Glossar von *O. Schultz-Gora.* 2. neubearbeitete Auflage. Halle a. S. Max Niemeyer 1911. VI, 210 S. 8⁰.

Alexis. — La vie de Saint Alexis, poème du XIe siècle. Texte critique accompagné d'un lexique complet et d'une table des assonances, par *Gaston Paris.* Nouvelle édition revue par *Mario Roques.* Paris, H. Champion. 63 S. 8⁰. Fr. 1.50 [Les Classiques Français du Moyen-Age].

Apocalypse. — The Trinity College Apocalypse, a reproduction in facsimile of the manuscript R. 16. 2 in the library of Trinity College, Cambridge, with preface and description by *Montague Rhodes James*, with three fully coloured plates. Printed for the Roxburghe Club, 1909. In-fol., 33 p. et 62 planches en phototypie (Vgl. Romania XL, 348 f.).

Aucassin und Nicolette in Deutschland von *J. Zettl.* Progr. Eger. 18 S. 8⁰.

Barlaam et Josaphat. — *L. Pillion.* Un tombeau français du XIII siècle et l'apologue de Barlaam sur la vie humaine [In: La revue de l'art XXVIII, 164].

Bastart de Buillon. — *H. Harms.* Sprache und Heimat des „Bastart de Buillon". Rostocker Dissert. 1911.

Bovo d'Antone. — *J. Reinhold.* Die franko-ital. Version des Bovo d'Antone [In: Zs. f. rom. Phil. XXXV, 555—607. (Schluß folgt)].

Chansonnier du Comte de Sault. — *C. Chabaneau* et *J. Anglade.* Essai de reconstitution du chansonnier du compte de Sault [In: Romania XL, 243—322].

la *Chastelaine de Saint Gille* s. oben. *Zwei altfrz. Dichtungen.*

Châtelain de Couci. — *Matzke, J. E.* The roman du Châtelain de Couci and Fauchet's Chronique [In: Studies in honour of A. M. Elliott I, 1—18].

du *Chevalier au Barisel* s. oben p. 276. *Zwei altfrz. Dichtungen.*

Chevalier de La Tour Landry. — *P. Stolingwa.* Zum livre du Chevalier de La Tour Landry pour l'enseignement de ses filles. Die Breslauer Handschrift des Textes, die kulturhistorische Bedeutung des Werkes und seiner Quellen. Breslauer Dissertation 1911.

Christi Leben von seiner Geburt bis zur Geschichte von der Samariterin. Altfranzösische Version in achtsilbigen Reimpaaren nach den Pariser Hss. Arsénal 5204, Bibl. Nat. f. fr. 9588 und den entsprechenden Kapiteln der Bible von Geufroi de Paris, hrsgb. von *E. Krappe.* Greifswalder Dissert. 1911.

Christian von Troyes. — *Leo Jordan.* Neues über Christian von Troyes [In: Germanisch-romanische Monatsschrift III, 558—566].

— Vgl. oben p. 271 *Strucks.*

Courtois d'Arras, jeu du XIIIe siècle, édité par Edmond Faral. Paris, H. Champion, 1911. In-16, VI-34 p. 80 cent. [Les Classiques français du moyen âge.]

Débats du clerc et du chevalier. S. oben p. 271 *Oulmont.*

Doria. — *G. Bertoni.* Nuovi versi provenzali di Percivalle Doria [In: Romania XL, 454—461].

Echecs amoureus. — S. oben p. 268 *Mettlich.*

Éneas. — *Ed. Faral.* Ovide et quelques autres sources du Roman d'Énéas [In: Romania XL, 161—234].

Folquet de Marseille. — Le troubadour Folquet de Marseille. Édition critique, notes et glossaire. Par *S. Stronski.* Cracovie, Académie des Sciences 1911. XIII + 145 + 285 S. 8⁰.

Fragment d'un Terrier de la région de Cadours (Haute-Garonne), écrit au XVe siècle et conservé à Lyon p. p. *L. Caillet.* [In: Rev. d. l. romanes LIV, 125—148].

Froissart. — Les plus beaux récits des Chroniques de Froissart. Paris, Fontemoing et Cie. 3 fr. 50.

Gaydon. — Die Claresme-Episode des Gaydonepos. Textkritische Bearbeitung von *F. Bargmann.* Greifswalder Dissert. 1911.

Guillaume de Dole. — *T. Atkinson Jenkins.* La chanson de *Bele Doe* dans *Guillaume de Dole* [In: Romania XL, 452 f.].

Guillaume d'Orange. — *F. Reuter.* Die Bataille d'Arleschant des altfranz. Prosaromans Guillaume d'Orange. Dissert. Halle 1911. (Die Arbeit erschien auch im Verlage von M. Niemeyer, Halle a. S.)

Guillem Magret. S. oben p. 271 *Pillet.*

Huon le Roi. — Li abecés par ekivoche et li significations des lettres par Huon le Roi de Cambrai. Édition critique p. *Artur Långfors.* Helsinski 1911 [Annales Academiae Scientiarum Fennicae. Ser. B. Tom. IV No. 3].

Invocatio to Mary Magdalen. — *Todd, H. A.* An unpublished fourteenth century invocation to Mary Magdalen: *Il est bien temps que je m'avise* [In: Studies in honour of A. M. Elliott I, 109—128].

Jaufre Rudel. — *Giulio Bertoni.* Due poesie di Jaufre Rudel [In: Zs. f. rom. Phil. XXXV, 533—542].

— *Ramiro Ortiz* Intorno a Jaufrè Rudel [In: Zs. f. rom. Phil. XXXV, 543—554].

Jehan de Vignay. — The Ysopet of J. de V. ed. by *G. E. Snavely* [In: Studies in honour of A. M. Elliott I, 347—374].

Le *Lai du Conseil.* Ein altfranzösisches Minnegedicht. Kritischer Text mit Einleitung und Anmerkungen hrsgb. von *A. Barth.* Züricher Dissertation 1911 [Aus: Romanische Forschungen].

Lex Salica. S. oben p. 267 *Schramm.*

Marie de France. — *A. Tacke.* Eine ‚Rettung‘ der Marie de France [In: Arch. f. n. Spr. CXXVI, 438 f.].

Merlin. — *G. Huet.* Le château tournant dans la suite du *Merlin* [In: Romania XL, 235—242].

Mulomedicina. — *A. Thomas.* Traduction provençale abrégée de la Mulomedicina de Teodorico Borgognoni, suivie de Recettes pour le vin [In: Romania XL, 353—370].

Die *Noblesse von Bretagne* nach den Handschriften Paris, Bibliothèque de l'Arsenal n⁰ 2570, Rennes n⁰ 74 und Haag. O. 154. Diplomatische Abdrucke mit deutscher Übersetzung, ergänzender Einleitung und Glossaren von Dr. jur. *H. L. Zeller.* Berlin, Prager 1911. Pr. 1 M.

Passions de Valencienne. — *B. Koeppen.* Die beiden Valencienner Passionen in ihrem Verhältnis zu den Quellen. Greifswalder Dissertation 1911.

Peire Cardinal. — *H. Teulié.* Peire Cardinal expliqué p. M. J. Jaurès [In: Annales du Midi. Octobre 1911. S. 414 f.].

Peire de Corbian. — *A. Jeanroy* et *G. Bertoni* Le „Thezaur“ de P. de C. [In: Annales du Midi. Juillet et octobre 1911.

Il *Pellegrinaggio di Carlomagno*: brani scelti dal poema in antico francese, e glossario per A. Bacciarello. Roma, E. Loescher e C. 1911. 19 S. 8⁰. Cent. 70 [Testi romanzi per uso delle scuole, a cura di E. Monaci].

Prières et Cérémonies contre la peste au XVᵉ siècle p. *J. Donat* [In: Annales du Midi. Juillet 1911].

Pseudo-Turpin. — S. oben p. 270 *Bédier.*

Li *Quatre Livre des Reis.* Die Bücher Samuelis und der Könige in einer französischen Bearbeitung des 12. Jahrhunderts, nach der ältesten Handschrift unter Benutzung der neu aufgefundenen Handschriften kritisch herausgegeben von *Ernst Robert Curtius.* Dresden 1911 [Gesellschaft für romanische Literatur Bd. 26].

Raimon Feraut. — *W. Schäfer.* Das Verhältnis von Raimon Ferauts Gedicht La Vida de Sant Honorat zu der Vita Sancti Honorati. Dissert. Halle 1911 (Erschien auch als Beiheft 32 der Zs. f. rom. Phil.).

— *A. Krettek.* Die Ortsnamen der „Vida de Sant Honorat“ von Raimon Feraut und ihrer lateinischen Quelle. Dissert. Halle 1911 (Erschien auch als Beiheft 32 der Zs. f. rom. Phil.).

Renaud d'Andon. Le contenz dou Monde p. p. *T. A. Jenkins* [In: Studies in honour of A. M. Elliott I, 53—79].

Roland. — *H. Andresen.* Zum Rolandslied [In: Zs. f. rom. Phil. XXXV, 460].

St. Osith. — An Anglo-French life of St. Osith p. by *A. T. Baker* [In: The Mod. Lang. Review VI, 476—502].

Tristan. S. oben p. 271 *Loth.*

— *I. Pizzi.* L'origine persiana del romanzo di Tristano e Isotta. Roma, tip. Unione ed., 1911. 8⁰. p. 17 [Estr. Rivista d'Italia].

Veilchenroman. — *D. L. Buffum.* The songs of the Roman de la Violette [In: Studies in honour of A. M. Elliot I, 129—157].

Vie de Saint Hermentaire, — Notes complémentaires sur la vie de Saint Hermentaire p. *J. Anglade* [In: Rev. d. l. rom. LIV, 202—209].

Vilain Mire. — *C. Zipperling.* Das altfranzösische Fablel vom "Vilain Mire". Kritischer Text mit Einleitung und Anmerkungen (Teildruck). Marburger Dissert. 1911 (Die vollständige Abhandlung erscheint im Verlage von Max Niemeyer in Halle a. S.).

Bibliotheca romanica. kl. 8⁰. Straßburg, J. H. E. Heitz. Jedes Heft 0,40 Mk. 125. 126. Bibliothèque française. Scribe, Eug.: Théâtre. Le verre d'eau. 112 S. 1911. 127. Bibliothèque française. Racine, Jean: Oeuvres. Phèdre. Tragédie 1677. 70 S. 1911. 132—136. Bibliothéque française. Guérin, Maurice de: Oeuvres. Journal' lettres, poèmes, et fragments. 382 S. 1911.

Faral, E. Deux pages de Fromentin et de Théophile Gautier [In: Rev. d'Hist. littér. de la Fr. XVIII, 3].

Grautoff, Otto und Erna. Die lyrische Bewegung im gegenwärtigen Frankreich. Eine Auswahl. Eugen Diederichs. 1911. Mk. 4.50.

Paris-galant, pour 1912. Almanach littéraire et artistique orné de 150 illustrations dans le texte et hors texte (5e année). Poésies et chansons de Béranger, Debraux, Benserade, Sylvanes, E. Strauss, Rougemont, Boufflers. Dessins de Raloz, Hill, Niezab. Reproduction de dessins du XVIIIe siècle. Les Tribulations de la jupe-culotte, par F. Mitton. Les Baisers à travers le monde. Le Nu au théâtre. L'Amour dans la littérature et les mœurs. La Duchesse de Berry. Les Galanteries du XVIIIe siècle. Echos amoureux. Papotages féminins. Potins mondains. Bibliographie galante. Paris, H. Daragon. 1912. In-8, 80 p. 90 cent.

Aubigné, Agrippa d'. Les Tragicques. Avec une introduction par Robert Schuhmann. Paris, Ch. Berger. 1911. Grand in-8, 257 p. et 1 portrait.

Balzac, H. v. Gold und Diamanten. La recherche de l'absolut. Roman. Abgekürzte Übersetzung von J. B. — Traudt, Val. Am Schießrotried. Schmuggler-Roman. 344 S. kl. 8⁰. Berlin, A. Scherl, 1911. geb. Mk. 1.20.

— Die dreißig tolldreisten Geschichten, genannt Contes drolatiques. Übertr. von *Benno Rüttenauer.* 2 Bde. XVI, 385 und 403 S. 8⁰. Leipzig, Insel-Verlag. 1911. Mk. 8.—.

— *R. B.* Deux lettres inédites de Balzac [In: L'amateur d'autographes et de documents historiques. Mai 1911].

Baudelaire. — É. Dodillon. Variantes de Baudelaire [In: Mercure de France 1er nov. 1911. S. 220 f.].

Beaumarchais. — Ch. Oulmont. Le brouillon d'une lettre de Beaumarchais [In: L'Amateur d'autographes et de documents historiques. Mai 1911].

— Théâtre illustré. Notices et annotations par M. Roustan. T. 1 et 2. Paris, 2 vol. petit in-8. T. 1er, 184 p.; t. 2, 191 p. Chaque volume, 1 fr. [Bibliothèque Larousse].

Béranger. — Strohschneider. Kulturgeschichtliches in den Liedern Bérangers. Progr. Salzburg. 23 S. 8⁰.

Boileau. — A. Gazier. L'Art poétique de Boileau [In: Rev. des cours et conférences XIX, 32].

— *A. Gazier.* Le Lutrin de Boileau [In: Rev. des cours et conférences XIX, 34].

Bossuet. Œuvres choisies, avec introduction, bibliographie, notes, grammaire, lexique et illustrations documentaires par *J. Calvet.* Paris, Hatier. In-12, XVI-721 p. avec grav. et fac-similé.

Chateaubriand. — La Vie politique de François de Chateaubriand; par *Albert Cassagne.* T. 1er: Consulat, Empire, Première Restauration. Paris, impr. et libr. Plon-Nourrit et Cie. 1911. In-8, XV-488 p. 7 fr. 50.

— *Anna Bornemann.* Varianten im Génie du Christianisme von Chateaubriand. Ein Beitrag zur Textgeschichte. Heidelberger Dissertation. Darmstadt 1911.

— *V. Giraud.* Sur deux contrefaçons d'"Atala" et de "René" [In: Rev. d'Hist. littér. de la France XVIII, 3].

Coppée, Fr. Lettres de Danemark et d'Allemagne (1873). I [In: Revue de Paris XVIII, 16].

Corneille. — *E. Rigal.* La date de Polyeucte [In: Revue universitaire, juin 1911].

— Œuvres complètes de *Pierre Corneille.* T. 2.: le Cid. Horace. Cinna. Polyeucte. Pompée. Le Menteur. La Suite du Menteur. Théodore. Paris, Hachette et Cie., 1911. In-16, 511 p. 1 fr. 25. [Les Principaux Ecrivains français.]

Coste, Guillaume. Les Bergeries de Vesper. Von *W. Küchler* [In: Arch. f. neuere Sprachen CXXVII, S. 115—128].

Courier, P.-L. Les pastorales de Longus, traduction p. M. P.-L. Courier. Édition critique, suivie d'une Étude sur l'essai de style vieilli de Courier. Thèse présentée à la Faculté des Lettres de Paris, p. *R. Gachet.* Paris 1911.

Destouches' „La Fausse Agnes". Analyse ihrer Komik von *K. Wejzwalda.* Progr. Teschen 19 S. 8⁰.

Diderot, Denis. Jakob und sein Herr. Unter Zugrundelegg. der Mylius-schen Übersetzg. zum erstenmal vollständig hrsg. v. Hanns Floerke. 2 Bde. (XII, 347 u. 351 S. m. Titelbild.) kl. 8⁰. 1911. Geb. in Halbfrz. 12—; Luxusausg. 25— [In: Bücher, Die, der Abtei Thelem. Hrsg. v. Otto Jul. Bierbaum. München, G. Müller].

Dumas, Alex. Napoleon Bonaparte. Deutsch von Heinr. Elsner. Neubearb. v. Max Pannwitz. (296 S. m. Abbildgn.) kl. 8⁰. Stuttgart, Franckh, 1911. 2 Mk.

Fénelon. Lettre à l'Académie, publiée conformément au texte de l'édition originale (1716) avec une introduction et des notes. Discours de réception à l'Académie française. Extraits de quelques ouvrages: Dialogues sur l'éloquence. De l'éducation des filles. Traité de l'existence de Dieu. Avec des notes par l'abbé Albert Delplanque. Paris, J. de Gigord, 1911. In-18, 364 p.

Flaubert, G. Œuvres complètes. Théâtre. Le Candidat. Le Château des cœurs. Le Sexe faible. Paris, Conard, 1910. In-8, 529 p. 8 fr.

— Au Pays de Salammbô [In: Rev. de Paris XVIII, 23].

— *R. Dumesnil.* Madame Bovary et son temps (1857) [In: Mercure de France 16 nov. et 1er déc. 1911].

Helvetius. Traité de l'esprit. T. 1er. Paris, Impr. nouvelle (Association ouvrière), 11, rue Cadet (A. Mangeot, directeur); libr. N. Camus, 1911. Petit in-16, 189 p. 25 cent. [Bibliothèque nationale. Collection des meilleurs auteurs anciens et modernes.]

Hérédia. — *J. Vianey.* Les Sonnets grecs de Hérédia [In: Revue des cours et conférences XIX, 33. 34].

Hugo, V. S. oben p. 268 *Thieme.*

— *Otto Stölten.* Die Entwickelung des bildlichen Ausdrucks in der Sprache Victor Hugos nach den poetischen Werken aus den verschiedenen Schaffensperioden des Dichters. Dissertation Jena, 1911.

— *R. Descharmes.* Les Sources de Victor Hugo dans „La Légende des Siècles" [In: Annales Romantiques VIII, 2].

— *Rochette, A.* L'esprit dans les œuvres poétiques de Victor Hugo. Paris, H. Champion, 1911. 285 S. 4⁰.

— *H. Glaesener.* Trois types de Brigands-Gentilshommes (Calderon de la Barca, La Dévotion à la Croix; Schiller, Les Brigands; V. Hugo, Hernani). Bruxelles, Éditions de la Belgique Artistique et Littéraire. 37 S. 8⁰.

— Œuvres complètes. Théâtre. V. Théâtre en liberté. Paris, Ollendorff, 1911. Grand in-8, 593 p.

— *Zwanzger.* Victor Hugo philosophe. Progr. Wien. 34 S. 8⁰.

Jaubert, Mme. — *A. Gayot.* Lettres inédites de Mme Jaubert à un ami [In: Annales Romantiques VIII, 2].

Lamartine. Œuvres. Les Confidences. Coulommiers, imprimerie Brodard. Paris, Hachette et Cie, 1911. In-16, 394 p. 3 fr. 50. [Edition publiée par les soins de la Société propriétaire des œuvres de Lamartine.]
— *E. Estève.* Les premiers textes imprimés de la „Réponse à Némésis" [In: Annales Romantiques VIII, 4].
— La réponse à Némésis d'après les manuscrits originaux p. p. *Léon Séché.* [In: Annales Romantiques VIII, 3].
— *F. Baldensperger.* Notes sur les sources de deux «Harmonies» de Lamartine [In: Rev. d'Hist. littér. de la Fr. XVIII, 3].

La Mennais. Pages et Pensées catholiques. Extraites des œuvres et de la correspondance de l'auteur (1806—1833), par *Lucie Maugin Enlart.* Paris, Bloud et Cie. 1911. In-18 jésus, XVI-203 p.

Leconte de Lisle. — *H. Bernès.* Le „Quaïn" de Leconte de Lisle et ses origines littéraires [In: Rev. d'Hist. littéraire de la Fr. XVIII, 3].

Lefèvre d'Etaples. — *A. Lefranc.* Le mysticisme de Lefèvre d'Etaples [In: Rev. des cours et conférences XIX, 32].

Lesage. Histoire de Gil Blas de Santillane. T. 4. Paris, Impr. nouvelle (Association ouvrière), 11, rue Cadet (A. Mangeot, directeur); libr. N. Camus, 1911. Petit in-16, 192 p. 25 cent. [Bibliothèque nationale. Collection des meilleurs auteurs anciens et modernes.]

Loti, P. Œuvres complètes. XI. Théâtre. Judith Renaudin. Pêcheur d'Islande. Ramuntcho. Paris, Calmann-Lévy, 1911. In-8, III-458 p. Le volume, 7 fr. 50.

Marivaux. La Surprise de l'amour (première surprise), en un acte. Edition conforme à la représentation de la Comédie-Française, mise au point scénique par *J. Truffier.* (Musique de Charles Hess.) Livret seul. Paris, P. V. Stock, 1911. In-16, 63 p. 1 fr. [Représentée à la Comédie-Française le 27 avril 1911].

Marmontel. — *E. Pick.* Marmontels Bühnenwerke. Leipziger Dissert. 148 S. 8⁰.

Mérimée. — *P. Thibault* le Vrai roman de Colomba [In: l'Illustration 10 juin 1911].

Molière. Die Eifersucht des Geschminkten. Der gelenk. Arzt. 2 Possen. Übers. v. Erich Meyer. (IV, 37 S.) 8⁰. Berlin (-Schöneberg), A. Duncker Verl. 1911. 1 Mk.
— Der Liebeszwist, Komödie. Übers. v. Erich Meyer. (VII, 81 S.) 8⁰. Berlin(-Schöneberg), A. Duncker Verl. 1911. 1.50 Mk.
— Die lächerlichen Preziösen. Komödie. Übers. v. Otto Hauser. (VIII, 34 S.) 8⁰. Berlin(-Schöneberg), A. Duncker Verl. 1911. 1 Mk.
— Sganarell od. der eingebildete Hahnrei. Komödie. Übers. v. Otto Hauser. (IV, 31 S.) 8⁰. Berlin(-Schöneberg), A. Duncker Verl. 1911. 1 Mk.
— Der Unbesonnene. Komödie. Übers. v. Udo Gaede. (VII, 101 S.) 8⁰. Berlin(-Schöneberg), A. Duncker Verl. 1911. 1.50 Mk.
— Théâtre complet illustré. Notices, annotations; par *Théodore Comte.* T. 1er et 2. Paris, Larousse, 1911. 2 vol. petit in-8. T. 1er, 221 p.; t. 2, 228 p. Chaque volume, 1 fr.
— *Th. Schröder.* Die Quellen des „Dom Juan" von Molière. Kieler Dissertation. Halle, 1911. (Die Arbeit erscheint vollständig als Beiheft XXXVI der Zs. f. rom. Phil. unter dem Titel: „Die dramatischen Bearbeitungen der Don Juan-Sage in Spanien, Italien und Frankreich bis auf Molière einschließlich".)
— *O. Hähnel.* Die Tendenz von Molières Tartuffe in der französischen Kritik. Heidelberger Dissert. 160 S. 8⁰.

Monluc, Blaise de. Commentaires de Blaise de Monluc, maréchal de France. Edition critique publiée et annotée par *Paul Courteault* I, 1521—1553. Paris, A. Picard et fils, 1911. In-8, XVIII-430

p. et carte. 10 fr. [Collection de textes pour servir à l'étude et à l'enseignement de l'histoire.]

Montaigne's, Michel de, gesammelte Schriften. Historisch-kritische Ausg., m. Einleitgn. u. Anmerkgn. unter Zugrundelegg. der Übertragung v. Joh. Joach. Bode hrsg. v. Otto Flake u. Wilh. Weigand. 8. (Schluß-)Band. Montaigne. Über J. J. E. Bode. Namen- und Sachregister. (Die krit. Textvergleichg. dieser Ausg. wurde v. Otto Flake besorgt.) 8°. München, G. Müller, 1911, jeder Bd. 5 Mk.

Musset, A. de. Œuvres posthumes. Poésies diverses. Un souper chez Mlle Rachel. Faustine. L'Ane et le Ruisseau. Lettres. Illustrations de Henri Pille, gravées à l'eau-forte par Louis Monziès. Paris, A. Lemerre, 1911. In-18 jésus, 285 p. 3 fr. 50.

Nerval, Gerard de. Correspondance (1830—1855). Avec une introduction et des notes p. ***J. Marsan.*** Paris, Edition du Mercure de France. 3 fr. 50.

Racine, J. Œuvres inconnues, découvertes à la Bibliothèque impériale de Saint-Pétersbourg, par l'abbé ***Joseph Bonnet.*** Poèmes sacrés. Lille, impr. Desclée, de Brouwer et Cie; en vente aux bureaux de l'archevêché d'Auch. 1911. In-8, XVI-330 p. avec grav. et fac-similés d'autographes. 10 fr.

Prévost, Abbé. Histoire de Manon Lescaut. N. Camus, 1911. Petit in-16, 190 p. 25 cent. [Bibliothèque nationale. Collection des meilleurs auteurs anciens et modernes.]

Rabelais, F. Œuvres. T. 2. Paris. N. Camus, 1911. Petit in-16, 191 p. 25 cent. [Bibliothèque nationale. Collection des meilleurs auteurs anciens et modernes.]

— Gargantua et Pantagruel. 24 planches hors texte en couleurs de Louis Morin. Paris, H. Laurens, 1910. Grand in-8, XII-52 p. [Les Grandes Œuvres. Pages célèbres illustrées publiées avec introduction et notes par Téodor de Wyzewa.]

— Œuvres de François Rabelais édition de la Société des Études Rabelaisiennes publiée par MM. ***Abel Lefranc, J. Boulenger, H. Clouzot, Dorveaux, J. Plattard*** et ***L. Sainéan*** environ 8 volumes in-4. Tome Premier Gargantua. Édition critique avec variantes, notes et commentaires. Un volume en deux parties in-4, ensemble d'environ 800 pages, avec planches. Paris, H. Champion (sous presse).

Restif de la Bretonne. La Petite Laitière. Lithographies en coul. par Lubin de Beauvais et portrait de l'auteur gravé sur bois par Dochy. Paris, M. Glomeau, 1911. 39 p.

Ronsard. — H. Vaganay. Du nouveau sur Ronsard. Un texte de „la Franciade" antérieur à 1572 [In: Les Annales Fléchoises et la Vallée du Loir. XII. Mai-juin 1911. S. 133—144].

Rostands Cyrano de Bergerac und das Vaudeville ***Roquelaure*** von ***J. Schmidt*** [In: Arch. f. n. Spr. CXXVII, 203].

Rousseau, J.-B. Epigrammes de Jean Baptiste Rousseau, publiées sur les recueils manuscrits et les éditions du XVIIIe siècle et précédées d'un avant-propos par un ***Bibliophile parisien.*** Paris, E. Sansot et Cie. 4 fr. [Collection «Erotica Selecta»].

Rousseau, J.-J. Les Charmettes et J.-J. Rousseau; par ***Hippolyte Buffenoir.*** Edition définitive. Paris, Emile-Paul, 1911. In-16, 136 p. avec 8 grav. hors texte. 2 fr. [Pour le bi-centenaire de J.-J. Rousseau (1712—1912). Etudes sur le XVIIIe siècle.]

— Œuvres complètes. T. 9 : Les Confessions (suite et fin). Rousseau juge de Jean-Jacques. Les Rêveries. Coulommiers, impr. Brodard. Paris, Hachette et Cie, 1911. In-16, 411 p. 1 fr. 25. [Les Principaux Ecrivains français.]

Saint-Simon, Duc de. Mémoires sur le siècle de Louis XIV. Für den Schulgebrauch zusammengestellt v. Gymn.-Prof. Paul Fittig. (116 S.) 8°. Wien, F. Tempsky. — Leipzig, G. Freytag, 1912. Geb. 1.40 Mk.

Sand, G. — L. F. Benedetto. A propos d'un roman de George Sand [In: Rev. d'Hist. littér. de la France XVIII, 3].

Satire Ménippée, edited by *Paul Demey.* London 1911.

Sénancourt. — L. Chabrier. Sur un roman de 1833: l'«*Isabelle*» de Sénancourt [In: Mercure de France 1re nov. 1911].

Sigogne. Les satyres du Sieur de Sigogne. Extraites des recueils des manuscrits satyriques, choisies et réunies pour la première fois avec une biographie et des notes, par *Fernand Fleuret.* Paris, E. Sansot et Cie. 4 fr. [Collection «Erotica Selecta»].

Staël, Mme de. Corinne ou l'Italie. T. 1er et 2. Paris, E. Flammarion, 1911. 2 vol. in-18 jésus. T. 1er, III-356 p.; t. 2, 369 p. Le volume, 95 cent. [Les meilleurs auteurs classiques français et étrangers.]

— *D. Gunnel.* Une liasse de lettres inédites de Madame de Staël [In: Mercure de France 1re oct. 1911.]

von Stendhal-Henry Beyle. Reise in Italien (Rome, Naples et Florence en 1817). Eugen Diederichs, Jena, 1911.

— Œuvres choisies de Stendhal. Extraits et Notice p. M. *Roustan.* Paris, Ch. Delagrave. 3 fr. 50.

Verlaine s. oben p. 268 *Fleischer.*

Vignet. — Poésies inédites de Louis de Vignet [In: Annales Romantiques VIII, 2].

Voltaire. S. oben p. 265 *Jordan.*

— Contes en vers et Satires. Paris, N. Camus, 1911. Petit in-16, 160 p. avec grav. [Bibliothèque nationale. Collection des meilleurs auteurs anciens et modernes.]

— Œuvres complètes. T. 7: La Henriade. Satires. Poésies mêlées. Paris, Hachette et Cie. 1911. In-16, 423 p. 1 fr. 25. [Les Principaux Ecrivains français.]

— *F. Caussy* les Pâques de M. de Voltaire [In: le Gaulois 8 avril 1911].

8. Geschichte und Theorie des Unterrichts.

Bechtel, A. Schülerreisen in die französische Schweiz und schweizerische Ferienkolonien [In: Zs. f. d. Realschulwesen XXXVI, 10. S. 577—587].

Brandenburg. Zum französischen Anfangsunterricht [In: Zs. f. frz. und engl. Unterricht X, 4].

Eggert, Bruno. Das Übungsbuch im neusprachlichen Reformunterricht. (V, 46 S.) gr. 8°. Marburg, N. G. Elwerts Verl. 1911. 1 Mk.

Fehr, M. Dialektologische Exkursion des romanischen Seminars Zürich in die französische Schweiz [In: Arch. f. n. Spr. CXXVII, 208].

Hasl. Induktion [In: Zs. f. frz. u. engl. Unterricht X, 4].

Petzold. Die französische und englische Lektüre an den höheren Knabenschulen Preußens im Schuljahr 1909/10. A. Die französische Lektüre [In: Zs. f. franz. und engl. Unterricht X, 5].

Rossmann, Ph. Handbuch f. e. Studienaufenthalt im französischen Sprachgebiet, unter Mitwirkg. v. A. Brunnemann verf. 4., umgearb. und bedeutend verm. Aufl. v.: „Ein Studienaufenthalt in Paris" (VIII, 222 S.) kl. 8°. Marburg, N. G. Elwerts Verl. 1911. 3.20 Mk.

Stimming, A. Aus der Geschichte der romanischen Philologie. Göttingen 1911 [Festrede im Namen der Georg August-Universität zur Jahresfeier der Universität am 14. Juni 1911].

9. Lehrmittel für den französischen Unterricht.

a) Grammatiken, Übungsbücher etc.

Anton, R. Konjugationstabelle der französischen regelmäßigen und unregelmäßigen Verben. 26.—30. Taus. (47 S.) kl. 8⁰. Leipzig, S. Schnurpfeil, 1911. 0.30 Mk.

Bechtel, Adf. Kurzgefaßte Grammatik der französischen Sprache f. Mittelschulen. (Auch m. französ. Titel.) (VII, 111 S.) 8⁰. Wien, Manz, 1911. 1.70 Mk.

Bock, Mor. u. *Wilh. Neumann.* Lehrgang der französischen Sprache f. Realschulen, Realgymnasien und verwandte Lehranstalten. 1. Tl. (V, 124 S.) gr. 8⁰. Wien, A. Hölder, 1911. Geb. 1.40 Mk.

Böddeker, K., H. Bornecque, R. Erzgraeber. Französische Schulgrammatik. (Böddeker-Bornecque-Erzgraeber: Französisches Unterrichtswerk.) 2. Aufl. (161 S.) 8⁰. Leipzig, G. Freytag, 1911. 2 Mk.

— — — Übungsbuch f. Gymnasien. (Böddeker-Bornecque-Erzgraeber: Französisches Unterrichtswerk.) 3 Tle. 8⁰. Leipzig, G. Freytag, 1911. I. Tl.: Obertertia. (104 S. m. 12 Abbildgn.) geb. in Leinw. 1.50. — II. Tl.: Untersekunda. (91 S. m. Abbildgn.) geb. in Leinw. 1.50. — III. Tl.: Obersekunda u. Prima. (119 S. m. 1 Taf., 1 Plan u. 3 farb. Karten.) geb. in Leinw. 2.00.

Boerner, Otto. u. *Geo. Werr.* Lehrbuch der französischen Sprache. Mit besond. Berücksicht. der Übgn. im mündl. u. schriftl. freien Gebrauch der Sprache. Insbesondere f. bayer. Realanstalten u. Handelsschulen. (Boerners französ. Unterrichtswerk. Boerner-Werr 2.) II. Abtlg. Mittelstufe. 2. u. 3. Jahrg. Mit (farb.) Karte v. Frankreich, (farb.) Plan v. Paris und 1 Münztaf. Mit 2 Hölzelschen Vollbildern: Der Sommer und der Herbst. 2. Aufl. (VIII, 184 u. 88 S.) 8⁰. Leipzig, B. G. Teubner, 1911. 2.40 Mk.

— — dasselbe. Hauptregeln der Laut-, Schrift- und Formenlehre. II. Abtlg. Mittelstufe. 2. u. 3. Jahrg. 2. Aufl. (91 S.) 8⁰. Ebd. 1911. 0.60 Mk.

Boerner, Otto. Lehrbuch der französischen Sprache. Mit besond. Berücksicht der Übgn. im mündl. und schriftl. freien Gebrauch der Sprache. (Boerners französ. Unterrichtswerk. Vereinfacht B, 3.) Vereinfachte Bearbeitung der Ausg. B. für Mädchenschulen (nach den Bestimmgn. vom 31. 5. 1894). 8⁰. Leipzig, B. G. Teubner. III. Tl.: Stoff f. das 3. Unterrichtsj. Mit e. Vollbilde: Der Herbst. Hierzu e. grammat. Anh. 4. Doppel-Aufl. (VI, 132 u. 72 S.) 1911. 2 Mk.

Boerner, Otto, u. *Rud. Dinkler.* Lehrbuch der französischen Sprache. Mit besond. Berücksicht. der Übgn. im mündl. u. schriftl. freien Gebrauch der Sprache. Ausg. E f. Fortbildungs- und Gewerbeschulen bearb. II. Tl. (Boerners französ. Unterrichtswerk. Boerner-Dinkler E. 2.) Mit 11 Abbildgn. im Text, 4 Vollbildern, 1 (farb.) Plan v. Paris u. 1 Münztaf. 3., verb. Aufl. (VI, 203 S.) 8⁰. Leipzig, B. G. Teubner, 1911. Geb. 2.40 Mk.

Bouilliez, H. et *D. Lefebvre.* Nouveau Cours de langue française conforme aux programmes officiels et à l'arrêté ministeriel du 25 juillet 1910 relatif à la Nouvelle Nomenclature grammaticale. Cours préparatoire et élémentaire. 217 grav. 353 exercices d'observation, d'invention, de réflexion et d'orthographe. 104 lectures, dictées et récitations. 164 exercices de vocabulaire, d'élocution et de composition française. Paris, Gedalge et Cie. 1911. Petit in-8 p. 80 cent.

Brachet et *Dussouchet*. Grammaire française rédigée conformément aux programmes officiels de l'enseignement secondaire (Division A) et à l'arrêté ministériel du 25 juillet 1910 relatif à la nouvelle nomenclature grammaticale. Cours préparatoire. Livre du maître. 2e édition, refondue conformément à la nouvelle nomenclature grammaticale. Paris, Hachette et Cie. 1911. In-16, 255 p. avec grav. Cartonné, 2 fr.

Buchners Lehrmittel für den französischen Unterricht. Französische Grammatik. 2. Tl. Satzlehre. Von Dr. Geo. Stern. 4. neu bearb. Aufl. von Prof. Albr. Reum. VII, 147 S. gr. 8⁰. Bamberg, C. C. Buchners Verlag 1911. Mk. 1.70.

Clerc, L. Cours de conversation française, à l'usage des établissements d'enseignement secondaire et des écoles primaires supérieures. Avec le concours de Dr. Carl Nebel. Nebst: Vocabulaire. 3. éd. VII, 163 u. 84 S. 8⁰. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1911. Mk. 2.50.

Fliessbach, Ferd. L'écho de Paris. Eine Sammlung französischer Redensarten, die im geselligen Leben vorkommen und die man täglich hören kann, wenn man in Frankreich lebt. Mit einem vollständig französisch-deutschen Verzeichnisse der Wörter, Spracheigenheiten und Sprüchwörter, die in diesem Werke vorkommen. Zum Schulgebrauch und Selbstunterricht. Durchgesehen und verbessert durch *C. F. Dénervaud*. 31. Aufl., durchgesehen von *Ida Becker*. VII, 264 S. kl. 8⁰. Weimar, H. Böhlaus Nachf. 1911. Mk. 2.—.

Furet, M. Livret d'orthographe. Cours préparatoire et élémentaire. Draguignan, impr. Olivier-Joulian et Deguillen. 1911. In-16, 34 p. 50 cent.

Gall, W., M. Kämmerer, J. Stehling. Lehrbuch der französischen Sprache f. höhere Mädchenschulen. 8⁰. Frankfurt a. M., M. Diesterweg. II. Tl. Klasse VI u. V. Von W. Gall und J. Stehling. VIII, 274 S. mit Abbildungen und 4 (1 farb.) Tafeln. 1911. Mk. 2.40.
— dasselbe. Französische Schulgrammatik von W. Gall u. J. Stehling. XVI, 226 S. 8⁰. Ebenda 1911. Mk. 2.40.

Hammer, Wilh. Art. Praktischer Lehrgang der französischen Sprache für Realschulen, Realgymnasien und verwandte höhere Lehranstalten, 1. Jahrg. Auch mit französ. Titel. VII, 142 S. mit 78 Abbildungen. gr. 8⁰. Wien, A. Hölder, 1911. geb. Mk. 1.60.

Labor, C. J. Grammaire simplifiée. Revision des règles et notions d'étymologie. Notions élémentaires de littérature. Edition absolument conforme à l'arrêté ministériel de juillet 1910. Cours supérieur. Paris, Garnier fréres. In-18 jésus, XV-404 p.

Lehrmeister-Bibliothek. kl. 8⁰. Leipzig, Hachmeister & Thal. 167. 168. Dufour, Paul: Französischer Sprachführer. Praktische Anleitung zur Selbsterlernung der französ. Konversation mit genauer Bezeichnung der Aussprache. 64 S. 1911. Jede Nr. 0,20 Mk.

Manger, Karl. Französische Verbalformen zum Selbstabfragen. 4., durchgeseh. Doppelauflage. 40 S. kl. 8⁰. Nürnberg, C. Koch, 1911 (Umschlag: 1912). 0,35 Mk.

Metzger und *O. Ganzmann.* Lehrbuch der französischen Sprache auf Grundlage der Handlung und des Erlebnisses. Unter Mitwirkung von Oberl. K. Martin. Mit Zeichnungen von Hellmut Eichrodt, sowie einer farbigen Karte von Europa und einem farbigen Plane von Paris. Ausgabe B für Bürger-, Töchterschulen (Mittelschulen) und erweiterte Volksschulen. II. Stufe für das 3. u. 4. Jahr, dritte, umgearbeitete Auflage. XII, 292 S. 8⁰. Berlin, Reuther & Reichard. 1911. Mk. 2.80.

Meyn, L. Französische Wortfamilien für den Unterricht zusammengestellt. Wissenschaftl. Beilage zum Jahresbericht der Realschule in Barmbeck. Hamburg 1911 (Das ganze erscheint in kleinem Format im Buchhandel).

Oster, J. Grammaire française à l'usage des Allemands. Cours supérieur. 2. éd. XI, 280 S. gr. 8⁰. Dresden, C. Kühtmann, 1911. Mk. 5.40.

Pâris, Henri. Les Français chez eux et entre eux. Conversations de la vie courante. 2. éd. VIII, 120 S. 8⁰. Leipzig, O. R. Reisland. 1911. Mk. 1.50.

Peters, J. B. u. *Ad. Gottschalk.* Kurzer Lehrgang der französischen Sprache f. kaufmännische Schulen und ähnliche Anstalten mit beschränkter Kursusdauer. 4. verb. Aufl. (9.—12. Taus.) (XV, 224 S.) 8⁰. Leipzig, A. Neumann, 1911. 2.80 Mk.

Pichon, J. E. Leçons pratiques de vocabulaire, de syntaxe et de lecture littéraire. (Méthode directe pour l'enseignement des langues vivantes.) Avec de nombreuses illustr. et un appendice: Les modes et les temps des verbes français. (273 u. 52 S.) 8⁰. Freiburg i/B., J. Bielefeld, 1911. 3.50 Mk.

Pilz, C. Wörterverzeichnis zu den Lehrbüchern der französischen Sprache. 2. Aufl. (44 S.) 8⁰. Leipzig, J. Klinkhardt, 1911. 0.50 Mk.

— u. *E. Mollenhauer.* Lehr- und Übungsbuch der französischen Sprache. Ausg. f. Mittelschulen. Nach den ministeriellen Bestimmgn. vom 3. II. 1910, mitbearb. v. Prof. Mlle Math. Ph. de Beaupré. 2 Tle. 8⁰. Leipzig, J. Klinkhardt, 1911. je 2 Mk. I. Tl. (1. u. 2. Jahr.) (224 S.) — II. Tl. (3—5. Jahr.) Mit Illustr. und 1 Karte v. Frankreich. (215 S.)

— Sprachlererin *H. Pilz* u. Prof. *Mathilde Ph. de Beaupré.* Neues Lehrbuch der französischen Sprache f. Töchter-, Mittel- und Volksschulen u. f. den Privatunterricht nach den neuesten Bestimmgn. I. Tl. 4. Aufl. (80 S.) 8⁰. Leipzig, J. Klinkhardt, 1911. 0.80 Mk.

Reuter, M. Zusammenhängende Stücke zur Einübung französischer Sprachregeln, stufenweise geordnet. Für höhere Lehranstalten zusammengestellt. 6., unveränd. Aufl. (IV, 128 S.) 8⁰. Stuttgart, Muth, 1911. Geb. 1.20 Mk.

Scholl, Karl A. Übungsaufgaben zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische. Schlüssel. (90 S.) 8⁰. Würzburg, F. X. Bucher, 1911. Geb. 3 Mk.

Schroeder, C. Französisch. I. (158 S.) 8⁰. Elberfeld (Ravensbergerstr. 59), R. Arhelger, 1911. Geb. 3.75 Mk.

Teichmann, B. Französischer Anschauungsunterricht. Fünfzig Gespräche über Gegenstände. Erfurt, 1911. Verlag von Bernhard Teichmann. Preis 1.60 Mk.

Wohlfahrt, Thdr. Französische Grammatik f. höhere Schulen. 2. Tl.: Syntax m. französ. u. deutschem Übungsbuch. 3. Aufl. (VII, 228 S.) gr. 8⁰. München, Th. Riedel, 1911. Geb. 2.40 Mk.

Wolter, Eug. Französisch in Laut u. Schrift. Ein Lehrbuch f. höhere Schulen. 2. Tl. (XV, 291 S.) 8⁰. Berlin, Weidmann, 1911. Geb. 2.40 Mk.

— Grammatik der französischen Sprache f. höhere Lehranstalten. (VIII, 215 S.) 8⁰. Berlin, Weidmann, 1911. Geb. 1.80 Mk.

b) Literaturgeschichte, Schulausgaben, Lesebücher.

Fernessole, P. La Littérature française par l'étude des textes. Etude littéraire de textes français adaptée aux nouveaux programmes et aux méthodes nouvelles. 1re série. Textes de : 1. Marot; 2. Ronsard; 3. Voiture; 4. Balzac; 5. Corneille; 6. Mme de Sévigné; 7. La

Fontaine; 8. Molière; 9. Bossuet; 10. Racine; 11. Voltaire; 12. Chateaubriand; 13. Musset; 14. Lamartine; 15. Leconte de Lisle. Suivie d'une étude générale sur René Bazin. Préface de M. Emile Faguet, de l'Académie française. Paris, J. de Gigord, 1912. In-18 jésus, XIV-275 p.

Gebert, W. Précis historique de la littérature française. Cinquième édition revue et corrigée. Leipzig, Friedrich Brandstetter, 1911. VIII, 277 S. 8⁰. Geb. Mk. 3.60.

Brenner, Charles. Morceaux choisies des auteurs français à l'usage des écoles et de l'enseignement particulier avec un vocabulaire français-allemand. 2. éd. revue et corrigée. (VIII, 201 S.) 8⁰. Wien, M. Stern, 1912. Geb. 2.50 Mk.

Brunnemann, A. Jours d'épreuve. Ein Lesestoff zur Einführg. in die Umgangssprache und die Lebensverhältnisse des französ. Volkes. Unter Mitwirkg. v. Marcel Hébert geschrieben. Für den Schulgebrauch hrsg. v. E. Pitschel. Mit Anmerkgn. 5. Aufl. Mit 1 (farb.) Plan v. Paris. (VIII, 152 S.) 8⁰. Leipzig, O. R. Reisland, 1911. Geb. 1.50, ohne Plan 1.20 Mk.

Diesterwegs neusprachliche Reformausgaben, hrsg. v. Max Frdr. Mann. 8⁰. Frankfurt a/M., M. Diesterweg. 26. About, Edmond: Le roman d'un brave homme. Pages choisies et annotées par Rud. Neumeister et Henry d'Ollières. (VII, 51 u. 43 S.) 1911. 1 Mk.

Kärger, Ernst u. *Agnes Führ.* Auswahl französischer Gedichte f. Knaben- und Mädchen-Mittelschulen, nach Stoffgruppen geordnet. (XII, 91 u. Wörterbuch 31 S.) 8⁰. Hannover, C. Meyer, 1911. Geb. 1.70 Mk.

Sammlung, Weidmannsche, französischer und englischer Schriftsteller, m. deutschen Anmerkungen hrsg. v. L. Bahlsen u. J. Hengesbach. 8⁰. Berlin, Weidmann. Ségur: Un drame historique: 1812 (du Niémen à Vitepsk-Moscou-Passage de la Bérézina.) Ein Auszug aus Histoire de Napoléon et de la grande armée pendant l'année 1812. Hrsg. u. m. Einleitgn. u. Anmerkgn. versehen v. Max Pflänzel. (XVIII, 125 u. 44 S. m. 1 Karte.) 1911. Geb. 1.60 Mk.

Schriftsteller, Englische und französische, der neueren Zeit. Für Schule und Haus hrsg. v. J. Klapperich. (Ausg. A. Einleitung u. Anmerkgn. in deutscher, Ausg. B. in engl. od. französ. Sprache.) 8⁰. Berlin, C. Flemming. 59. Bdchn. Corneille, Pierre: Horace. Tragédie. Für den Schulgebrauch bearb. v. Fr. Meyer. (Ausg. A.) (XXIV, 76 S.) 1911. 1.50 Mk.

Schulbibliothek, Französische und englische. Hrsg. v. Otto E. A. Dickmann. Reihe C. Für Mädchenschulen. kl. 8⁰. Leipzig, Renger. 44. Bd. Colomb, Mme.: La fille des Bohémiens. Für den Schulgebrauch bearb. v. M. Mühry. (143 S.) 1912. 1.20.

Schulbibliothek französischer und englischer Prosaschriften aus der neueren Zeit. Mit besond. Berücksicht. der Fordergn. der neuen Lehrpläne hrsg. v. L. Bahlsen u. J. Hengesbach. I. Abtlg.: Französische Schriften. 8⁰. Berlin, Weidmann. 61. Bdchn. Margueritte, Vict.: Le petit roi d'ombre. Für den Schulgebrauch hrsg. u. erklärt v. H. Löhe. (126 S. m. 2 Taf.) 1911. Geb. 1.40; Wörterbuch (38 S.) 0.40 Mk.

Simion, Leonh., Nf.'s. Sammlung französischer Schulausgaben. (Hrsg. v. Gymn.-Prof. Dr. Max Pfeffer.) Text u. Wörterverzeichnis. kl. 8⁰. Berlin, L. Simion Nf. Jeder Bd. Text, geb. 0.50; Wörterverzeichnis 0.25 Mk. 7. *Corneille, P.* Le Cid. Tragédie. Bearb. v. Ob.-Realsch.-Ob.-Lehr. Dr. Fr. Weyel. 1. Tl. Text u. Anmerkgn.

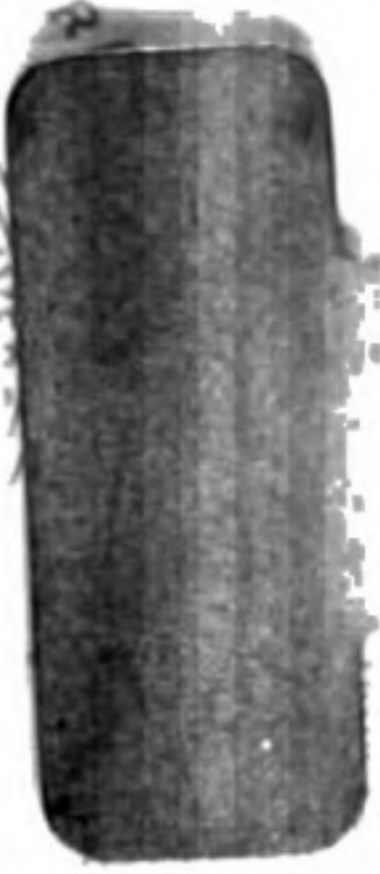
(99 u. 21 S.) — 2. Tl. Wörterverzeichnis. Bearb. v. Prof. Dr. Max Pfeffer. (25 S.) (1911.) 8. *Barrau, Th. H.* Histoir de la révolution française. Bearb. v. Realgymn.-Prof. Dr. Oschinsky, 1. Tl. Text und Anmerkgn. (98 u. 12 S.) — 2. Tl. Wörterverzeichnis. (29 S.) (1911.) 9. *Sand, George*: La petite Fadette. Hrsg. v. Gymn.-Prof. Dr. Max Pfeffer. 1. Tl. Text u. Anmerkgn. (117 u. 22 S.) — 2. Tl. Wörterverzeichnis. (41 S.) (1911.) 10. *Balzac, H. de.* Grandeur et décadence de César Birotteau. Bearb. v. Realgymn.-Ob.-Lehr. Prof. Dr. Paul Mann. 1. Tl. Text u. Anmerkgn. (X, 137, 20 u. 19 S.) — 2. Tl. Wörterverzeichnis. (52 S). (1911.)

Violets Sammlung v. Sprachplatten-Texten zum Unterricht m. Hilfe der Sprechmaschine. Französisch. (112 S.) 8⁰. Stuttgart, W. Violet, 1911. 0.75; einzelne Texte 0.04 Mk.

Druckfehlerberichtigungen.

Band XXXVIII, 6/8:

S. 55 Z. 2 statt calviniste l.: anticalviniste.
S. 55 Z. 12 statt France l.: Rome.
S. 58 Z. 6 statt pour l.: joua.
S. 59 Z. 6 statt la l.: le.
S. 59 Z. 21 v. unten statt dont l.: parmi lesquels.




JUNE 69
N. MANCHESTER, INDIANA

